FRANCONIA: UNTERHALTUNGS BLATT ZUM "SCHWEINFURTER ANZEIGER". 1868



Francvnia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 2. Sonntag den 5. Januar. 1868.

Du.

Ich möchte „Du" so gerne sagen
Zu dir; doch kann ich's immer nicht;
Ein solches Wörtchen nur zu wagen
So schwer ist's, wenn der Muth gebricht.
Ich will's nicht sagen, will dir's schreiben;
Doch schreiben wieder kann ich's nicht;
Denn immer würd' ich zaghaft bleiben
Vor deinem strengen Angesicht.

Was will ich mit dem Du auch sagen?
Was will ich, daß es mir verspricht? —
Mein Alles will ich damit wagen,
Und andre Worte find' ich nicht.
Ich will von deinen Lippen hören,
Und lesen dir vom Angesicht;
Du liebest mich, nur Du: — doch schwören
Wie Tausende, das sollst du nicht.

C. F.

Bavaria.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als dem Attila von den Feldwächtern die Kunde ward, es ziehe eine große Schaar daher und in ihrer Mitte eine Jungfau von wundersamer Schönheit mit ihren Gespielinnen, erhob er sich, rief seine Getreuen und harrte des Zuges. Jetzt nahte dieser. Bavaria erkannte schnell den mächtigen Gebieter, der, umringt von hundert Fürsten, auf seinem Throne saß und staunend die Fürstentochter im Glanze ihrer Schönheit und Würde erblickte. Ihre Wangen rötheten sich bei seinem Anblicke und erblaßten eben so schnell wieder, ihren Busen bewegten die Gefühle des Hasses und der Wemuth. Darauf begann sie: Unsere Heimat ward von Pest und Feinden verödet, der größte Theil der Wehrhaften erschlagen, die Geretteten zogen aus mit mir, um die Väter bei dir zu suchen und eine neue Heimat. Du wirst uns Beides gewähren. Das sind meine Brüder, die Söhne des Schyren, der deine Schlachten schlägt. Zeig und gib uns den Vater!

Attila schwieg und verbarg unter bitter freundlichem Lächeln seinen Ingrimm; aber je länger er die Jungfrau betrachtete, desto mehr schmolz sein Zorn wie der Schnee vor dem Blick der Sonne, desto inniger fesselte ihre Schönheit alle seine Gedanken und erzeugte Wunsch und Begier, sie zu besitzen, in den Kranz seiner vielen Frauen auch diese seltene Blume zu flechten. Und so begann er: „Getrost, ihr sollt den Vater haben! Ich habe ihn ausgesendet zu neuen Ruhmesthaten, bis er wiederkehrt, will ich euch Vater sein, vertrauet mir. Jetzt ruhet von den Beschwerden des Weges." — Darauf wendet er sich zu den Dienern und gebot, sie sollten schnell neue Zelte aufrichten in der Nähe seiner Zeltburg und sie mit allem Schmucke zieren, wie es sich für die Fürstentöchter zieme; man solle Bäder bereiten von duftigen Blumen und Salben und dann die Tafel bestellen.

Und alsobald geschah es, wie er befohlen hatte. Purpurzelte erhoben sich, wie Wunderblumen aus der Erde emporsteigend, bald dufteten die Bäder; die Jungfrauen nahmen Besitz von den Gemächern, Bavaria wurde von Dienern in das schönste mittlere Zelt geleitet; der Löwe, den anfangs Alle erschrecken flohen und betrachteten, legte sich vor dem Eingange nieder, wie er gewohnt war. Das Bad umschmiegte schäumend die Jungfrau, sie stieg heraus in der Blüte der Kraft und Unschuld, die Dienerinnen boten ihr seidene Gewänder, aber sie hüllte sich wieder in ihr Leinengewand, schlug das Fell um Busen und Hüften, das Haar flatterte in einen Knoten geschlungen noch lange über die Schultern herab. Dann aß sie und trank in hastiger Eile, als zehrte sie an ihren Gedanken.

Am andern Tage sendete Attila zwei Fürsten an sie. Diener folgten ihnen, der Eine trug eine Krone, der andere ein Halsgeschmeide, und als sie nahten, nahm der erste Fürst die Krone und sprach: Empfange von uns zuerst Gruß und Huldigung, du beglückte, mächtige Herrscherin! Du hast einen glänzenden Sieg errungen. Der Unüberwindliche hat sein Auge mit Liebe dir zugewendet, seiner Gnaden Sonne wird über dir scheinen und dich beglücken vor allen Frauen. Bereite dich zur hochzeitlichen Freude. Heute Nacht schon wirst du ruhen an der Seite des

Kriegsgottes und das Glück wird sein Füllhorn über dich ausgießen. — So sprach er und stellte die Krone vor die Jungfrau hin; der Zweite übergab das Geschmeide und sagte: Mit süßen schimmernden Ketten will der Mächtige dich fesseln und in Liebe dich führen durch das Leben. Folge ihm, dir zum Segen und Vielen!

Darauf neigten sie sich und verließen das Zelt. Bavaria starrte nach den verhängnißvollen Gaben; da erscholl von Ferne eine rauschende Musik, sie näherte sich immer mehr: Attila kam umgeben von hundert Fürsten, die neue Braut zu begrüßen. Als er sie in ihrem Leinengewande mit dem Felle umgürtet erblickte, rief er erzürnt: Wer hat meinen Befehl verachtet und die Braut nicht geschmückt mit dem Schmuck der Königinnen?

Da neigte sich Bavaria vor ihm und sprach mit sanfter Stimme: Zürne über Niemanden, o Herr, als über mich. Laß mich tragen dieses Gewand fort und fort, in welchem die Magd deinem Auge wohlgefiel. Das sei meine süße Erinnerung an die Vergangenheit und Mahnung für die Zukunft und zugleich meine erste Bitte an dich. Aber noch eine zweite wage ich, an dich zu richten: Laß mich das Gefolge meines Vaters, die Getreuen unseres Hauses, schauen, so viele noch um dich sind, daß ich sie grüße.

Und Attila gewährte und befahl, das Gefolge des Schyren zu rufen. Und als sie kamen, trat er auf sie zu und sagte: Seht hier fortan euere Gebieterin und Herrin, meine Braut Bavaria, die Tochter eueres Herzogs. Dann verließ er sie.

Die Jungfrau aber bewillkommte die Getreuen, reichte dem Aeltesten des Gefolges die Hand, grüßte ihn mit seinem Namen und er erkannte sie an Wort und Blick und rief ihr Heil! zu und alle drängten sich heran, reichten ihr die Hände und wiederholten den Jubelruf: Heil dir, Heil! Sie aber wehrte der lauten Freude mit sanfter Stimme, brachte ihre Brüder in die Mitte der Getreuen und empfahl sie ihrer Obhut und Leitung. Und Alle schwuren, ihr und ihnen treu zu sein. Da leuchtete das Auge der Jungfrau in Freudenthränen und sie beschied das Gefolge früh am nächsten Morgen vor ihr Zelt, sagte ihnen schmerzlich bewegt Lebewohl, rief dann ihre Brüder zurück, küßte sie mit Thränen und konnte nicht Worte finden, ihnen zu sagen, was ihre Brust durchbebte. Endlich begann sie: Was diese Nacht bringen wird, der Morgen wird es enthüllen. Ein Stern geht unter, ein anderer erhebt sich. Gedenket der Schwester! Und wenn Etwas geschehen ist, was euer Herz betrübt, dann suchet Trost bei den Freunden des Vaters.

Wo anders könnten wir Hilfe und Trost finden, als bei dir, du unsere Schwester und Königin? sagte der eine Bruder.

Nie und nimmer werdet ihr mich mit der Krone Attilas sehen! rief sie mit feierlicher Stimme. Aber geht! Die Entscheidung naht!

Die Brüder gingen und sie fanden das Gefolge des Vaters und wurden mit Freuden begrüßt, und sie schmauseten mit ihnen und lagerten in ihrer Mitte. Die Schilde umher bildeten einen schimmernden Wall und die Wachtfeuer loderten.

Indessen war die Sternennacht heraufgezogen, jetzt kamen die Abgesandten Attilas, die Braut aus der Mitte ihrer Freundinnen zu rufen und in die hochzeitlich geschmückte Zeltburg des Mächtigen zu führen. Sie trat heraus, gehüllt in das Leinengewand, umgürtet mit dem Tigerfelle; das Haar, auf dem Scheitel in einen losen Knoten geschlungen, wallte über die Schultern, in der Hand trug sie ein Schwert. Sie erschien wie die Kriegsgöttin, die sich dem Kriegsgotte vermählt. Tausend Fackeln erhellten ihren Weg, denn sie ging durch die Reihen der Fürsten, geleitet von hundert Jungfrauen. Gellende Musik durchrauschte den ungeheueren Zeltenwald und verkündete, Attila habe sich eine neue Braut erkoren. Jetzt nahte die Jungfrau dem Zelte, dem Ziele. Attila harrte ihrer unter der emporgeschlagenen Zeltdecke. Jetzt neigten sich die Fackeln, die Fürsten; die Musik verstummte einen Augenblick. Attila reichte der Braut die Hand und führte sie in das Zelt; der Löwe blieb vor dem Eingang und der Zeltvorhang senkte sich. Da begann die Musik rauschender als vorher, die letzten Töne verloren sich ersterbend erst um Mitternacht.

Im Zelte drinnen wurde indessen ein Kampf gekämpft, wie ihn Braut und Bräutigam sonst nirgends kämpfen. Denn kaum war der schwere seidene Vorhang gefallen und Attila allein mit der Braut, als diese ihre Hand aus der seinigen riß, zurücktrat und mit dumpfer zitternder Stimme und Rache glühenden Augen begann: Du hast mir ermordet meinen Bräutigam und meinen Vater, du hast sie meuchlerisch hingeschlachtet. Dessen zur Vergeltung hätte ich dir in dieser Nacht dein Haupt abschlagen sollen; aber Meucheln ist nicht deutsche Sitte, ist nur Sitte der Hunnen. Wohlan, kämpfe um dein Leben! Meine Liebe, meinen Leib habe ich bereits verpfändet und geweiht. Sie gehören meinem Verlobten! Dein werde ich nicht, so wahr die Sterne jetzt am Himmel stehen.

Stumm vor Wuth, mit Gift und Dolchen in seinem Blick, starrte Attila die Jungfrau einen Augenblick an, dann rief er mit kreischender Stimme: Ha! die Welt liegt jetzt zu meinen Füßen und du bietest mir Kampf? Ich will dich bezwingen, deinen Leib in den Staub treten und morgen den Hunden dich preisgeben!

So rief er, riß das Schwert von der Zelt-

wand und drang auf die Jungfrau ein. Schlag auf Schlag dröhnte, indessen draußen die Musik rauschte und wie zum Kampfe aufrief. Die Kraft der Jungfrau und sie selber schien mit jedem Schlage zu wachsen; da holte Attila nach langem vergeblichen Bemühen, sie zu entwaffnen, wüthend zum zermalmenden Schwunge aus; sie wich zurück, aber noch traf er ihr Schwert, daß der Arm wie gelähmt niedersank. Jetzt stürmte er heran, sie niederzuschmettern; da ließ sie schnell das Schwert in die linke Hand gleiten und während sie durch eine Wendung seiner Wucht entging, aber doch nicht vermeiden konnte, daß sein Schlag ihren Arm schwer verwundend traf, bohrte sie ihr Schwert in seine Seite. Er stürzte lautlos auf sie und riß wie ein Koloß im Falle sie danieder. So lagen sie, er todt, sie zum Tode betäubt, indessen draußen noch die Musik fortrauschte; bis die Töne sich allmählich in der Nacht verloren.

Als Bavaria aus langer Ohnmacht erwachte und sich ihres Zustandes bewußt wurde, suchte sie sich aufzuraffen. Es gelang ihr nach wiederholter Anstrengung. Sie schwankte zur Eingangspforte und trat hinaus in die kühle Nacht. Der Löwe erhob sich freudig und knurrte. Auf ihn sich stützend, wandelte sie langsam zu ihrem Zelte, rief mit leiser Stimme eine ihrer Freundinen, bedeutete der Eintretenden und über ihren Anblick Erschreckten zu schweigen und verband mit ihrer Hilfe die Wunde Dann sank sie in einen erquickenden Schlummer.

Am frühesten Morgen, da kaum die ersten Strahlen der Sonne die höchsten Bergspitzen im fernen Gesichtskreise rötheten, zog das getreue Gefolge heran, die Schyren voran, und sie stellten sich vor dem Zelte auf, nach dem Worte, das ihnen die Jungfrau bei dem Abschiede gesagt und sie harrten schweigend und erwartungsvoll von Wannen ihnen wohl Botschaft kommen möchte. Jetzt erwachte Bavaria wie aus einem düstern Traume. Sie besann sich, sah das blutige Schwert, fühlte den verwundeten Arm. Sie war gerettet, befreit! Sie hatte Tausende gerettet und befreit aus den Fesseln der Gottesgeißel. Dieser Gedanke durchströmte ihren Busen mit glühender Kraft, sie fühlte keinen Schmerz, ihre Augen leuchteten, ihr Blick erhob sich zum Himmel, dann senkte sie anbetend Haupt und Schwert.

Als sie draußen das Geräusch der Schwerter und Schilde vernahm, trat sie hinaus, noch mit Blut übergossen vom gräßlichen Ringkampf. Die Brüder, die Freunde erschracken bei diesem Anblick, sie erschien wahrhaft als Kriegsgöttin, und Alle standen schweigend und Keiner wagte, sie anzureden und zu fragen.

Sie aber begann: Meine That in der Nacht wird die Sonne sogleich dem Tage verkünden und ein Tag sagt es dem andern, ein Volk dem andern. Auf, ruft die germanischen Stämme und Genossenschaften alle umher. Wisset, ich habe den Attila erschlagen!

Und noch standen Alle regungslos, als faßten sie das Ungeheure nicht; dann aber erhoben sie ein Jubelgeschrei, das zum Himmel drang und sich immer wieder erneuete. Und die Sonne ging auf und schaute mit Staunen die That der Jungfrau. Der Zeltenwald aber wiederhallte vom Ruf der deutschen Stämme: Auf, wohlauf! die Fesseln sind gebrochen!

Die Hunnen hörten den Ruf und fuhren aus dem Schlafe empor; sie sammelten sich in Schaaren da und dort; ihnen begegnete siegesfreudig die Schaaren der Deutschen und hielten die Schwerter der Hunnen in der Scheide zurück. Jetzt kamen die Söhne Attilas, sahen das bunte Völkergewoge und wie von allen Seiten die Deutschen herandrängten. Sie gingen, den Weltgebieter zu wecken. Er wollte nicht erwachen vom lauten Rufen. Da traten sie ein, erhoben ein Jammergeschrei, und die Hunnen, die es hörten, wiederholten das Wehgeschrei, indessen der laute Jubel durch die Schaaren der Deutschen brausete.

Sie standen gereiht, Hundert an Hundert, ein wogendes Meer um Bavaria. Und sie schwang ihr Schwert und rief: Vorwärts! Und fort schritten die Tausend, mitten durch die Zeltreihen der erstarrten Hunnen, die Jungfrau mit dem Löwen voran. Tag um Tage schwanden hinab, noch immer wogte der Zug an den Ufern der Donau aufwärts. Da wo der Strom in wilden Wirbeln die Bergfelsen durchbricht, zogen sie über das Gebirge und sahen niedersteigend das weite Hügelgelände und die Wiesen- und Saaten-reichen Ebenen umher sich ausbreiten von Mitternacht gegen Mittag, von Gebirg zu Gebirg. Und sie freueten sich des Landes, seiner Hügel, Flüsse und Ebenen und riefen Vaterland! Denn es erschien ihnen wie die verlassene liebe Heimat in Asien. Und sie vertheilten die Loose und siedelten sich an Stamm bei Stamm in den verschiedenen Gauen und Thälern an den Seen und Flüssen. Bavaria aber waltete unter ihnen wie eine Gottheit, und ihre Brüder Agilolf und Theudebert wuchsen empor und Jener ward freudig als Herzog begrüßt und wurde seines Volkes Hort und Ruhm. M. Söltl.

Das Hinterhaus.

(Fortsetzung.)

Riekchen hatte an genanntem Abend Meister Lehmanns Küche und Wirthschaft viel zu gut

versehen, als daß er sie nun hätte entbehren mögen. Sie mußte also wieder vorkommen und sich aufs Neue den häuslichen Geschäften unterziehen. Aber sonderbar war es, daß der Wittwer jetzt nichts sparte und nun weit flotter zu leben anfing, als dies zu Rosinens Lebzeiten geschehen war. Ob es geschah, um Rieckchens Wohlgefallen zu erregen, oder ob er sich neue Kräfte anessen wollte, oder vielleicht auch weil ihn Rosinens Hinscheiden belehrt hatte, daß Alles auf der Welt eitel sei — dies ist unentschieden geblieben. Genug, das gute Leben that seine Wirkung, denn Lehmann wurde täglich aufgeheiterter, lustiger und kraftvoller, sang wie früher seine Lieblingslieder und saß nur dann bisweilen in ernstem Sinnen, wenn Rieckchen aus seiner Wirthschaft wieder ins Hinterhaus zu ihrem Vater zurückgekehrt war.

Eines Morgens saß Meister Lehmann in seiner Werkstatt, eifrig mit Ahle und Nadel beschäftigt, als ihn Hansgörgel auf den Corporal Stange aufmerksam machte, der eben mit der steifen Haltung eines alten Militärs, der noch unter Friedrich dem Großen gedient, über den Hof schritt. Es war gerade der Michaelistag, wo der alte pünktliche Soldat seinen Miethzins zu entrichten pflegte. Meister Lehmann steckte den Kopf aus der Fensteröffnung, welche nach dem Hofe führte, und reichte dem Invaliden mit freundlichem Gruße seine Schnupftabaksdose, eine freundliche Aufmerksamkeit, deren sich dieser von seinem Hausherrn noch nie zu erfreuen gehabt hatte. Nach einigen Worten über das Wetter und gegenseitiges Wohlbefinden, lud Meister Lehmann den alten Corporal ein, ins Zimmer zu kommen.

Alten Soldaten pflegen Klagen über schlechte Zeiten ebenso angethan zu sein, wie jungen und alten Frauenzimmern die Nachahmung der französischen Modethorheiten. Auch Corporal Stange erhob im wehmüthigsten Tone seine Klagelieder und versicherte hoch und theuer, so sauer als diesmal sei ihm die Bezahlung seines Miethzinses, obgleich er jährlich nur zwanzig Thaler betrage, niemals geworden, und doch möge er als ordentlicher Mann ihn keinen Tag schuldig bleiben. Meister Lehmann, der sonst dergleichen Versicherungen mit größter Gleichgiltigkeit angehört und sich immer seinem Miethsmann gegenüber eine gewisse Würde zu geben versucht hatte, geruhte heute bis zur Erniedrigung herablassend zu sein. Er reichte gleich beim Eintritte dem Corporal die Hand, schickte Hansgörgeln nach einer Flasche Doppelbier, legte ihm im traulichsten Tone wegen der schlechten Zeiten fünf Thaler vom Miethzinse zurück und meinte endlich mit vielsagender Miene: J nu, Vater Stange, Sie könnten es auch wohl besser haben!

Wie so, Meister? fragte stutzend der Corporal. Mein allergnädigster Landesvater wird mir niemals mehr als fünfzig Thaler Pension geben, und verdienen kann ein so alter lahmer Kerl wie ich, auch nicht viel. Brod und Holz, Licht und Wohnung sind theuer, und so werde ich wohl am Hungertuche nagen müssen, bis es dem lieben Herrgott gefällig ist, mir drei Ellen unter der Erde mein ewiges Standquartier anzuweisen.

Sie verstehen mich nicht, Corporal, erwiederte Lehmann. Hier, stopfen Sie sich ein Pfeifchen Stötterißer und dann wollen wir die Sache besprechen! Hansgörgel, hole noch eine Flasche Doppelbier und dann kannst Du im Hofe des Herrn Amtmanns ausgebessertes Riemzeug schwärzen. — Sehen Sie, lieber Stange, ich meinte, es würde für Sie ganz gut sein, wenn sich für Rieckchen ein wackerer Mann fände, der seinen Schwiegervater zu sich nähme und in Frieden und Freundschaft zu Tode fütterte.

Ganz sicherlich, aber daran ist nicht zu denken, bemerkte der Veteran. Wer zum Teufel heirathet denn heut noch ein Mädchen, deren Ausstattung allein in einem guten Herzen, Wirthschaftlichkeit und etwa einem hübschen Lärvchen besteht? Ueberdies habe ich mein Mädchen auch nach Leipzig vermiethet, wohin sie in acht Tagen abgeht und will schon froh sein, wenn sie ehrlich wiederkommt und sich etwas erspart hat.

Wie, sie wollen Rieckchen fortschaffen, rief, den angesetzten Bierkrug erschrocken auf den Tisch stellend, Meister Lehmann?

Es bleibt mir eben nichts weiter übrig, antwortete der alte Soldat.

Nun, da muß es heraus, obgleich ich erst nach der sechsundzwanzigsten Trauerwoche damit hervortreten wollte. Vater Stange, Rieckchen muß meine Frau werden, wenn ich nicht nächstens sterben, oder wenigstens verrückt werden soll. Und mit diesen Worten drückte Meister Lehmann des Corporals durch eine Schußwunde verkrüppelte Hand mit so krampfhafter Heftigkeit, daß dieser einen überlauten Weheruf ausstieß. Der alte Soldat faßte sich jedoch, sprach von Gottes Schickung, der Nothwendigkeit einer sorglichen Hausfrau, und dem Werthe der weiblichen Tugend, bis wie durch die Stimme des Schicksals gelockt, Rieckchen über den Hof ging. Sie wurde sofort herein gerufen und ihr von dem verliebten Meister ein Glas Doppelbier credenzt.

(Forts. f.)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

―――
Francônia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 3. Donnerstag den 9. Januar. 1868.

Der Winter.

Lenz, wo bist Du hingezogen
Mit dem Teppich der Natur?
Wo sind, Flora, Deine Kinder?
Nirgends find' ich ihre Spur.

Abgefallen von dem Strauche
Liegt die Blume, liegt das Laub,
Ja so manche zarte Blüthe —
In Verwesung und in Staub!

Doch jetzt gibt der Winter Blumen,
Nur in anderer Gestalt:
Sieh', wie duftig Frost und Kälte
Uns die Fensterscheiben malt!

Felder, Wiesen und Gesträuche
Tragen all' des Winters Kleid,
Selbst der lieben Vöglein Nester
Auf den Bäumen sind verschnei't.

Fort sind nun die Nachtigallen,
Fort ihr süßer Flötenton,
Ach, noch mancher zarte Sänger
Zog mit ihnen still davon.

Oede, stille sind die Auen
Rings umher im Weitenall,
Trau'riger das Echo tönet
Uns zurück im Widerhall.

Und so sind wir eingeschlossen
Durch des Winters lange Nacht; —
Und entschlummern wird so Mancher,
Der zum Frühling nicht erwacht.

―――――

Die Camelia.

(Nach A. de Gondrecourt.)

1.

An einem der kältesten Januartage des Jahres 1820 blieb trotz des schneidenden Nordwindes und des trüben Himmels gar mancher Vorübergehende in der Rue de Grenelle Saint-Germain zu Paris vor dem prachtvollen Blumenladen eines Kunstgärtners stehen, um die herrlichen Gewächse zu betrachten. In der milden Temperatur des Zimmers entfalteten die Blumen dem rauhen Winter zum Trotz die mannichfaltigsten Farben und verbreiteten hesperische Düfte — Vorboten des kommenden Frühlings.

Tief in Mäntel oder Pelze gewickelt, schritten die Menschen rasch heran, blieben eine oder auch wohl einige Minuten vor den großen Glasscheiben stehen und eilten um so rascher fort, je länger sie sich von dem Gesehenen hatten fesseln lassen. Nur ein Kind schien dem Froste und Nordwinde nicht weichen zu wollen, denn unter den Kommenden und Gehenden bildete es das Bleibende: wie festgezaubert stand es auf dem Trottoir vor dem Fenster und seine Augen blitzten.

Der schaulustige Knabe mochte neun bis zehn Jahre alt sein; sauber, doch dürftig und allzu sommerlich sah sein Anzug aus; in dem offenbar bleichen, jetzt jedoch von der Kälte gerötheten Gesichte lag ein schmerzlicher Zug, der mit dem sprechenden Blicke des blauen Auges schon an und für sich Theilnahme erweckt haben würde, wenn der kleine Blumenfreund auch nicht an allen Gliedern gezittert hätte. Die langen blonden Locken, die dem Kleinen auf die Schultern herab wallten, bildeten den Goldrahmen zu dem edlen Ovale, das der Verkümmerung ungeachtet schön und edel heißen durfte.

Die Blüthenpracht, die der spekulative Kunstgärtner in so meisterhaften Gruppen zur Anlockung des Publikums aufgestellt hatte, gefiel dem jungen Blumenfreunde zwar ohne Ausnahme, vor allen aber wurde seine Bewunderung von einer Camelia, einem seltenen Prachtstücke, erregt: ihr schlug sein Herz mit Wonne, Liebe, ja wir dürfen ohne Uebertreibung sagen, mit kindlicher Andacht.

Es war eine japanische Camelia von drei Fuß Höhe, deren vielen braunen Zweige mit ovalen grünen Blättern und den vollsten hellrothen Blüthen geziert waren. Des Knaben Blicke wankten und wichen nicht von diesem Wunder einer milderen Natur, und in dem Lächeln, das um die zitternden Lippen des Bewunderers schwebte, lag jenes geheimnißvolle Etwas, das auf einen besonderen Geist hindeutet, auf eine Anschauung, die den Gegen-

stand mit andern Augen, als der große Haufe, die ihn mit den Augen des Genies betrachtet und aus dem reinsten, holdesten und flüchtigsten Meisterstücke der Schöpferhand ewige Ideen schöpft.

Noch stand der jugendliche Beschauer in Bewunderung versunken, als die Glasthür zu dem Laden geöffnet wurde und eine elegante Dame eintrat, hinter der ein Livreebediente die Thür rasch wieder zumachte.

Von Anschauungen und Bildern ferner Zonen umgaukelt, achtete der Knabe wenig auf die neue Erscheinung; das Kinn zur Fensterhöhe hebend, betrachtete er nach wie vor seine Lieblingsblume.

„Haben Sie an mich gedacht?“ fragte die elegante Dame, während sie auf dem Stuhle Platz nahm, den der Kunstgärtner ihr mit ganz besonderer Zuvorkommenheit auf die Stelle rückte, wo der Totaleindruck der reichen Sammlung am Schlagendsten war.

„Ja, Frau Marquise, ich erhielt gestern Ihren Auftrag und glaube mir schmeicheln zu dürfen, daß Sie noch keine solche Auswahl die ihrige genannt haben.“

„Sie sind ein Mann von Wort . . . leider, leider, sollte ich sagen, denn ich werde mich bei Ihnen zuletzt noch arm kaufen.“

„Eher würde sich die Frau Marquise arm geben. Wer für die Armen so viel thut, darf doch wohl auch für sich etwas thun. Sie sind zu gut! . . .“

„Keine Komplimente, bester Herr Nicolas, oder ich entziehe Ihnen meine Kundschaft!“ erwiderte die schöne Frau lachend und setzte scherzhaft hinzu: „Meine Armen würden vielleicht am Meisten dabei gewinnen.“

Die Dame hatte sich rasch erhoben und ihr Blick fiel auf den blonden Lockenkopf, der durch das Fenster sah.

„Ich wollte schon fragen“, begann sie. „Wer ist der hübsche Knabe, dem ich seit einiger Zeit regelmäßig an Ihrem Fenster begegne? Da steht er wieder.“

„Wahrscheinlich armer Aeltern Kind!“ antwortete Herr Nicolas. „Er scheint ein passionirter Blumenfreund zu sein, wenigstens zeigt er eine Beständigkeit, die man Muth nennen muß und eine Vorliebe, die mich schon einige Male in Versuchung führte, nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Denken Sie nur, wenn ich Verblühtes hinauswerfe, so hebt er Alles emsig auf, betrachtet es aufmerksam, sucht sich das Beste aus und nimmt es mit.“

„Das arme Kind! Machen Sie ihm doch hin und wieder eine kleine Freude, werfen Sie einmal etwas Besseres weg, wenn's so gut aufgehoben ist! . . . Ei, sehen Sie doch! Himmel, wie schön! . . . Das nenn' ich ein Prachtstück! Seit wann haben Sie denn diese unvergleichliche Camelia? Und davon sagen Sie mir nichts?“

„So etwas lobt sich selbst, Frau Marquise.“

Die Dame war zu der Blume geeilt, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Sie war selbst eine zarte Blüthe, frisch und hold wie die Wunder des Blumisten. Ihre Stimme klang so weich und silberhell, ihr Lächeln war Liebreiz und ihre ganze Erscheinung der Ausdruck schöner Weiblichkeit und einer Harmlosigkeit, die das Leben vielleicht, doch nur im Gefühle ihres Glücks und eines guten Gewissens, zu leicht nahm.

Der Kunstgärtner nahm die Vase, in der die Camelia lebte, vom Gestell herab und setzte sie zur Erde. Da blitzte es in den Augen des Knaben und er verfolgte die Bewegungen des Blumisten und der Bewundererin mit offenbarer Unruhe und Besorgniß.

„Bezaubernd!“ rief die Marquise. „Nicht wahr, diese Ueberraschung kommt mir theuer zu stehen?“

„Gefällt sie Ihnen?“

„Freilich, freilich, ich kann mir die Freude nicht versagen. Aber . . . nein, Herr Nicolas, sagen Sie mir den Preis jetzt nicht; ich müßte Bedenken tragen! Ich bin Ihretwegen schon so oft ausgezankt worden und mit Recht, denn ich verbrauche mehr Blumen, als ein ganzer Bienenschwarm. Adieu!“

Sie wollte gehen, drehte sich aber an der Thür wieder um und sagte zu ihrem Bedienten:

„Nehmen Sie die Vase; aber vorsichtig! . . . Adieu! Herr Nicolas; schicken Sie mir die Rechnung, da unsere Liebhabereien doch einmal ohne Geld nicht abgehen. Was sagt Ihr Buch?

„Höchstens tausend Francs, Frau Marquise.“

„Wirklich? Nun, auf Wiedersehen!“

Die liebenswürdige junge Dame trat aus dem Laden des Kunstgärtners und warf im Vorbeigehen dem armen Knaben in den sommerlichen Kleidern und den reichen blonden Locken einen freundlichen Blick zu, den dieser jedoch nur durch ein scheues Senken des Kopfes erwiederte. Die Blumenfreundin hätte ihren kleinen Geschmacksgenossen gern angeredet, aber er drehte ihr trotzig den Rücken zu. Langsam schritt die Dame die Rue de Grenelle entlang und ließ den Bedienten mit der Camelia vorausgehen. Da rollten dem Knaben die hellen Thränen über die kalten Wangen, er seufzte schwer, auf und schlich, als könne er sich nicht von der Prachtblume trennen, dem Entführer derselben mit finstrem Gesichte nach.

Plötzlich aber fing er an zu laufen, schoß der Marquise wie ein Windspiel nach, blieb stehen, hob ein gesticktes Taschentuch auf, das

der Dame aus dem Muff entfallen war, und sagte mit bewegter Stimme:

„Madame, Sie haben Ihr Taschentuch verloren; hier ist es!“

„Ah, kleiner Freund, das ist brav von Dir; Du bist ein ehrlicher Junge und Dein Antheil an dem Funde soll Dir nicht entgehen. Ich habe Gold in den Zipfel geknotet und wenn Du das Tuch behalten hättest, so . . .“

„Ich bin der Sohn eines ehrlichen Mannes, Madame!“ antwortete der Kleine mit einem Stolze, der ihn der Marquise noch mehr empfahl.

„Das sehe ich; aber Du bist in den leichten Kleidern fast erstarrt. Da, kleiner Freund, nimm die zwei Goldstücke, sie gehören Dir, von Rechts wegen; wende sie aber gut an.“

Während sie so sprach, hatte sie den Zipfel des Tuches aufgeknotet, nahm zwei Louisd'or heraus und reichte sie dem ehrlichen Finder.

„Ich danke, Madame; mein Papa hat mir verboten, von fremden Leuten Geld zu nehmen, bis ich mit meiner Arbeit Geld verdienen kann.“

Da er auf das Verdienen einen besonderen Nachdruck legte, so fragte die Marquise:

„Das wird sobald noch nicht gehen, kleiner Freund. Was lernst Du denn?“

„Mein Vater ist Maler, aber fast erblindet und kann deshalb nichts mehr schaffen. Er gibt mir Unterricht und das ist alles Mögliche.“

„Und in welchem Genre übst Du Dich?“

„Im Blumenmalen.“

„Also deshalb studirst Du so fleißig am Fenster des Herrn Nicolas? Armes Kind, Du suchst Dich in der bittern Kälte zu begeistern.“

„Ja, Madame, ich studire dort“, seufzte der angehende Blumenmaler, „so gut es eben geht!“

Dabei warf er einen sehnsüchtigen Blick auf die Camelia, als wolle er sich die Pracht zum Abschiede noch recht tief einprägen.

„Du hast also zu Hause keine Blumen für Dein Studium?“

„Ach, Madame, das ist nicht zu erschwingen. Vater hat Noth, mir Bleistift, Kreide, Farben, Papier und Leinwand anzuschaffen, denn ich verderbe viel. Die Blumen sind für unsere Verhältnisse zu theuer, deshalb mache ich jeden Mittag meinen Gang zu den Fenstern der Blumisten, sehe und arbeite dann aus dem Gedächtnisse. Der Winter ist freilich eine schlimme Zeit.“

„Welche Blumen hast Du denn am Liebsten?“

„Ich liebe sie alle, alle! . . . Die kleinste wie die größte, alle sind unvergleichlich! antwortete der kleine Künstler begeistert, setzte aber traurig hinzu: „Eine jedoch war dort, die mich nicht ruhen ließ; ich dachte, sie solle mein erstes Blumenstück werden, das einen Käufer fände.“

„Ist sie nicht mehr da? Warum hast Du Dich nicht an Herrn Nicolas gewendet?“

„Ich mag nicht zudringlich sein; der Vater sagt, arme Leute kommen so leicht in übeln Verdacht.“

„Wohl wahr. Und die Blume?“

Der Kleine warf einen lebhaften Blick auf die Camelia, die der Bediente steif im Arme hielt, jedoch sichtbar unzufrieden über das lange Zwiegespräch auf der kalten Straße.

„Die Blume . . . Sie haben sie . . . Sie sind sehr glücklich! stammelte er.

Die Marquise hatte ein edles Gemüth; ihr Gesicht erheiterte sich; einen Augenblick ließ die eigene Liebhaberei sie unschlüssig, doch rasch dem inneren Drange folgend, sagte sie:

„Es thut mir leid, kleiner Freund, daß ich Dir einen Augenblick wider Wissen und Willen die Aussicht auf Dein erstes Bild raubte. Sei fleißig, hörst Du! Nimm die Camelia, studiere und behalte sie zum Andenken an unsere Bekanntschaft.“

Der Bediente reichte dem Knaben brummend die Blume, dieser schloß seinen Liebling freudig in die Arme, doch als er, der ersten Ueberraschung Herr geworden, der großmüthigen Geberin danken wollte, war dieselbe verschwunden.

Eine Thräne im Auge, seliges Lachen auf dem Gesichte, kehrte der kleine Blumenmaler mit dem theueren Geschenke zu dem bescheidenen Stübchen des halbblinden alten Vaters zurück. Es war das erste Ereigniß seines jungen Lebens; die Camelia wurde der Wendepunkt der rosigen Morgenröthe seiner Künstlerlaufbahn.

(Schluß folgt.)

Das Hinterhaus.

(Fortsetzung.)

Meister Lehmann, begann mit feierlicher Stimme der Corporal, meine Tochter ist ein braves Mädchen und ich bin ein alter Kerl, der seine Vaterpflichten zu erfüllen stets ehrlich und redlich beflissen gewesen ist, und nach Verhältniß seines Standes Alles gethan hat, um sein Kind gut zu erziehen. Durch diese väterliche Sorgfalt ist mein Mädchen ein gutes Frauenzimmer geworden, die mehr Gefühl für Tugend und religiöse Denkungsart besitzt, als manche vornehme hochfrisirte Dame. Fragen Sie das Mädchen selbst, ob sie Lust hat, Ihre Frau zu werden. Was mich anbetrifft, ich bin damit zufrieden.

Rieckchens Antwort fiel für Meister Lehmann sehr befriedigend aus. Noch an demselben Abend wurde von dem Brautpaar und dem alten Corporal in stiller Gemüthlichkeit das Verlobungsfest gefeiert. Acht Wochen nachher machte der Herr Oberpfarrer Rieckchen Stange zur Frau Riemermeister Lehmann, bei welcher Gelegenheit die weiblichen Zungen der Stadt wieder das ergiebigste Material für eine längere Unterhaltung über Braut, Bräutigam und die selige Rosine auffanden. —

Es war für Meister Lehmann eine behagliche Empfindung, ein junges, schmuckes Weibchen um sich zu haben, mit ihr zu tändeln, zu liebkosen, zu spielen und spazieren zu gehen. Aber gleich Anfangs beging er auch den Fehler, ihr alles nachzusehen. Obgleich Rieckchen von der Mutter Natur überaus gütig ausgestattet worden, suchte sie doch ihre Reize noch durch allerhand vom Luxus geschaffter Hülfsmittel zu erhöhen, welche ihres gutmüthigen Mannes Geldbeutel auf eine erbärmliche Art in Anspruch nahm. Sie putzte sich über alle Gebühr und hielt die Moden, wie sie die Frau Bürgermeisterin und andere Damen der kleinstädtischen Hautvolée trugen, ebenfalls aufs pünktlichste ein. Meister Lehmann aber, anstatt der Frau ihren Standpunkt klar zu machen, beging den dummen Streich, sich über jedes neugekaufte Flitterwerk zu freuen und das geputzte Weibchen schmunzelnd zu begaffen und zu beliebäugeln. Noch thörichter aber war es, daß er von Stunde an nicht mehr fleißig arbeitete, überall seinem Rieckchen nachkroch, mit demselben ebenso häufig auf dem Schießhause, als in seiner Verkaufsbude erschien und ebenso gerne Besuche machte, als annahm. Auf diese Weise wird man bald mit Freuden arm, zumal wenn zu solcher Lebensweise auch noch reichlicher Familiensegen hinzukommt. Kaum war ein knappes Jährchen nach der Hochzeit dahin geschwunden, als Rieckchen einen prächtigen, dicken Jungen auf dem Schooße wiegte, der aller Schmähsucht zum Trotze, nicht nur die Nase, sondern auch sogar einen kolbigen Mittelfinger vom Vater mit auf die Welt gebracht hatte. Meister Lehmann war außer sich vor Freude. Er schwur, trotzdem daß kein Mensch das Gegentheil behauptete, der Junge sei sein Fleisch und Blut und konnte sich in der frohen Bestürzung nicht einmal auf einen Namen für ihn besinnen. Er mußte also die Entscheidung dem Kalender überlassen und der kleine Lehmannsche Erbprinz wurde, weil er am Tage des heiligen Kilian zur Welt gekommen, Kilian genannt. Wäre er am Aschermittwoch oder Petrikettenfeier geboren worden, würde man ihn sicherlich mit einem dieser beiden Festtags-Namen belegt haben.

Rieckchen lag in gehöriger Zeit noch sechs Male im Wochenbette, doch alle damit zusammenhängenden kleinen Weltbürger starben wieder, bevor sie das zweite Jahr erreichten und nur Kilian, der Erstgeborne blieb am Leben. Die vielen Kindtaufsschmäuse aber, die neuen Putzgegenstände beim Kirchgange, häufige Wochenbesuche, Gevatterschaften, Begräbnisse der Kinder und Krankheiten, Alles dies zusammengenommen, brachte den gutwilligen Gatten nach und nach zum Ruin. Er selbst wurde alt und untauglich, seine Kunden hatten ihn verlassen, die Bude stand leer, der Nothpfennig war verthan und das Haus verschuldet — überhaupt Alles so schlimm, wie man es von einer siebenzehnjährigen schlechten Haushaltung erwarten konnte. Auch die Sprache zwischen dem Ehepaare wurde eine ganz andere. Rieke, wie er sie jetzt nannte, machte Lehmann und dieser der Frau Vorwürfe und so schwand der Hausfrieden und an seine Stelle trat Murrsinn. Dagegen aber war Kilian zu einem prächtigen Burschen herangewachsen und in ihm erblickten die beiden Aeltern die einzige Hoffnung, dereinst vor bitterem Mangel geschützt zu sein.

Der nichtswürdige Franzosenkrieg, das verdammte Hinterhaus! das waren jetzt die häufigsten, halblaut ausstoßenden Verwünschungen, welche Meister Lehmanns Lippen entfuhren, und seine Hand ärgerlich kratzend hinter den Ohr führten. Es hatte aber mit dem Franzosenkriege folgende Bewandtniß. Meister Lehmanns Vater und Vorgänger im Geschäft hatte kurz vor dem Einmarsche der Franzosen in Deutschland mehrere Acker des besten Feldes für sechstausend Thaler verkauft, um mit diesem Gelde einen bedeutenden Lederhandel anzufangen. Der Krieg machte jedoch einen Aufschub nöthig und der Alte ließ indeß das Geld im Kasten liegen Darauf wurde ein Friede geschlossen, die Winterquartiere hörten auf und auch die Wimmelburger Besatzung rückte aus, um sich in der Nähe mit den benachbarten Garnisonen zu vereinigen. Um nun dieses vereinte Corps zu sehen, stieg der alte Lehmann auf den großen Birnbaum am Hinterhause und gaffte voll Begierde den blitzenden Schaaren nach. Da knackte auf einmal der Ast, welcher dem Neugierigen als Stütze diente, und aus hoher Luft hernieder stürzte der Unglückliche und zerschmetterte sich den Schädel, daß er sofort verschied.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 4. Sonntag den 12. Januar. 1868.

Schaumgebilde.

Die Mutter sitzt mit ihrem Kinde
Am Gartenweg auf grünem Rasen
Und bläst aus zierlich irb'ner Pfeife,
Dem Kleinen bunte Seifenblasen.

Sie steigen auf im Sonnenscheine;
Sie spiegeln Erd' und Himmel wieder
In wunderbarer Form und Farbe;
Dann — sinken sie — zerspringend nieder.

Wie streckt verlangend seine Händchen
Der Knabe aus, um sie zu fangen;
In seinen Augen steht's geschrieben:
Besitzen möcht' er sie — erlangen! —

O Bild des Lebens! Gold'ne Träume,
Von kühnen Wünschen leicht gehoben,
Wie malt sie farbig aus die Jugend!
Wie bald sind sie verweht — zerstoben!

Was bleibt uns von den Zauberbildern,
Die wir im Lebenslenz ersehnen?
Den Schaumgebilden gleich' — nur Tropfen;
Und diese Tropfen? — bitt're Thränen!

Die Camelia.

(Nach A. de Gondrecourt.)

(Schluß.)

2.

Am 31. Dezember 1835, also fünfzehn Jahre nach jenem Vorfalle in der Rue de Grenell, war auf dem Boulevard-Italien ein Bild ausgestellt, das nicht minder die Blumen- wie die Kunstfreunde anzog und namentlich vor den Augen der Damenwelt Gnade fand. Das Gemälde war größer, als Blumenstücke sonst zu sein pflegen, und stellte mit meisterhafter Wahrheit, Korrektheit und geschmackvoller Anordnung das Innere eines Blumistentreibhauses dar. Ausländische Gewächse, Blumen, Blätter, Alles war tadellos. Alle Zonen der Erde schienen sich verbunden zu haben, ihre schönsten, eigenthümlichsten oder seltensten Proben aus dem Pflanzenreiche zu dieser Ausstellung beizusteuern. Auf dem Gestelle las man den Namen des berühmten Baumgärtners Nicolas.

Die Zuschauer erinnerten sich wohl, daß sie einst dergleichen bei dem Genannten bewundert hatten, aber nicht in dieser Herrlichkeit. Sie sahen jetzt mit den Augen des Künstlers diese reiche Blumenfülle und die poetische Anschauung des Malers ging auf sie über und wirkte jenes heitere Wohlbehagen, das der höchste Triumph der Kunst ist.

Der Auffassung und Anordnung des Ganzen entsprach die Ausführung der Einzelnheiten, so daß nur eine Meinung darüber herrschte, daß der Maler neben der ungemeinen Leichtigkeit der Behandlung zugleich auf das Studium des Pflanzenreichs außerordentlichen Fleiß verwendet haben müsse.

Dazu kam, daß der geniale Maler auch seinen Beruf in Darstellung des Meisterwerkes der Schöpfung, der weiblichen Schönheit bewährte. Eine junge Dame, welche die Blüthen einer prachtvollen Camelia bewunderte, zeigte ein so holdseliges Gesicht, es lag in ihren Zügen eine solche Reinheit, Unschuld und Verklärung, daß die Kenner freudig ausriefen:

„Der Engel im Paradiese!"

Ihr zur Seite stand im Selbstgefühle der Leistungen in seinem Fache der Blumist, Herr Nicolas, wie er leibte und lebte, und als Gegensatz zu beiden war eine dritte Person im Bilde angebracht, die eine ungemein rührende Wirkung hervorbrachte: ein Knabe legte das blondgelockte Köpfchen an das Fenster des Gewächshauses und sah mit einer Innigkeit nach der blühenden Camelia hinüber, als wolle er sagen:

„Das ist meine erste Liebe, meine Welt, mein Himmel!"

Der Schaulustigen in dem Ausstellungslokale waren viele gewesen; jetzt folgte der Fluth der eleganten Kennerschaft die Ebbe; denn fünf Uhr war vorüber, und die Menschheit eilte zu reelleren Genüssen, der Reiche zum üppigen Mahle, der Arme zur kärglichen Stillung des Hungers nach schwerer Arbeit. Die Straßen waren leer.

Da schaute ein bleiches, leidendes Gesicht durch das noch unverhüllte Fenster des Aus-

stellungslokals nach dem durch Kerzenlicht erhellten Gemälde.

Im Zimmer ging ein junger Mann mit dem Kunsthändler, dem das Lokal gehörte, auf und ab; er schien sich mit demselben lebhaft zu unterhalten und von demselben, vielleicht der heute geärnteten reichen Triumphe wegen mit sichtbarer Zuvorkommenheit und Verehrung behandelt zu werden.

Der Maler war so einfach wie geschmackvoll gekleidet; Haltung und Ausdruck des Gesichts verriethen den Mann von gründlicher Bildung, Feinheit und jener Durchdringung von Anspruchslosigkeit und Selbstgefühl, die nur dem wirklichen Talente eigen ist.

„Ei, sehen Sie", bemerkte jetzt der Kunsthändler, „da wird Ihnen noch zum Schlusse eine schmeichelhafte Anerkennung! Die Beschauerin draußen am Fenster muß von Ihrer Arbeit sehr erbaut sein."

Des Malers Blick folgte der angedeuteten Richtung; dann trat er dem Fenster näher, und als komme ihm plötzlich eine Erinnerung an ferne Tage, öffnete er rasch das Fenster und sagte:

„Madame, das Gemälde scheint Ihre Aufmerksamkeit zu erregen; bemühen Sie sich herein und betrachten Sie es nach Gefallen."

Die Dame zauderte anfangs, folgte dann aber mit einiger Verlegenheit der freundlichen Einladung und nahm schweigend auf dem Stuhle Platz, den der Maler ihr vor sein Gemälde rückte.

Kaum hatten die Blicke der Fremden eine Weile auf dem Bilde gehaftet, als ihr Thränen ins Auge traten.

„Die Theilnahme, die Sie dem Kunstwerke schenken, macht dem Maler Ehre", bemerkte der Kunsthändler, das Kompliment mit einer Handbewegung gegen den Künstler begleitend, der mit verschränkten Armen und gesenktem Kopfe neben seinem Bilde stand.

„Ach, mein Herr!" antwortete die Fremde, „das Talent des Künstlers weckt in mir Erinnerungen, die diesem Meisterstücke für mich noch eine ganz besondere Bedeutung geben. Es ist mir, als habe ich dies Alles einst grade so gesehen, wie es hier durch die Kunst verewigt erscheint; ich glaube den Maler zu kennen und doch liegt zwischen dem Damals und Jetzt ein so langer Zeitraum, so Vieles hat sich seitdem verändert. Daher meine Rührung."

So redend, senkte die Dame traurig das Haupt und trocknete sich die Augen.

Der Maler schien in tiefster Seele bewegt zu sein, ging mehrere Male heftig im Zimmer auf und ab, blieb dann neben der Fremden stehen und sagte:

„Madame, ich bin mit dem Maler befreundet, von dem Sie mit so vieler Güte reden, und wenn es Ihnen Freude macht, ihn kennen zu lernen, so wird es ihm eine Ehre sein" . . .

„Ach nein," erwiederte die Dame, „als ich ihn kennen lernte — wenn er es wirklich ist — war ich jung, reich, glücklich; ich machte mir's oft zum Vorwurfe, daß ich damals nichts für ihn that. Jetzt bin ich arm und unglücklich, doch, Gott sei Dank, der Himmel beschützte ein herrliches Talent, es hat sich über alle Erwartung schön entfaltet, und darum will ich Ihnen nicht verhehlen, daß mich lange nichts so beglückt hat, als dieser Anblick."

Die Fremde erhob sich und setzte mit bewegter Stimme hinzu:

„Wenn Sie den genialen Künstler sprechen, der jenen Moment bei dem Blumisten Nicolas mit so ergreifender Innigkeit darstellte, so sagen Sie ihm nichts über die Rührung einer Frau, die durch diese Leistung an schönere Zeiten erinnert wurde. Sie erlauben mir wohl, daß ich morgen noch einmal wieder komme, um an dieser prachtvollen japanischen Camelia meine Freude zu haben."

„Sehr gern, Madame! aber leider ist das Gemälde bereits verkauft und wird morgen gegen Mittag abgeholt. Doch wenn ich mit dem Maler Ihretwegen Rücksprache nehmen darf, so wird er Ihnen gewiß zu Willen sein."

„Nein, dann nicht! . . . Wäre ich doch noch reich, ich mußte . . . sagen Sie, hat er es gut verkauft?"

„Für zwanzig tausend Francs!"

„Für zwanzig tausend? . . . Viel Geld; aber nicht zu viel für das Meisterstück! . . . Mit dem Gelde . . . Doch meinen herzlichen Dank für Ihre Güte . . . Leben Sie wohl, meine Herren."

„Madame, Sie scheinen sehr angegriffen; erlauben Sie, daß ich Sie begleite."

„Bemühen Sie sich nicht, ich danke . . . ich bin sehr schwach, der Anblick des Bildes, die Erinnerung . . . es ist vorüber, bitte."

„Erlauben Sie mir dennoch", wiederholte der Maler mit Nachdruck, nahm Hut und Stock und fragte: Wo wohnen Sie, Madame?"

„Sehr fern . . . Rue de Grenelle Saint-Germain, 88."

„Rue de Grenelle Saint-Germain, 88!" wiederholte der Maler dem Kutscher des Fiacre, der vor der Thüre hielt, ließ die Dame einsteigen und folgte ihr.

„Sie haben also in den letzten Jahren viel Unglück gehabt?" begann der Maler, als die Dame nach und nach ruhiger zu werden schien.

„Meine ganze Familie starb aus und meine Anverwandten haben mich dann in Erbschaftsprozesse verwickelt, die mich zu Grunde zu richten drohen, oder vielmehr schon zu Grunde ge-

richtet haben. Denn meine Mittel sind erschöpft und meine Gegner erreichten ihren Zweck, weil es mir an fünfzehn bis zwanzig tausend Francs fehlt, um meine Sache mit Nachdruck durchsetzen zu können. Ich habe mich zu den äußersten Entbehrungen entschlossen; aber Erbschaftsprozesse sind, wie Sie wissen, ein Abgrund, der Alles verschlingt. Einst hatte ich so viel Freunde . . . als ich in Armuth gerieth, wollte keiner etwas von mir wissen. Sie sehen, mein Prozeß steht schlecht, denn sonst hätte wohl der eine oder andere darauf spekulirt."

„Egoismus regiert die Welt; Undank ist beinahe eine Tugend geworden . . . wer sein Glück machen will, muß über Feindes und Freundes Nacken schreiten.

„Mag sein, doch ich bin zu stolz, als daß ich zu niedern Mitteln greifen möchte. Die Marquise C** mag darben, doch für den Egoismus hat sie nur Verachtung."

Der Wagen hielt an.

„Da sind wir schon, Madame. Meine aufrichtigsten Wünsche für Ihr Glück. Wenn ich Ihnen dienen kann, von Herzen gern."

„So sagen Sie Ihrem Freunde, dem Maler, nichts von unserem Zusammentreffen! . . . Meinen Dank! Adieu!"

Die Marquise trat ins Haus; der Fiacre rollte weiter. Der Maler war in tiefe Gedanken versunken und bemerkte erst, als der Kutscher den Schlag öffnete, daß er vor seiner Wohnung hielt.

Am folgenden Nachmittage wurde die Frau Marquise von C** durch ihren Schellenzug aus trüben Neujahrsbetrachtungen aufgeschreckt. Es war zwei Uhr und die Arme dachte in ihrer Einsamkeit an die schönen Neujahrsfeste früherer Zeiten, wo das Haus von Gratulanten wogte. Ach, dem Menschen wird nur Glück gewünscht, wenn Fortunas Saaten in stolzer Fülle prangen. Tritt Miswachs ein, so schwinden die guten Freunde, die nur ernbten wollen, wo sie nicht gesäet haben und nicht säen mögen, und wären's nur fromme Wünsche, wo sie nicht ernbten können.

Die elegante Dame, des Kunstgärtnes Nicolas Kundschaft, der es im Jahre auf einige tausend Francs für eine Liebhaberei nicht ankam, wohnte jetzt in einem Dachstübchen in den kümmerlichsten Verhältnissen. Ihre Familie ruhte im Grabe; die entfernteren Verwandten ihres verstorbenen Mannes bekriegten sie als erbitterte Feinde mit Prozessen; ihre Freunde und Verehrer waren verschwunden. Nie hatte sie das Gefühl des Verlassenseins herber empfunden, als am heutigen Neujahrstage. Sie schrack deshalb bei dem Läuten der Glocke auf und öffnete mit zitternder Hand die Thür.

Ihre Ueberraschung stieg, als sie in dem unverhofften Gaste den Herrn erkannte, der sie gestern Abend aus dem Ausstellungslokale nach Hause begleitet hatte. Den Hut unter dem Arm, reichte der Fremde ihr eine prachtvoll entfaltete, roth und weiße Camelienblüthe und setzte schmerzhaft hinzu:

„Madame, Sie nahmen mir gestern Abend das Wort ab, daß ich dem Maler von unserem glücklichen Zusammentreffen nichts sagen wolle; ich darf versichern, daß ich ihm nichts mitgetheilt habe."

„Ich glaube es gern," antwortete die Dame in einiger Verlegenheit. „Haben Sie die Güte, hereinzutreten."

Der Maler folgte der Marquise in ein ärmliches, aber sehr sauberes und mit weiblicher Sorgfalt eingerichtetes Dachstübchen. Noch immer hielt er die Camelia in der Hand, die in weißes Papier eingeschlangen war, über das die Blüthe selbst hinausragte.

Die Marquise rückte einen Stuhl an den Kamin und bat den Fremden, Platz zu nehmen, während sie sich ihm gegenüber auf die andere Seite des Kamins setzte, in welchem ein kleines Feuer braunte. So ärmlich Alles ringsum, so edel und fein war das Benehmen der Bewohnerin.

Nachdem der Maler mit der Marquise einige allgemeine Redensarten gewechselt hatte, äußerte er:

„Es scheint, als ob Sie Ihre alten Freunde verschmähen, Madame! Ich hoffte . . :"

„Ihr Neujahrsgeschenk rührt mich tief, mein Herr; aber deuten Sie es nicht falsch, wenn ich die schöne Camelia nicht anzunehmen wage. Sie erinnert mich zu schmerzlich an eine Vergangenheit, die mit der Gegenwart zu sehr kontrastirt."

„Ihren Schmerz in Ehren, Madame; er ist wohlbegründet; doch erlauben Sie mir eine Bemerkung! Wenn der arme Knabe, der von Ihnen vor fünfzehn Jahren die kostbare japanische Camelia annahm, Ihr Geschenk ausgeschlagen hätte, würden Sie alsdann nicht um eine freundliche Erinnerung, um eine gute That ärmer sein?"

„Sie kennen den Vorfall?" fragte die Marquise betroffen.

„Ich werde den Moment nie vergessen! Nehmen Sie diese Blume, lehnen Sie die Neujahrshuldigung des Knaben nicht ab, dem Sie ein guter Engel wurden. Ohne Ihre Großmuth wäre er vielleicht verkommen und jedenfalls nicht das geworden, was er jetzt ist. Sie machten aus einem Schüler, dessen Fortbildung zweifelhaft war, einen ziemlich guten Maler; wenigstens darf ich versichern, daß ohne die Camelia

von 1820 das Gemälde von 1835 nie zu Stande gekommen wäre. Deshalb wiederhole ich meine Bitte: nehmen Sie diese Blume mit meinem herzlichsten Neujahrwunsche für Ihr Glück und Wohlergehen an."

Die Marquise reichte dem Gaste gerührt die Hand; ihr bleiches Gesicht röthete sich, ihr sprechendes mildes Auge strahlte wie in jenen heiteren Tagen, die Vergangenheit trat mit ganzer Frische wieder in die Gegenwart ein. Keines Wortes mächtig nahm die Dame die Camelia und küßte sie. Doch in dem Augenblicke, wo ihr Auge auf der vollen Blüthenpracht ruhte, gewahrte sie in dem weißen Umschlage eine kleine gelbliche Papierrolle.

Der Gast war aufgestanden und wollte sich so eben mit einer stummen Verbeugung entfernen, als die Marquise das Röllchen auseinander faltete. Helle Thränen rollten ihr über die Wangen und aus gepreßter Brust rief sie dem Gaste zu:

„Nein, nein, mein Herr so dürfen Sie nicht gehen! ... Ich kann, ich darf nicht ... nehmen Sie diese Banknoten zurück ... es wäre ein Almosen, das ..."

„Frau Marquise," entgegnete der Maler ernst und fast verletzt, „Sie wissen, daß ich der Maler jenes Bildes und der arme Knabe bin, den Sie zum Künstler machten. Ihrer Güte verdanke ich meine schönsten Weihestunden, meine Bildung, mein Glück. Das Gemälde, das Sie gestern sahen, wurde mir über Verdienst bezahlt; es war die Hand des Himmels, die es so veranstaltete und Sie zu guter Stunde dort vorüber führte. Treten Sie der Vorsehung nicht spröde in den Weg. So eben komme ich von dem Käufer des Blumenstücks; die zwanzig tausend Francs kann ich, wie ich jetzt stehe, entbehren. Da Sie mein Glück durch eine Blume begründeten, so ist es nicht mehr als billig, daß das Ihrige durch eine Blume gleichfalls von Neuem begründet werde. Dieses Geld wird Ihr gutes Recht schützen, Ihre Prozesse gewinnen ..."

„Und Ihnen", setze ich hinzu, „mit Zinsen zurückgezahlt werden."

„Das wollte ich nicht sagen, nein, Frau Marquise!"

„Doch so nur nehme ich Ihre Blume an. Ich bin meiner Sache gewiß, wohlan, ich nehme Ihr Geschenk als Darlehen oder ich muß es ablehnen!" —

„Wo waren Sie denn die fünfzehn Jahre lang, während ich Sie wie einen verlorenen Diamanten suchte?" fragte der Maler, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„In Rußland, wo ich meinen Mann begrub."

„In Rußland? ... Das war nicht gut, im kalten Norden blüht den Kindern des Südens kein dauernd Glück."

3.

Es war in den letzten Blüthentagen des Monats Mai; der berühmte Blumenmaler L** stand eifrig bei der Arbeit, denn der Lenz war ihm in doppelter Beziehung des Jahres Paradieseszeit.

Eine Equipage fuhr vor, eine geschmackvoll gekleidete, trotz der vierzig Jahre immer noch schöne, obwohl etwas leidende Dame stieg aus. Eine eigne Verklärung strahlte aus dem milden Auge der Fremden, die mit sichtbarer Ungeduld die Stufen der Treppe hinaufeilte.

Der Maler, der im offenen Zimmer arbeitete und eine wohlbekannte Stimme gehört haben mochte, eilte dem Gaste entgegen und rief freudig:

„Willkommen, meine verehrte Frau Marquise!"

„Alles gut, Alles gewonnen, Freund!" antwortete diese.

Wie im Triumphe führte der Maler den Gast in sein Atelier.

„Ich bringe Ihnen Ihr Capital zurück; die Dankbarkeit behalten Sie bei mir gut! ..."

„Sie wollen also durchaus nicht ..."

„Die zwanzig tausend Francs behalten, nein, bester Freund, um keinen Preis; aber ein Bild bestelle ich mir bei Ihnen."

„Stellen Sie mir die Aufgabe."

„Eine Allegorie."

„Und welche?"

„Die Undankbarkeit, besiegt durch die Kunst."

„Also ein Wunder."

„Nein, eine wahre Geschichte, die sich am 1. Januar 1835 in Paris ereignete."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 5. Donnerstag den 16. Januar. 1868.

Für Ostpreußen.

Ein neues Jahr — und tausend Herzen trauern,
Und ihre Opfer sucht die bleiche Noth!
Ein neues Jahr — es naht mit Eisesschauern,
Im Schneegewölk verglimmt das Morgenroth.
Ein Leichenmantel flattert um die Nehrung,
Wie knirscht das Haff, von Eisesschollen schwer!
Es jagt der Sturm den Mangel, die Entbehrung,
Den grausen Tod in Wirbeln vor sich her.
O, führt sie rettend auf den sichern Pfad,
Die Brüder dort am baltischen Gestad!

Der geiz'ge Sommer kargle mit der Ernte,
Doch reicher wird des Winters Ernte sein.
Der Schnitter kommt, der nie sein Werk verlernte,
Und heimst die hingemähten Aehren ein.
Wie Weib und Kind an sturmgepeitschten Wänden
Hinkauern, halb verlöscht der Augen Glanz;
Und Frost und Hunger mit verschlungnen Händen
Umkreisen sie in wildem Todtentanz.
Doch über jenen, die da draußen ruhn,
Hohnlachend rauscht die Eiche des Perkun.

Die Heidengötter rufen's spottend nieder:
Das ist das Kreuz, dem ihr den Schwur gethan!
Und doch — es ist ein Volk, so brav und bieder,
Ein Stamm, so schlicht und frei von jedem Wahn.
Am Pregel loderte des Geistes Flamme,
Die durch die alten, morschen Hüllen brach!
Dem stillen Denker auf dem Weidendamme
Folgt unsichtbar ein ganz Jahrhundert nach.
Noch richtig geht die Uhr, die er gestellt —
Auf ihre Zeiger blickt die neue Welt!

Entgegen warf dieß Volk sein starkes Wollen
Der Macht des fremden Herrschers siegsgewiß;
Schwer drängten sie der Beresina Schollen,
Hier aber war es, wo ihr Anker riß!
O, eilt herbei, so große Noth zu wenden,
In Nord und Süd zu schönem Bund versöhnt!
Es mag der Heimath auch die Ferne spenden,
Wo tief im Urwald deutsches Wort ertönt.
O, führt sie rettend auf den sichern Pfad,
Die Brüder dort am baltischen Gestad!

Rudolph Gottschall.

Der Rothkopf.

Von Kathinka Zitz.

1.

Die Residenz Katzenbuckel ist bekanntlich eine der volkreichsten Hauptstädte der civilisirten Welt, die sich rüstig vorwärts schieben läßt von der geistigen Fluth der Zeit, drum machten sich ihre Bewohner auch breit wie Prälaten und glaubten Künste und Wissenschaften zu beschützen, wenn sie zur Meßzeit die Buden besuchten, vor deren Thüre etwa ein ungeheueres Krokodil abgebildet war, das Menschen wie Tabaksblätter kaute, und in deren Sanktuarium ein gelehrter Frosch und ein Kalb ohne Füße, oder ein Mensch gezeigt wurde, der sich mit Werg ausstopfte wie eine Matraze, und gleich dem fabelhaften Drachen Feuer und Rauch durch Mund und Nase spie. Die Katzenbuckler drängten sich jubelnd zu dem Thaumaturgen, der ein so schönes Geheimniß besaß.

O Einbildungskraft, unzertrennliche Gefährtin des Barden, ich flehe um die Hülfe deiner lachenden Fictionen, begeistere mich und stehe mir bei in Schilderung der Begebenheiten, welche ich dem freundlichen Leser jetzt vertrauen will.

In einem Hause zu Katzenbuckel, das eine ziemlich bescheidene Außenseite zur Schau trug, hatte sich in der Bel-Etage ein Frauenzimmer eingemiethet, das etwas mehr als anderthalb mündig sein mochte und von den Zinsen eines Vermögens lebte, das grade ausreichend war, um ihr eine sorgenlose Existenz ohne große Ansprüche zu sichern. Die Natur hatte Agapita weder mit Schönheit begabt, noch durch auffallende Häßlichkeit betrübt, aber das tückische Schicksal hatte ihr nach und nach ihre Familie durch den Tod entführt, ohne ihr dafür einen Gatten als Ersatzmann zu geben. Sie hatte zwar einigemal zu lieben angefangen, aber auf den kaum angebauten Wegen war ihr immer wieder Gras gewachsen, so daß sie endlich an Herzensmattigkeit zu kränkeln begann, das Geschlecht der Männer verdammte und das Loos der Frauen beklagte. — Hatten die Griechen nicht ihre begeisterten Sibyllen? monologisirte sie oft. Ist die Fabel nicht unser historisches

Leben? Verschmähten es die stolzen Römer auf die überzeugenden Stimmen der Frauen zu hören? Hat der kluge Sokrates nicht bei Diotima die Kunst zu lieben und bei Aspasia die Beredsamkeit gelernt? Es ist Zeit, daß auch für uns eine Epoche der Moral und des Glücks anbricht.

Der Leser sieht, daß sich Agapita bedeutend zur Frauenemancipation hinneigte.

Seit einigen Tagen war jedoch eine merkliche Veränderung in den Ansichten der Dame vorgegangen, denn sie hatte in einem ihrer Wohnung gegenüberstehenden Hause einen Nachbar wahrgenommen, der sie mächtig interessirte. Eines Morgens verging sie fast vor Ungeduld; sie hätte sich gerne am Fenster gezeigt, aber der säumige Friseur hatte sie sitzen lassen, und grade heute war ihr Meister Quirin unentbehrlich, da sie sich von einer im Hause wohnenden jungen Malerin abkonterfeien lassen wollte. Sie erzürnte sich gegen die Uhr des Haarkünstlers, die vielleicht unrichtig ging, ohne zu berücksichtigen, daß selbst die Uhr des Universums zuweilen unrichtig geht. Endlich erschien der Ersehnte und legte die Versicherung seiner Hochachtung zu den Füßen der keifenden Kundin nieder, die ihm mit spitzigen Redensarten sein langes Ausbleiben vorhielt.

— Ist meine Schuld nicht, vertheidigte sich Quirin wichtig thuend: habe fünf und dreißig Köpfe, worunter sechs Kinder, zu einer Hochzeit frisirt. Der Bräutigam allein hat mir eine Riesenarbeit gemacht.

— Wegen einer Frisur? sagte Agapita wegwerfend.

— Frisiren Sie einmal einen Menschen, der eine Glatze hat, die ihm bis in das Gehirn reicht. Ich sage Ihnen, sein Kopf ist glatt wie meine Nase ... Unter uns gesagt, ich habe ihm eine falsche Tour gebosselt, mit mechanischen Federn, die ihm in den Kopf gehen. Das Ding wird nicht herunter fallen, denn um es abzunehmen, müßte man den Menschen trepaniren. Ja, Fräulein, dieser Kopf macht mir die größte Ehre ... ich wollte ich könnte ihn auf die Ausstellung bringen. Nun, Sie werden von mir reden hören, denn ich habe auch ein unfehlbares Mittel erfunden, um die Haare zum Wachsen zu bringen — Seidenhasenpomade! Kahlköpfige Personen, die sie gebrauchen, können sich nach Verlauf von zehn Minuten frisiren lassen. Ich habe den Versuch an einem meiner besten Freunde gemacht, der nur noch wenig graue Haare auf seinem kahlen Schädel hatte. Durch meine Pomade ...

— Sind ihm wirklich die Haare wieder gewachsen?

— Im Gegentheile, die wenigen, die er noch hatte, sind ihm vollends ausgefallen. Aber ein andermal wird der Versuch besser gelingen.

Agapita zweifelte nicht daran, denn sie hatte Beweise, daß Quirin Großes in seiner Kunst zu leisten vermochte; so wie er aber auf dieses Kapitel zu sprechen kam, legte sie ihm jedesmal den Finger auf den Mund und empfahl ihm die tiefste Verschwiegenheit. Sie winkte ihm jetzt in ihr Ankleidezimmer, auf daß er dort die Chrysalide in einen Schmetterling verwandele, als er wahrnahm, daß er sein Brenneisen in dem Hut eines Zeugen, seinen Frisirkamm in dem Haar der Braut vergessen hatte. Er stürzte fort um beides zu holen, denn es war schon spät und die Malerin oben in der Dachstube erwartete ihn auch. Agapita ließ ihn schwören vor allen Dingen zu ihr zurückzukehren. Quirin zog ein Rasirmesser hervor und schwur auf seine gute Toledonerklinge, zu thun wie sie begehre.

Agapita war keine geborne Katzenbucklerin, sondern war erst nach dem Tode ihrer Aeltern dahin übergesiedelt. Der Leser wird bereits bemerkt haben, daß zwischen ihr und dem Haarkünstler ein Geheimniß bestand; dürfen wir dieses auch noch nicht enthüllen, so dürfen wir doch sagen, daß sie Meister Quirin als ihren größten Wohlthäter betrachtete, daß sie oft im Stillen bedauerte, daß ihre Vaterstadt nicht ein ähnliches Exemplar von einem Friseur besessen, da sie dann ohne Zweifel keine Hagestolzin (wie sie sich nannte, um die häßliche Benennung „alte Jungfer!" zu umgehen) sondern längst Gattin und Mutter sein würde. Sie dankte ihrem Schutzengel, der sie nach Katzenbuckel geführt hatte, wo sie Quirin gefunden, der sie durch seine wunderbare Kunst in den Stand gesetzt hatte, zu gefallen; denn sie zweifelte nicht daran, daß sie seit einigen Tagen bei ihrem Nachbar eine wahre Leidenschaft erregt hatte. Warf er ihr doch Blicke zu, Blicke die nicht trügen konnten ... ließ sie sich am Fenster sehen, so erdreistete er sich sogar bis zu Kußhändchen. Auch jetzt lauschte sie wieder hinter dem Vorhang. Der junge Mann kam ihr von weitem sehr hübsch vor, obgleich er höchstens fünf Fuß hoch war ... aber er war braun ... braun wie ein Spanier, und schien ein Musiker zu sein, denn er blies den ganzen Tag Flaschenett.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hinterhaus.

(Fortsetzung.)

Das Schlimmste aber war, man fand von den sechstausend Thalern keinen Pfennig vor, und nichts war gewisser, als daß die Franzosen das Geld irgendwie entdeckt und mit fortgenommen hatten. Auf das Hinterhaus zu schimpfen, meinte aber Meister Lehmann auch ein Recht zu haben. Wäre das verdammte Hinterhaus nicht gewesen, raisonnirte er, so lebte meine selige Rosine noch und wäre nicht zu der sackerlotschten Treppe herabgefallen, um den Hals zu brechen. Wäre der alte Corporal Stange — Gott habe ihn selig — nicht in das Hinterhaus gezogen, so konnte ich seine verschwenderische Tochter nicht heirathen und könnte heute noch ein Mann bei der Stadt, vielleicht sogar Senator sein! Er hätte wirklich lieber das alte Hinterhaus aus Rache demolirt, aber einmal fehlten die Kosten dazu und dann brachte es ihm noch die einzige Revenue, zwanzig Thaler nämlich, welche der in des Corporals Logis wohnende Rathsvogelsteller und Revierschütze Bindemann als Miethzins entrichtete. Es ging also sehr knapp her, in Meister Lehmanns Familie und Rieckchen mußte jetzt fleißig spinnen und nähen und wohl auch manchmal ein Kleid oder Wäschestück verkaufen. und doch war kaum genug Brod vorhanden. So hatte sich das schönste Paradies in eine Hölle verwandelt, wie es immer geschieht, wenn in einem Hause nicht Klugheit, Sparsamkeit und weisliche Erwägung der Zukunft die Oberherrschaft führen.

Kilian hatte des Vaters Handwerk erlernt und war der Aeltern einzige Stütze. Er war ein hochgewachsener, starker, schöner Jüngling, der manchem Mädchen in die Augen stach und kein Unteroffizier der Garnison konnte ihn ansehen, ohne den Bart zu streichen und sich ihn als Fang zu wünschen, denn damals wurden die Soldaten noch geworben, oder zwangsweise durch die Obrigkeit gestellt. Aber Kilian ernährte durch seiner Hände Arbeit Vater und Mutter, und war der einzige Sohn, darum konnte man ihn nicht so geradezu in die Montur stecken, wozu er auch durchaus gar keine Lust hatte. Und doch wäre ihm beinahe durch das verzweifelte Hinterhaus dieser Streich gespielt worden.

Wie schon erwähnt, wohnte daselbst der Rathsvogelsteller Bindemann, dessen schöne Tochter bisweilen heimliche Besuche annahm, über welche Meister Lehmann seinen schweren Aerger hatte. Er würde dem Vogelsteller ohne Umstände die Wohnung gekündigt haben, wenn er nur gleich wieder einen Miethsmann gehabt hätte, indem ihm die Zinseinnahme unentbehrlich war. Somit mußte er also die Sache gehen lassen; anders dachte jedoch sein Sohn Kilian. Dieser hatte der Jungfer im Hinterhause geradezu gedroht, daß er sie, sammt ihrem Gaste, bei nächster Gelegenheit austreiben würde, und der Bursche hielt Wort. Als er eines Abends heimkehrte, vernahm er im Dunkel der Hausflur zwei flüsternde Stimmen, deren eine offenbar dem Kinde des Rathsvogelstellers angehörte. Da nun Kilian gerade einen zur Reparatur erhaltenen Steigbügelriemen in der Hand hatte, so trieb er vermittelst desselben die unreinen Geister aus dem Winkel und bemerkte nur, daß der Genosse der Vogelstellerstochter eine kleine wohlbeleibte Person war, die viel Aehnlichkeit mit dem Herrn Bürgermeister Klotzmann hatte, und schleunigst das Hasenpanier ergriff.

Die Nachwehen dieser Moralitätskrise blieben nicht aus. Kilian war ganz unbesorgt, welches Christenkind den Steigriemen gefühlt haben mochte und dachte an nichts weniger, als nachtheilige Folgen, da sich Niemand zur Wehr gesetzt, oder seinen Namen genannt hatte. Wie erstaunte er daher, als ihm den dritten Abend nach dem Ereigniß Jemand ein Papier zum Fenster hereinsteckte, auf dem geschrieben stand; Junger Mensch, Du bist zum Soldaten aufgezeichnet und wirst vielleicht schon morgen ausgeliefert werden. Gebrauche diese Nachricht wie Du willst und erinnere Dich, daß Euer Hinterhaus die Ursache ist!

Das verdammte Hinterhaus! seufzte Meister Lehmann. Muß denn alles Unglück von dort herkommen? Wer weiß, wen Du gesteigledert hast, und da kommt es her! Schnüre also nur immer nun Dein Reisebündel, denn da wir arm und machtlos sind, ist uns nicht zu helfen.

Mutter Rieke weinte heiße Thränen. Meister Lehmann aber sagte, was hilft dies Alles? Wandern muß der Kilian doch einmal. Suche ihm nur seine paar Hemden zusammen, Mutter, und was er sonst nöthig hat. Auf dem Oberboden des Hinterhauses liegt ein alter Ranzen, Kilian, den hole, aber nimm Dich auf der verdammten Treppe in Acht, und dann gehe mit Gott in die Welt. Das Reisegeräth war bald in Ordnung gebracht und kurz nach Mitternacht machte sich Kilian unter tausend Segenswünschen und bittern Thränen seiner Aeltern auf den Weg, denn nach damaligem löblichem Gebrauche war er keinen Augenblick sicher, zu seiner kriegerischen Bestimmung abgeholt zu werden.

Alles Unglück kommt aus dem verwünschten Hinterhause, seufzte Meister Lehmann, indem er das Gebetbuch vom Simse nahm, um den Abendsegen zu beten. Meine gute, selige Rosine mußte den Hals brechen, ich alter Narr mir eine Frau draus nehmen und —

Wer hat dirs denn geheißen, Alter — belehrte Rieckchen.

Meister Lehmann aber nahm ehrerbietig sein Mützchen ab, faltete die Hände und begann den Abendsegen zu lesen, vor dem Frau Rieke soviel Ehrerbietung hatte, daß sie mitten in der Rede innehielt.

Jahr und Tag war Kilian schon in der Welt herumgewandert und hatte zuletzt in Stuttgart bei einem Meister Arbeit gefunden, der ein prächtiges Geschäft und eine noch prächtigere Tochter besaß. Zu ihr aber wagte keiner der Gesellen sein Auge zu erheben, denn Meister Schnäbele war in dieser Beziehung ein eigensinniger Mann, der mit seiner Tochter höher hinaus wollte. Bärbele schien indessen von den Ansichten ihres Vaters insofern abzuweichen, als sie die Wahl ihres künftigen Mannes sich selbst vorbehielt, wenigstens hatte der Gerichtsschreiber Höpferle und der Bader Zöpferle, welche nacheinander bei Meister Schnäbele um Bärbeles Hand angehalten, von dieser einen entschiedenen Korb bekommen. Ob es geschah, weil schon ein Anderer in ihrem Herzen Platz gefunden — wer wußte das?

Auf jeden Fall war auch der junge hübsche Kilian von ihr unbemerkt geblieben, bis ein Ereigniß stattfand, welches Bärbeles Dankbarkeit auf den Wimmelburger lenkte. Als dieselbe nämlich eines Tages vom Markteinkauf heimkehrte, und fast schon ihr väterliches Haus erreicht hatte, erhob sich der entsetzliche Ruf: „Ein toller Hund!" Was fliehen konnte, floh, Bärbchen jedoch war, wie man zu sagen pflegt, der Schreck in die Füße gefahren. Sie stand zitternd und regungslos und sah das gräßliche Ungeheuer mit geiferndem Rachen auf sich zukommen. Da stürzte plötzlich aus Schnäbeles Hause, mit einem tüchtigen Knüppel in der Hand, der Gesell Kilian, und nur wenige Schritte vor dem angstbebenden Mädchen traf er den Hund, daß er röchelnd zusammenstürzte. Er führte darauf sein schönes Meisterkind in das Haus, und dort flüsterte dieselbe, ihrem Retter die Hand drückend: Wimmelburger — das vergesse ich Ihnen in meinem Leben nicht!

Kilian war ein guter, ordentlicher Mensch und fleißiger Arbeiter, so daß er den Aeltern bisweilen ein Scherflein von seinem sauerverdienten Lohne senden konnte. Nachricht hatte er von diesen nie erhalten. Er selbst lebte glücklich und zufrieden und bat den Himmel nur, ihn gesund zu erhalten. Des Allmächtigen Willen aber war ein anderer. Ein epidemisches Fieber, welches viele Opfer forderte, warf auch ihn auf das Krankenbett. Da lag nun der Arme, auf dem ärmlichen Lager im Lazareth und rang fast einen Monat lang zwischen Tod und Leben. Und als endlich seine gute Natur die Krankheit überwunden hatte, als er, am Stocke dahin schleichend, im Garten des Krankenhauses zum ersten Male wieder das Singen der Vögel und das Rauschen der Zweige vernahm, da erfaßte sein Herz die Sorge um die Zukunft. Kraftlos, ohne alles Zehrgeld, sah er sich nur auf die Barmherzigkeit guter Menschen hingewiesen, und diese von Meister Schnäbele, der sich nach seinem Befinden erkundigen lassen, zu beanspruchen, dies hatte er nimmer über sich gewinnen können. Er schrieb daher in fast verzweiflungsvollem Tone an seinen Vater, und bat diesen, ihm nur auf kurze Zeit einen Louisdor zu verschaffen. Redlich würde die Rückgabe erfolgen, aber der Vater müsse die kleine Summe auftreiben und solle er Haus und Hof dagegen einsetzen, denn die Noth sei zu groß, und er werde ohne diese Unterstützung unfehlbar verloren sein.

Acht Tage mochten vergangen sein, nach der Absendung dieses Briefes, da erschienen an der Pforte des Lazareths zwei Frauen. Es war Bärbele, begleitet von ihrer alten Muhme, der verwittweten Frau Oberleibzimmerfrottirer Schniebele.

Ihr kommt zu guter Stunde Jungfer und Ihr Frau Schniebele, sagte der Pförtner. Habe den Arzt gefragt und der erlaubte, daß der Gesell jetzt Besuch annehmen darf. Habt viel Theilnahme gezeigt, Jungfer Bärbele, Euch fast täglich nach des Patienten Befinden erkundigen lassen, länger als einen Monat. Ist wohl ein Vetter? hä! hä! hä!

Bärbele erröthete, denn der geschwätzige Pförtner plauderte da Dinge aus, die selbst der alten gutherzigen Muhme ein Geheimniß bleiben sollten. Sie beeilte sich daher, aus des Verräthers Nähe zu kommen. Der Wärter wies die beiden Frauen nach dem Garten, wo die Reconvalescenten zu lustwandeln pflegten und auch Kilian hingegangen war. Sie fanden ihn schlummernd auf einer Bank sitzend, das bleiche Haupt gegen den Stamm einer schattigen Linde gestützt. Seine Hand hielt einen offenen Brief.

Die Beiden standen hinter dem Kranken, unschlüssig was sie thun sollten. Da fiel Bärbeles Blick auf den Brief und Neugier oder Theilnahme ließen ihr Auge länger darauf haften, als dies gebührlich war. Plötzlich verfärbte sie sich und nahm mit zitternder Hand den Brief und las ihn.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 6. Sonntag den 19. Januar. 1868.

Winterabend.

Draußen liegt des Winters Hand
Ueber Thal und Hügel,
Und den Sonnenrossen kürzt
Helios die Zügel. —
Purpurn Gold im Abendschein
Rings die Höhen sprühen,
Wald und Au mit Schnee bedeckt
Rosenfarben glühen —

Sonne sinkt, — kein Blüthenduft
Keine Frühlingstänze;
Doch die Sterne leuchten jetzt
Schöner als im Lenze. —
Mond, so volles Silberlicht
Ist Dir nie entflossen . . .
Spähst Du, ob im Herzen mir
Lenzeskeime sprossen?

Der Rothkopf.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

2.

Oben in der Dachkammer desselben Hauses sang eine jugendliche Stimme:

Es hat einmal geregnet,
Die Dächer tropfen noch;
Ich hab einmal ein Schatz gehabt,
Ich wollt' ich hätt' ihn noch.
Er legte sich auf's Wandern
Mit seinen Strümpf und Schuh',
Ich wollt' ich hätt' ein Andern,
Doch auch ein braver Bue.

Das Mädchen lachte laut auf indem es Oelfarbe auf ein Palet auffetzte, und in eine andre Melodie übergehend, sang es weiter:

Mein Schatz ist kreideweiß,
Hat krumme Glieder,
Geht krumm zum Thor hinaus,
Kommt bucklig wieder
Der Herr Geometer,
Der hat krumme Bein,
Sie sind halt nit gräder,
Gezirkelt muß sein.

Die Sängerin war auf der Bürgermeisterei unter dem Namen Fides Hämmerling eingeschrieben, trieb die Malerkunst und war Agapita's Hausgenossin im Dachgiebel. Für vier Thaler und einige Rücksichten suchte sie die Natur im Profil en face nachzuahmen; in dem von ihr bewohnten Stadtviertel hatte sie schon viele Lorbeeren errungen, denn sie hatte nicht nur den Spezereikrämer, sondern auch den reichen Metzger und den Goldarbeiter gemalt — hatte die Reize ihrer Schneiderin durch ihren Pinsel verewigt und das pausbäckige Kind der Bäckerin naturgetreu dargestellt. Dadurch war sie so bekannt geworden, daß sie oft in Ermangelung des Geldes ihre Bedürfnisse mit Farben bezahlte. — So war denn auch ihr Ruhm durch den Mund des Hausmeisters eines Schuhmachers, dem der Eigenthümer die Aufsicht über das Haus übertragen hatte, bis zu Agapita gedrungen, welcher er mit vollen Backen das junge Mädchen angepriesen, das ihn zum sprechen ähnlich dargestellt hatte, wie er eben von seiner Katze, seiner Ehehälfte und der Zugschnur der Hausthür umgeben, mit vieler Andacht die Zeitung las. Er nannte daher das Kunstwerk sein Familienbild.

Die Kunst ist etwas Herrliches — auch war Fides vernarrt in die Kunst, obgleich sie Grund gehabt hätte, ihre Pinsel zu zertreten und ihre Farben den Vorübergehenden auf die Köpfe zu werfen, denn die Kunst hatte sie um einen Geliebten, um einen Mann in Hoffnung gebracht, der sie wegen ihrer Palete verließ.

Der Leser wird sich nun vielleicht einbilden, der junge Mann hätte nur eine sehr oberflächliche Neigung zu dem Mädchen gehabt — aber der Leser wandelt in dem Nebel des Irrthums herum. Der junge Mann betete Fides an; um ihr Freude zu machen, würde er sich rittlings auf einen Blitzableiter gesetzt haben; er sah nur ihre Augen, so wie sie nur durch die seinigen. Er war freilich nur ein kleiner Knirps, aber er genügte ihr. Schön war er auch nicht, sondern im Gegentheil sehr häßlich, denn sein Haar war roth wie eine Gelberübe, roth wie ein Fuchspelz . . . aber sie war daran gewohnt; er kam ihr wunderschön vor, obgleich er selbst die Farbe seines Haupthaars verabscheute, denn

er glaubte, daß ihn jedermann deshalb verhöhne und verlache. Fides tröstete ihn durch die Versicherung, daß es ausgezeichnet sei rothes Haar zu haben, daß ein solches Gelock sogar in manchen Stadttheilen selten wäre — und in dem Maaße als sie ihn zu überzeugen suchte, hatte sie sich selbst überzeugt und sich in ihn vernarrt. Er war zudem ihr Vetter, mit dem sie aufgewachsen war.

Bevor sich Fides der Kunst ergab, war sie Büglerin gewesen, aber es langweilte sie stets Hemden und Chemisetten zu fälteln, und da sie in ihrer Kindheit von einem menschenfreundlichen Maler Zeichnenstunden erhalten hatte, so entschloß sie sich, als sie einst einen Jabot von schottischem Battist mit dem glühenden Eisen versengt hatte, die Malerei zu ihrem Broderwerb zu machen. Von da an zeichnete sie jeden Abend, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig war, Ohren und Nasen von allen Formen und Größen; sie wollte ihrem Adonis eine Ueberraschung bereiten und ihn an seinem Geburtstage mit einem Gemälde von ihrer Hand beschenken. Aber ach! eines Abends kam er unvermuthet um ihr den Hof zu machen, und erblickte zu seinem namenlosen Entsetzen unter ihrem Bett einen Brustharnisch und einen Reiterhelm.

Fides hatte beides bei einem Maskenverleiher entlehnt, um einen Katzenbuckeler Cuirassier in Vertheidigung seiner Fahne auf das natürlichste darzustellen. Diese erste Arbeit gelang ihr denn auch so gut, daß sie eben jetzt nebst noch zwei andern Bildern zur Ausstellung angenommen war, und daß ihr bereits Kaufanerbietungen von einem russischen Grafen zugekommen waren. Davon erfuhr aber ihr Geliebter nichts mehr, der beim Anblick der verdächtigen Gegenstände ihr Stübchen verließ, indem er sich seine schöne Haare ausraufte und nicht mehr wieder kam. Als sie sich in seiner Wohnung nach ihm erkundigte, war er ausgezogen, ohne seine Adresse zu hinterlassen.

Fides war bald darauf zur Waise geworden und hatte sich durch ihr Talent eine bescheidene Unabhängigkeit gegründet — denn Armuth ist zwar die Tochter der Pracht und der Faulheit, aber oft auch die Mutter des Fleißes und der Künste. Fides wollte nicht mehr an den Treulosen denken, sie versuchte sein Andenken in der Malerei zu ertränken, aber unwillkürlich stand ein rothgelocktes Bild wieder vor ihrer Phantasie, und sie mußte dem Unvergeßlichen, den sie vergebens zu hassen versuchte, wider Willen manche schmerzliche Thräne schenken — die Treulosigkeit des Mannes läßt stets tiefe Spuren in dem Herzen des Weibes zurück.

Mit dem jungen Manne verhielt es sich aber so. Als er von Fides nach Hause kam, war das in tausend Thalern bestehende Legat eines verstorbenen Verwandten bei ihm eingegangen. Er zog aus und ward ein Lebemann. Nun dauert das Dasein des Lebemanns gewöhnlich zwischen sechs Monate und zwei Jahre, weil dieser sonst sehr liebenswürdige Mensch die beklagenswerthe Gewohnheit hat, gar keinen Begriff von der Rechenkunst zu haben. So lebte denn auch der Rothkopf in Saus und Braus dahin, bis er sich eines Tags, von einem Schmauße kommend, einem jener zweifüßigen Thiere ohne Gefieder und ohne Herz gegenüber fand, die mit tüchtigen Fäusten versehen sind und Gerichtsdiener genannt werden. Einmal gepackt, hörte unser Held auf, den Fluß des Lebens hinunter zu schwimmen, um auf die Höhen des Schuldenthurms zu steigen, was weit weniger angenehm war — doch war er nur durch ein Zusammentreffen fataler Umstände, welchen selbst die größten Geister nicht widerstehen können, auf den Schuldenthurm gerathen. — Hat doch Napoleon die Schlacht von Waterloo verloren! Der Gerichtsdiener war der Wellington des Rothkopfs, der Schuldenthurm war sein Waterloo. — Am ersten Abend überkamen ihn Gedanken des Selbstmords und er schlief ein, indem er von Werther und von Rattengift träumte. Als er aber am Morgen darauf erwachte, sah er ein, daß wenn er die Rolle des Lebemanns aufgäbe, er mit dem Erlös seiner Effekten seine Schulden würde decken können.

Er ward frei, nährte sich zwei Tage lang von Luft, trank Regen und schlief in einem Graben auf dem Eiderdun eines Steinhaufens, bis er zu seiner früheren Beschäftigung zurückkehrend einen nothdürftigen Unterhalt fand, indem er Orchestermitglied bei einem kleinen Theater ward, deren die Residenz Katzenbuckel mehrere besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hinterhaus.

(Schluß.)

Er ist von seinem Vater, Muhme! flüsterte Bärbele mit überströmenden Augen. O, Du armer, guter, unglücklicher Mensch, warum habe ich auch Deine Noth nicht eher erfahren! Hier Muhme, lies den Brief — ihm muß geholfen werden — er ist ja mein Lebensretter!

Ich habe meine Brille vergessen, entschuldigte sich die Muhme, welche in der edlen Kunst des Lesens nicht weit über die ersten Anfangsgründe hinausgekommen war. Lies mir ihn nur vor, Bärbele!

Wie kannst Du, mein lieber Kilian auch glauben, daß ich Deiner so lange würde vergessen haben, wenn ich dazu nicht alle Ursache gehabt hätte, las Bärbele. Was sollte ich Dich traurig machen und Dir Briefe schreiben, worin ich doch nur sagen kann, daß ich höchst elend, und der unglücklichste Greis auf der Welt bin. Mußte ich Dich nicht vielmehr glücklich preisen, daß Du von dem drückenden Elende Deines alten Vaters nichts wußtest. Mein Sohn, werde in der Fremde vorsichtiger und klüger, als ich es war! Hättest Du nur nicht an jenem Abend den Bürgermeister Klotzmann durchgeprügelt, so könnte ich wenigstens die Freude und den Trost haben, daß Du bei mir wärest. Ach Sohn, ich habe Alles erfahren, und daran ist wieder das verdammte Hinterhaus schuld! Geld kann ich weder auf mich noch auf mein Haus geborgt bekommen, denn ich bin nunmehr ganz arm und nächstens werde ich von Haus und Hof gejagt. Ich werde wohl bald mit meinem Leide in die Grube niederfahren und bin auch meines Lebens recht satt und müde. Verlaß dann Deine arme Mutter nicht. Gott tröste Dich!

Der arme Mensch! sagte die Muhme, die reichlich fließenden Thränen trocknend. Bärbele aber nahm von ihrem weißen Halse eine schwarze Seidenschnur, an welcher drei prächtige gehenkelte Sophiendukaten funkelten, löste die Goldstücke ab und nachdem sie dieselben in den Brief gewickelt, steckte sie diesen wieder zwischen des Schlafenden Finger.

Jetzt laß uns gehen, Muhme, er darf nicht wissen, daß wir hier waren! sagte Bärbele, die Muhme mit sich fortziehend. Der Wärter und der Pförtner bekamen, neben einem guten Trinkgelde, die Weisung, dem Patienten nichts von dem Besuche zu verrathen, und beide Frauen verließen das Hospital.

Drei Tage später, als Bärbele in ihrem väterlichen Garten eben beschäftigt war, feine Wäsche aufzuhängen, trat plötzlich durch die Hinterthür desselben rüstig und mit freudestrahlendem Blick — die hohe stattliche Gestalt des Wimmelburgers.

Das Mädchen stieß einen lauten Freudenschrei aus. Gelobt sei Gott, rief sie, ihm die hübsche, runde Hand hinstreckend. Sind Sie denn nun wieder ganz und gar gesund?

Das bin ich, antwortete Kilian. Die Güte Gottes und die Liebe der Menschen vereinigten sich zu meiner schnellern Genesung. Jetzt will ich wieder nach der Heimath, um meine armen Eltern zu begrüßen.

Sie wollen uns verlassen? fragte traurig die schöne Meisterstochter.

Mein Herz wird hier bleiben, Jungfer Bärbele, antwortete der Geselle. Ja, Du liebes herziges Wesen, ich weiß gar wohl, wie Du Dich des Halsgeschmeides beraubt, um einem armen Fremdlinge zu helfen. Der Krankenwärter hat aus der Ferne Alles angesehen und mir verrathen. Ach Bärbele, warum sind Sie doch eine reiche Meisterstochter, der ich armer Geselle fern bleiben muß, ob ich sie gleich so lieb habe wie nichts auf der Gotteswelt!

Sind Sie nicht mein Lebensretter? antwortete Bärbele, den Wimmelburger mit ihren hellen Augen gar treuherzig anschauend. Was sind die paar Dukaten gegen die Aufopferung, mit der Sie mich vor dem wüthigen Hunde schützten. Und wenn Sie mich lieb haben, Kilian, so dürfen Sie dies immerhin, denn ich bin Ihnen auch herzlich gut und sollte meinen, die reiche Meisterstochter, wie Sie mich nennen, wäre unsrer Liebe keine schlimme Zugabe.

Ueberglücklich hatte Kilian den Arm um das Mädchen geschlungen. Aber was wird der Vater sagen, wenn er hört, daß wir uns lieb haben? rief er.

Das weiß ich nicht, antwortete Bärbele. Was jedoch mich betrifft, so will ich ihm sagen, daß ich nur einen Mann heirathen werde, der mein Herz besitzt, und daß Sie, Kilian, dieser Mann sind.

Der Gesell zog das Mädchen an seine Brust.

Alle Teufel, was soll denn das heißen? ertönte plötzlich eine grimmige Stimme, und in demselben Augenblicke fühlten Kilian und Bärbele sich durch eine kräftige Hand von einander getrennt. Vor ihnen stand, vor Aerger und Ueberraschung roth wie ein Zinshahn, der Riemermeister Schnäbele.

Das ist mein Bräutigam, Vater, sagte ruhig das Mädchen. Er ist ein fleißiger, wackerer Mensch und hat mir das Leben gerettet, darum habe ich ihn schon lange lieb gehabt, aber eben jetzt habe ich es ihm erst gesagt. Er und kein Anderer wird mein Mann!

Was — so ein armer Schlucker? zeterte der Alte. Wenn Du Deinen Kopf durchsetzen willst, so lauf nur hin, von mir bekommst Du keinen Pfifferling!

Ich brauche Ihr Geld nicht, Meister, denn ich bin ein wohlhabender Mann, der Sie nur einzig und allein um das liebe Bärbele bittet! sagte der Gesell.

Ist Er verrückt, Wimmelburger? Will Er Hungerleider mir eine Nase aufbinden mit seinem Reichthum? schrie der Alte. Nun gut, Herr Schwindelfritze, weise Er nach, daß Er dreitausend Thaler Vermögen besitzt, und Er soll meine Tochter und mit ihr sogleich als Aussteuer eine Summe von gleicher Höhe erhalten! ha! ha! ha!

Topp, Meister, es gilt! Lesen Sie diesen Brief und dann geben Sie uns Ihren Segen! jubelte Kilian.

Verblüfft gab Meister Schnäbele den Liebesleuten ein Zeichen, ihm nach der nahen Jelängerjelieberlaube zu folgen. Lies mir den Brief vor, Bärbele, Wort für Wort, sagte er. Ich werde halten, was ich versprochen! Hat der Gesell jedoch gelogen, dann will ich nicht Meister Schnäbele heißen, wenn die Polizei den Schwindler und Leutebetrüger nicht heute noch aus dem Thore bringt.

Bärbele hatte bald den Vater, bald den Geliebten mit besorgten Blicken angeschaut. Endlich öffnete sie zögernd den Brief und las, erst mit zitternder Stimme, dann mit freudebeflügelten Worten. Er war von Kilians Vater. Du wirst ohne Zweifel erschrecken, schrieb er, wenn Du wieder einen Brief von mir empfängst, und wirst glauben, der alte Vater komme abermals mit Klageliedern. Aber nein, mein Junge — der liebe Gott hat wunderbarlich geholfen. Ich will Dir, obgleich meine Hand vor Freude zittert, nur gleich die Geschichte erzählen. Ich sollte also nächstens der Schulden wegen aus meinem Hause gejagt werden, wozu der Bürgermeister Klotzmann, den sie gestern auf den Gottesacker hinausgesungen haben, redlich das Seine beigetragen hatte. Das war eine große Noth für Deine alten Aeltern! Da schickte mir der Herr Rittmeister von Stichling, dem ich zehn Jahre lang sein Riemzeug besorgte, und der vorm Jahre den Abschied genommen und Rudelsdorf gekauft hat, drei Säcke Kartoffeln zum Präsent; aber wohin mit ihnen, da ich keinen Keller besaß? Du mußt nämlich wissen, daß der Rathsvogelsteller, dessen Tochter vorgestern mit Zwillingen niedergekommen ist, mir den einzigen Keller im Hause für seine eignen Kartoffeln, die er auf Verkauf gelegt, abgemiethet hat. Ich nehme also Hacke und Schaufel und gehe in das Hinterhaus, um dort in dem leeren Holzschuppen ein Loch für meine Kartoffeln zu graben. Wohl drei Stunden habe ich da gewühlt, denn die alten Knochen wollten nicht mehr recht fort. Auf einmal mein Herzenskilian, finde ich einen dicken, eichenen Kasten, und was ist drin? Die ganzen 6000 Thaler, welche Dein Großvater aus seinen Grundstücken gelöst, Alles in Speciesthalern, und außerdem noch zweihundert Ducaten und siebzig Louisdor in Gold. Du weißt wohl noch, wie oft ich alter superkluger Dummkopf früher auf den Franzosenkrieg und das Hinterhaus geflucht habe, und jetzt danke ich beiden unser Glück. Komm ja recht bald und bringe wo möglich eine Frau mit, damit die Wirthschaft wieder in Ordnung kommt und die Mutter einen Beistand erhält.

Nun, Meister Schnäbele? fragte der Gesell.

Wer wollte hier gegen den sichtbaren Willen Gottes handeln, antwortete gerührt der Meister. Bärbele, heut bereitest Du ein gutes Mittagsessen, etwa ein Gansel oder so etwas und steckst das beste Fäßchen an. Und in einigen Tagen, Kinder, da reisen wir zusammen nach Wimmelburg, wie ich denn überhaupt denke, ich will mich nicht von meinem Mädchen trennen, sondern Haus und Geschäft verkaufen und mit Euch ziehen. — Kilian, Gott hat Dir und den Deinen geholfen auf wunderbare Art — sein Name sei gelobt.

Mannichfaltiges.

[Der Fürst der Kaufleute.] Alex. J. Stewart in New-York wird nächstens mit einem Kostenaufwand von 1,000,000 Pfd. St. in der oberen Stadt eine Reihe Wohnungen herstellen, die zur Aufnahme der arbeitenden Frauen New-Yorks bestimmt sind. Es soll kein Armenhaus werden, sondern eine behagliche Heimstätte, in der sie Kost und Logis zu einem selbst für sie leicht zu erschwingenden Preise finden — und ein etwaiger Ueberschuß soll zur Errichtung ähnlicher Anstalten verwendet werden.

Das spanische Witzblatt „Gil-Blas" bringt einen originellen Entwurf zu einem Denkmal für den jüngst verstorbenen Erfinder des Hinterladers; der Sockel desselben wird aus aufeinandergehäuften Todtenschädeln gebildet. Auf einer Abstufung desselben stehen an den Ecken als Ehrenwachen Todtengerippe mit großen Bärenmützen bedeckt. Hoch oben auf dem Monument thront das Standbild Dreyse's, sein Zündnadelgewehr über dem Kopfe schwingend — um dieses Denkmal führen die Gerippe von Soldaten aller Waffengattungen, an welchen diese neue Erfindung schon erprobt wurde, einen schauerlichen Todtentanz aus. Die Widmung des Monumentes lautet: „Dem glücklichen Erfinder des Zündnadelgewehrs die undankbare Menschheit."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 7. Donnerstag den 23. Januar. 1868.

Schneeglöckchen.

Schneeglöckchen schaust aus grünem Haus
So schüchtern in die Welt hinaus.
Es täuscht Dich wohl der Sonnenschein,
Du armes kleines Blümelein?
Schneeglöckchen glaub' mirs sicherlich
Da draußen ist's zu kalt für Dich.

Ich nannte einst ein Liebchen mein,
Mit sonnigklaren Aeugelein,
Die fand's zu Hause nicht mehr schön,
Wollt sich einmal die Welt beseh'n.
Doch ach, es war noch viel zu früh,
Da draußen war's zu kalt für sie.

Die kleine Knospe war zu schwach,
Der kalte Hauch das Herz ihr brach.
Nun irr ich einsam in der Welt,
So lang's dem lieben Gott gefällt.
Du kleines Blümlein, denk an mich,
Da draußen ist's zu kalt für Dich!

Fritz Holthey.

Der Rothkopf.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

3.

Wir haben Agapita vorhin verlassen, indem sie auf die Wiederkehr des säumigen Friseurs harrend, zuweilen hinter dem Vorhang hervor, nach dem interessanten Nachbar schielte. Plötzlich ward sie durch einen lauten Wortwechsel auf der Hausflur unterbrochen; ihr Mädchen zerrte von der Thür ihrer Gebieterin einen Mann bei dem Rockschooß zurück, der sich durchaus nicht abweisen lassen wollte. Trotz des krachenden Futters entriß er sich siegreich den Händen der Zofe und trat bei Agapita ein, die sich nur ungern in ihrem Morgen-Negligee von einem Mann überrascht sah.

— Verehrte Frau . . . hob er, sich räuspernd an.

— Fräulein, wenn ich bitten darf: ich bin seit Kurzem mündig.

— Nicht möglich, Sie sind mündig! das hätte ich von meinem Fenster aus nimmermehr geglaubt, rief der Fremde aus, welcher Procop hieß und Agapitas Nachbar war, den sie wegen ihrer Kurzsichtigkeit nicht sogleich erkannte.

Agapita fühlte sich sehr geschmeichelt durch diese Versicherung; sie fragte den galanten Fremden, wen sie die Ehre habe vor sich zu sehen.

— Kennen Sie mich denn nicht? fragte Procop verwundert; wir haben uns doch schon oft gesehen. Denken Sie doch nur ein wenig nach.

— Wie! Sie wären der junge Mann . . . mein Nachbar . . .

— Extra muros . . . was auf Italienisch so viel heißt, als vom Fenster gegenüber, das vier Scheiben hat, wovon drei von Papier sind.

Agapita war zart erröthet und fühlte sich von Wonne durchschauert.

— Sie sind also der junge Musiker . . .

— Der die ganze Nachbarschaft im Schlafe stört . . . . ich bin dieser Selbige.

— O, mein Herr! was verschafft mir die Ehre, einen Künstler wie Sie, bei mir zu sehen? flötete das Fräulein mit den harmoniereichsten Tönen, die sie nur hervorbringen konnte.

Da erzählte er ihr, daß er ein Künstler sei, dem nichts übrig bliebe, als sein Flaschenett ins Feuer zu werfen und seine Musikalien dem Käsekrämer zu verkaufen, da er so unglücklich sei, seinen Ansatz verloren zu haben. Die Lieblichkeit seines Spiels war verschwunden, die Richtigkeit war hin, statt H griff er B . . . wodurch er bereits das Gehör seines Hausherrn total ruinirt hatte, seine Aufwärterin wollte ihm keine Dienste mehr thun, die Einwohner wollten ihn prügeln, und sein Wirth hatte ihm durch einen Gerichtsboten die Wohnung aufkündigen lassen.

Agapita begriff nicht, was sie das alles angehen sollte; sie fragte daher mit merklich übler Laune, was der Herr denn eigentlich von ihr wolle.

Da verlangte er von ihr, daß sie ihn dem Glück und der Musik zurückgeben sollte — denn er war in diesem Augenblick das traurige Gegen-

stück des Orpheus, der den Höllenhund Cerberus weich stimmte, wenn er die Saiten seiner Lyra vor diesem Ungeheuer rührte. Procop dagegen regte das ganze Stadtviertel auf, wenn er das Flaschenett an die Lippen setzte; die Nachbarn warfen ihm die Fenster ein, drum hatte er drei Scheiben von Papier; nur die vierte hatte den Schlägen des Schicksals widerstanden, und zwar weil sie von Holz war. — Procop hatte den Ansatz, den er so sehr bedauerte, wie Agapita mit süßer Befriedigung vernahm, im Herrngarten verloren; in jenem fürstlichen Lustpark, der den Kinderwärterinnen und den Katzenbuckeler Veteranen geöffnet war, hatte er ihn auf einer Steinbank vergessen, und das seit der himmlischen Erscheinung eines Weibes, die ihn des Athems beraubte, und wegen welcher er alle Schüler verloren, welche er zu bekommen gehofft hatte.

Als Agapita mit zarter Verschämtheit zu wissen verlangte, wer denn die Glückliche sei, die solch einen vitriolischen Brand in seinem Herzen angezündet habe, führte Procop sie vor den Spiegel, fiel vor ihr auf die Knie und küßte den Staub ihres Fußbodens, der reichlich damit bedeckt war. — Sie hieß ihn aufstehen; sie fürchtete überrascht, compromittirt zu werden — er aber hätte gern die ganze Stadt zum Zeugen gehabt und schrie mit Stentorstimme, daß er sie liebe. — Sie flehte um Mitleid mit ihrer Verwirrung — er betheuerte mit einem Fluche, der fähig gewesen wäre, die Wand von unten bis oben zu sprengen, daß sie und keine Andere seine Frau werden müsse.

— Ihre Frau! bedenken Sie doch . . . Sie sind ein Fremder.

— Was, Fremder! rief er aus: ich bin ein ächter Katzenbuckler, der das Licht der Welt in der Mondkälberstraße erblickte, heiße Procop, mein Vater war Garkoch.

— Garkoch! sagte Agapita mit gerümpfter Nase.

— Und zwar ein ausgezeichneter . . . er gab den Mittagstisch zu drei Groschen die Person. Mein Vater brachte meiner Erziehung große Opfer, er schickte mich zu den Jesuiten in die Schule, wo ich so große Fortschritte machte, daß ich jetzt Professor in einem Collegium bin.

— Wirklich! rief das Mädchen freudig.

— Das heißt, sagte er mit Selbstgefühl, das heißt, ich lehre die Knaben Flaschenett blasen, mit und ohne Schlüssel . . . ich glaube einen anständigen Platz auf der gesellschaftlichen Leiter einzunehmen. — Das Flaschenett ist eine Macht geworden . . . das Flaschenett ist ein Scepter, und diesen Scepter lege ich zu Ihren Füßen.

Die Gedrängte wußte nicht, was sie sagen sollte; sie versprach mit sich zu Rath zu gehen, sie erbat sich Bedenkzeit. Procop wollte aber nicht gehen wie er gekommen war; er wollte eine Hoffnung, ein Andenken mit sich nehmen. Da sie ihm aber einen Kuß als zu voreilig verweigerte, so wollte er sich mit einer andern Gunst begnügen. Er hatte auf einem Arbeitstisch eine Scheere erblickt, deren er sich bemeisterte und mit derselben auf Agapita zusteuerte, die erschrocken vor ihm zurückwich.

— Fräulein, sagte er, eine Locke Ihres schönen schwarzen Haares muß unter dem Stahl der Scheere fallen . . . hier diese dicke.

— Sie wollen mir die Haare abschneiden, rief das Mädchen entsetzt.

— Das kann doch Ihr Zartgefühl nicht verletzen; ich gehe nicht ohne Locke fort. Halten Sie stille, schönstes Fräulein.

— Kommen Sie mir nicht zu nah . . . Hilfe! Gretel! Gretel!

Procop suchte Agapita zu umschlingen, die sich heftig seiner erwehrte, als statt der gerufenen Gretel die junge Malerin mit ihrem Maler-Apparat herein kam. Agapita flüchtete sich beschämt in ihr Schlafzimmer, Procop aber hatte statt in das Haar in seinen eigenen Finger geschnitten, aus dem er jetzt, ohne Fides zu bemerken, mit höchst schmerzhafter Miene einige Tropfen Blut hervor drückte.

— Ein wenig tiefer hätte ich das Glied getroffen und wäre verstümmelt gewesen, murmelte er vor sich hin. Spiele einer Flaschenett mit einem Finger weniger, und noch dazu mit dem Cadenzfinger. Es ist noch ein Glück, daß ich dem Fräulein nicht ein Auge ausgestochen habe. Verfluchte Scheere! . . .

Bei diesen Worten schleuderte er mit einem kräftigen Wurf die Scheere weit von sich, die grade vor Fides niederfiel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lieutenant Molch.

Aus dem Soldatenleben.

Kanonier Bombenhuber!

Herr Feldwebel!

Sie haben sich für heute um ein Nachtzeichen gemeldet, können aber keins kriegen, einmal weil keins da ist, und dann weil sie erst vor kaum acht Tagen eine Nacht ausgeblieben sind!

Sehr wohl Herr Feldwebel!

Es war aber Bombenhubern durchaus nicht „sehr wohl" zu Muthe bei der Erklärung des Feldwebels, denn er hatte heute sicher darauf gerechnet, mit seiner Selma im Gasthause zum Blechernen Stöpsel ein Tänzchen zu machen, und die Geliebte, welche an diesem Abend zum ersten Male ein neues Camlotkleid mit zwei dicken Falbeln tragen wollte, um sieben Uhr zum Abholen bestellt. Wenn er Selma heute im Stiche ließ, dann konnte er darauf rechnen, acht Tage lang kein freundliches Gesicht von ihr zu erhalten, denn so sehr ihn auch das Mädchen liebte, ein Tänzchen war ihre Herzensfreude. Und zumal heute, im neuen Kleide! Sie hätte sich die beiden hübschen schwarzen Augen aus dem Kopfe glatt herausgeweint, wenn sie nicht mit ihrem Bombenhuber hätte zum Tanz gehen können.

Der Feuerwerker Breitschädel, Bombenhubers Stubencommandant, welcher an einer Halsdrüsenentzündung litt und deshalb Kopf und Hals fast bis zur Unsichtbarkeit in Flanell eingehüllt hatte, errieth aus Bombenhubers bestürztem Aussehen so ziemlich die Wahrheit. Er rief den Kanonier an seinen Tisch, welcher in Kasernenstuben den Ehrenplatz des Stubencommandanten bezeichnet, nahm einen tüchtigen Schluck Hafergrütze aus der vor ihm stehenden Tasse und warf Bombenhubern einen wohlwollenden Blick zu.

Es thut mir leid, daß Sie kein Nachtzeichen gekriegt haben! kam endlich aus seiner Flanellumhüllung hervor.

Ich bin in der schrecklichsten Verlegenheit, Herr Feuerwerker! seufzte Bombenhuber. Denken Sie, um sieben Uhr wartet meine Selma in völligem Staate am Freßgäßchen und ich — kann nun hingehen und ihr sagen, daß aus dem Tanze wenig oder nichts werden kann, denn vor zehn Uhr wird es im Stöpsel nicht hübsch, und der Weg dahin ist doch auch ziemlich weit.

Sie dauern mich, Bombenhuber, krächzte der Feuerwerker. Es ist mir einmal genau so gegangen, mit Zimmermeister Schmidts Jungemagd. Die wurde darüber so wüthend, daß es zwischen uns ein für alle Mal aus war! Ach Himmel, was habe ich von diesem mir unvergeßlichen Mädchen für Braten, Wein und Cigarren bekommen. Ich aß, trank und rauchte besser, wie der Zimmermeister Schmidt selber. O, das war eine schöne Zeit, wo ich förmlich in den Fleischtöpfen Aegyptens saß!

Herr Feuerwerker, begann zögernd der Kanonier, Sie haben mit Ihrem guten Herzen schon manchen armen Teufel aus der Verlegenheit gerettet. Wie wäre es, wenn Sie mich heute beim Appell nicht mit verlesen, dann wüßte kein Mensch, daß ich außerhalb der Kaserne geblieben bin.

Breitschädel sann ein Weilchen nach, und kratzte sich, wie er in zweifelhaften Fällen immer zu thun pflegte, auf der Stelle, wo sich jetzt unter dem Flanell sein rechtes Ohr verbarg.

Verdammte Situation! meinte er endlich. Bombenhuber, Sie sind ein zuverlässiger Mann und wenn ich wüßte, daß nichts vorfiel, ließ ich Sie schon beim Appell aus. Und dann ist heute auch der Herr Lieutenant Molch auf Wache, welcher es mit der Inspection nicht so genau nimmt. — Na, halten Sie Ihr Maul und fangen Sie es gescheit an, ich mag von der Geschichte nichts wissen.

Wer war froher als Bombenhuber. Nun konnte er bis Mitternacht mit Selma tanzen und ungesehen in die Kaserne zu gelangen, das war nicht schwer. Eine kleine Kletterpartie über ein Gartenthor, dann über ein Stacket und er konnte leicht in den parterre gelegenen Schlafsaal steigen, wenn er vor dem Weggehen den Wirbel eines Fensters zurückschob. Höchstens konnte ihn ein erwachender Kamerad bemerken, von dem natürlich kein Verrath zu fürchten war.

Fröhlich fuhr Bombenhuber in die schmucke Uniform, schnallte den Säbel um, zog die selbstgewaschenen schneeweißen Handschuhe an und meldete sich bei dem Feuerwerker zum Ausgange.

Viel Vergnügen, schmunzelte Breitschädel aus seinem Flanell heraus.

Selma übertraf sich heute an Liebenswürdigkeit und war im Blechernen Stöpsel der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Bewunderung. Bombenhuber schwebte in einem Meere von Seligkeit und tanzte in seiner Freude so gewagte Pas, daß die Umstehenden auf die Seite springen mußten. Aber Alles hat ein Ende, auch die Lust und Fröhlichkeit! Der Schlag der Mitternachtstunde gebot Ruhe. Die Musikanten bliesen zum Schluß noch die allgemein beliebte Windhosengaloppade und Alles rüstete sich nach deren Beendigung zum Aufbruche. Auch Bombenhuber wanderte an der Seite seiner Geliebten heimwärts. Dort angelangt verschlang, nach einigen Küssen und der selbstverständlichen Bestellung zum nächsten Abend an dem bewußten Brunnen, die finstere Hausflur das glühende Mädchen nnd Bombenhuber schlug seinen Weg nach der Kaserne ein, im Geiste die Bilder der letztvergangenen Stunden noch einmal überschauend.

An dem Gartenthore, welches der Nachtschwärmer, um in die Kaserne zu gelangen, zu übersteigen hatte, schwang er sich kühn an dem Pfeiler hinauf und wollte eben den Fuß über den Thorflügel heben, als des nachbarlich wohnenden Forstmeisters englische Doggen, zwei ungeheure Hunde, die auf den Mann dressirt waren, und welche sich aus dem angrenzenden Garten durchgebrochen hatten, mit donnerndem Ge-

heul auf den Thorweg losstürzten und in ungeheurem Sprunge nach dem Beine haschten, das Bombenhuber mit Blitzesschnelle wieder rückwärts zog. Da stand nun der arme Teufel auf der Straße, ohne die geringste Aussicht ins warme Bett zu kommen, und hörte, wie die Schildwache auf dem verschlossenen Hofe der Kaserne hin und her wandelte.

So mochte er wohl eine Stunde trostlos am Thore gestanden haben, die Doggen verwünschend, welche noch immer schnaubten und bisweilen anschlugen, als der gleichmäßige Tritt zweier Männer sich der Kaserne näherte. Es waren Portechaisenträger, die ihre Maschine eilenden Schrittes dahin trugen, Beweis genug, daß sie unbesetzt war.

Da fuhr es wie ein Blitz durch Bombenhubers Kopf, daß ihm durch die Portechaise Rettung werden könne. Er rief die Männer an und frug, ob sie sich geneigt fühlten, in Zeit von wenigen Minuten einen halben Gulden zu verdienen. Die Portechaisenträger bejahten dies.

Dann tragen Sie mich in Ihrer Chaise bis in die Kaserne, setzen dieselbe am Eingange des Flügels A nieder und wenn ich ausgestiegen bin, ziehen Sie wieder ruhig Ihres Weges. Ich habe nämlich kein Nachtzeichen, und kann in einer Portechaise sitzend, mich gegen die Schildwache ausgeben für wen ich will, und ebenso auch unbemerkt bei der Wachtstube des diensthabenden Offiziers vorüberkommen.

Setzen Sie sich nur hinein, sagten die Chaisenträger. Wir dienten früher beim Train und machen noch gern ein solches Soldatenspäßchen mit. Aber daß wir nicht Eins ins Andere reden, wo ist denn der halbe Gulden?

Bombenhuber bezahlte das Geld und stieg in die Chaise. Die Träger näherten sich dem Hauptthore der Kaserne und nachdem angeklopft worden war, schloß die Schildwache auf und frug wer der Passagier im Kasten sei, da sein Name mit auf den Nachtrapport gesetzt und deßhalb dem wachthabenden Offizier gemeldet werden müsse.

Bombenhuber schob den Vorhang etwas zurück und flüsterte mit möglichst feiner Stimme: Ich bin die Tochter des Majors von Raffzahn.

Sehr wohl! antwortete die Schildwache, sich der Wachstube nähernd. Bombenhuber aber beschwor die Portechaisenträger ihn so schnell wie möglich nach dem Kasernenflügel zu befördern.

Eben setzten die Träger ihre Chaise nieder und Bombenhuber wollte aussteigen, als er zu seinem tödtlichen Schrecken plötzlich den Säbel eines Offiziers heranklirren hörte. Ein Blick durch das Chaisenfenster belehrte ihn über seine heillose Lage. Es war der Lieutenant Molch, welcher sich beeilte, der schönen Tochter des Kasernen-Commandanten Raffzahn seine Dienste anzubieten.

Mein gnädiges Fräulein, ich bin entzückt, in dieser öden Nacht Ihnen die Versicherung meiner tiefsten Verehrung wiederholen zu können! sagte Lieutenant Molch, mit der Hand am Käppi sich ehrerbietig verneigend.

Guten Abend, Herr Lieutenant, piepte Bombenhuber durch das halbgeöffnete Fenster.

Den Augenblick, meine Gnädigste, wird mein Diener hier sein, um Ihnen vorzuleuchten! fuhr der Offizier fort.

O bitte, es ist ja Licht auf den Treppen! flüsterte Bombenhuber, dem der Angstschweiß auf der Stirn perlte.

Wo Sie wandeln, mein Fräulein, ist es nie dunkel! seufzte Molch.

O bitte! flötete Bombenhuber und legte seine Hand auf den Rand des halb herabgelassenen Fensters, denn ihm wurde es fast schwindlich.

Da fühlte er wie die haarigen Lippen des Lieutenants seine Hand berührten und ein neuer Seufzer seiner Brust entströmte.

Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Sie beim Aussteigen unterstütze! flüsterte Molch, Bombenhubers Hand zärtlich drückend. So eben kommt mein Diener mit den Lichtern!

Wirklich hörte Bombenhuber die gewichtigen Stiefelsohlen des Dieners über den Hof herankommen. Da faßte ihn Verzweiflung. Als Molch eben wieder die Lippen auf seine Hand drückte, schob er rasch die Thür auf, den Offizier mit derselben auf die Seite und stürzte die Treppe hinauf.

Lieutenant Molch war wie vom Donner gerührt, als er anstatt des zarten Fräuleins von Raffzahn die massive Gestalt eines Kanoniers aus der Portechaise herausfliegen sah. Mit einem halbunterdrückten Fluche machte er einen Versuch, dem Verbrecher nachzueilen, aber ehe er noch die Treppe erreicht hatte, war Bombenhuber schon längst in Sicherheit. Was blieb also übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen! Sowohl der Diener wie auch die Schildwache, welche doch an diesem Vorfalle so unschuldig waren, wie die neugebornen Kinder, kriegten einen unverdienten Rüffel und Molch kroch in die Wachtstube zurück, und braute sich, um den Aerger zu vergessen, ein Glas Grog.

Als Bombenhuber am nächsten Morgen dem Feuerwerker Breitschädel das Abenteuer im engsten Vertrauen mittheilte, lachte dieser herzlich und sagte: Bombenhuber, Sie haben ein unerhörtes Glück genossen, denn seit der liebe Gott Armeen geschaffen, ist es sicherlich noch nicht vorgekommen, daß ein Lieutenant einem Kanonier die Hand geküßt hat.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 8. Sonntag den 26. Januar. 1868.

Der Rothkopf.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

— Geben Sie doch acht, Herr! tönte plötzlich eine Stimme hinter Procop, die ihm wie die mahnende Posaune des letzten Gerichts in die Ohren klang. Er drehte sich um und wäre gern unter die Erde versunken wie eine Theaterversenkung, denn vor ihm stand mit Fleisch und Bein und in einem Ginghamkleide seine Base Fides, die ihn mit großen Augen anstarrte. Er begann sich etwas verdutzt nach seinem Hute umzusehen. Aber es war in den Sternen geschrieben, daß er dießmal nicht so leichten Kaufs davon kommen sollte. Erst überschüttete ihn Fides mit Vorwürfen, sie wollte ihm die Augen auskratzen; dann reichte sie ihm die Wange zum Kuß — er aber regte sich nicht, sondern stand unbeweglich wie ein Meilenzeiger.

— Wie Procop! rief sie aus, freust Du Dich denn nicht mich wieder zu sehen.

— Ich mich nicht freuen . . . ich bin im siebenten Himmel!

Je mehr ihn Fides ansah, je sonderbarer kam er ihr vor, es lag etwas Wildes in seiner Physiognomie; auf einmal rief sie aus:

— Ach, Herr Je! jetzt weiß ich was Dir fehlt; Du hast die Farbe gewechselt.

— Das kommt daher weil ich kränklich bin, betheuerte er, indem er wirklich die Farbe wechselte, denn er ward abwechselnd roth und bleich. Ich leide an Krämpfen . . . meine Verdauung ist gestört, Ich sehe wohl recht bleich aus, nicht wahr?

— Keineswegs, rief Fides lachend; Du bist ja rabenschwarz geworden.

— Meinst Du?

— Früher warst Du roth.

— Das heißt, ich war blond.

— Ja, blond wie ein gesottener Krebs. Du hast die Färberei angewendet, um Dich unkenntlich zu machen, Du Camäleon.

— Du irrst, mein Kind, sagte er betheuernd, indem er zwei Finger wie zum Schwur in die Höhe hob; die Macht der Zeit hat mich gebräunt.

— Die Zeit macht einen wohl grau, aber niemals schwarz, versetzte Fides mit einem schallenden Gelächter, indem sie ihm mit der Hand über den Kopf fuhr. Wie hart sind Deine Haare geworden, fuhr sie fort, wahre Schwefelhölzer . . . Lieber Vetter! Du hast ja eine wahre Mähne . . . . ha! ha! ha!

— St! so schweige doch . . . sagte Procop verlegen. Ich will Dir's nur gestehen . . . ich habe mir den Kopf färben lassen . . . ja, mein Haupt ist verkleidet . . . ich war es müde ein Rothkopf zu sein, und habe meiner angebornen Farbe Lebewohl gesagt.

— Wie häßlich bist Du so, rief das Mädchen mit einer allerliebsten wegwerfenden Miene: Du gefielst mir weit besser mit Deinen goldnen Haaren . . . ich war einmal daran gewöhnt.

Aber Procop selbst hatte sich nicht daran gewöhnen können, er war die Zielscheibe aller Stichelreden, aller schlechten Späße gewesen. Als er sich einst auf einem Maskenball befand, war er mehrmals gefragt worden, wo er den schönen Fuchsbalg gekauft hätte — ja, er hatte sogar von dem Musikdirektor eines kleinen Theaters, in dem er früher spielte, seinen Abschied als Orchestermitglied unter dem Vorwand erhalten, daß er allzu sehr gegen die Andern absteche. Da dachte er einst, es war damals als er die Erbschaft eingethan und sich als Lebemann gerirte — warum sollte ich der Natur nicht einen Possen spielen? Die Rabenmutter hat mich roth gefärbt, während es so viele Köpfe von schwarzer, brauner, blonder und zweifelhafter Farbe gibt. So will ich denn der Natur eine Ohrfeige geben . . . ich kann nach Gefallen schwarz oder braun sein . . . kann alle Vierteljahre eine andere Farbe annehmen . . . Gedacht, gethan . . . und Dank der Erfindung eines geschickten Haarkünstlers, erwachte er eines Morgens braun wie ein Südländer . . . auch hatte ihn Niemand wieder erkannt, als seine Gläubiger.

Procop hatte das dem Mädchen in flüchtigen Umrissen mitgetheilt, und vernahm nun mit Staunen, daß sie das Bügeleisen mit dem Pinsel vertauscht habe, daß drei von ihr verfertigte Gemälde oben auf der Ausstellung prangten. Sie wollte ihn mit sich fortziehen,

um ihm alles was sich seit ihrer Trennung begeben hatte, ausführlicher zu erzählen, er behauptete aber keine Zeit zu haben.

— Die wirst Du schon finden, sagte Fides. Oder wärest Du nicht mehr so artig wie früher? hätte sich Dein Gemüth verändert, wie die Farbe Deiner Haare?

— Stille! rief er erschrocken und sah sich nach allen Seiten um. Wenn Dir meine Ruhe lieb ist, so laß meine Haare nicht mehr aus Deinem Munde hervorgehen . . . sonst . . . sonst kann meine Heirath zu Wasser werden.

Als er sah, daß Fides schneebleich wurde, fuhr er fort:

— Du staunst, Kind! . . . Ja, ich strebe nach dem heiligen Sakrament der Ehe, und Du begreifst, wenn meine Braut erführe, daß ich in meiner Jugend blond gewesen bin . . .

— Er hat eine Braut! rief Fides mit gerungenen Händen. Procop, hast Du denn ganz und gar vergessen, daß Du mir Deine Hand versprochen hast?

— Daß ich Dir meine Hand versprochen habe, ist wahr, aber ich gebe sie Dir nicht, Fides, versetzte der Flaschenettspieler. Hast Du denn vergessen, daß alles zwischen uns aus ist, seit dem Tage wo ich einen Reiterhelm unter Deinem Bette fand.

Es war ja nur ein Modell, betheuerte Fides. Geh auf die Ausstellung und betrachte mein großes Bild, es ist der sprechende Beweis meiner Unschuld.

— Ich will es nicht sehen, rief Procop ungeduldig. Ich sage Dir, Fides, Dein Geschmack ist mir zuwider . . . wir taugen nicht zusammen.

— Gut! sagte das Mädchen mit verbissenem Aerger, ich sehe, daß Du mich nicht mehr lieb hast. Aber glaube ja nicht, daß ich mir etwas daraus mache . . . daß ich eine Thräne um Dich vergießen werde . . . es soll Dir Dein Leben lang gut gehen. Aber wer ist denn die Glückliche?

— O! ein herrliches Schwarzköpfchen.

— Und heißt?

Procop flüsterte ihr den Namen Agapita in die Ohren — Diese da! rief das Mädchen erbittert aus, und drohte ihr zu entdecken was Procop aus den Haaren gemacht habe, denn da er sie nicht heirathen wollte, so sollte er Niemand heirathen. Procop hielt der Schreienden den Mund zu und beschwor sie zu schreien so viel sie wolle, aber nur innerlich, denn er fand es allzu schrecklich, daß er sich dem Teufel der Färberei umsonst ergeben haben sollte.

Plötzlich kam Agapita, die indessen eine reizende Toilette gemacht hatte, aus ihrem Schlafzimmer heraus, und fand Procop zu ihrem Aerger in einem lebhaften Gespräch mit der jungen Malerin begriffen, von der er sich jedoch mit einem raschen Satz entfernte, als er seiner Flamme ansichtig wurde.

Agapita fühlte sich verletzt, ohne deutlich zu wissen warum. Fides schwieg zwar bei dem Anblick ihrer Nebenbuhlerin, aber ihre Augen schossen drohende Blitze. Procop stand wie auf Messerklingen und schickte ein heimliches Stoßgebet zum Himmel, daß Gott Fides plötzlich stumm machen, daß er sie des Gebrauchs ihrer Zunge bis nach seiner Verheirathung berauben möge.

— Was wollen Sie, Mamsell? hob Agapita endlich in einem Tone an, der für Fides nichts weniger als schmeichelhaft klang.

— Fräulein haben mich bestellen lassen, erwiderte das Mädchen gekränkt, so kam ich denn auf Ihr Geheiß mit Pinsel und Palette um Ihr Bild zu fertigen.

Agapita gab vor noch nicht bereit zu sein und hieß die Künstlerin später wieder kommen. Aber Fides trat vor sie hin und sagte: Ich hätte Ihnen zuvor noch ein Wörtchen zu sagen.

Procop ward vor Schrecken in eine Marmorbildsäule metamorphosirt . . . er fürchtete die Bombe würde jetzt platzen.

— Nun, ich höre; sprechen Sie, sagte das Fräulein und warf sich bequem in das Sopha.

— Ich wollte nur . . . hob Fides an. . .

— Nun, was denn?

— Ich wollte Sie nur fragen . . . ob Sie in Oel oder in Miniatur gemalt sein wollen.

— In Oel.

— Sehr wohl, rief Fides indem sie ihr einen Knicks machte; dann verbeugte sie sich mit einem kalten: Ihre Dienerin, mein Herr! fremdartig vor Procop, und verließ das Gemach mit dem Versprechen, später wieder zu kommen.

Procop fiel ein schwerer Stein vom Herzen. Er erbat sich zur Stärkung seiner geschwächten Lebensgeister ein Glas Zuckerwasser.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gruben-Unglück auf der Zeche Neu-Iserlohn.

Unter fröhlichem Zuruf eilte in der Morgenfrühe des 15. Januar die Tages-Belegschaft der Zeche Neu-Iserlohn bei Langendreer ihrer Arbeit zu. Wohl kennt der erfahrene Bergmann die große Gefahr seines Berufs, an die ihn zahlreiche Unglücksfälle immer wieder erinnern, aber der tägliche Umgang mit derselben macht ihn mit ihr vertraut. Sie sind zur Stelle, die Strecken sind revidirt, die Namen sind verlesen, nur dieser und jener fehlt, den ein glücklicher Schlaf zurückgehalten hat. Es ist 5 Uhr. Die Tages-Belegschaft ist bis auf 60 Mann angefahren, die auch bereit stehen, sich in die unheimliche Tiefe hinabzulassen. Es ist 10 Minuten nach 5, die zuerst Eingefahrenen können kaum vor Ort sein, — da — was war das? — ein dumpfes Dröhnen, der Förderkorb wird von unsichtbarer Gewalt gehoben, wie Feuerlohe schlug es aus dem Schacht und der dem Bergmann nur zu bekannte Gasdunst füllt den Förder- und Maschinenraum. Eine starke Mannshand reißt die zur Einfahrt bereit Stehenden zurück, die sich mit blassem Angesicht anschauen, bis ein bleicher Mund das Wort „Explosion" spricht und „Wetter-Explosion", so tönt es jammernd durch den Kreis der Männer. Vielleicht ist noch Rettung möglich. Wer wagt es aber, hinabzutauchen in die geheimnißvolle Tiefe? Wahrlich, dazu gehören kühne, opferfreudige Männerherzen; denn der Bergmann weiß, daß, wie jüngst in England, der ersten Explosion eine zweite, schrecklichere folgen kann. Aber die Herzen sind zur Stelle. Da hebt sich der Förderkorb, und die ersten Verwundeten, aber Geretteten begrüßen bleich und zitternd Licht und Leben. Sie bringen die erste Kunde von dem Unglück in der Tiefe. Die Wetter haben sich mit furchtbarem Knalle entzündet; die Gewalt des Druckes hat sie niedergeworfen; in dem fast luftleeren Raume hat ihre Brust nicht mehr athmen können, und nur wie durch ein Wunder sind sie dem Tode entgangen. Da drunten muß es entsetzlich aussehen, das ahnt Jeder; aber Keiner weiß, wie viel Erstickte, Verbrannte, Zerschmetterte die Tiefe birgt. Boten fliegen nach allen Himmelsgegenden, um Hilfsmannschaften von den nächsten Zechen, Aerzte aus den benachbarten Dörfern zu holen und — Wagen mit Stroh aus Langendreer und Umgegend zu requiriren. Mit den Boten eilt die Schreckensbotschaft von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, und hie und da eilt schon Jemand in athemloser Hast, mit brechenden Knieen der Unglücksstätte zu. Die Hülfe ist eiligst zur Stelle und mit wahrhaft bewundernswerthem Muthe fahren die beherzten Männer, die Direktoren und Beamten voran, in die Tiefe hinab! Unten! Da erschallt kein fröhliches „Glückauf!", nur leise Jammertöne treffen dort ihr Ohr, um bald zu verstummen. Da unten ist's fürchterlich. Gase beklemmen die Brust, so daß die Lunge kaum zu athmen vermag und mehr als einer ohnmächtig wieder hinaufgefördert werden muß. Jetzt wird gefördert. In qualvoller Ungewißheit umsteht ein Menschenhaufe wimmernd die Förderung. Da sind die ersten. Bewußtlos, zum Theil gräßlich verbrannt und verstümmelt, werden sie auf den von den Zechenbeamten mit großer Umsicht rasch bereiteten Lagerstätten gebettet. Hie und da erholt sich einer nur leise, immer voller athmet die Brust und saugt die Luft des Lebens ein. Jene werden nothdürftig verbunden, um als eine jammernde Last auf den bereit stehenden Wagen in die Krankenhäuser zu Witten und Dortmund transportirt zu werden. Wagen reiht sich an Wagen, die Zahl der Verwundeten mag 40 übersteigen. Auf jenem Wagen kauert neben dem Unglücklichen sein Weib, das über ihren Gatten jammernd die Hände ringt, auf diesem eine Mutter, die voll Verzweiflung ihren verstümmelten Sohn heimführt. Wer weiß, wie bald er ganz daheim ist. Niemand vermag den Jammer derer zu beschreiben, die noch auf der Streu liegen, um bald Andern Platz zu machen. Denn Korb auf Korb steigt aus der Tiefe auf. Aber was jetzt kommt, wird das Licht des Tages nicht mehr begrüßen, Todte und wieder Todte, deren Zahl mit jeder Viertelstunde wächst. Jetzt schon 11, schon 26, immer mehr, nunmehr 70 am Mittag, 75 Nachmittag, 87 am folgenden Morgen. Und Keiner kann wieder zum Leben gebracht werden. Da liegen sie in Reih und Glied — alle todt! Es ist wie ein schwerer Traum, es ist, als müßte eine Hand sich ausstrecken über die Reihen der Erschlagenen und eine Stimme von oben das: Stehet auf! darüber rufen. Aber kein Laut, als Seufzen und Jammern. Da liegt ein Knabe, der heute zum erstenmale die Grube befahren hat, sie ist sein Grab geworden. Und da große, schöne Gestalten, mit breiter Brust, so still und sanft das Gesicht, als schliefen sie und würden gleich diejenigen begrüßen, die sich jammernd darüber beugen. Ja, sie schlafen, aber kein Jammer weckt und schreckt sie mehr. „Haben Sie Unsere nicht gesehen?" fragt mich eine Mutter, die Sohn und Gatten suchte. Ich beuge mich über die Angesichter der Todten, aber wer vermochte die schwarzen, zum Theil verbrannten Gesichter

zu unterscheiden? „Nein!“ war die Antwort; sie bricht in Jammer und Weh zusammen. Wer kann trösten? Das eigene Herz erfährt es, wie armselig hier Worte sind, ein stiller Händedruck und eine stille Thräne ist Alles, was man geben kann. Dort ein Schrei: „Er ist's, mein Vater; ach, warum bist du heute Nacht nicht bei uns geblieben?“ Und dort: „Es ist mein Sohn, er war krank, ich bat ihn, zu Hause zu bleiben, aber er wollte die Schicht nicht versäumen; es war seine letzte.“ Und hier: „Meine beiden Söhne.“ Jünglinge, strotzend von Kraft; kein Streicheln der Wangen erweckt sie wieder. Und da: „Meine beiden Brüder.“ Und den da kenne ich, den beweinen Frau und 5 Kinder. Genug! wer kann es mit ansehen, mit anhören, man geht still hinaus und weint, und fragt ei se: Du lieber Gott, warum? warum? — Und zwischen diesen rastlos thätigen Hilfsmannschaften, zwischen diesen daliegenden Leichen, zwischen diesen jammernden Angehörigen, zwischen diesen bange seufzenden, mitfühlenden Menschen, noch so viel Rohheit, so viel gleichgiltige Gesichter, so viel dampfende Pfeifen, bis ein ernstes Wort im Ernst des Augenblicks das Heiligthum des Todes verwahrt. — Die Thätigkeit der Hilfsmannschaften ist zu Ende, auch die unter den übereinander gethürmten Kohlenwagen zerschmettert liegenden Fuhrleute sind zu Tage gefördert. Am Nachmittag des 15. ds kommt ein Vater, dessen Sohn am Morgen auf der Zeche mit angefahren war, um sich nach demselben zu erkundigen, da er am Mittage nicht nach Hause gekommen. Unter den auf der Zeche liegenden Todten findet der Vater seinen Sohn nicht und eilt deßhalb in die Krankenhäuser nach Witten und Dortmund, um unter den dorthin gebrachten Verwundeten nachzusuchen. Auch hierunter befindet derselbe sich nicht. Der trostlose Vater eilt wieder zur Unglücksstätte, wo noch fortwährend nach den Vermißten gesucht wird. Des andern Tags 11 Uhr Vormittags, wo der alte Vater, an dem Förderschacht stehend, den Umstehenden seinen Schmerz mittheilt, hebt der Förderkorb sich und wer beschreibt die Freude des Vaters? — auf demselben steht gesund und wohlerhalten sein Sohn, welcher in einer entfernten Strecke gearbeitet und wahrscheinlich durch Einathmung der Gase eingeschlafen war. Derselbe wußte weiter nichts, als daß er geschlafen habe und seine Lampe ihm ausgelöscht sei. Der alte Vater weinte Thränen der Freude. Am 17. Jan. sollten die Leichen von Neu-Iserlohn aus an die verschiedenen Begräbnißstätten gebracht werden, um sie der kühlen Erde zu übergeben. Die Körper waren aber meist derartig verletzt und der Kleider beraubt, daß ein Erkennen bei den meisten unmöglich gewesen. So weit es anging, gab man einer jeden Leiche einen Namen — aber bei den Wenigsten, etwa nur einem Drittel, ist er zutreffend — und heftete mit ihm ihr den Zettel auf die Brust. Die einfachen Särge waren von den verschiedensten Farben. Auf der einen Seite des Deckels steht der Name, auf der andern Seite der Ort, dem er, meist aufs Gerathewohl, zugetheilt war. Ein erschütternder Anblick — diese 29 zweiräderige Wagen mit den schmucklosen Särgen auf einer Stelle! Hie und da sah man wohl einen Strauß oder Kranz; wußten die Hinterbliebenen doch selbst nicht, ob ihn ihr lieber Todter auch erhalten hatte. Man wollte eben aufbrechen, als schnell noch ein Sarg geöffnet wurde. Auf seinem Deckel stand Voß; aber es war konstatirt, daß kein Knappe dieses Namens hinabgefahren war, überhaupt nicht bei den Arbeitern der Zeche Neu-Iserlohn existirte. Es wurde ein Protokoll über das Aeußere des Unbekannten aufgenommen und dann das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Der unabsehbare Leichenzug zertheilte sich nach drei verschiedenen Richtungen nach Langendreer, nach Lütgendortmund und Castrop. Der Zug nach Langendreer bestand aus 29 Leichen. Er wurde durch den dortigen Landwehrverein eröffnet, der einige seiner Mitglieder, die den Kugeln des letzten Krieges glücklich entgangen waren, um hier ihr Ende zu finden, verloren hatte. In der Mitte befand sich ein Dortmunder Musikkorps, an anderen Stellen Bergleute in Uniform. Die Angehörigen oder die, welche es zu sein glaubten, gingen hinter dem betreffenden Sarge her. Hinter vielen Särgen befand sich kein Leidtragender. Wer wußte, wem der Unglückliche angehörte? Der Friedhof war dicht gedrängt mit Menschen besetzt. Eine lange Grube nahm 20 Särge auf, und so geschah es meist auch an den anderen Orten. Die Unglücklichen, sie ruhen im Frieden, ihren armen Hinterbliebenen bleibt der Schmerz und sie kämpfen mit der bittern Noth.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Francònia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 9. Donnerstag, den 30. Januar. 1868.

Ein Wort zu seiner Zeit.

Es flammen die Kerzen, es schimmert der Saal
Von Gästen, von festlich geschmückten,
Es rauscht die Musik und es klingt der Pokal,
Es umdrängen die Hochbeglückten,
Der Erde Götter den Königsthron
Und rufen mit schallendem Freudenton:
Hoch lebe der herrliche König!

Doch draußen ist's Nacht und der Sturmwind pfeift
Von dem fernen Osten herüber,
Wo Hunger und Kummer wild um sich greift
Und das Leben wird trüber und trüber,
Wo Mutter und Kind durchschüttelt der Frost
Und dem Vater Verzweiflung das Herz durchstoßt:
O gib uns zu essen, Herr König!

Und fährt er erschrocken nicht auf vom Sitz
Des Landes liebender Vater?
Und schleudert er nicht mit zürnendem Blitz
Darnieder die schlechten Berather?
Und säubert er nicht von den Schranzen den Platz
Und greift mit den Händen tief in den Schatz
Und wehrt der Noth, wie ein König? . . .

Sie hungern noch immer, sie frieren noch
Die Männer, die Frauen, die Kinder!
Noch lastet auf ihnen des Elends Joch,
Noch quält sie der eisige Winter!
O schweiget, o schweigt doch mit eurem Geschrei!
Zum Brode nicht, nur zum Pulver und Blei
Hat seine Schätze der König!

Ja schweiget ihr Brüder am Ostseestrand,
Bald nahet die Noth ihrem Ende!
Noch gibt es ein deutsches Vaterland,
Es öffnen sich Herzen und Hände;
Wir opfern willig das irdische Gut,
Um euch zu erwärmen das starrende Blut,
Und einst — einst richtet der König!

Der fragt nicht nach irdischer Herrlichkeit,
Der achtet nicht irdische Größe,
Weh' dem, der vor seiner Gerechtigkeit
Dasteht dann in elender Blöße.
Geht hin, ihr Verfluchten, so hebt er an,
Was ihr den Geringsten nicht habt gethan,
Mir habt ihr's verweigert, dem König!

Da wird dann so Mancher werden klein,
Der hier trug Orden und Titel;
Da geht dann zur ewigen Freude ein
So Mancher im schlichten Kittel.
Und Hunger und Kummer und Elend und Noth
Vorbei ist's auf immer, — das Lebensbrod
Reicht dar uns der ewige König!

Der Rothkopf.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

4.

Sobald sich Agapita allein mit Procop befand, überhäufte sie ihn mit Vorwürfen, und hieß ihn ihr Gemach verlassen, wenn er nicht durch ihre Magd hinausgewiesen werden wolle.

— Halten Sie ein . . . . einen Augenblick . . . rief er geärgert aus. Was habe ich denn gethan? Habe ich mich unschicklich benommen . . . habe ich die Grenze des Anstandes überschritten? . . . Ich habe nichts bei Ihnen zerbrochen . . . habe Ihnen nicht auf die Hühneraugen getreten, und hätte man mir etwa Böses nachgesagt, so ist es ein alter Erfahrungssatz, daß die meisten Menschen besser sind als ihr Ruf. —

Agapita sah ihn mit zornfunkelnden Augen an und sagte spitzig:

— Glauben Sie etwa, daß mir Ihre Röthe entgangen wäre.

Da stand er von einem jähen Schrecken durchschauert, rathlos wie das Kind beim Brei; er schloß aus Agapitas Worten, daß seine ursprüngliche Farbe plötzlich wieder sichtbar geworden sei.

— Und Sie wagten es von Lieben, von Heirathen zu mir zu sprechen, fuhr das zürnende Mädchen fort: Sie hofften wohl gar Ihr abscheuliches Treiben fortsetzen zu können. Aber ich würde es früher oder später doch bemerkt haben . . . . Sie haben sie wohl geliebt . . . doch einmal Ihre Frau, würde ich sie umgebracht haben.

Procop fiel aus einem Erstaunen in das andere. Er konnte nicht begreifen wer ihr seine unschuldige Färberei entdeckt haben konnte, und in der Meinung, daß sie die Compcsition, deren er sich bediente, umbringen wollte, begann er gar für ihren Verstand zu fürchten. — Agapita deutete jetzt mit einer nicht mißzuverstehenden Gebeirde auf die Thüre.

— Entfernen Sie sich, rief sie gebieterisch: entfernen Sie sich und suchen Sie Ihre geliebte Farbenkleckserin auf . . . ich verabscheue Sie.

Da ward Procop mit unaussprechlicher Wonne inne, daß er noch braun in ihren Augen sei, und rasch entschlossen, betheuerte er bei allen Tonleitern, daß er das Mädchen kenne, weil sie eine ehemalige Schülerin von ihm sei, welcher er Stunden gegeben habe.

— Ein Frauenzimmer und Flaschenett lernen, sagte sie mit einem ungläubigen Lächeln, das fast an Verachtung grenzte.

— Warum nicht gar, versetzte er, indem er die Hand auf das Herz legte, sie hat Gesang-Unterricht bei mir genommen.

— Aber Ihre Bestürzung . . . es schien mir doch, daß Sie sich mit ihr stritten.

— Sie ist mir noch Geld schuldig . . . fünfzehn Billets zu vier Groschen das Stück, macht grade zwei Thaler; sie sagte mir Grobheiten, um mich nicht bezahlen zu dürfen. Die kleine boshafte Katze hat eine bitterböse Zunge.

Das Gesicht des Fräuleins heiterte sich merklich auf unter diesen Worten. — Sie haben also nie die Sprache der Liebe mit ihr geredet? fragte sie zärtlich.

— Ich habe nur die Sprache der Solfeggien mit ihr gesprochen, versicherte er mit Dreistigkeit. Ich bin so unschuldig wie ein Kind von sechs Wochen . . . wie der Elephant in van Akens Menagerie. Schätzen Sie mich doch nur ein klein wenig; sagen Sie mir, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin . . . daß Ihnen mein Angesicht nicht widersteht.

Und sie gestand unter Seufzern und Stöhnen, daß er ihr jungfräuliches Herz erobert hatte . . . daß sie mit Freuden die Seine sein würde . . . aber sie gestand ihm auch, daß sie nicht frei sei.

Procop prallte drei Schritte zurück und rief in jammervollen Tönen aus: — Was? Sie sind schon verheirathet . . . Nun, das ist eine schöne Bescheerung. Als er aber hörte, daß sie ledig sei, daß sie jedoch die Einwilligung eines Oheims nachsuchen müsse, den sie einst zu beerben hoffte, da lebte er wieder auf und sagte zuversichtlich: — Er wird einwilligen, denn ich will ihm ins Ohr sagen: ich habe gar nichts, aber ich theile von ganzem Herzen mit Ihrer liebenswürdigen Nichte.

Hierauf legte er sein Herz, vier Flaschenette mit silbernen Klappen die er dem Instrumentenmacher noch schuldig war, eine alte Trompete, zwei Triangeln, alle Schüler die er zu bekommen hoffte und alle Schulden die er hatte, zu Agapitas Füßen nieder. Als er aber jetzt fragte wo ihr würdiger Oheim seine Laren aufgeschlagen hätte, erfuhr er zu seiner großen Bestürzung, daß dieser Oheim niemand anders war, als der Instrumentenmacher dem er noch zwanzig Thaler schuldete. Er machte daher ein wahres Schaafsgesicht, als ihm Agapita vorschlug, sich sogleich zu ihrem Verwandten zu verfügen und um dessen Einwilligung nachzusuchen — zu welchem Zwecke sie ihn sanft nach der Thüre schob, um nach Hause zu gehen, sich in das gehörige Costüme zu werfen, und sie dann abzuholen.

Procop blieb in halber Erstarrung auf dem Gange stehen und fluchte auf das Geschick, das seine Pläne jedesmal durchkreuzte, wenn er auf dem Punkt stand glücklich zu werden. — Muß denn grade der alte Notenfresser Agapitas Oheim sein, dachte er mit verhaltener Wuth. Der Mensch wird mich erkennen . . . auch hat er gewiß die Farbe meiner Haare nicht vergessen . . . denn sie fiel zu sehr in die Augen . . . Ach! wenn er nur indessen blind geworden wäre . . . Pfui, Procop! ist es nicht boshaft von dir, daß du diesem Greis den schwarzen Staar wünschest, der sich freilich schon lange genug seiner Augen bedient hat . . . es wäre nur eine geringe Entbehrung für ihn und würde ihn verhindern Agapita gegen mich einzunehmen. Sollte sie, wenn wir einmal verheirathet sind, meine Gebrechen vermuthen, so mache ich ihr weiß, ich hätte einen großen Schrecken, einen nagenden Kummer gehabt . . . oder der Blitz sei mir über den Kopf gefahren und hätte mir das Haar versengt.

Er sah zum Gangfenster hinaus, ob es nicht etwa Hagel, Blumentöpfe oder Schornsteine regne, denn ihm lag daran ein Mittel aufzufinden, um Agapita von dem beabsichtigten Besuch bei ihrem Oheim abzuhalten. Plötzlich kam er auf den Gedanken eine Droschke zu nehmen, sich mit dem Kutscher zu verständigen, und statt zu dem Oheim, auf das Land zu fahren. Er war eben im Begriff sich in Bewegung zu setzen um diesen Vorsatz auszuführen, als er heftig gegen Jemand anrannte, und einigen Magenkrampf verspürte, als er den Friseur der ihn

schwarz gefärbt hatte, in dem Kommenden erkannte.

— Gehorsamer Diener Herr Procop, rief ihm Meister Quirin freundlich entgegen: wie gehts? wie gehts? Gesund und wohl, wie ich sehe. Hierauf betrachtete er ihn mit großer Aufmerksamkeit. Das muß man sagen, fuhr er fort, Sie sind ein wahres Meisterstück . . . braun wie Kaffeebohnen und einen Glanz wie Schmelz. . . .

Procop gab das zu, da ihm aber daran lag, ein unbekanntes Meisterstück zu bleiben, so beschwor er den Haarkräusler bei allem was ihm heilig sei, seinen Kopf nicht so anzustarren, seine Zukunft nicht zu kompromittiren. — Der geängstigte Mensch begriff in diesem Augenblick, wie man zum Mörder werden kann.

— Fürchten Sie doch nichts, sagte der Friseur mit stolzem Selbstgefühl: den möchte ich sehen, der es erräth, daß Ihre braune Farbe Schmuggelwaare ist. Sie könnten mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir ein Haarbüschel als Muster geben wollten.

— Haltet Ihr mich für ein Schaaf, Meister Quirin? rief Procop entrüstet. Dieses Geheimniß muß zwischen uns begraben bleiben. Also das Maul gehalten, setzte er fast schreiend hinzu.

— Sie kennen mich schlecht, Herr Procop! sagte Quirin mit einiger Empfindlichkeit: Verschwiegenheit ist die Tugend des Haarkünstlers. Fragen Sie meine Kunden . . . ich habe deren zwei hier im Hause . . . sie werden Ihnen bestätigen. . . .

— Frisirt Ihr etwa Fräulein Agapita? fiel ihm Procop hastig in die Rede.

— Ich habe diese Ehre, entgegnete Meister Quirin bescheiden. Ich komme eben um ihr den Kopf zurecht zu setzen . . . dann wohnt im vierten Stockwerk noch ein junges Frauenzimmer das mich mit seinem Vertrauen beehrt.

— Gut denn, Quirin, ich will glauben, daß Ihr verschwiegen seid . . . es wäre mir lieber wenn Ihr stumm wäret. Bedenkt, daß Ihr mich durch eure Schwatzhaftigkeit ins Verderben stürzen könnt . . . da ich im Begriff bin mich mit einem Frauenzimmer zu verheirathen, das Ihr gar wohl kennt.

— Möglich! sagte der Friseur trocken: es gehn mir des Tags so viele Frauenzimmer durch die Hände. . .

— Es ist das schönste Schwarzköpfchen in der ganzen Straße.

— Etwa die Tochter des Käsekrämers, die zwei herrliche Zähne . . . von Elfenbein hat?

— Meine Flamme wohnt in diesem Haus.

— Eine Schwarze in diesem Haus, sagte Meister Quirin kopfschüttelnd; ist mir keine darin bekannt, mit Ausnahme der Hausmeisterin, die vor Zeiten einmal schwarz gewesen ist.

Verwundert, daß Quirin so dumm im Rathen sei, nannte ihm Procop die holde schwarzlockigte Agapita als seine Braut. Der Friseur ließ vor Erstaunen ein Porzellantöpfchen fallen, das er in der Hand hatte; Procop hob es auf und erkannte an der Etikette, ein Töpfchen derselben Composition mit welcher Quirin die Metamorphose seiner Haare bewirkt hatte.

— Was Teufel! rief er: wendet Ihr das hier im Hause an?

Quirin war in unaussprechlicher Verlegenheit; er bejahte und verneinte abwechselnd. Endlich sagte er, daß er die Farbe bei der jungen Person im vierten Stockwerk anwende, und bat den jungen Mann um Verschwiegenheit, da er gleichsam durch Ueberfall in dieses Geheimniß eingedrungen sei.

— Ihr könnt Euch auf mich verlassen, versicherte Procop: doch solltet Ihr Euer Geheimniß nur an Männer verhandeln, denn derjenige der dieses Frauenzimmer heirathet, wird einst schön überrascht sein.

Die Männer trennten sich mit einem freundschaftlichen Kopfnicken. Quirin trat bei Agapita ein, legte seine Rechnung für den letzten Monat bescheiden auf den Tisch und begann dann bei wohlverschlossenen Thüren, das reiche Haar des Fräuleins zu ordnen. — Procop stieg mit dem angenehmen Bewußtsein die Treppe hinab, daß er doch nicht der Einzige sei, der in falschen Farben prange. Er besann sich nun wer in dem vierten Stockwerk wohne, konnte sich aber nur eines alten Invaliden erinnern, der einen ganz kahlen Schädel hatte. Plötzlich fiel ihm ein, daß noch ein Fenster in besagtem Stockwerk sei, das stets mit einem grünen Tuche verhangen war, folglich mußte die gefärbte Person hinter jenem grünen Tuche hausen. — Vor der Hausthüre stieß er auf Fides, die ihn mit einem spöttischen „Guten Tag kastanienbrauner Jüngling!" begrüßte.

— Bekümmere Dich um Deine Krusten, Farbenkleckserin! gab er bitter zurück: male Soldaten mit und ohne Helme. Du willst mich ärgern . . . aber ich bin mündig . . . mein Kopf ist mein, und wenn ich meinen Kopf färben will . . . und wenn ich ihn mit Kalk weißen will, so geht das Niemand was an . . . ich kann meine ganze Person blau färben und mit gelben Nägeln beschlagen, wenn ich will . . . verstehst Du mich.

— Ha! ha! ha! das ist mir sehr gleichgiltig, höhnte das Mädchen: thue was Du willst . . . schneide Dir die Nase ab wenn Du willst . . . was geht es mich an.

— Fides, grollte er im höchsten Zorn, ich rathe Dir, komme mir nicht mehr in den Weg;

Dein Anblick erregt mir Krämpfe . . . Du bist mein Popanz. Ich werde Sorge tragen, daß Dir meine Braut das Haus verbieten läßt.

Da lachte Fides laut auf und erklärte ihm, daß sie selbst in dem Hause wohne, vorne heraus im vierten Stockwerk, da wo des rechten Lichtes wegen das Fenster mit einem grünen Vorhang verhangen sei.

Procop erstarrte. Er erwog was ihm Meister Quirin gesagt hatte. So hatte ihn denn seine Cousine, die er in der Wiege gesehen, die er stets für braun gehalten, schon von Kindheit an betrogen. Er beschwor sie, aufrichtig zu sein und ihm zu bekennen, ob sich fremde Hände mit ihren Haaren befaßten, und als sie versicherte, daß man keiner hunderttausend Thaler Renten bedürfe, um sich den Luxus eines Friseurs zu erlauben, daß sie, da sie auf einen glatten Haarputz halte, sich von dem geschickten Meister Quirin bedienen lasse, da trat Procop ganz nahe vor sie hin und betrachtete ihre Haare mit einem Gefühl von Neid, denn er mußte sich gestehen, daß sie besser gefärbt waren, als die seinigen, daß sie fähig wären auch den geschicktesten Gegner zu täuschen.

Fides sah ihn ihrerseits fast mit ängstlichem Erstaunen an, denn sein sonderbares Benehmen brachte sie auf den Gedanken, daß die Composition deren er sich zur Färbung seiner Haare bediene, ihm den Verstand geschwächt habe. Plötzlich faßte er sie bei beiden Händen und flüsterte ihr mit funkelnden Augen in die Ohren:

— Wie viel Töpfchen hast Du bereits verbraucht?

Das Mädchen wich erschrocken zurück und starrte ihn mit großen Augen an.

— Ich frage Dich, wie viel Töpfchen Du bereits verbraucht hast? wiederholte er dringend.

— Aber was willst Du denn nur? . . . sagte das Mädchen fast weinend.

— Spiele die Unwissende nicht, ich weiß alles . . . Du läßt sie also auch färben?

— Aber um Gotteswillen was denn!

— Und sie fragt noch was! das ist sauber . . . nun denn, die Haare, Du verschmitzte Creatur. Dein Helfershelfer hat mir alles gesagt. —

Fides ward erst leichenblaß und dann wieder purpurroth vor Zorn und Abscheu. Sie nannte Procop einen Nichtswürdigen, einen Verläumder, und mit dem Schwur sich zu rächen, stürzte sie in das Haus, und eilte zornglühend die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf.

Procop fürchtete sich jetzt nicht mehr vor ihr; er war stolz, denn er konnte jetzt den Kopf hoch tragen; wußte sie nun um sein Geheimniß, so wußte er um das ihrige; wollte sie ihm Steine in den Garten werfen, so konnte er ihre Wangen mit Schamröthe bedecken, indem er ihre Färberei an das Licht der Sonne zog. Er ging also triumphirend nach Hause, um sich zu adonisiren.

(Schluß folgt.)

Wahl bringt Qual.

(Parlaments-Schnadahüpfl aus der Kemptener Zeitung.)

Leute helft's mir, i mueß mi
Ganz fürchterli quäl'n;
Wen soll i denn, sagt's mir's,
Nach Berlin hintri wähl'n?

Der Oa sagt: „wähl' an Schwarz'n,
D' Religion is in G'fahr,
Wähl'st an Andern, so san mir
Schwarzweiß über's Jahr!"

„Wenn aber uns're Leut'
Dort im Zollparlament
Recht bockboani san —
Nacha nimmt's bald an End."

„Nacha san mir von die Preiß'n
Mit Gott's Hilf befreit
Und steh'n wieder im Glanz da
Voll Selbstständigkeit!"

Der Zwot sagt: „bist narrisch?
War ja recht — b'hüt die Gott!
An deiner Stell' wählet i
Net schwarz, sondern roth!"

Da Dritt' kimmt und sagt:
„Die Wahl macht mi net harb,
I wähl' den Heern Bemserl,
Der hat gar koa Farb!" —

Und wie bald aus Süd
Bald aus West der Wind weht,
So redt' halt a Jeder
Just wie er's versteht.

Soll i fortschreit'n, soll i steh' bleib'n,
Soll i hinterrucks geh',
I kenn' mi nimmer aus jetzt
I frag's Komité.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Francouia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 10. Sonntag, den 2. Februar. 1868.

Der Rang-Streit unter den Jagdhunden.

Die Jagd-Hund' kamen einst zusammen,
Und stritten um den ersten Preis,
Geriethen ganz in Gluth und Flammen,
Wer's meiste unter ihnen weiß.

Der Leithund.

Wer kann wie ich die Fährte halten?
Wer kennt des Hirsches Widergang
Wie ich? Ihr Jungen und ihr Alten!
Mir ist es um den Preis nicht bang.

Der Schweißhund.

Mein Freund! Was hilft es oft dem Schützen,
Daß du ihn brachtest auf die Spur?
Würd' ich nicht treu ihn unterstützen,
Wär' alle Mühe fruchtlos nur.

Thut sich das Wild im Dickicht nieder,
Das waidwund nimmer fliehen kann,
Dann führ' ich zu demselben wieder
Untrüglich stets den Jägersmann.

Der Vorstehhund.

Wer weiß wohl sicherer zu zeigen
Als ich, wo Haas' und Hühner sind?
Wer kann von euch sich mir vergleichen,
Daß er so schnell die Beute find'.

Der Dachshund.

Wer wagt wie ich es, zu bekämpfen
Den Feind tief in der Erde Schooß?
Und niemals kann den Muth mir dämpfen
Sein scharfer Biß. Ich laß nicht los.

Der Saufinder.

Wer wagt, den Keiler kühn zu stellen,
Sucht solchen Feind im Lager auf?
Und läßt nicht nach ihn zu verbellen,
Bis sich entlud der Büchse Lauf?

Der Wachtelhund.

Hört auf, ihr Prahler, euch zu brüsten!
Denn eure Künste sind nicht groß.
Laßt nach dem Preis euch nicht gelüsten,
Ich hab' mehr als ihr Alle los.

Zwar braucht man selten mich zum Jagen.
Im Hause ist mein Leibrevier.
Doch sicher müßt ihr sämmtlich sagen,
Der erste Preis gebühret mir

Vom Schweiße will ich gänzlich schweigen;
Doch eine Fährte nehm' ich an,
In einen Dachsbau darf ich steigen,
Gesucht von jedem Jägersmann.

Und welch ein Lager kann ich finden?
Gewiß ein Lager ganz famos!
Wer darf, wie ich, sich unterwinden,
Zu ruh'n in einer Schönen Schooß?

Da fangen Alle an zu wedeln,
Und machen ihm ihr Compliment.
Am liebsten pirscht nach schönen Mädeln
Ein jeder Jagdfreund doch am End'.

Der Rothkopf.

Von Kathinka Ziß.

(Schluß.)

5.

Fides betrat ihre Stube in der Ueberzeugung, daß es in dem Oberstübchen ihres Vetters rappele. — Die Regierung sollte diese Art Pomaden verbieten, dachte sie, denn sie machen die Menschen dumm. Und er behauptet, daß ich solche Schmiere gebrauche . . . ich kann durch Zeugen beweisen, daß die Farbe meiner Haare echt ist . . .

Sie trank ein großes Glas Wasser, um ihr aufgeregtes Blut zu beschwichtigen, dann packte sie ihr Malergeräthe zusammen und begab sich voll Rachegedanken zu Agapita, die sie im größten Staate, den Bräutigam erwartend, fand.

— Es ist mir unmöglich, Ihnen jetzt zu sitzen, rief ihr diese entgegen: ich muß wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit ausgehen . . . ich gedenke mich zu verheirathen.

Fides empfand einen schmerzlichen Stich im Herzen.

— Wenn Sie etwa meinen Vetter Procop zu heirathen gedenken, platzte sie heraus, so können Sie sich den Ausgang sparen, denn diese Heirath kann nicht statt finden.

— Und wer wird sie verhindern? fragte das Fräulein mit spöttisch aufgeworfenem Munde.

Dieses, versetzte Fides, indem sie ihr ein sorgfältig zusammengewickeltes Papier hinhielt.

Agapita öffnete das Papier und fand zu ihrem Erstaunen ein Büschel brandrother Haare in demselben.

— Was soll das? rief sie entrüstet aus. Fort damit.

— Es ist mein Hochzeitsgeschenk, sagte Fides spitzfindig; ich ersuche Sie, es anzunehmen.

— Welche Unverschämtheit.

— Ich merke, daß Sie nicht vermuthen von wem die Haare kommen.

— Ich will es nicht wissen.

— Sie sollen aber wissen, daß sie von Ihrem Bräutigam herstammen.

Agapita erklärte diese Behauptung für Aufschneiderei, für Verläumdung; Procop war ihr der Typus des Südländers. Fides schwor dagegen Stein und Bein, daß er aus der Mondkälberstraße herstamme, daß die natürliche Farbe seiner Haare fähig wäre, ein Gebund gelbe Rüben zu beschämen. Und nun begann sie dem Fräulein umständlich zu erzählen, daß Procop ein Vetter von ihr sei, dessen Herz sie besessen, dessen Unbeständigkeit sie schmerzlich zu beklagen habe, — und um ihre Worte zu bewahrheiten, zog sie einen Pack Liebesbriefe aus der Tasche, alle mit Procops Namen unterschrieben, die gleich der Haarlocke, Pfänder seiner Zärtlichkeit waren, welche Agapita nicht wegzuläugnen vermochte.

Nach diesen Beweisen fühlte sich das Fräulein so entrüstet über Procop, daß sie ihn nicht mehr wiedersehen wollte; sie beschloß, ihm auf der Stelle den Absagebrief zu schreiben und ihm zu verbieten ihre Schwelle noch einmal zu überschreiten. Sie holte Feder und Tinte, da sie aber in ihrer Aufregung kein Papier zu finden vermochte, so reichte ihr Fides, die durch allerlei spitze Redensarten noch mehr Oel in das Feuer goß, die Rechnung hin, welche Meister Quirin vorhin auf den Tisch gelegt hatte, und ohne erst zu untersuchen, schrieb Agapita auf die Kehrseite alles was ihr empörtes Gefühl ihr eingab, indem sie dabei von Zeit zu Zeit ausrief: — Es ist eine Unwürdigkeit . . . eine Schlinge! . . . ein Mißbrauch des Vertrauens!

— Nehmen Sie sichs nur nicht gar zu sehr zu Herzen, tröstete sie Fides. Betrachten Sie es als eine gute Lehre, und wenn wieder einer kommt, der Ihnen den Hof machen will, so fordern Sie ihm gleich die Certificate seines Wohlverhaltens ab.

Jetzt kam Procop in einer Droschke angefahren. Er trat bei seiner Braut mit dem Bewußtsein ein, daß seine Cravattenschleife ein wahres Meisterstück von Kunst und Verwickelung, und der ganze Mensch höchst präsentabel sei; Fides Anwesenheit, die hier Wurzel zu fassen schien, war ihm gerade nicht erwünscht, doch glaubte er sie nicht mehr fürchten zu dürfen, da er sie mit der Offenbarung ihres Geheimnisses zerschmettern zu können meinte. Er machte daher große Augen, als ihn Agapita unsanft anfuhr:

— Wie, mein Herr, Sie wagen es vor mir zu erscheinen?

— Hm! sagte er, indem er sich von allen Seiten betrachtete; wäre mein Anzug etwa nicht in der Ordnung? bin ich vielleicht weiß auf dem Rücken?

Agapita reichte ihm das Blatt hin das sie geschrieben hatte, und gebot ihm es auf der Stelle zu lesen.

Procop nahm das Blatt mechanisch und las:

„Verderbter Mensch! ich verabscheue Sie; nimmermehr werde ich einen Menschen mit rothen Haaren heirathen . . ."

— Ich bin aber nicht roth, rief Procop kreischend aus: untersuchen Sie meinen Kopf, ich bin hol mich der Daniel, nicht roth.

— Werden Sie noch läugnen? fragte Agapita indem sie ihm die Haarlocke hinhielt.

— Das sind ja Roßhaare, die von einer türkischen Fahne oder einem Pferdeschweif herrühren.

Agapita verbat sich allen Scherz. — Die Haare sind von Ihnen, so wie diese Briefe, welche Ihre Verwandte in meine Hände gegeben hat.

— So ist es, bestätigte Fides, die sich an der Verlegenheit des beschämten Mannes weidete: oder hast Du vielleicht vergessen, daß Du mir ein Paar Armbänder aus diesen Haaren machen lassen wolltest?

— Potz Donnerstag, rief Procop ärgerlich aus, gebt doch dem Weibsvolk was, macht ihm Geschenke, bietet ihm kostbare Dinge dar . . . ich will von nun an selbstsüchtig, geizig werden . . . ich werde mich nicht mehr für das schöne Geschlecht berauben. — Wohlan denn, ja . . . ja . . . ich will die Wahrheit bekennen, da ich nun einmal nicht anders kann . . . meine Haare waren von einem zweideutigen Blond, so was man impertinent zu nennen pflegt . . . aber

ich war damals noch sehr jung und habe mich seitdem bedeutend gebräunt. Sehen Sie mich nur an.

Agapita wollte nichts sehen noch hören; sie gebot ihm nochmals, ihr Zimmer zu räumen.

— Wohlan, ich gehe! rief er mit tragischem Pathos aus: aber Sie werden es bereuen ... Sie werden bei keinem Andern eine so glühende Liebe finden wie die meinige ... noch einen Haarwuchs wie den meinigen. Den Brief aber, der mich aus Ihrer Nähe verbannt, den behalte ich ... den lasse ich in einen prachtvollen goldenen Rahmen fassen ... O! ihr theuren Buchstaben! ...

Er drückte das Papier an seine Lippen, drehte es mechanisch um, las und traute seinen Augen nicht.

— Was ist das! sprudelte er triumphirend heraus. Der Brief ist auf eine Rechnung geschrieben: Nota von Ignatz Quirin, Friseur am großen Entenpfuhl. Dem Fräulein Agapita geliefert: sechs Töpfchen schwarze Pomade, um ihre Haare zu färben, 6 Thaler 24 Groschen; Ha! ha! ha! Es ist mein Friseur ... es ist der Deinige, Fides! es ist der Ihrige Fräulein. Es scheint, daß die Sucht der Färberei epidemisch ist ... daß sie ansteckt.

Fides stimmte von ganzem Herzen in sein Gelächter ein. Agapita war im Begriff in Ohnmacht zu fallen, besann sich aber eines Bessern, indem sie behauptete, daß die Rechnung irrigerweise zu ihr gebracht worden sein müsse.

— Ja, durch einen Irrthum der Natur, höhnte Procop ... denn entweder sind Sie roth wie ich, oder ... Sie sind am Ende gar schon grau.

Da schwur das Fräulein mit den heiligsten Eiden, daß sie Meister Quirin gar nicht kenne, daß dieser Mensch nie einen Fuß über ihre Schwelle gesetzt habe ... aber, o tückisches Schicksal, in demselben Augenblick öffnete sich die Thüre, und herein trat der Verläugnete, um eine Schachtel mit falschen Locken zu holen, die er vorhin, als er Agapita frisirte, in gewohnter Zerstreuung hatte stehen lassen. Procop ward seiner nicht sobald ansichtig, als er auf ihn zusprang und ihn mit solch stürmischer Heftigkeit umhalste, daß dem armen Haarkünstler fast der Athem ausgegangen wäre.

— Sprich! sprich! rief er in drängender Hast, indem er auf Agapita deutete: welches ist die Farbe dieser Dame.

— Sie meinen ihre politische Meinung? fragte Quirin ausweichend.

Procop drohte den Friseur abermals an der Kehle zu packen, wenn er nicht augenblicklich gestände, ob sie roth oder schwarz sei. — Du mein Himmel, stöhnte der gedrängte Mann, sie ist ... sie ist ... in meiner Art.

Da riß ihm Procop das Toupet vom Kopf. — Was! rief er voll Ekel aus: was! sie trägt eine Perrücke ... eine nichtswürdige Haarhaube! ... Pfui! pfui! pfui! wie ist die Welt voll Täuschung ... wie wäre ich angeführt gewesen.

Meister Quirin bemühte sich, ihn durch die Versicherung aus seinem Irrthum zu reißen, daß das Fräulein von derselben Farbe wie er sei. —

O! der elende Schwätzer! stöhnte die Verrathene und sank mit verhülltem Angesicht auf das Sopha. Procop aber sagte: — Habe ich doch gleich gedacht, ihre Haare haben einen sonderbaren Reflex für eine Schwarze. Nun, es ist gut, daß ich die Katze nicht im Sack gekauft habe. — Aber, wandte er sich wieder an den Friseur, indem er auf Fides zeigte: wie sieht es mit dieser da aus. — Er vernahm mit unaussprechlicher Freude, daß Quirin sie als echtfarbig garantirte, daß sie braun war ohne Legirung. Fides, die nun einsah, daß der Friseur ihre Haare verläumdet hatte, machte die Pantomime des Augenauskratzens gegen ihn.

— Mein Gott! sagte er ängstlich von einer Parthei zu der andern eilend, indem er seine bittend aufgehobenen Hände noch durch flehende Blicke unterstützte: Mein Gott! Herr Procop überraschte mich mit einen Töpfchen der ihm gar wohlbekannten Pomade ... da ich nun Niemand bloß stellen wollte, so gab ich eine ausweichende Antwort, welche ...

Was wollte sie machen? sie verzieh ihm. Auch Agapita war aufgesprungen und schlug vor sich allerseits dahin zu verständigen, daß man über die Vorfälle dieses Tags ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachten wolle, welcher Vorschlag einstimmig angenommen wurde.

6.

Am folgenden Tag zog Agapita in aller Stille aus. Fides wollte dem treulosen Vetter grollen, da aber die Liebe unsterblich ist, so begann sie nach und nach unter ihrem grünen Vorhang nach dem Fenster ihres Ungetreuen zu schielen; sah er zufällig herüber, so zog sie sich scheu zurück wie eine Spinne. Nach einigen Tagen wagte Procop einen Besuch bei ihr ... dann fanden sich ihre Hände .... dann ihre Herzen wieder ... und das alles war so unvermerkt gekommen wie die Katze übers Dach. Als nun die von Fides ausgestellten Bilder Anerkennung fanden und eines derselben für drei tausen Tausend Thaler verkauft wurde, da warf Procop den Satan völlig zu Boden, in-

dem er seiner ersten Geliebten seine Hand bot mit den Worten:

Das Feuer kann man löschen,
Die Liebe nicht vergessen,
Das Feuer brennt so sehr,
Die Liebe noch viel mehr.

Fides schlug ein, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er wieder zum Rothkopf würde, da sie einmal an diese Farbe gewöhnt war. Er versprach es mit Hand und Mund. — Aber sagte er, das bedinge ich mir meinerseits, daß Du, um die Natur zu studiren, Dich künftig weder der Reiterhelme, noch der Grenadiermützen bedienst, wenn Du anders mein Leben nicht vergiften willst.

Mannichfaltiges.

(Von Gottes Gnaden.) Bei einer der jüngst in Berlin stattgehabten Hoffestlichkeiten erregte die schöne und elegante Baronesse von N. . . . durch ihr wunderbar blondes Haar mit Recht die allgemeinste Aufmerksamkeit. In modernster Weise coiffirt, schlängelte sich eine üppige Locke um den schönen Kopf, den Neid der anwesenden Damen und manche spöttische Bemerkung von angesetztem falschen Haar hervorrufend. Eine sehr hochgestellte Persönlichkeit, welche mit der Baronesse plauderte, berührte lächelnd mit der Hand die Locke und fragte etwas ironisch: „Von wem haben Sie denn dieses schöne Haar?“ — „Von Gottes Gnaden, Hoheit!“ antwortete sofort die geistvolle Baronesse mit einer tiefen Verbeugung.

(Deutsches Turnfest.) Dieser Tage beriethen die Vorstände der beiden Breslauer Turnvereine über die Abhaltung eines allgemeinen deutschen Turnfestes. Nürnberg lehnte bekanntlich die Veranstaltung eines solchen Festes für 1868 ab; der Gesammtausschuß der deutschen Turnvereine erwog im Dez. v. Js., ob das Fest ganz ausfallen, oder dessen Abhaltung Breslau oder Kassel angetragen werden soll. Ein Beschluß wurde nicht bekannt. Die Breslauer Turnvereine nahmen die Frage auf, und erklärten sich bereit, für die Kosten der Abhaltung zu stehen, mit der Beschränkung, daß man es den glänzenden Einrichtungen anderer Feste nicht nachthun, aber für die gastliche Aufnahme der auf 9—10,000 angeschlagenen Gäste freundlich sorgen wolle. Dieser Beschluß soll etwa in folgender Fassung dem deutschen Turn-Ausschusse mitgetheilt werden: „Die Vorstände der beiden Breslauer Turnvereine sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Abhaltung eines vierten allgemeinen deutschen Turnfestes durch das Interesse der gesammten deutschen Turnerei geboten erscheint. Sie erklären sich auch bereit, alle ihnen zukommenden Lasten und Mühen für die würdige Herstellung eines solchen Festes in Breslau zu übernehmen, wenn ihnen die Abhaltung desselben von der deutschen Turnerschaft durch den Zentralausschuß angetragen wird, und wenn sie insbesondere die Ueberzeugung hegen können, daß auch die süddeutschen Turnbrüder an dieser Festfeier Theil nehmen, daß dieses Fest also wirklich ein allgemein deutsches werden wird.“

Ein entsetzliches Verbrechen melden französische Blätter aus Landas (im Nord-Departement): Zwei Brüder, Knaben von 10 und 12 Jahren, wurden auf dem Wege zur Schule grausam ermordet; man fand sie mit zerspaltenen Köpfen im Schnee liegen. Entsetzt fragten sich Alle, was für ein Interesse den Verbrecher bewogen haben konnte, diese armen unschuldigen Kinder zu tödten? Habsucht war es nicht, denn sie hatten kein Geld bei sich; Rache war es nicht, denn sie hatten keine Feinde. Eine einzige Person gab es, der man ein Interesse an dem Tode der Kinder zumuthen konnte und diese Person war — der eigene Bruder der Erschlagenen, ein schlecht beleumundeter Mensch von 23 Jahren. Derselbe hatte von jeher einen heftigen Widerwillen gegen seine jüngeren Geschwister kundgegeben. Der Staatsanwalt veranlaßte dessen Verhaftung, und bereits im zweiten Verhöre gestand auch der Unmensch sein Verbrechen.

(Eine treffende Erwiderung des Dr. Hufeland.) Dieser berühmte Arzt wurde einst einem regierenden deutschen Fürsten vorgestellt, der in der Hitze seiner großen Bewunderung der Geschicklichkeit zu ihm sagte: „Sie sind ein berühmter Arzt, Sie kennen den menschlichen Körper so genau, daß Sie wirklich im Stande sein müssen, jede Krankheit zu heilen.“ — „Hoheit“, entgegnete Hufeland, „mit uns Aerzten ist es wie mit den Nachtwächtern: wir kennen die Hauptstraßen und ebenso die Nebengassen ziemlich genau; was aber im Innern der Häuser vorgeht, darüber sind wir bloß auf das Rathen hingewiesen.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

““Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 11. Donnerstag, den 6. Februar. 1868.

Das neue Wehrgesetz für das Königreich Bayern.

Ludwig II.

von Gottes Gnaden König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben ꝛc. ꝛc.

Wir haben nach Vernehmung Unseres Staatsrathes mit Beirath und Zustimmung der Kammer der Reichsräthe und der Kammer der Abgeordneten, dann in Ansehung der Artikel 1, 5, 32 und 96 unter Beobachtung der in § 7 Titel X der Verfassungs-Urkunde vorgeschriebenen Form beschlossen, und verordnen, was folgt:

I. Bestandtheile der bewaffneten Macht.

Art. 1. Die bewaffnete Macht des Königreichs besteht:

1) aus dem stehenden Heere und
2) aus der Landwehr.

Das stehende Heer theilt sich in die aktive Armee und die Reserve.

Art. 2. Die aktive Armee soll bis zum 31. Dezember 1871 ohne Einrechnung der Offiziere, Militärbeamten und Ersatzmannschaften ein Prozent der Bevölkerung des Königreichs nach der Zählung von 1867 betragen.

Vom 1. Januar 1872 an wird die Zahl der jährlich im Frieden in die aktive Armee zur Herstellung des Formationsstandes ohne Einrechnung der Ersatzmannschaften einzureihenden Wehrpflichtigen in dem Finanzgesetze festgesetzt.

II. Wehrpflicht und Dienstzeit.

1) Allgemeine Bestimmungen.

Art. 3. Jeder Bayer ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen.

Art. 4. Die Dienstzeit im stehenden Heere dauert 6 Jahre und zwar 3 Jahre in der aktiven Armee und 3 Jahre in der Reserve.

Art. 5. Die Dienstzeit in der Landwehr, in welche der Pflichtige mit Beendigung seiner Dienstzeit im stehenden Heere tritt, dauert 5 Jahre.

Art. 6. Wenn Angehörige der berittenen Truppen freiwillig ein viertes Jahr bei der aktiven Armee bleiben, ist ihre Dienstzeit in der Reserve und der Landwehr auf je 2 Jahre beschränkt und sind sie in der Landwehr von den Uebungen befreit.

Art. 7. Die Wehrpflicht beginnt mit dem 1. Januar des Jahres, in welchem der Pflichtige das 21. Lebensjahr vollendet.

Die Dienstzeit wird von dem Tage der Verpflichtung gerechnet.

2) Besondere Bestimmungen.

Art. 8. Wer in der Ausbildung zu einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Thätigkeit oder zu einem höheren technischen Gewerbe begriffen ist und durch seine sofortige Einreihung einen erheblichen Nachtheil erleiden würde, darf im Frieden die Aussetzung seiner Einreihung bis zu demjenigen Kalenderjahre verlangen, in welchem er das 24., falls er Kandidat der Medizin oder Thierheilkunde ist, bis zu demjenigen, in welchem er das 25. Lebensjahr vollendet.

Sind diese Voraussetzungen nicht gegeben, es würde aber unverschuldeter Umstände wegen bei sofortiger Einreihung ein ungewöhnlicher Nachtheil entstehen, so kann die Aussetzung auf ein Jahr gestattet werden.

Bei eintretender Mobilisirung werden diejenigen Wehrpflichtigen, deren Einreihung auf länger als ein Jahr verschoben wurde, ohne Loosung in die aktive Armee eingereiht.

Art. 9. Einwanderer, die das 31. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, werden nach Erlangung des Indigenats, soweit nicht durch Staatsverträge anders bestimmt ist, unter den sonstigen gesetzlichen Voraussetzungen wehrpflichtig und sind bei der nächsten Heeres-Ergänzung, soferne sie am 1. Januar des betreffenden Jahres das 24. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, in die aktive Armee einzureihen.

Gleiches gilt von Wehrpflichtigen, welche ohne ihr Verschulden nicht in die Aushebungslisten eingetragen wurden, und nach dem gesetzlichen Termine, jedoch vor zurückgelegten 31. Lebensjahre zur Erfüllung ihrer Wehrpflicht gelangen.

Art. 10. Wer nach vollendetem 16. Lebensjahre aus Bayern ausgewandert ist, ohne in der aktiven Armee gedient zu haben, wird im Falle der Rückwanderung, soweit nicht durch Staatsverträge anders bestimmt ist, unter den sonstigen gesetzlichen Voraussetzungen wehrpflichtig und unterliegt bei der nächsten Heeresergänzung, soferne er am 1. Januar des betreffenden Jahres das 31. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, der Einreihung in die aktive Armee.

Der ständige Aufenthalt in Bayern als Fremde ist Ausgewanderten bis zum vollendeten 32. Lebensjahre vorbehaltlich besonderer Staatsverträge untersagt.

Rückwanderer, welche schon in der aktiven Armee gedient haben, treten in die gesetzlich bestimmte Dienstpflicht ihrer Altersklasse wieder ein.

Art. 11. Von der Wehrpflicht sind befreit:

1) die Standesherren und ihre Familien (§ 11 der Beilage IV zur Verfassungs-Urkunde),
2) der geistliche Stand (Tit. IX § 1 der Verfassungs-Urkunde und zwar bei den Katholiken diejenigen, welche eine der höheren Weihen erhalten oder in inländischen Klöstern lebenslängliche Gelübde abgelegt haben; bei den Protestanten jene, welche förmlich ordinirt sind, dann vorschriftsmäßig angestellte Rabbiner,
3) der einzig übrig gebliebene Sohn solcher Eltern, welche einen Sohn während des von ihm in der bewaffneten Macht Bayerns geleisteten Dienstes oder in Folge desselben verloren haben,
4) jeder Sohn von Eltern, welche auf die bemerkte Weise zwei Söhne verloren haben.

Art. 12. Zeitweise sind von der Wehrpflicht befreit:

1) katholische und protestantische Studirende der Theologie, welche sich durch ein Zeugniß der Universität, des Lyzeums, des Ordens-Lektorats oder des Vorstandes einer Missionsanstalt, sowie mit dem Gymnasial-Absolutorium versehene Rabbinats-Kandidaten, welche sich durch Zeugniß eines im Königreiche angestellten Rabbiners und der betr. Kultusgemeinde als solche ausweisen;
2) Schullehrer, Schulgehilfen und die Kandidaten des Schulamts, welche in einer staatlichen oder dieser gleichstehenden Vorbereitungs-Anstalt sich befinden;
3) der Sohn einer Familie, welcher dieselbe durch seine Arbeit ernährt, so daß sie außerdem der Armenpflege zur Last fallen würde;
4) der jüngere von zwei Söhnen, bis zu dem Kalenderjahre, in welchem die Dienstpflicht des nach Art. 7 eingereihten Bruders in der aktiven Armee mit Ausnahme der Ersatzmannschaft endigt.

Unverehelichte Geschwister, welche nach dem Tode beider Eltern deren Haushalt gemeinsam fortführen, sind als eine Familie zu betrachten. Treten die bezeichneten Personen aus den angegebenen Verhältnissen oder tritt eine Mobilisirung ein, so werden sie, wenn sie das 31ste Lebensjahr noch nicht vollendet haben, unter den sonstigen gesetzlichen Voraussetzungen wehrpflichtig, und sind bei der nächsten Heeresergänzung, soferne sie am 1. Januar des betreffenden Jahres in den Fällen der Ziffer 1 und 2 das 25ste, in den Fällen der Ziffer 3 u. 4 das 24ste Lebensjahr noch nicht vollendet haben, in die aktive Armee einzureihen.

Art. 13. Als untauglich ist von der Wehrpflicht befreit, wer wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen zum Waffendienst nicht geeignet befunden wird, oder nicht wenigstens 5' 4" bayerisches Duodecimalmaß mißt.

Art. 14. Solche, deren Tauglichkeit noch unentschieden ist, sollen vorläufig zurückgestellt werden. Werden sie später tauglich, so sind sie bei der nächsten Heeresergänzung — Art. 57 und 58, soferne sie am 1. Jan. des betreffenden Jahres das 24ste Lebensjahr noch nicht vollendet haben, — in die aktive Armee einzureihen.

Art. 15. Einwanderer, Uebergangene oder zeitweis Befreite, welche wehrpflichtig geworden sind, aber nach Maßgabe der Bestimmungen des Art. 9, 10 oder 12 nicht mehr zur Einreihung in die aktive Armee sich eignen, treten sofort in die Ersatzmannschaft der Landwehr ein.

Art. 16. Als unwürdig ist von der Ehre der Waffen ausgeschlossen: wer wegen Verbrechens oder wegen eines Vergehens des Betruges, der Unterschlagung, der Fälschung, des Diebstahls oder der Hehlerei verurtheilt und nicht rehabilitirt worden ist. Wehrpflichtige, welche sich der Ehre der Waffen unwürdig gemacht haben, sollen zu militärischen Arbeiten so lange in Bereitschaft gehalten und thunlichst verwendet werden, daß die betreffende Zeit mit jener, welche sie im stehenden Heere allenfalls bereits zugebracht haben, sechs Jahre beträgt. Im Falle ihrer Verwendung zu militärischen Arbeiten er-

halten sie die Löhnung und Verpflegung der Soldaten und unterstehen den für diese erlassenen Disciplinar- und Strafbestimmungen.

III. Einreihung in die bewaffnete Macht.

1) Stehendes Heer.

Art. 17. Die Wehrpflichtigen sind innerhalb der einzelnen Jahrgänge und Ersatzbezirke nach der Reihenfolge des Eintrags in den Aushebungs-Listen zur Ableistung der Dienstpflicht im stehenden Heere und zwar zunächst zur Ergänzung des Formationsstandes einzureihen. Der nach Ergänzung des Formationsstandes bleibende Rest ist als Ersatzmannschaft auszuheben.

Art. 18. Nach der Reihenfolge des Eintrages in den Aushebungslisten ist jeder Heeresabtheilung die für eine Mobilisirung nothwendige Ersatzmannschaft zuzuweisen. (Ersatzmannschaft I. Klasse.) Die übrigen Wehrpflichtigen bleiben als Ersatzmannschaft II. Klasse in Listen und unter Kontrole des betreffenden Landwehrbezirks-Kommando's. Bei Einberufung der Ersatzmannschaften II. Klasse hat der jüngste Jahrgang zuerst einzutreten. Jene Ersatzleute, welche ihre dreijährige Dienstzeit in der aktiven Armee vollendet haben, ohne daß sie zu den Fahnen berufen wurden, gehören auch in der Reserve und der Landwehr zur Ersatzmannschaft.

2) Landwehr.

Art. 19. Die in der Landwehr tretenden Reservisten behalten die Waffengattung bei, der sie im stehenden Heere angehörten, vorbehaltlich einzelner bei einer Mobilmachung nothwendigen Ausnahmen.

Art. 20. Die Landwehr-Infanterie wird nach ihren Wohnsitzen in Landwehrbataillone und Kompagnien eingetheilt. Dieselbe wird in Kriegsfällen in besonders formirten Landwehrtruppenkörpern zur Unterstützung und als Reserve des stehenden Heeres verwendet. Die Landwehrmänner der übrigen Waffengattungen stehen unter Kontrole der Landwehrbezirkskommandos.

Im Falle einer Mobilmachung und während des Krieges können die Landwehrmänner sämmtlicher Waffengattungen, die der Infanterie aber nur ausnahmsweise und in dringenden Fällen zur Verstärkung und Ergänzung der Abtheilungen des stehenden Heeres einberufen werden. Hiebei hat der jüngste Jahrgang zuerst einzutreten.

Art. 21. Die Offiziere der Landwehr werden aus den hiezu befähigten einjährigen Freiwilligen und Landwehrmännern entnommen. Die besoldeten Stämme an Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften können im Bedürfnißfalle der aktiven Armee entnommen werden.

Art. 22. Für die Beschaffung der nöthigen Räumlichkeiten zu Kanzleien und Magazinen, sowie für Beschaffung und Sicherstellung der Schießplätze der Landwehr hat die Gemeinde, in der sich das betreffende Kommando befindet, aus eigenen Mitteln zu sorgen. Die Kosten der Einrichtung und der baulichen Unterhaltung der Kanzleien, Magazine und Schießplätze trägt das Militärärar.

IV. Pflichten und Rechte der Angehörigen der bewaffneten Macht.

1) Dienstliche Verhältnisse.

Art. 23. Die Angehörigen der aktiven Armee einschließlich der Ersatzmannschaft sind auch im Frieden der jederzeitigen Einberufung und Präsenzpflicht unterworfen, sollen jedoch nur bis nach vollendeter militärischer Ausbildung, sowie zu vorübergehender Dienstleistung für Erhaltung der gesetzlichen Ordnung präsent gehalten werden.

Art. 24. Die Reservisten können außer dem Falle der Mobilmachung während ihrer Reservepflichtigkeit nur zu einer im Ganzen zwei Monate betragenden Uebungszeit sowie zu vorübergehender Dienstleistung für Erhaltung der gesetzlichen Ordnung einberufen oder im Dienst behalten werden.

Art. 25. Die Landwehrmänner können während ihrer Dienstpflicht im Ganzen auf einen Monat zu den Truppenübungen des stehenden Heeres gezogen werden. Für die Landwehrmänner der Infanterie finden in den Kompagniebezirken jährlich überdies an 4 — 8 Tagen kleinere Uebungen statt. Außer diesen Uebungszeiten können die Landwehrmänner nur im Falle einer Mobilmachung und zur vorübergehenden Dienstleistung für Erhaltung der gesetzlichen Ordnung einberufen oder im Dienst behalten werden. Im Falle der Mobilisirung sollen die Ersatzmannschaften der Reserve und Landwehr, nach Bedarf, stets mit dem jüngsten Jahrgang beginnend, zum Dienste beigezogen werden.

Art. 26. In jedem Landwehrkompagnie-Bezirke finden jährlich zweimal Controlversammlungen statt. Hiebei haben sich die Reservisten und Landwehrmänner, sowie sämmtliche Ersatzmannschaften des betreffenden Bezirkes zu stellen. Die zeitlich in einem anderen als im Bezirke ihres Wohnorts sich aufhaltenden Ersatzmannschaften, Reservisten und Landwehrmänner haben an den Kontrolversammlungen, letztere auch an

den kleinen Uebungen der Landwehrmänner ihres Aufenthaltsortes Theil zu nehmen. Die Landwehrbezirkskommandos können aus Rücksicht auf den öffentlichen Dienst oder auf persönliche Verhältnisse einzelne Pflichtige von Controlversammlungen und Uebungen ausnahmsweise entbinden.

Art. 27. Die Ersatzmannschaften, Reservisten und Landwehrmänner sind bei jeder Aenderung ihres Wohnortes zur Abmeldung bei dem Landwehrkommando desselben und zur Anmeldung bei dem Landwehrkommando des neuen Wohnortes in der Weise verpflichtet, daß die Abmeldung noch vor dem Abgang an den neuen Wohnort und die Anmeldung spätestens vierzehn Tage nach der Ankunft erfolgt.

Art. 28. Soferne die zu den Controlversammlungen und kleineren Uebungen einberufenen Pflichtigen von ihrem Aufenthaltsorte dahin und zurück in einem Tage gelangen können, wird ihnen keine Vergütung geleistet. Andernfalls, sowie für die größeren Uebungen, ferner im Falle eines Aufgebotes zur Erhaltung der inneren Sicherheit und während des Kriegsdienstes erhalten sie Bezüge aus der Kriegskasse, welche im Verordnungswege zu bestimmen sind.

Art. 29. Die Ausrüstung und möglichst einfache Uniformirung der Landwehr erfolgt auf Staatskosten.

2) Allgemeine bürgerliche Verhältnisse.

Art. 30. Wer seiner allgemeinen Wehrpflicht zum Dienste in der aktiven Armee noch nicht Genüge geleistet hat, darf ohne Erlaubniß der Militärbehörde zur Verehelichung nicht zugelassen werden. Alle übrigen Wehrpflichtigen sind im Frieden an der Verehelichung nicht gehindert, ohne jedoch daraus oder aus der erlangten Anstellung in einem öffentlichen Amte einen Grund zur Entbindung von ihrer Dienstpflicht ableiten zu können.

Art. 31. Die nicht präsenten Wehrpflichtigen sind den zur Ausübung der militärischen Controle erforderlichen Anordnungen unterworfen, sollen übrigens in der Wahl ihres Aufenthaltes im In- oder Auslande, in der Ausübung ihres Gewerbes, rücksichtlich ihrer sonstigen bürgerlichen Verhältnisse, sowie bei Reisen nur denjenigen Beschränkungen unterliegen, welche im gegenwärtigen Gesetze enthalten sind.

Die Angehörigen der activen Armee mit Ausnahme der Ersatzmannschaft dürfen nur mit militärdienstlicher Bewilligung sich außer Land begeben.

Art. 32. Die Gerichtsbarkeit über die Angehörigen der activen Armee mit Ausnahme der Ersatzmannschaft bemißt sich nach den einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen. Die Ersatzmannschaften, Reservisten und Landwehrmänner sind in Bezug auf militärische Verbrechen, Vergehen, und Disciplinarübertretungen der Militärgerichtsbarkeit unterworfen. Wegen gemeiner Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen unterstehen sie dieser Gerichtsbarkeit nur so lange sie mit Eintritt der Mobilisirung zur Dienstleistung präsent sind.

3) Unterstützung und Pension.

Art. 33. Bei eingetretener Mobilisirung erhalten die bedürftigen Familien verheiratheter Reservisten und Landwehrmänner vom Tage des Einrückens zum Dienst an auf Ansuchen eine Unterstützung aus Staatsmitteln, welche für die Frauen auf 4 fl. und für jedes noch im elterlichen Brode stehende Kind auf 2 fl. monatlich festgesetzt wird.

Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Landwehr, welche durch Verwundung vor dem Feinde oder durch Beschädigung bei unmittelbarer Ausübung des Dienstes untauglich geworden sind, haben hinsichtlich ihrer militärischen Versorgung gleiche Ansprüche wie die Invaliden des stehenden Heeres. Den Wittwen und Waisen der im Kriege gebliebenen oder an den vor dem Feinde erhaltenen Wunden verstorbenen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Landwehr gebührt dieselbe Unterstützung, wie sie die Wittwen und Waisen solcher Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften des stehenden Heeres anzusprechen haben.

4) Versorgung der Unteroffiziere.

Art. 34. Unteroffizire, welche in der activen Armee mit Einrechnung einer etwaigen Dienstzeit im Kriege als Reservisten oder Landwehrmänner während 12 Jahren, worunter mindestens 9 Jahre als Unteroffizier mit entsprechendem Betragen im Dienste präsent waren, erlangen dadurch Anspruch auf vorzugsweise Berücksichtigung bei Verleihung oder Bestätigung von Anstellungen im unmittelbaren oder mittelbaren subalternen Civildienste. Hiebei wird die Dienstzeit im Kriege doppelt gerechnet. Gleicher Anspruch gebührt den Gendarmen, welche 9 Jahre lang in der Gendarmerie mit guter Aufführung gedient haben. Die in solcher Weise zu besetzenden Stellen und das Verfahren hiebei werden durch Verordnung bestimmt.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 12. Sonntag, den 9. Februar. 1868.

Das neue Wehrgesetz für das Königreich Bayern.

(Fortsetzung statt Schluß.)

V. Freiwilliger Eintritt und Kapitulationen.

1) Freiwilliger Eintritt.

Art. 35. Jeder Bayer kann, soferne er die zum Kriegsdienst erforderlichen Eigenschaften und guten Leumund besitzt, auch das 17. Lebensjahr vollendet, das 32ste aber noch nicht überschritten hat, vorbehaltlich der Bestimmungen des Artikels 43 freiwillig auf drei Jahre in die aktive Armee eintreten. Bei den Spielleuten genügt auch ein geringeres Alter als das von 17 Jahren. Minderjährige können nur mit Zustimmung ihrer Eltern oder Vormünder freiwillig eintreten.

Art. 36. Junge Leute von nachgewiesener höherer Bildung, die sich vor der Loosung ihres Jahrganges (Art. 7 u. 8) als Freiwillige anmelden und sich aus eigenen Mitteln verpflegen und kleiden, sind auf Verlangen nach einjähriger Dienstzeit in die Reserve zu versetzen, aus welcher sie nach weiterer dreijähriger Dienstzeit in die Landwehr übergehen. Die zum einjährigen Heeresdienste als Freiwillige Zugelassenen dürfen im Frieden ihren Dienstantritt bis zum 1. Okt. des Jahres aussetzen, in welchem sie das 24., falls sie Candidaten der Medizin oder der Thierheilkunde sind, das 25. Lebensjahr vollenden. Bei den berittenen Truppen haben solche Freiwillige auch für den Unterhalt des Pferdes zu sorgen.

Art. 37. Mittellose junge Leute, welche eine besondere Befähigung nachweisen, werden unter den sonstigen gesetzlichen Voraussetzungen zum einjährigen Freiwilligendienste mit regulativmäßiger Geld- und Naturalverpflegung aufgenommen.

Art. 38. Den einjährigen Freiwilligendienst können Candidaten der Medizin in Militärspitälern, Candidaten der Thierheilkunde als veterinärärztliche Praktikanten ableisten, soferne sie genügende Befähigung hiezu nachweisen. Während ihrer Dienstzeit in der Reserve und Landwehr sind sie im Falle der Mobilmachung der Einberufung als Militärärzte und Veterinärärzte bei der bewaffneten Macht unterworfen.

Art. 39. Der Eintritt Freiwilliger erfolgt, vorbehaltlich der Bestimmungen des Art. 42, auf einfache Anmeldung bei der von ihnen gewählten Heeresabtheilung unter Vorlage der erforderlichen Zeugnisse.

Art. 40. Wer gemäß Art. 36 oder 37 als Freiwilliger eintreten will, hat den Nachweis über die genossene höhere Bildung zu liefern. Der Nachweis kann geliefert werden:

1) durch Absolutorialzeugniß eines humanistischen oder Realgymnasiums;
2) durch Schlußzeugniß der Zentralthierarzneischule, der landwirthschaftlichen Zentralschule Weihenstephan, der Maschinenbauschule Augsburg;
3) durch Austrittszeugniß eines Schullehrerseminars;
4) durch ein nach Absolvirung von 3 Kursen der kgl. Gewerbs-, Landwirthschafts- und Handelsschulen ausgestelltes Maturitäts-Zeugniß;
5) durch ein Jahresschlußzeugniß über den regelmäßigen Besuch der II. Klasse eines Gymnasiums oder Realgymnasiums und die hiedurch erlangte Befähigung zum Aufrücken in die nächste höhere Klasse;
6) durch Zeugnisse über Erfüllung der Vorbedingungen zur Immatrikulation an einer Landesuniversität als Kandidat der Pharmacie.

Neuerrichtete staatliche Schulanstalten können bezüglich der Wirkung ihrer Schlußzeugnisse den Voraufgeführten durch k. Verordnung gleichgestellt werden.

Art. 41. Können Zeugnisse der in Art. 40 bezeichneten Art nicht vorgelegt werden, so ist der Nachweis höherer Bildung durch eine Prüfung mit Rücksicht auf die Berufsausbildung des zu Prüfenden zu liefern. Die Bestimmungen über die Zusammensetzung und die Aufgabe der Prüfungskommission erfolgen im Verordnungswege. In jedem Kreise soll mindestens in einer größeren Stadt eine solche Prüfungskommission errichtet werden.

Art. 42. Der freiwillig Eintretende hat vorbehaltlich seiner Tauglichkeit die Wahl der Waffengattung und des Truppentheils, bei einjährigen Freiwilligen jedoch die des letzteren nur insoferne, als durch seinen Eintritt die bei einem Truppentheile durch die Militärbehörde festgesetzte Maximalzahl von einjährigen Freiwilligen nicht überschritten wird. In Städten, woselbst sich eine Universität oder eine derselben gleichstehende höhere Lehranstalt befindet, sind die gemäß Art. 36 oder 37 als Freiwillige eintretenden Studirenden im Falle ihrer Tauglichkeit für die treffende Waffengattung unbeschränkt aufzunehmen.

2) Kapitulation.

Art. 43. Wer nach Ablauf der gesetzlichen Dienstzeit in der aktiven Armee in derselben fortdienen oder wieder in dieselbe eintreten will, kann von dem betreffenden Truppenabtheilungs-Kommando als Kapitulant aufgenommen werden. Die Kapitulation kann nur auf 1 Jahr abgeschlossen, aber von Jahr zu Jahr erneuert werden.

Die in der aktiven Armee zurückgelegte Kapitulationszeit wird an der Reserve- und Landwehrpflicht des Kapitulanten gut gerechnet.

VI. Verfahren bei Ergänzung der aktiven Armee.

1) Ergänzungs- und Ersatzbezirke.

Art. 44. Das Königreich wird in so viele nach Verwaltungsbezirken abgegrenzte Ergänzungsbezirke eingetheilt, als Landwehrbataillone bestehen.

Jedem Ergänzungsbezirke steht der Stabsoffizier vor, dem das Landwehr-Bezirks-Kommando übertragen ist.

Innerhalb des Ergänzungsbezirkes bildet jeder Verwaltungsbezirk und jede unmittelbare Stadt einen selbstständigen Ersatzbezirk.

2) Vorverfahren.

Art. 45. Alle mit dem 1. Januar eines Jahres wehrpflichtig gewordenen Jünglinge sind verpflichtet, sich vor dem darauffolgenden 15. Januar bei der Gemeindebehörde ihrer Heimath oder ihres Aufenthaltsorts, falls sie sich im Auslande befinden bei ersterer, persönlich oder schriftlich oder durch Stellvertreter, welche hiezu einer besondern Vollmacht nicht bedürfen, anzumelden. Alljährlich bis zum 1. Februar ist sodann von jeder Gemeindebehörde eine Urliste

1) der in der Gemeinde heimathberechtigten,
2) der dortselbst ohne Heimathberechtigung im Aufenthalte befindlichen Jünglinge anzufertigen, welche in demselben Jahre das 21. Lebensjahr vollenden oder der nachträglichen Einreihung unterliegen. Bereits früher erfolgter Eintritt in die aktive Armee, Befreiungs- oder Unwürdigkeitsgründe sind hiebei besonders zu bemerken.

Art. 46. Zwischen dem 1. und 15. Januar hat jeder Pflichtige bei Vermeidung des Ausschlusses seine etwaigen Ansprüche auf gänzliche oder zeitweise Befreiung von der Wehrpflicht oder auf einstweilige Aussetzung seiner Einreihung bei der Gemeindebehörde anzumelden und die zur Begründung seines Anspruches erforderlichen Nachweise so weit möglich vorzulegen.

Art. 47. Die von der Gemeindebehörde hergestellte Liste wird vom 1. bis 15. Februar in der Gemeinde zur Einsicht öffentlich aufgelegt. Einsprüche gegen ihre Richtigkeit oder Vollständigkeit müssen innerhalb dieser Zeit bei der Gemeindebehörde angemeldet werden. Ueber die Anmeldung ist Protokoll zu errichten. Das Recht des Einspruchs steht Jedermann zu.

Art. 48. Am 20. Februar werden die von den Gemeindebehörden hergestellten Urlisten bei der Verwaltungsbehörde vorgelegt. Diese hat:

1) vorgefundene Unrichtigkeiten zu berichtigen;
2) die Bemerkungen über freiwilligen Eintritt, Ansprüche auf Aussetzung der Einreihung, Befreiungs- und Unwürdigkeitsgründe zu vervollständigen, und die in Bezug auf solche Verhältnisse noch erforderlichen Nachweise zu erholen;
3) die erhobenen Einsprüche (Art. 47) zu bescheiden;
4) sämmtliche Urlisten in einer Bezirksliste zu vereinigen, und
5) die auf den Urlisten befindlichen außerhalb des Bezirks Heimathsberechtigten den zuständigen Behörden zu überweisen.

Die auf die Einsprüche gegen die Urlisten ergangenen Bescheide sind längstens bis zum 15. März den Betheiligten zu Protokoll zu eröffnen. Letzteren steht die spätestens am Tage nach Eröffnung des Bescheides bei der Verwaltungsbehörde zu Protokoll auszuführende Berufung an die k. Kreisregierung, Kammer des Innern zu, welche hierüber binnen einer Frist von acht Tagen Beschluß zu fassen hat.

3) Ersatz-Kommission.

Art. 49. Das Ersatzgeschäft wird in jedem Ersatzbezirke von einer Ersatz-Kommission ausgeführt. Diese besteht:

1) aus dem Kommandanten des Ergänzungsbezirkes als Vorsitzenden und zwei Offizieren anderer Waffengattungen;
2) aus dem Vorstande des Verwaltungsbezirks (in unmittelbaren Städten dem Bürgermeister) oder dessen Stellvertreter;
3) aus fünf bürgerlichen Beisitzern, welche

vom Distriktsrathe auf je 3 Jahre gewählt werden;

4) aus dem Bezirksarzte oder einem statt seiner beigezogenen öffentlichen oder praktischen Arzte;

5) aus zwei hiezu kommandirten Militärärzten.

Art. 50. Die bürgerlichen Mitglieder der Ersatzkommission dürfen nicht mehr wehrpflichtig sein und müssen in einer Gemeinde des Bezirkes das Bürgerrecht haben. Die Wahl kann nur unter denselben Voraussetzungen wie die zu Gemeindeämtern abgelehnt werden. Für Verhinderungsfälle sind fünf gleich geeigenschaftete Ersatzleute zu wählen. Bestehen in einem Verwaltungsbezirke mehrere Distriktsräthe, so theilt sich die Wahl unter denselben. In unmittelbaren Städten tritt an die Stelle des Distriktsrathes das Kollegium der Gemeinde-Bevollmächtigten. Bei Einberufung der Ersatzmänner ist möglichst darauf Rücksicht zu nehmen, daß jeder Distrikt vertreten sei. Die bürgerl. Mitglieder der Ersatzkommission können eine Reiseentschädigung aus Distriktsfonds beanspruchen.

4) Ersatzgeschäft.

Art. 51. Im Laufe des April hat der Commandant des Ergänzungsbezirkes den Geschäftsplan für das Ersatzgeschäft im Einverständnisse mit den Vorständen der Verwaltungsbezirke zu entwerfen, die Sitzungstage festzustellen und sie den Vorständen der Verwaltungsbezirke zur Veröffentlichung bekannt zu geben.

Art. 52. Die Sitzungen der Ersatzcommission finden am Sitze der Verwaltungsbehörde, deren Angehörige zur Einreihung kommen, oder im Bedürfnißfalle an einem andern Orte des Bezirkes statt. Die Verhandlungen sind mit Ausnahme der Visitationen öffentlich und mündlich. Ueber dieselben wird durch einen Bediensteten der Verwaltungsbehörde Protokoll errichtet. Die erwachsenen Akten werden bei der Verwaltungsbehörde aufbewahrt.

Art. 53. Zu den Sitzungen der Ersatzcommission werden die Wehrpflichtigen mit Ausnahme der freiwillig Zugegangenen sowohl im Allgemeinen durch Einrückung in ein öffentliches Blatt und Anschlag in sämmtlichen Gemeinden des Bezirks, als auch Jeder besonders durch seine Gemeindebehörde unter Androhung der gesetzlichen Folgen mindestens 14 Tage vor der Sitzung vorgeladen. Hat ein Wehrpflichtiger die persönliche Ladung nicht erhalten, so ist er dadurch nicht entschuldigt.

Art. 54. Das Ersatzgeschäft besteht:

1) in der Bescheidung der gemäß Art. 46 angemeldeten Ansprüche;

2) in der Feststellung der Bezirksliste durch Streichung der Unwürdigen, der Freiwilligen und der gänzlich oder nach Art. 8 oder 12 zur Zeit Befreiten;

3) in der Untersuchung der auf der Bezirksliste Verbliebenen in Bezug auf Diensttauglichkeit im Allgemeinen und für die verschiedenen Waffengattungen, und in der Beschlußfassung hierüber;

4) in der Loosung.

Art. 55. Die in der Commission befindlichen Aerzte haben nur bei den auf Art. 54 Ziff. 3 bezüglichen Berathungsgegenständen mitzustimmen. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Die gefaßten Beschlüsse werden den Betheiligten sofort zu Protokoll eröffnet Diese haben bei Beschlüssen der im Artikel 54 Ziff. 1 bezeichneten Art das Recht der Berufung. Die Berufung ist binnen einer ausschließenden Frist von 8 Tagen nach der Eröffnung des Beschlusses bei der Verwaltungsbehörde zu Protokoll anzubringen und wird von der betreffenden Kreisregierung, Kammer des Innern, in kollegialer Berathung beschieden. Sie hat keine aufschiebende Wirkung.

Art. 56. Die untauglich Befundenen werden von der Liste gestrichen.

Art. 57. Wird ein Pflichtiger wegen noch unentschiedener Tauglichkeit zurückgestellt (Art. 14), so ist er auf der Liste seines Jahrganges zu streichen.

Art. 58. Sowohl die zeitweise Befreiten als die Zurückgestellten werden für die Liste des nächsten Jahrganges vorgemerkt. In gleicher Weise werden diejenigen, deren Einreihung auf Grund der Bestimmungen des Art. 8 ausgesetzt bleibt, für denjenigen Jahrgang vorgemerkt, mit welchem sie in die Armee einzutreten haben.

Die in Abs. 1 bezeichneten Personen sind nur insoferne für den nächsten Jahrgang vorzumerken, als sie nicht am 1. Januar des betreffenden Jahres das 24., in den Fällen der Ziff. 1 und 2 des Art. 12 aber das 25. Lebensjahr bereits vollendet haben.

Art. 59. Als entschuldigt gelten nur solche Wehrpflichtige, von welchen nachgewiesen wird, daß sie in Folge von Krankheit oder eines anderen Hindernisses wegen vor der Ersatzcommission nicht erscheinen konnten. Die Entschuldigung hat nur die Wirkung der Befreiung von der Strafe des Ungehorsams.

Art. 60. Wehrpflichtige, welche nicht persönlich vor der Ersatzcommission erschienen sind, werden, und zwar ohne Rücksicht auf die Entschuldigung, als tauglich behandelt, insoferne nicht neben der Entschuldigung zugleich augenfällige gänzliche Untauglichkeit nachgewiesen wird. Dieser Nachweis kann nur durch das Zeugniß zweier Aerzte, deren einer ein öffentlicher sein muß, und der betreffenden Gemeindebehörde geliefert werden.

Art. 61. Ueber die Tauglichkeit eines ohne vorgängige Untersuchung eingereihten Pflichtigen entscheidet die Militärbehörde. Findet dieselbe die einstweilige Zurückstellung zur nächsten Aushebung veranlaßt, so gibt sie hievon durch das bezügliche Landwehrbezirkscommando der Verwaltungsbehörde des Betheiligten Kenntniß.

Art. 62. Befindet sich ein Pflichtiger zur Zeit des Ersatzgeschäftes in strafrechtlicher Untersuchung, so wird er vorläufig als würdig behandelt, zum Waffendienste aber nicht beigezogen, bis über seine Würdigkeit entschieden ist.

Art. 63. Die nach dem in den vorstehenden Artikeln angeordneten Verfahren auf der Bezirksliste verbliebenen Wehrpflichtigen, die Abwesenden durch Stellvertretung, nehmen vor der Ersatzcommission die Loosung vor. Sie werden nach der Ordnung des Looses in einer Aushebungsliste verzeichnet. Eine Vertauschung der Loosnummern ist unstatthaft.

5) Vertheilung und Einreihung der Wehrpflichtigen.

Art. 64. Durch den Landwehr-Bezirkscommandanten wird die Zahl der in den Aushebungslisten verzeichneten Wehrpflichtigen und ihre Qualification für die verschiedenen Waffengattungen dem Kriegsministerium zur Anzeige gebracht. Dieses läßt nach Ordnung des Eintrags in den Aushebungslisten die Wehrpflichtigen der verschiedenen Aushebungsbezirke an die treffenden Heeresabtheilungen zur Ergänzung auf den Formationsstand vertheilen. Bei dieser Vertheilung ist einerseits der bei den einzelnen Heeresabtheilungen bestehende Abgang, andererseits die Zahl der auf den Aushebungslisten befindlichen Wehrpflichtigen als Verhältnißzahl zu Grunde zu legen.

Art. 65. Das Kriegsministerium hat die Ergänzung so zu ordnen, daß die Dienstpflichtigen möglichst in die ihrer Heimat zunächst garnisonirende Heeresabtheilung eingereiht werden.

Art. 66. Die auf den Aushebungslisten eingetragenen Wehrpflichtigen werden bei ihrer Heeresabtheilung verpflichtet. Alle am 1. Octbr. des betreffenden Jahres noch nicht Einberufenen haben sich an diesem Tage bei dem Landwehr-Bezirks-Kommando ihres Heimathbezirks zur Verpflichtung einzufinden. Die Verpflichtung derjenigen, der Waffenehre nicht unwürdig Pflichtigen, welche sich in Haft befinden, oder in einer Polizei-Anstalt verwahrt sind, ist erst dann vorzunehmen sind, wenn dieselben aus der Haft oder dem Verwahrungsorte entlassen sind. Der abgelegte Diensteid bleibt wirksam, so lang er der bewaffneten Macht angehört.

Art. 67. Die Bestimmung des Zeitpunktes, bis zu welchem die den Heeresabtheilungen zur Ergänzung ihres Formationsstandes zugewiesenen Wehrpflichtigen bei demselben einzurücken haben, bleibt dem Kriegsministerium vorbehalten. Mit dem nach Ergänzung des Formationsstandes bleibenden Reste wird nach Art. 17 und 18 des Gesetzes verfahren.

Art. 68. In besonders dringenden Fällen bleibt es der Staatsregierung vorbehalten, die für das Ersatzgeschäft im Gesetze bestimmten Termine vorzurücken.

VII. Entlassung.

Art. 69. Wer als Angehöriger der bewaffneten Macht seine Dienstzeit in derselben beendigt hat, oder noch vor Ablauf seiner Dienstzeit auf Grund der Untauglichkeit oder einer besondern gesetzlichen Bestimmung vom weiteren Dienste befreit wird, soll alsbald durch Ausstellung eines förmlichen Abschiedes aus dem militärischen Verbande entlassen werden.

Art. 70. Wer seiner Dienstpflicht in der aktiven Armee Genüge geleistet hat, kann hierüber Urkunde verlangen.

Art. 71. Wehrpflichtige, welche sich der Ehre der Waffen unwürdig gemacht haben, werden unverzüglich nach eingetretener Rechtskraft das Straferkenntnisses aus der bewaffneten Macht entfernt, und erhalten vorbehaltlich der Bestimmung des Art. 16 Abs. 2 statt des Abschiedes einen Entlaßschein, in welchem die Ursache der Entfernung ausgedrückt sein muß. Der Entlaßschein ist, je nachdem der Wehrpflichtige schon eingereiht war oder nicht, von dem betreffenden Kommando oder von der Ersatzkommission zu ertheilen.

Art. 72. Die untauglich Befundenen erhalten von der Ersatzkommission, im Falle des Art. 61 von dem Regimente, bei dem sie vorläufig eingereiht waren, einen Freischein.

Art. 73. Keinem Wehrpflichtigen ist von dem Zeitpunkte des Beginnes seiner Wehrpflicht (Art. 7) an die Auswanderung gestattet, bevor er entweder in die aktive Armee einschließlich der Ersatzmannschaft eingereiht, oder seine Befreiung von der Wehrpflicht endgiltig festgestellt ist.

Die Angehörigen der aktiven Armee, einschließlich der Ersatzmannschaft, dann die nach Art. 16 zu militärischen Arbeiten in Bereitschaft gehaltenen unwürdigen Wehrpflichtigen dürfen nur mit militärdienstlicher Bewilligung auswandern. Die Reservisten und Landwehrmänner sind an der Auswanderung nicht gehindert.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 13. Donnerstag, den 13. Februar. 1868.

Das neue Wehrgesetz für das Königreich Bayern.

(Schluß.)

Art. 74. Im Falle des Kriegs und bei bestehender Kriegsgefahr kann die Auswanderung von Angehörigen der bewaffneten Macht oder einzelner Kategorien derselben durch allerhöchste Entschließung untersagt werden.

Art. 75. Bei drohendem oder ausgebrochenem Kriege kann durch allerhöchste Entschließung die Entlassung aus den einzelnen Kategorien der bewaffneten Macht eingestellt werden. Werden jedoch während dieser Zeit Entlassungen zulässig, so sollen dieselben vor Allem bei der am längsten dienenden Altersklasse eintreten. Längstens sechs Wochen nach geschlossenem Frieden müssen sämmtliche Wehrpflichtige in die ihnen gesetzmäßig zustehende Kategorie der bewaffneten Macht überwiesen oder beabschiedet sein.

VIII. Strafbestimmungen.

1) Ungehorsam.

Art. 76. Wehrpflichtige, welche der in Art. 45 Abs. 1 festgesetzten Anmeldepflicht nicht nachkommen, unterliegen einer Strafe bis zu 10 fl. Wehrpflichtige, welche bei dem Ersatzgeschäfte ihres Jahrganges ohne genügende Entschuldigung (Art. 59) ausbleiben, oder sich vor Beendigung des Ersatzgeschäftes eigenmächtig entfernen, desgleichen Wehrpflichtige, welche ohne genügenden Grund bei ihrer nach Art. 66 von dem Landwehrbezirkskommando vorzunehmenden Verpflichtung nicht erscheinen, werden wegen Ungehorsams an Geld bis zu 150 fl. oder mit Arrest bis zu 42 Tagen bestraft.

2) Widerspenstigkeit.

Art. 77. Wehrpflichtige, welche, nachdem sie als tauglich auf die Aushebungsliste gesetzt wurden, sich weder an dem in der Einberufungs-Ordre bestimmten Tage, noch in den nachfolgenden acht Tagen bei ihrer Heeresabtheilung einfinden, werden an Geld bis zu 1000 Gulden oder mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft. Beide Strafarten können auch verbunden werden. Gleicher Strafe unterliegen Freiwillige, welche, nachdem sie ihren Eintritt angemeldet haben, weder an dem zu ihrer Verpflichtung bestimmten Tage, noch innerhalb der nächsten 8 Tage, bei ihrer Abtheilung sich einfinden. Außerdem sind die in Abs. 1 und 2 bezeichneten Wehrpflichtigen im Falle Betretens sofort nach Maßgabe ihrer Tauglichkeit nicht nur auf die volle gesetzliche Dienstzeit einzureihen, sondern es ist hiebei überdieß jedes versäumte Jahr, in welchem die bewaffnete Macht oder ein einzelner Theil derselben vor dem Feinde stand, durch zwei Dienstjahre in der aktiven Armee zu ersetzen.

3) Selbstverstümmelung und Entziehung von der Wehrpflicht

Art. 78. Wehrpflichtige, welche, um sich der Einreihung zu entziehen, Verletzungen oder Krankheiten ihres Körpers verursachen, oder welche sich in derselben Absicht den Anschein geben, als litten sie an einer geistigen oder körperlichen Krankheit, oder welche verfälschte Belege beibringen, werden mit Gefängniß bis zu einem Jahre oder an Geld bis zu 1000 Gulden bestraft. Auch können beide Strafarten verbunden werden. Die Einreihung solcher Personen zu denjenigen militärischen Dienstleistungen, zu welchen sie noch tauglich sind, bleibt vorbehalten. Die Simulation der Untauglichkeit ist straflos, wenn der Wehrpflichtige sie vor der Entdeckung zugesteht, so lange die Ersatzkommission seines Bezirkes, im Falle des Art. 61 die Untersuchungs-Kommission, noch versammelt ist.

4) Gemeinsame Bestimmungen.

Art. 79. Auf die in den Art. 76 bis 78 bezeichneten strafbaren Handlungen finden die allgemeinen Bestimmungen des Strafgesetzbuches Anwendung. Bei dem Ungehorsam und der Widerspenstigkeit ist auch die fahrlässige Verübung strafbar und der Mangel des Vorsatzes nur bei der Strafzumessung zu berücksichtigen. Die Umwandlung der Geldstrafen in Arrest-

oder Gefängnißstrafen nach Art. 27 des Strafgesetzbuches ist sofort in dem auf die Geldstrafe erkennenden ersten Urtheile eventuell auszusprechen.

Art. 80. Den Ungehorsamen und Widerspenstigen steht der Nachweis, daß es ihnen unmöglich war, sich rechtzeitig zu stellen, auch im Strafverfahren frei.

Art. 81. Die Einschreitungen wegen der in Art. 76—78 bezeichneten strafbaren Handlungen veranlaßt die Verwaltungs- oder Militärbehörde durch Mittheilung aller ihr zu Gebote stehenden Behelfe an den Staatsanwalt des zuständigen Gerichtes. Die Aburtheilung erfolgt durch diejenigen bürgerlichen Gerichte, in deren Bezirken die betreffenden Angeschuldigten heimathberechtigt sind.

Zu diesem Zwecke sind Pflichtige, deren Aufenthalt unbekannt ist, und landesabwesende Pflichtige — letztere auch, wenn ihr Aufenthaltsort im Auslande bekannt ist, — in ihre Heimathsgemeinde ohne Gestattung von Zusatzfristen (Art. 309 der Strafprozeß-Novelle vom 10. Nov. 1848) vorzuladen und ist ihnen von Amtswegen ein Vertheidiger zu bestellen.

Diesem steht das Rechtsmittel der Berufung und der Nichtigkeitsbeschwerde offen. Gegen Definitiv-Erkenntnisse steht den in Abwesenheit Verurtheilten das Rechtsmittel des Einspruches so lange zu, als deren Wehrpflicht dauert.

Im Uebrigen richtet sich das Verfahren nach den gesetzlichen Vorschriften über das Verfahren in Strafsachen.

XI. Kosten.

Art. 82. Alle auf die Aushebung bezüglichen Verrichtungen und Verhandlungen unterliegen weder einer Stempelgebühr noch einer Taxe.

Auch die hiezu nöthigen Zeugnisse sind von Amtswegen unentgeltlich auszustellen. Auf die Verhandlungen wegen Vergehen und Uebertretungen gegen die Pflicht zur Dienstleistung in der bewaffneten Macht sind die Stempel- und Taxvorschriften anzuwenden.

Art. 83. Die Militär-Entlaß- und Freischeine (Art. 71 und 72) unterliegen einem Stempel von 10 fl., aber keiner Taxe.

Im Falle nachgewiesener Mittellosigkeit der Betheiligten ist von Anwendung des Stempels Umgang zu nehmen.

Ferner soll denjenigen Wehrpflichtigen, welche in die Ersatzmannschaft eingestellt und zum Dienst nicht einberufen werden, den gänzlich oder zeitweise von der Wehrpflicht Befreiten, ferner denjenigen, welche wegen einer die Erwerbsfähigkeit nicht aufhebenden Untauglichkeit und denjenigen, welche wegen Unwürdigkeit ihrer Wehrpflicht nicht nachkommen, ein Beitrag zur Staatskasse auferlegt werden. Die Größe, Erhebung und Verwendung dieses Beitrags soll durch ein besonderes Gesetz geregelt werden.

X. Schlußbestimmungen.

Art. 84. Wehrpflichtige der Altersklassen 1845 und 1846 können unter den in Art. 36 und folg. bezeichneten Voraussetzungen die daselbst bestimmten Vortheile beanspruchen, ohne daß ihnen hiebei die stattgehabte Loosung und die bereits vollzogene Einreihung in die aktive Armee entgegenstehen. Sie haben sich jedoch deshalb bei Vermeidung des Ausschlusses bis zu dem von der k. Staatsregierung bestimmt werdenden Termine anzumelden.

Art. 85. Die vor der Verkündung dieses Gesetzes durch Verpflichtung des Einstehers bereits vollzogenen Einstandsverträge bleiben mit den daraus nach dem Heer-Ergänzungs-Gesetze vom 15. August 1828 sich ergebenden Folgen bis zum Ablaufe der Einstandszeit in Kraft. Die Einsteher haben ihre volle Einstandszeit in der aktiven Armee oder in der Gendarmerie abzudienen, und treten sodann in die Landwehr, in welcher sie bis zum vollendeten 32. Lebensjahre zu verbleiben haben.

Die Einsteller bleiben vom Dienste im stehenden Heere befreit, haben aber, wenn sie am 1. Januar 1868 das 27. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, auf 5 Jahre in der Landwehr zu dienen und sind in diese sofort einzureihen.

Einsteller der Altersklasse 1845 und der älteren Altersklassen, welche bei Verkündung des gegenwärtigen Gesetzes bereits die Ansässigkeit erlangt haben, sind vom Landwehrdienste befreit.

Art. 86. Vorbehaltlich der Bestimmung des Art. 85 treten mit Aushebung der Altersklasse 1846

1) in die Reserve die zur Zeit in der Armee dienenden Wehrpflichtigen der Altersklassen 1841 bis 1843 einschlüssig;
2) in die Landwehr die in der Armee dienenden Wehrpflichtigen der Altersklasse 1840, sowie die beabschiedeten und bei Verkündung des gegenwärtigen Gesetzes noch nicht ansässig gewordenen Wehrpflichtigen der Altersklassen 1836 bis 1839 einschlüssig.

Die Wehrpflichtigen der Altersklasse 1845, welche wegen hoher Loosnummer oder wegen Zurückstellung nicht eingereiht worden sind, zählen zur Ersatzmannschaft der aktiven Armee, bis ihre Altersklasse in die Reserve tritt.

Die Wehrpflichtigen der Altersklassen 1836 bis 1844 einschlüssig, welche wegen hoher Loosnummer oder Zurückstellung nicht zur Einreihung gelangt und bei Verkündung des gegenwärtigen

Gesetzes noch nicht ansässig geworden sind, treten in die Ersatzmannschaft der Landwehr.

Der Uebertritt der Altersklassen 1844 und 1845 in die Reserve richtet sich nach den allgemeinen Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes.

Art. 87. Bei den berittenen Truppen sind die Angehörigen der Altersklassen 1845 bis 1847 einschlüssig vier Jahre, die der Altersklassen 1842 bis 1844 einschlüssig fünf Jahre in der aktiven Armee zu dienen verpflichtet.

Dagegen wird ihnen die längere Dienstzeit an der in der Reserve abgerechnet und kommen ihnen die in Art. 6 ausgesprochen Erleichterungen ihrer Landwehrpflicht zu.

Art. 88. Kautionen, welche zum Zwecke der Ansässigmachung oder Verehelichung oder aus sonstigen Gründen behufs Sicherung der Erfüllung der Militärpflicht geleistet wurden, werden zurückgegeben, wenn der Kautionssteller seine Wehrpflicht persönlich erfüllt.

Andernfalls wird der Militärbehörde der Betrag von 800 fl. zur Stellung eines Ersatzmannes auf die Dauer der Dienstpflicht im stehenden Heere überwiesen, der Rest der Kaution aber zurückgegeben. In diesem Falle unterliegen Einsteher und Einsteller der Bestimmungen des Art. 85.

Art. 89. Einstandskapitalien, welche nach §. 58 Abs. 2 des Heerergänzungsgesetzes vom 15. August 1828 oder wegen Desertion des betreffenden Einstehers zur Stellung eines Ersatzmannes zu verwenden waren, dieser Bestimmung aber bis zur Verkündung des gegenwärtigen Gesetzes nicht zugewendet sind, fallen sammt Zinsen nach Deckung der militär-ärarialischen Ansprüche der Staatskasse anheim. Gleicher Bestimmung unterliegen auch die Einstandskapitalien der nach dem bezeichneten Zeitpunkte zum Waffendienste unwürdig werdenden oder desertirenden Einsteher.

Art. 90. Das mit Beschlag belegte Vermögen eines Widerspenstigen oder Deserteurs ist nach Deckung der Strafen, Kosten und Schadensersatzansprüche an die Berechtigten herauszugeben.

Art. 91. Bis zum Erlasse eines Militärstrafgesetzbuches soll folgende Bestimmung Geltung haben:

Ist ein Angehöriger der bewaffneten Macht von den Militärgerichten wegen Desertion rechtskräftig verurtheilt, so sollen diejenigen Personen vom Civilstande, welche ihm zu der als Desertion bestraften That als Theilnehmer (Art. 54 des Str.-G.-B.) Beihilfe leisteten, mit Gefängniß bis zu fünf Jahren oder an Geld bis zu 1000 fl. bestraft werden. Beide Strafarten können auch verbunden werden. Begünstiger sind an Geld bis zu 500 fl. zu bestrafen. Auf Theilnehmer sowohl als auf Begünstiger der Desertion finden die allgemeinen Bestimmungen des Straf-Gesetzbuches Anwendung.

Zur Aburtheilung ist das Gericht der begangenen That, und falls diese im Auslande begangen wurde, dasjenige Gericht zuständig, welches den Schuldigen ergreift.

Art. 92. Ungehorsam und Widerspenstigkeit gegen die Bestimmungen des Heer-Ergänz.-Gesetzes vom 15. August 1828, welche erst nach Verkündung des gegenwärtigen Gesetzes zur Aburtheilung kommen, sind nach Vorschrift des Gesetzes vom 15. August 1828 zu bestrafen. Der Widerspenstige ist auf Betreten nach Maßgabe der Bestimmungen des § 70 des Gesetzes vom 15. August 1828 in die Armee einzureihen, die Stellung eines Ersatzmannes für denselben und die Beschlagnahme seines Vermögens haben aber zu unterbleiben. Den nach den Bestimmungen des Gesetzes vom 15. August 1828 Abgeurtheilten steht die Restitution offen (§ 84 des Gesetzes vom 15. Aug. 1828). Im Uebrigen erfolgt die Aburtheilung nach den Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes.

Art. 93. Die Aushebung der Altersklasse 1846 wird nach den Bestimmungen des Gesetzes vom 15. August 1828 „die Ergänzung des stehenden Heeres betreffend" vollendet. Hiebei sind Zurückstellungen im Sinne des letzteren Gesetzes und Ersatzmannstellungen, sowie jene Loos- oder Brübertäusche, welche erst nach Verkündung des gegenwärtigen Gesetz eingegangen werden wollen, ausgeschlossen. Gesuche um Aussetzung des Dienstantritts, dann um gänzliche oder zeitweise Befreiung von der Wehrpflicht können bis zur Einreihung bei dem obersten Rekrutirungsrathe vorgebracht werden und sind von diesem nach den Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes zu bescheiden, nach welchem auch die Untauglichkeit und Unwürdigkeit zu beurtheilen ist. Kommen Zurückgestellte der Altersklasse 1846 oder solche, welche ihren Dienstesantritt ausgesetzt haben, wieder zur Einreihung, so unterliegen sie allen Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes. Alle Wehrpflichtigen dieser Altersklasse, welche tauglich befunden werden, aber zur Einreihung in das stehende Heer nicht gelangen, sind in die Ersatzmannschaft I. oder II. Klasse nach Maßgabe ihrer Loosnummer einzureihen.

Art. 94. Die Aushebung der Altersklasse 1847 erfolgt ausnahmslos nach Maßgabe dieses Gesetzes, nur bleibt es hiebei der Staatsregierung vorbehalten, die Termine für das Aushebungsgeschäft besonders zu bstimmen.

Art. 95. Zur Mitwirkung bei Erhaltung der innern Sicherheit soll für diejenigen Orte,

an welchen hiezu ein Bedürfniß besteht, eine Bürgerwehr gebildet werden, und soll hierüber ein besonderes Gesetz ergehen. Als solche Bürgerwehr hat bis zum 1. Januar 1869 die bisherige Landwehr nach den Bestimmungen der organischen Verordnungen von den Jahren 1813 und 1814 unter den durch Verordnung zu bestimmenden Erleichterungen zu bestehen. Mit dem 1. Januar 1869 tritt die bisherige Landwehr außer Wirksamkeit.

Art. 96. Das gegenwärtige Gesetz tritt mit dem 1. Februar 1868 in Wirksamkeit; mit diesem Tage sind die § 4 Ziff. 4 u. § 5 Titel V der Verfassungs-Urkunde über das Vorrecht der Söhne von Adeligen und höheren Beamten, in die Armee als Kadeten einzutreten, dann die §§ 3, 4, 5 Tit. IX der Verf.-Urk. und § 12 Tit. II. der Beil. V der Verf.-Urk., sowie alle auf die Ergänzung des stehenden Heeres und auf die Reserve-Bataillons bezüglichen Gesetze und Verordnungen aufgehoben.

Mannichfaltiges.

(Das Echo und Ich.) Auch ich ging einmal zu Rathe mit der freien und offenen Stimme der Natur und erhielt auf meine Fragen folgende Antworten. Ich: Willst du mir Rede stehen du unheimliches Echo? — Echo: Ho Ho! — Ich: Also vernehme meine Rede. — Echo: Rede! — Ich: Wann finde ich denn in dieser Welt einmal Eintracht und Harmonie? — Echo: Nie. — Ich: Keine Ruhe kann ich finden, in mir dreht sich alles wie ein Rad um. — Echo: Dumm! — Ich: Ich suchte Zerstreuung beim Spiele, verlor aber Ruhe und Sinn. — Echo: Unsinn! Ich: Dann suchte ich Trost bei meiner einzigen Theresel. — Echo: Esel! — Ich: Was, ist sie mir nicht treu meine Theresel? — Echo: Esel! — Ich: Schrecklich! Was muß ich thun, um sie zu vergessen? — Echo: Essen. — Ich: Um mir zu helfen, liegt diese Macht in dir? — Echo: In dir. — Ich: Schafft sich der Mensch Leid und Freud selbst? — Echo: Selbst. — Ich: Was soll ich thun, um froh zu leben? — Echo: Leben. — Ich: Nun so soll künftig mein Wahlspruch sein: sei fidel! — Echo: Sei fidel! — Ich: Nun sing, ich, daß es wiederhallt! — Echo: Halt! — Ich: Hast du noch etwas zu fordern? — Echo: fordern. — Ich: Vielleicht für die empfangene Grobheit noch Dank? — Echo: Dank! — Ich: Nun, schön Dank und ein Lebewohl! — Echo: Lebe wohl!

(Blinder Eifer.) In einem deutschen Garnisonsstädtchen hat sich vor einigen Tagen ein Vorfall zugetragen, welcher die Wahrheit des alten Sprüchwortes: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", wieder einmal, und zwar in höchst ergötzlicher Weise, bestätigt. Einem erst kürzlich in das betreffende Städtchen, dessen Name nichts zur Sache thut, versetzten Offiziere fiel es bei Inspicirung des Festungsrayons höchst mißliebig auf, daß die in demselben belegenen Rasenplätze vom Publikum zum Bleichen der Wäsche benutzt wurden. Er gab daher gemessene Ordre, daß hinfür alle zu diesem Behufe ausgetheilten Erlaubnißscheine zurückzuziehen seien. Nichtsdestoweniger fand der besagte Offizier, als er einige Tage später mit seinen Mannschaften zum Exerzieren ausrückte, den betreffenden Platz vollständig mit Wäsche aller Art bedeckt. Aufgebracht über diese der Disciplin Hohn sprechenden species facti ließ er seine Truppen über die unschuldigen Missethäter, die sich in Gestalt friedlich ruhender Leintücher, Windeln, Hemden u. s. w. seinem Auge darboten, Parademarsch, links- und rechtsum, Kehrtübungen, kurz alle möglichen Evolutionen des Exerzier-Reglements ausführen, bis plötzlich todtenbleich und fliegenden Haares die eigene Magd des Commandirenden herbeistürzt und händeringend in die Worte ausbricht: „Ach Gott, Herr, was wird die Madame sagen!" Was die Madame zu dem an seiner eigenen Wäsche zum Tyrann gewordenen Offizier später gesagt hat, ist leider nicht bekannt geworden.

(Zur Warnung.) Eine Fabrikarbeiterin in Basel wollte eine brennende Petroleumlampe löschen und blies oben in das Glas, ohne den Docht zurückgeschraubt zu haben. Dadurch wandte sich die Flamme nach unten, die Lampe zersprang und dem armen Mädchen verbrannten buchstäblich die Kleider auf dem Leibe, so daß es unter fürchterlichen Schmerzen einige Tage nachher starb.

Aus dem „Weimarer Tagblatt": „Ein im Glauben kräftiges Mädchen, das den Herrn liebt, wird zur Unterstützung der Hausfrau in ihren schweren Pflichten gesucht."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drexler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 14. Sonntag, den 16. Februar. 1868.

Das neue Gewerbegesetz für das Königreich Bayern.

I. Allgemeine Bestimmungen.

Art. 1. Alle Staatsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts und des Glaubensbekenntnisses sind zum Betriebe von Gewerben im ganzen Umfange des Königreiches berechtigt. In dieser Berechtigung liegt insbesondere die Befugniß, verschiedenartige Geschäfte gleichzeitig an mehreren Orten und in mehreren Lokalitäten desselben Ortes zu betreiben, von einem Gewerbe zum andern überzugehen, ein Geschäft auf den Bereich anderer Gewerbe auszudehnen und Hilfspersonen aus verschiedenartigen Gewerbszweigen in beliebiger Anzahl in und außer dem Hause zu beschäftigen.

Art. 2. Die Gewerbsbefugnisse eines Inländers kommen auch den Angehörigen anderer Staaten zu. Die Regierung ist befugt, von dieser Bestimmung eine Ausnahme in Bezug auf die Angehörigen jener Staaten eintreten zu lassen, deren Gewerbe-Gesetzgebung in wesentlichen Punkten von den Grundsätzen dieses Gesetzes in beschränkender Weise abweichen. Aktien-Gesellschaften, Commandit-Gesellschaften auf Aktien und andere Erwerbsgesellschaften des Auslandes dürfen, soferne nicht durch Staatsverträge ein Anderes festgesetzt ist, nur mit staatlicher Genehmigung in Bayern Gewerbe treiben.

Art. 3. Die gesetzlichen Vorschriften über den Aufenthalt außerhalb der Heimathgemeinde kommen neben diesem Gesetze zur Anwendung.

Art. 4. Die aus Standes- und Dienstesvorschriften und aus dem bürgerlichen Rechte fließenden Beschränkungen des freien Gewerbsbetriebes erleiben durch das gegenwärtige Gesetz keine Abänderung.

Art. 5. Jeder Gewerbetreibende ist in der Anlage, den Einrichtungen und dem Betriebe seines Geschäftes, dann rücksichtlich der Steuern und Abgaben allen in der Landesgesetzgebung begründeten Beschränkungen und Vorschriften unterworfen.

Art. 6. Wer in einer Gemeinde ein neues Gewerbe anfängt, oder seinen Geschäftsbetrieb in einer Weise ändert, welche gesetzlich eine Steuererhöhung zur Folge hat, ist auch ohne vorausgegangene Aufforderung gehalten, hievon vor Beginn der Geschäftsausübung bei der einschlägigen Gemeindebehörde Anzeige zu machen und zugleich die für die Anlage der Gewerbesteuer gesetzlich vorgeschriebene Erklärung abzulegen. Ist das Gewerbe nach den folgenden Artikeln von einer Konzession, amtlichen Bestellung oder polizeilichen Bewilligung abhängig, so hat der Gewerbetreibende bei jener Anmeldung die bezügliche Urkunde vorzuzeigen. Ueber die Anmeldung wird eine Bescheinigung ertheilt. Die Bestimmungen über die Führung der gemeindlichen Anmelderegister, sowie über die Mittheilung der Gewerbs-Zu- und Abgänge an die Gewerbspolizei- und die Finanzbehörde bleiben der Vollzugsvorschrift überlassen.

Art. 7. Die dingliche Eigenschaft der zu Recht bestehenden realen und radizirten Gewerbe bleibt unverändert. In realer oder radizirter Eigenschaft dürfen keine Gewerbe mehr verliehen werden.

II. Konzessionspflicht.

Art. 8. Nur auf Grund einer Konzession dürfen betrieben werden:

1) Privat-Eisenbahn- und Dampfschifffahrts-Unternehmungen;
2) Privat-Unternehmungen von Kreditkassen und Bankanstalten;
3) das Apotheker-Gewerbe, die Bereitung von Gift oder Arzneien, deren Verkauf beschränkenden Verordnungen unterliegt, sowie der Handel mit diesen Waaren;
4) die Gast- und Schenkwirthschaft, dann der Kleinhandel mit geistigen Getränken in den Landestheilen diesseits des Rheins;
5) das Tröblergewerbe;
6) die Kommissions- und Anfragebureaus.

Bewerber um die Konzession zum Betriebe eines der unter Ziffer 3 aufgeführten Gewerbe haben eine Prüfung über den Besitz der erforderlichen persönlichen Befähigung abzulegen. Von dieser Prüfung kann bei Individuen, deren Befähigung anderweitig feststeht, Umgang genommen werden.

Art. 9. Von der Regel des Art. 8 treten folgende Ausnahmen ein, und zwar in Bezug auf die

a) Medizinal-Gewerbe:

Die Verordnungen über die Hand-Apotheken wie über den Verkauf von kosmetischen oder Geheimmitteln werden durch die Bestimmung des Art. 8 nicht berührt.

b) Wirthschafts-Gewerbe:

1) Der Ausschank des eigenen Erzeugnisses bleibt den Bräuern in einem hiefür bezeichneten Lokale und auf ihren Lagerkellern, desgleichen nach Maßgabe des örtlichen Herkommens und der ortspolizeilichen Vorschriften den schenkberechtigten Kommunbräuern und Weinbauern gestattet. Sämmtlich genannte Gewerbetreibende unterliegen hiebei den durch Gesetze und Verordnungen festgestellten Verpflichtungen der Inhaber von Wirthschafts-Gewerben.

2) Apotheker haben das Recht, in Verbindung mit ihrem Gewerbe jene geistigen Getränke im Kleinen zu verkaufen, zu deren Führung sie nach der Pharmakopoe verpflichtet sind.

3) Ob und in wie weit die Inhaber von Konditoreien sich mit der Verleitgabe geistiger Getränke befassen dürfen, bleibt oberpolizeilicher Regelung vorbehalten.

4) Innerhalb der Kasernen, der Lagerplätze bei militärischen Manövern sowie auf Märschen dürfen die von den Militärbehörden, — in den Bahnhöfen, Stations- und Haltplätzen die von der einschlägigen Bahnbehörde, — auf den Schiffen die von den Unternehmern aufgestellten Personen Getränke ausschenken und Speisen verabreichen.

5) Kostreicher öffentlicher Anstalten dürfen an die Angehörigen der Anstalt nach den Bestimmungen der Aufsichtsbehörde Speisen und Getränke abgeben.

6) Das Halten von Privatkosttischen, sowie die Verabreichung von Speisen über die Gasse, ohne Abgabe von Getränken, ist ohne besondere Erlaubniß gestattet.

Art. 10. Ob und unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen die Errichtung von Filial-Gewerben oder ein vorübergehender Gewerbsbetrieb ohne Konzession Platz greifen kann, bleibt dem Ermessen der zuständigen Behörde überlassen.

Art. 11. Jede Konzession ist persönlich. An Korporationen, Aktien-Gesellschaften, Kommandit-Gesellschaften auf Aktien und andere Erwerbs-Gesellschaften findet die Konzessionsverleihung nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren statt. Inhabern von realen und radizirten Gewerben darf, soferne dieselben den vorgeschriebenen persönlichen Voraussetzungen genügen, die zur Ausübung des Gewerbes erforderliche Konzession nicht verweigert werden. Reale oder radizirte Gewerbe können durch Stellvertreter ausgeübt oder verpachtet werden. Stellvertreter oder Pächter müssen die für den selbstständigen Betrieb des betreffenden Gewerbes nöthigen Eigenschaften haben, und der Behörde, welcher die Konzessions-Verleihung zusteht, zur Genehmigung angezeigt werden. Diese Behörde hat auch zu bestimmen, in wie ferne bei einem persönlichen Gewerbe Stellvertretung oder Verpachtung zulässig ist.

Art. 12. Die Konzession erlischt:

1) wenn innerhalb eines Jahres nach der Ertheilung oder nach dem in der Konzessions-Urkunde für die Ausführung etwa bestimmten späteren Zeitpunkte die Ausübung nicht begonnen oder eine Fristverlängerung nicht ausgewirkt worden ist, oder wenn der Betrieb länger als 2 Jahre eingestellt wird;

2) durch Ablauf der Zeit, für welche sie ertheilt worden ist (Art. 11 Abs. 2);

3) durch Verzicht;

4) durch Auflösung der Gesellschaft;

5) durch den Verlust des realen oder radizirten Rechtes; endlich

6) durch den Tod des Berechtigten.

Für Rechnung der Wittwen darf jedoch das Gewerbe auf Grund der alten Konzession fortgeführt werden; wenn die Natur des Gewerbes es erfordert, ist ein befähigter Stellvertreter aufzustellen. Die Konzession kann auf bestimmte Zeit eingestellt oder ganz zurückgezogen werden:

1) wenn die Unrichtigkeit der Angaben, auf deren Grund hin die Konzession ertheilt worden ist, dargethan wird;

2) im Falle des Art. 8 Ziff. 1, 2 und 6, wenn der Inhaber den Konzessionsbedingungen ganz oder theilweise nicht nachgekommen, und deshalb wiederholt amtlich verwarnt worden ist;

3) in den Fällen des Art. 29.

III. Erforderniß amtlicher Bestellung oder polizeilicher Bewilligung.

Art. 13. Für die Handelsmakler (Sensale) bleiben die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen in Kraft.

Art. 14. Die Geschäfte der Krahnen- und Aichmeister dürfen nur von denjenigen Personen betrieben werden, welche von der zuständigen Behörde hiezu bestellt worden sind. Bezüglich der Vornahme von Abschätzungen und Versteigerungen verbleibt es bei den bestehenden Gesetzen.

Art. 15. Die Regelung der Verhältnisse der Kaminkehrer und der Wasenmeister wird der Verordnung vorbehalten.

Art. 16. Die Bestimmungen des Polizeistrafgesetzbuches über Auswanderungsgeschäfte und Auswanderungsagenturen, über Schau- und Vorstellungen, Badanstalten, Brand- und sonstige Versicherungsanstalten, Leihgeschäfte, über die im öffentlichen Interesse für bestimmte Dienstleistungen besonders aufgestellten Personen und über die Gesindeverdinger erleiden durch das gegenwärtige Gesetz keine Abänderung. Personen, welche aus der Errichtung von Renten- und ähnlichen Kassen ein Gewerbe machen, bleiben

den für diese Unternehmungen bestehenden gesetzlichen Bestimmungen unterworfen.

Art. 17. Das Gewerbe der Personen, welche sich mit der Vertilgung von Ungeziefer befassen, darf nur auf Grund einer polizeilichen Erlaubniß betrieben werden.

Art. 18. Ueber die Befugniß zum Betriebe der Segel-, Ruder- und Kleinschifffahrt, der Flößerei und des Gewerbes der Schiffs- und Floßführer entscheiden die einschlägigen Staatsverträge, Schifffahrts-, Kanal- und Floßordnungen. In Ansehung der Ueberfahrts-Anstalten über öffentliche Flüsse mittelst Fähren, Nähen (Pramen) oder fliegende Brücken behält es bei den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen sein Bewenden.

Art. 19. Die Regelung des Salzhandels und des Handels mit Malz ist Gegenstand der Verordnung.

IV. Gewerbebetrieb im Umherziehen. Hausirhandel.

Art. 20. Die Befugnisse der Handelsreisenden zum Aufsuchen von Waarenbestellungen mit und ohne Muster sind nach den bezüglichen Staatsverträgen und gesetzlichen Bestimmungen zu beurtheilen.

Art. 21. Der Gewerbebetrieb solcher Personen, welche nur vorübergehend und außer dem Meß- und Marktverkehr an einem Orte Verkaufslokale zum Absatz von Waaren unterhalten (sogen. Wanderlager), ist von der ortspolizeilichen Bewilligung abhängig. Für diese Bewilligung darf eine Abgabe zur Gemeindekasse erhoben werden, deren Regelung durch Verordnung festgestellt werden kann.

Art. 22. Der Aufkauf von Waaren, die Verrichtung gewerblicher Arbeiten, sowie das Aufsuchen von Abeitsbestellungen im Umherziehen kann vorbehaltlich der Bestimmungen des Polizeistrafgesetzbuches Art. 209 Abs. 2 aus Gründen der Sicherheits- und Sittenpolizei im Verordnungswege von einer polizeilichen Erlaubniß abhängig gemacht werden.

Art. 23. Der Hausirhandel wird durch Verordnung geregelt. Die Hausirscheine werden je auf 1 Jahr ausgefertigt. Die Regierung ist ermächtigt, für die Ausfertigung eines Hausirscheines eine Abgabe im Maximalbetrage von sechsunddreißig Gulden erheben zu lassen. Das Einkommen aus diesen Abgaben wird für den gewerblichen Unterricht verwendet. Die gesetzlichen Bestimmungen in Betreff des Hausirhandels innerhalb des Zollgrenzbezirkes werden durch das gegenwärtige Gesetz nicht berührt. Für das Hausiren mit Schriften, sowie das Hausiren mit verkäuflichen Lebensmitteln und sonstigen Gegenständen des gewöhnlichen Wochenmarktverkehrs sind die bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen maßgebend.

Art. 24. Die Einführung neuer Messen und Märkte bleibt von der Genehmigung der Regierung abhängig.

V. Gewerbliche Verbindungen.

Art. 25. Die Gewerbetreibenden haben, vorbehaltlich der Bestimmungen des Vereinsgesetzes, das Recht, zur Förderung gemeinsamer gewerblicher Interessen freie Vereine zu bilden. Dergleichen Vereine verwalten ihre Angelegenheiten selbstständig und erlangen, wenn sie die Bestätigung ihrer Satzungen von Seite der Regierung erwirken, die juristische Persönlichkeit.

Art. 26. Die bisherigen Gewerbsvereine — Innungen — sind aufgehoben. Ueber die Verwendung des nach Berichtigung der Schulden übrig bleibenden Vermögens haben, unbeschadet etwaiger privatrechtlicher Ansprüche, die bisherigen Vereinsgenossen in einer von der Gewerbsbehörde zu berufenden Versammlung einen Beschluß zu fassen, welcher zu seiner Giltigkeit der absoluten Stimmenmehrheit der Erschienenen bedarf. Die an einzelne Gewerbsvereine nach dem Gesetze vom 12. Mai 1848, die Aufnahme eines Anlehens betr., und nach § 41 Ziffer 3 des Landtagsabschiedes vom 25. Juli 1850 als unangreifbare Stammkapitalien bewilligten Fonds sind zunächst nach den bei der Verleihung getroffenen Bestimmungen zu behandeln, dürfen aber in keinem Falle zur Vertheilung unter die Mitglider des Vereines gelangen. Zur Zahlung der durch das Vermögen nicht gedeckten Schulden sind, soweit nicht die Bestimmungen der Vereinssatzungen oder besondern Verträge Maß geben, die an dem Tage, an welchem gegenwärtiges Gesetz ins Leben tritt, vorhandenen Vereinsmitglieder zu gleichen Antheilen verpflichtet.

Art. 27. Die Bestimmungen über die Gewerbe-, Fabrik- und Handelsräthe, dann über die Gewerbe- und Handelskammern bleiben der k. Regierung vorbehalten.

VI. Strafbestimmungen.

Art. 28. Zuwiderhandlungen gegen dieses Gesetz und gegen die auf Grund desselben erlassenen Verordnungen, ober- und ortspolizeilichen Vorschriften werden, soweit nicht in den Strafgesetzen bereits maßgebende Bestimmungen enthalten sind, als Polizeiübertretungen an Geld bis zu fünfzig Gulden und im Rückfalle bis zu hundert Gulden bestraft.

Art. 29. Wird eines der im Art. 8 benannten Gewerbe zu einer Handlung mißbraucht, welche als Verbrechen oder Vergehen strafbar ist, so sind die Strafgerichte befugt, neben der gesetzlichen Strafe auszusprechen, daß dem Verurtheilten die Berechtigung zum selbstständigen Betrieb des betreffenden Gewerbes entzogen werden kann. Liegt ein solcher Ausspruch vor, so kann die zuständige Gewerbspolizeibehörde innerhalb dreier Monate nach eingetretener Rechtskraft des Strafurtheils den selbstständigen Gewerbsbetrieb auf die Dauer von höchsten drei Jahren untersagen.

VII. **Zuständigkeit und Verfahren.**

Art. 30. Die Zuständigkeit und das Verfahren bei Ertheilung, Einziehung und zeitweiliger Einstellung gewerblicher Konzessionen wird vorbehaltlich der Bestimmungen des folgenden Artikels durch Verordnungen festgesetzt, die sich auf den Umfang des betreffenden Gewerbes und die mit demselben verbundenen Rechte und Verpflichtungen zu erstrecken haben.

Art. 31. Gegen Beschlüsse der ersten Instanz in Gewerbspolizei-Sachen können die Betheiligten bei der nächsten höhern Verwaltungsstelle Beschwerde führen, vorbehaltlich dessen, was das Gesetz über Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofs bestimmt. Die Beschwerden sind binnen einer 14tägigen Frist bei der ersten Instanz schriftlich einzureichen oder zu Protokoll zu geben. Alle nach Abschnitt I. und II. bei den Kreisverwaltungsstellen zu erlassenden Beschlüsse sind auf Grund kollegialer Berathung zu fassen.

VIII. **Grenze und Umfang des Gesetzes.**

Art. 32. Das Münz-, Post-, Salinen- und Salpeterregale, sowie die Bestimmungen über Perlfischerei und Goldwäscherei erleidet durch das gegenwärtige Gesetz keinen Abbruch. Auch findet dasselbe keine Anwendung auf:

1) das Telegraphenwesen;
2) den Handel mit Stempelpapier;
3) Gewerbsunternehmungen einer der Hofhaltung des k. Hauses;
4) Gewerbsunternehmungen, die als Staatsanstalten betrieben werden, mit Einschluß der Militär-Etablissements und des bei den Heeresabtheilungen für militärische Bedürfnisse stattfindenden Gewerbsbetriebes durch Militärangehörige;
5) die gewerblichen Arbeiten öffentlicher Unterrichts-, Erziehungs-, Armen-, Straf- und Polizei-Anstalten;
6) die Lohnarbeit;
7) die weiblichen Haus- und Handarbeiten, falls diese Beschäftigungen ohne Gehilfen, offenen Laden und ohne öffentliche Ankündigung betrieben werden;
8) die sogenannten Haus-Industrie-Gewerbe, soweit solche durch die eigenen Familienglieder und nur gegen Lohn für einen Unternehmer ausgeübt werden;
9) die Anwaltschaft, das Notariat;
10) die Heilkunde, einschließlich des Wundarzneidienstes, der Zahnheilkunde, der Geburtshilfe, des Veterinärwesens und der Eröffnung von Heilanstalten;
11) den Privat-Unterricht und die Privat-Bildungs-Anstalten einschließlich der auf Erziehung und Pflege gerichteten Erwerbszweige;
12) die schriftstellerische Thätigkeit und die Ausübung der schönen Künste;
13) den Hof-, Staats-, Militär-, Kirchengemeinde- und Stiftungsdienst und den auf einem laufenden Dienstvertrage beruhenden Privatdienst;
14) die Land- und Forstwirthschaft, die Jagd und die Fischerei, den Bergbau soweit sich diese Beschäftigungen auf die Gewinnung der bezüglichen Produkte und deren partieenweisen Verkauf beschränken, die Ausübung des Privatbeschälgeschäftes und die Verwendung von Zuchtstieren zur Zucht.

IX. **Schlußbestimmungen.**

Art. 33. Die nach den bisherigen gesetzlichen Bestimmungen erworbenen persönlichen Gewerbe-, Fabriks- und Handel-Berechtigungen bleiben bis zu ihrem Ablauf in Gültigkeit, und es stehen deren Inhabern auch alle jene ausgedehnteren Rechte zu, welche das gegenwärtige Gesetz mit dem Betriebe eines Gewerbes verbindet.

Wer auf Grund der bisher gültigen Bestimmungen ohne Konzession ein Gewerbe betreibt, welches durch gegenwärtiges Gesetz als konzessionspflichtig erklärt ist, hat bei Vermeidung der Einziehung seines Gewerbes innerhalb drei Monaten vom Beginne der Wirksamkeit dieses Gesetzes an eine Konzession zu erwirken, die ihm nicht verweigert werden darf, wenn er bisher sein Gewerbe ordnungsmäßig ausgeübt hat.

Art. 34. Gegenwärtiges, durch das Gesetzblatt und das Kreisamtsblatt der Pfalz zu verkündende Gesetz tritt mit dem 1. Mai 1868 für den ganzen Umfang des Königreichs in Wirksamkeit. Vom gleichen Tage an sind die Grundbestimmungen für das Gewerbswesen vom 11. Sept. 1825, mit Ausnahme der Art. 9 und 11 Abs. II derselben, sowie die bisher in der Pfalz bestandenen Gesetze über Buchdruckereien und Buchhandel (Dekret vom 5. Februar 1810), über den Handel mit Gift und Arzneiwaaren und das Apothekerwesen (Verordnung des mittelrheinischen General-Gouverneurs vom 5./7. Mai 1814, Verordnung vom 12. August 1818, Gesetz vom 21. Germinal des Jahres XI, Gesetz vom 25. Thermitor des Jahres XI), über die Fabrikation und den Verkauf von Pulver (Gesetz vom 13. Fructidor V und Gesetz vom 23. Pluviose XIII), über die Anlagen der Oefen, Schmieden und Gewerke IV. und V. Abschnitt des Gesetzes vom 21. April 1810), ferner Artikel 67 des Gesetzes vom 1. Juli 1856, die Gewerbsteuer betreffend, endlich alle dem gegenwärtigen Gesetze entgegenstehenden Bestimmungen älterer Gesetze und Verordnungen über das Gewerbswesen aufgehoben.

Art. 35. Bis zum Erlaß einer neuen Gemeindeordnung hat der Gewerbetreibende vom Tage der Anmeldung zum Gewerbsbetriebe an nach dem Maßstabe seiner Gewerbesteuer zu den Gemeindelasten jener Gemeinde beizutragen, in welcher er das Gewerbe ausübt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 16. Sonntag, den 23. Februar. 1868.

Drei ahnungsvolle Bräute.

Von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

II.

Das Citronenbäumchen.

Wir stehen vor einem kleinen reinlichen Hause in einem freundlichen Dorfe an der Ilm, eh' dieser berühmte thüringische Fluß noch die Stadt erreicht, der er die Unsterblichkeit seines Namens verdankt. Ein breiter Weinstock rankt sich an dem die Wand übergitternden Spalier empor und bedeckt sie mit seinen großen grünen Blättern bis unter das Dach. An der andern Pfoste der Hausthüre steht ein üppig blühender Pfirschbaum. Wie einladend das Alles aussieht! man weiß es im Voraus: hier wohnen liebe, gute Menschen. Treten wir hinein! Der stille Geist des Friedens, der Ordnung, der Häuslichkeit weht uns entgegen. Auf der Hausflur, im Stübchen, in der Küche alles so nett, so herzig, so heimisch! Man möchte gleich da wohnen. Ueber alle Gegenstände, auf die unser befriedigter Blick fällt, ist ein gewisser beschränkter Schimmer bürgerlicher Eleganz ausgegossen, der dem Auge und dem Herzen gleich wohl thut. Die sinnig gruppirten Bilder an der tapezirten Wand, die blüthenweißen Vorhänge und Rouleaux, das saubere Federkanape, die blankgescheuerten kupfernen Näpfe mit reinem klaren Sand gefüllt unter dem Ofen, die hellen Tische und Fensterbretter, die Fülle von Blumentöpfen mit den prächtigen Gewächsen vor und in den Fenstern, das funkelnde Messingschloß an der Thüre: Alles harmonirt zusammen und bekundet jenen Geist sanft waltender Weiblichkeit, der uns überall so wohl thut und von dem wir uns eingeladen und mit den zartesten Fäden gastlicher Häbigkeit umsponnen fühlen.

Und hier walteten ebenfalls zwei engverbundene treffliche Frauengemüther, Mutter und Tochter. Das Häuschen gehörte der Pfarrerswittwe N—g, die es mit ihrer jüngsten Tochter Röschen bewohnte.

Nach des Pfarrers frühem Tode hatte sich die Wittwe dieses kleine Anwesen gekauft und einrichten lassen und lebte darin mit ihren drei Kindern, einem Sohn und zwei Töchtern. Ihre Hauptbeschäftigung war Viehzucht; die drei Kühe, die aus dem Pfarrhause in das Wittwenhaus gewandert waren, hatten sich schon nach einigen Jahren zu sechsen vermehrt und waren die schönsten und stattlichsten nicht nur im ganzen Dorfe, sondern auch in der ganzen Umgegend. Aber ihre Wiesen lieferten auch das beste Futter. Die Butter und Käse der Pfarrerswittwe waren in Weimar gesucht und wurden theurer, als nach dem Marktpreise bezahlt; sie hätte zwanzig Kühe haben und doch nicht alle Nachfragen befriedigen können.

Die Töchter wuchsen in Arbeit und Gottesfurcht heran, und die älteste wurde die Frau eines benachbarten Pachters, eines braven und thätigen Mannes; der Sohn hatte in Weimar die Kupferstecherkunst erlernt und sich vorzüglich im geographischen Fache ausgebildet und ging nach einigen Jahren als ein tüchtiger Kartenstecher an das große geographische Institut nach Warschau, wo er viel Geld verdiente und dadurch im Stande war, seiner Mutter nicht unbedeutende Geschenke zu überschicken. Und so war denn eine Art Wohlstand in dem trauten Häuschen der Wittwe eingekehrt.

Der schönste Schmuck desselben war aber ohnstreitig Röschen, der Liebling der Mutter und des ganzen Dorfes, eine wahre Rose unter dem ländlichen Mädchenblumenflor, ein gutes herziges Kind, dessen Anblick Jung und Alt vom Männergeschlecht erheiterte. Mancher junge gewichtige Bursche aus der Umgegend mochte Wünsche hegen, die sich auf Röschen bezogen; man wußte, daß ein Förster bei ihrer Mutter hatte anfragen lassen, ob Röschen wohl geneigt sei, sein grünes Loos mit ihm zu theilen; auch Schwarzröcke zeigten sich im Hause kraft der kollegialischen Verwandtschaft, aber Röschen hatte schon ihr Theil.

Ein Freund ihres Bruders, Porzellanmaler in der zwei Stunden entfernten großen Porzellanfabrik, Namens Walter, war mit diesem öfter ins Haus gekommen und als ein sehr sittsamer, fleißiger, unterhaltender Jüngling von

daß die Leutchen noch einige Jahre warten müßten, bis Röschen zwanzig Jahre alt sei, und Walter sich einen eigenen Heerd gegründet hätte.

Nun kam der Verlobte wöchentlich einige Mal von der Fabrik herüber, übrigens änderte sich gar nichts im Leben dieser einfachen Menschen. Das freudigste Ereigniß für sie war, wenn ein Brief vom Bruder kam oder sie die Antwort darauf schrieben. Weil nun aber das Verhältniß so blieb und man nichts von Hochzeitmachen hörte, so kam es, daß mancher Freier anfragte, der den blassen Porzellanmaler bei der sich üppig entfaltenden Rose auszustechen versuchte. Röschen lachte darüber. Es ging ihr auf der Welt nichts über ihren Wilhelm.

Etwas hatte die beiden liebenden Herzen von Anfang eine oder zwei Wochen betrübt; nämlich von den beiden Citronenkernen war nur einer aufgegangen. Sie warteten lange und sehnsuchtsvoll auf das Aufkeimen des andern; Röschen sah jeden Tag darnach, Wilhelm, so oft er kam; aber es stellte sich kein Keimchen ein, während das aufgegangene rasch und üppig emportrieb.

Endlich grub Röschens Ungeduld im Beisein des Geliebten mit dem niedlichsten Finger nach dem Kern und fand ihn verfault. Wilhelms Auge trübte sich, eine Thräne zitterte an seiner Wimper.

„Nur Dein Stöckchen blüht empor," sagte er wehmüthig; „mein Kern ist verdorben. Ich werde sterben und Du wirst glücklich sein."

Röschen erschrack vor diesen Worten im innersten Herzen. Endlich sagte sie mit Mühe: „Es kann ja auch mein Kern gewesen sein, der verfault ist, und ich glaube gewiß, es ist der meinige gewesen."

Mehrere Tage war ihr aber recht weh zu Sinne, und wenn Wilhelm nicht da war, weinte sie viel. Er war sehr still und in sich gekehrt. Nachher tröstete Röschen: „Unsere Liebe soll nur eine sein, und ist auch nur eine einzige, unzertrennliche, untheilbare, und als solche blüht sie lustig empor. Deßhalb ist auch nur ein Bäumchen aufgekommen; es soll ja unsere Liebe bedeuten."

Nach einiger Zeit hatten sie den ganzen Vorfall vergessen, wenigstens thaten sie beide so gegen einander, und erwähnten des Bäumchens nicht mehr.

Es vergingen ein Paar Jahre in ungetrübter Heiterkeit. Röschen lebte in ihrem Wilhelm, er war nur glücklich in ihrer Nähe; sie waren also sehr oft zusammen. Röschen wurde immer schöner, blühe immer üppiger, Wilhelm wurde immer blässer und welkte sichtlich dahin. Alle Leute sahen, daß er krank war, nur Röschen nicht. Er klagte nicht und war heiter und zufrieden. Aber er litt an einer unheilbaren Krankheit, an der Lebeschwindsucht. Ohne es Röschen merken zu lassen, brauchte er schon geraume Zeit ärztliche Hülfe. Obgleich er die Abnahme seiner Kräfte spürte, setzte er seine Besuche im Hause der Pfarrerswittwe nicht aus. Endlich konnte er eines Morgens sein Lager nicht mehr verlassen.

Wenn er in drei oder vier Tagen nicht kam, fiel es Röschen gerade nicht auf; er konnte Abhaltungen haben. Am fünften Tage ließ er ihr sagen, er sei krank geworden, sie möchte ihn mit der Mutter Sonntags besuchen, wenn er indessen nicht auf sei und sie besucht habe.

Dieser Aeußerung nach hielt Röschen die Krankheit des Geliebten für sehr unbedeutend und machte sich gar keinen Kummer darum. Im Gegentheile rüstete sie sich mit frohem Herzen zu der kleinen Sonntagsreise und dachte daran, womit sie ihren Wilhelm erfreuen möchte. So saß sie, aus der Vormittagskirche heimgekehrt, in ihrem halb ländlichen halb städtischen Staate auf ihrem Stuhl auf dem Fenstertritte und ordnete in Gedanken, was sie für Wilhelm Alles mitnehmen wollte. Ihre Augen hafteten dabei unwillkührlich auf dem Citronenbäumchen, das seinen festen Platz neben ihr im Fenster hatte, so daß ihr Athem seine Blätter streifte. Es war zur kleinen Gerte aufgeschossen, hatte schon etwas Holz angesetzt und sechs große frische Blätter getrieben. Unter allen Gewächsen und Blumen, welche Röschen besaß, war ihr das Citronenbäumchen das liebste. Sie sah täglich wohl zehnmal darnach und freute sich jedes neuen Aeugleins, das ein Blatt zu werden versprach. Als sie nun so darauf hinsah, ließ plötzlich das Bäumchen im Nu und wie auf einen Ruck alle sechs Blätter auf einmal schlaff am Stämmchen herabfallen, so daß sie wie gelähmte Flügel eines Vogels herniederhingen. Röschen sprang erschrocken auf, nahm den Blumentopf mit dem Bäumchen aus dem Fenster, befühlte alle Blätter, suchte sie aufzurichten; vergebens! Sie hingen schlaff herab, hatten plötzlich alle Frische verloren und fühlten sich weich an. Röschen glaubte, es fehle dem Bäumchen an Feuchtigkeit, obgleich sie ihm Abends vorher Wasser gegeben hatte; sie holte eilig Wasser und begoß es, aber es half nichts. Die bedenklich werdende Mutter wußte auch keinen Rath, und Röschen lief mit dem Bäumchen im Arme zum Schullehrer, der ein tüchtiger Blumist und Pomolog war. Dieser schüttelte den Kopf, besah das Bäumchen und meinte endlich, es müßte irgend ein Insekt die Wurzel abgenagt haben. Er wühlte es also aus der Erde, fand aber zu seinem Erstaunen die Wurzel gesund und frisch und keine Spur von einem schädlichen Insekt.

„Erkläre sich das, wer kann," sagte er endlich. „Mir ist so etwas noch nicht vorgekommen, auch habe ich von einem so seltsamen Fall weder gehört noch gelesen. Das kann gar nicht mit rechten Dingen zugehen."

Röschen kehrte weinend heim. Das Bäumchen war wieder eingepflanzt, und sie hoffte, es werde sich erholen. Mittags aß das Mädchen wenig und drängte die Mutter zur Abreise, damit sie ihrem Wilhelm bald erzählen könne, was dem Citronenbäumchen begegnet sei. Die Mutter sah ganz ernsthaft drein. „Wenn es nur nichts zu bedeuten hat," sagte sie.

„Was könnte es denn zu bedeuten haben?" rief Röschen erschrocken.

„Nun, wir werden ja sehen. Ich habe mir die Zeit gemerkt; es war fünf Minuten über drei Viertel auf elf, als es die Blätter hängen ließ."

Sie wanderten selbander einsylbig, Röschen immer hastig voran und von sichtbarer Unruhe getrieben; die Mutter hinterdrein, sich dann und wann eine Thräne aus dem Auge wischend.

So langten sie in dem Orte der Fabrik an und traten in Wilhelms Wohnung. Die Mutter bemerkte, wie die Blicke der ihnen Begegnenden mitleidig auf Röschen ruheten, sie sah verweinte Augen, und hörte an der Thüre eine Magd flüstern: „Herr Gott, da ist sie! Weiß sie's denn schon? Die Arme!"

Röschen lief die Treppe hinauf in Wilhelms Stube; ein weißes Tuch war über das Bett gedeckt, sie riß es hastig weg. Da lag Wilhelm todt. Röschen schrie jammernd auf. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen.

Die Hausleute und Verwandten des Verstorbenen traten mit Beileidsbezeugung hinzu, und die vom Schmerze tief verwundeten Frauen erfuhen, daß der Jüngling wenige Minuten nach drei Viertel auf eilf verschieden war.

Als das trostlose Röschen nach Hause kam, war das verhängnißvolle Citronenbäumchen gänzlich verdorrt.

Das beklagenswerthe Kind hat alle späteren Heiraths-Anträge von der Hand gewiesen. Sie lebt einsam auf ihrem Dorfe — ihre Mutter ist auch heimgegangen — von allen Bewohnern desselben geliebt und geehrt. Das verdorrte Citronenbäumchen mit den verdrockneten Blättern hebt sie als eine heilige Reliquie auf. Es soll ihr, wenn sie einst den trüben Erdentraum ausgeträumt, in die Hand gegeben werden, wenn man sie in den Sarg gelegt hat.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Was ist ein Conservativer?) Diese Frage ist gelegentlich der Verhandlung über den hannöverschen Provinzialfonds im preußischen Abgeordnetenhause aufgetaucht. Sie wurde beantwortet durch einen conservativen Redner in einer conservativen Versammlung in Berlin, indem er als „Principien" der conservativen Partei Folgendes bezeichnete: 1) Von den Rechten der Krone ist nicht das Geringste zu vergeben; 2) der Staat muß ein christlicher Staat sein; 3) Preußen hat die Aufgabe, Deutschland zu reorganisiren, d. h. Deutschland preußisch zu machen; 4) die Armee ist nothwendig zur Erhaltung des — Friedens. Mehr kann nicht verlangt werden. Nur müssen wir hierzu bemerken, daß die Zeitungsconfiscationen sich in Preußen derart vermehren, daß wir schon aus diesem Grunde dem 3. Punkte der „Principien" vorläufig noch nicht zustimmen können.

Zollparlamentswahl-Gedanken.

Es ist doch wahrlich recht fatal,
Daß heut' zu Tag so manche Wahl
Durch Arglist, Dummheit und durch Geld
Auf manchen Kandidaten fällt,
Der nimmermehr dem Fortschritt nützt,
Weil wie ein Karren ohne Räder
Er Triebkraft dazu nicht besitzt.
Ein Beispiel liefert Euch — die Neuzeit.

Ach Gott! wie ist die Welt so dumm!
Wie führt man an der Nas' herum
Die Menschheit noch durch Lug und Trug;
Der Mittel gibt es ja genug,
Wodurch es schlauer List gelingt
Zu kirren manchen dummen Peter,
Daß eiligst er zur Urne springt —
Und dorten wählet nur — zum Schaden.

Doch, wenn es selten auch gelingt,
Manch' wohlgezielte Kugel dringt
Durch des Rhinoceroses Haut.
D'rum hoffet Brüder und vertraut,
Der Wahrheit Kugeln treffen gut!
Und dicke Haut hat nicht ein Jeder,
Erwartet was die Zukunft thut —
Es sieget dießmal nicht — die Lüge.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 17. Donnerstag, den 27. Februar. 1868.

Drei ahnungsvolle Bräute.

Von Ludwig Storch.

(Schluß.)

Das Medaillon.

Die Tochter eines Kirchendieners in Gotha, ein holdes, liebenswürdiges Wesen, hatte die Bekanntschaft eines braven jungen Kaufmanns in Eisenach gemacht. Dies war im Jahre 1808. Beide fanden Wohlgefallen an einander und eh' das Jahr zu Ende ging, waren sie Verlobte. Auguste hing mit schwärmerischer Liebe an dem Manne ihrer Wahl, und wenn sie ihn in einigen Wochen nicht gesehen hatte, glaubte sie nicht leben zu können. Was bildet sich ein junges zärtlich liebendes Mädchenherz nicht Alles ein? Der Geliebte ist ihre Welt, ihr Gott.

Schmidt — dies war der Name des jungen Kaufmannes — dachte ernstlich an sein Etablissement, um die Geliebte so bald als möglich als Gattin an seinen häuslichen Heerd führen zu können, aber es stellten sich ihm mancherlei Hindernisse in den Weg. Seiner Thätikeit gelang es inzwischen, das Ziel seiner Wünsche bestimmt auf Michaelis festzusetzen.

Im Sommer hatte er sich von einem geschickten Miniaturmaler portraitiren lassen; er ließ das kleine wohlgetroffene Bild in ein goldenes Medaillon fassen und schenkte es der Geliebten zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstage. Er hätte ihr keine größere Freude machen können. Sie trug nun das Medaillon stets auf der Brust, wie es damals die Mode mit sich brachte.

An einem schönen Augustsonntage gaben sich beide ein Stelldichein in dem romantisch gelegenen Dörfchen Thal, zwei Stunden von Eisenach, fünf Stunden von Gotha, am Fuße des Thüringerwaldgebirges. Sie sehnten sich einander zu sehen, auch hatten sie viel Nöthiges über das bald zu bestellende Aufgebot, über Trauung und Hochzeit, zu sprechen, und der Bräutigam konnte wegen seines jungen Geschäftes nicht nach Gotha kommen, auch mochte er wohl gerne mit der Braut allein sein, um gänzlich ungestört, mit ihr über ihr nahes Glück, über ihre Einrichtung und der tausend kleinen und angenehmen Dinge plaudern zu können, die man aber nur mit einer Verlobten zu besprechen hat, und von denen ein Dritter nichts zu wissen braucht.

Die beiden Verlobten nahmen zusammen ein frugales Mahl ein und erstiegen dann auf den herrlichen duftigen und schattigen Waldpfaden den Scharfenberg mit seinem hohen Wartthurm, setzten sich in den Ruinen nieder, labten sich an der schönen Aussicht und hatten die Stunden verkost, eh' sie es sich versahen. Schmidt mußte endlich an die Rückkehr denken. Er hatte den Weg zu Fuß gemacht. Auguste war zu Wagen gekommen, aber beide sahen ein, daß sie erst in der Nacht die Heimath erreichen würden, so weit war die Zeit vorgeschritten. Sie stiegen den Berg hinab, und Auguste begleitete den Geliebten noch eine Strecke durch das saftig grüne Wiesenthal. Sie hatte sich wie immer mit dem ihr so theuren Medaillon geschmückt. Sie sprachen eben, Hand in Hand wandelnd, davon, daß sie sich wegen vielfacher Geschäfte nun nicht eher wieder sehen würden bis am Tage vor der Trauung, wann er in Gotha eintreffen wollte. Er betrachtete die schöne Braut während dieses Gespräches oft mit den zärtlichsten Blicken. Plötzlich fielen seine Augen auf das Medaillon an ihrer Brust, und er rief erschrocken: „Was ist denn das mit dem Bilde?"

„Was?" versetzte sie, und nahm das Medaillon in die Hand, um es ebenfalls zu betrachten. Zu ihrem Schrecken sah sie, daß die Farben des Bildes alle in einander geflossen waren und gar keine Spur mehr von einem menschlichen Antlitz zeigten. Ihre Bestürzung war unbeschreiblich.

„Mein Gott!" rief sie, „vor wenigen Minuten sah ich das Portrait noch ganz unversehrt und jetzt diese schreckliche Zerstörnng! O Himmel, Ernst, das hat ein Unglück zu bedeuten!"

„Aengstige dich doch nicht, liebes Herz! was wird es zu bedeuten haben! das geht ganz natürlich zu. Du hast geschwitzt, und es ist

Schweiß in das Medaillon gedrungen, der die Farben angefeuchtet und das Bild zerstört hat."

Aber Auguste hatte nicht geschwitzt; an der Außenseite des wohlverwahrten Medaillons war keine Spur von Feuchtigkeit zu entdecken.

„Das ist freilich sonderbar und ganz unerklärlich," sagte der Bräutigam bedenklich, nachdem er sich selbst überzeugt hatte. „Aber es gibt tausend Dinge, die wir nicht gleich begreifen können und die nichts destoweniger von natürlichen Ursachen herrühren. Alles, was auf Erden ist, entsteht und vergeht nach den Gesetzen der Natur. Vielleicht gelingt es uns noch, den Grund der Zerstörung des Bildes zu entdecken, der vielleicht in den chemischen Gesetzen liegt, denen die Farben unterworfen sind."

„Aber warum nur gerade jetzt, in diesem Augenblicke, wann wir von einander scheiden wollen. Ach, Ernst, mir ahnet nichts Gutes! Das Herz ist mir von Angst und Sorgen gepreßt."

Vergebens redete ihr der Bräutigam zu; sie stellte sich wohl endlich, als werde sie durch seine Worte beruhigt, aber es war in Wahrheit nicht der Fall, und mit dem schwersten Herzen entließ sie ihn. Ja, sie rief ihn noch zweimal zurück und weinte schier trostlos an seinem Halse, so daß er sich gleichsam mit Gewalt von ihr losreißen mußte.

In dieser trüben und angstvollen Stimmung langte sie zu Hause an; sie fühlte sich die folgenden Tage keine Minute von derselben befreit, und zuweilen steigerte sich die Beklemmung bis zur unerträglichsten Angst. Es war ihr stets, als sei ihre Brust mit Centnersteinen belastet, und alle Geschäfte, die sich auf ihre nahe Verbindung bezogen, verrichtete sie mit einer ihr selbst unerklärlichen Verdrossenheit, so daß eigentlich nicht Rechtes zu Stande kam.

Das Medaillon hatte sie geöffnet, das Elfenbein, auf welches das Bild gemalt war, herausgenommen, hatte es vielfach geprüft und von Sachverständigen prüfen lassen: die Sache war und blieb unerklärlich, und Augustens schlimme Ahnung wurde durch nichts verringert. Die bangende Braut lebte still in sich hinein.

In der ersten Frühe des 2. September verbreitete sich merkwürdig schnell in der Stadt das Gerücht von dem furchtbaren Unglück, welches Eisenach Abends zuvor um neun Uhr betroffen hatte. Man hatte in Gotha den flammenden Blitz gesehen, welcher das Auffliegen der Pulverwagen in Eisenach verursacht hatte, und die gothaischen Spritzen legten den sieben Stunden langen Weg in zwei Stunden zurück.

Auguste war die ganze Nacht von beängstigenden wüsten Träumen heimgesucht worden. Die Schreckenskunde erreichte früh ihr Ohr. Sogleich stand die Gewißheit in ihrer Seele fest, daß ihr Verlobter nicht mehr lebe. Vergebens versuchten ihre Angehörigen ihren Jammer zu stillen. Sie reisete denselben Tag noch nach der unglücklichen Nachbarstadt. Ihre Ahnung hatte sich leider nur zu wahr bestätigt. Sie fand nicht einmal die Leiche des jungen Mannes, dem ihr Herz gehört hatte. Er war unter den zusammengestürzten Häusern. Trostlos kehrte sie in die Heimath zurück. Ein unbesiegbarer Ernst bemächtigte sich ihres Lebens. Sie hat sich nicht verheirathet und bewahrt das wunderbar unheimlich zerstörte Portrait als Andenken an ihren Geliebten und an eine Stunde voll süßer Liebesseligkeit und bitterer Todesahnung.

Drei Stunden im Himmel.

Novellette von Dr. Karl Herloßsohn.

War es eine elektrische Berührung, die Arthur plötzlich verspürt, wer weiß es? — er sprang rasch vom Piano auf ohne die begonnene Henselt'sche Etude: „Wär' ich ein Vöglein, ich flög' zu Dir!", zu vollenden.

Er hob das sonst gesenkte Haupt wie ausforschend, wie halb erschrocken in die Höhe, und trat dann schnell in den dichten Kreis blühender Mädchen, die in reizenden Gruppen nah und fern den Flügel lauschend umstanden. Sein Mund schwieg, aber sein Auge schweifte fragend in dem Cirkel; dann besann er sich und hielt mit Einem Mal ganz still.

„Warum spielen Sie doch die reizende Etude nicht zu Ende?" fragte die immer heitere Antonie, und hüpfte zu Arthur.

„Es ist doch abscheulich, die schöne Melodie so mitten entzwei zu reißen," schmollte Rosa.

„So fahren Sie doch fort," bat die ruhige Adelheid. „Sie haben mich in die sanftesten Träume eingewiegt, und weckten mich nun auf so unzarte Weise. Ist das auch hübsch?"

Alle schwatzten gleichzeitig, nur eine schwieg: Mariechen.

„Fortfahren! Fortfahren!" — rief der Chor. „Was ficht nur Arthur an?" fragten sie dann untereinander. — Arthur aber war an's Fenster getreten, und schützte plötzliches Kopfweh vor. Man ließ ihn gewähren.

Bald aber trat Mariechen mit einem Linnentüchlein, das sie in Eau de Cologne getaucht zu Arthur in die Fensternische.

„Lieber Freund! ihr Kopf schmerzt. Darf ich das Weh lindern?" — und dabei stand sie halb ängstlich, halb bittend vor ihm.

„Schönen Dank, gutes Mariechen! für Ihre Theilnahme. Es geht vorüber." — Er faßte dabei ihre Hand und heißer als zehn Schwüre

brannten des Mädchens schmale Fingerchen in den seinen. Plötzlich wie unbewußt, drückte sie ihm die Hand, wurde über und über roth, und verschwand in dem Kreise der Freundinnen.

„Das war Marie", sprach Arthur zu sich selbst. „Als ich die Etude gespielt, und plötzlich eine unerklärliche Berührung auf meiner Schulter, wie mit elektrischer Macht, mich aufschreckte, da wußte ich nicht, wie und was mir geschehen. Doch jetzt, wo sie mir die Hand gedrückt, jetzt weiß ich es deutlich, das waren Mariens Finger; denn sie stand mir lauschend zur Seite. Es war der magische Blitzstrahl der Liebe, der in mich schlug, ohne daß ich ahnte, aus welcher Wolke die Flamme herniedergezuckt. Es war gewiß Marie, ja, sie mußte es gewesen sein."

Und sie war es in der That gewesen. Sie liebte Arthurn, und eine Regung hatte ihr ganzes, süßes Geheimniß verrathen.

Arthur blieb den ganzen Abend hindurch schweigsam und beklommen Er sah das Mädchen lange forschend an, und fragte sich dann selbst: „Du hast dies holdselige Geschöpf früher sehen können und nicht lieben müssen? wo war dein Auge?" — Ja, er machte sich selbst Vorwürfe über seine Blindheit, und gelobte sich, rasch aufzulesen das neue Glück, das so lange vor ihm ungesehen da gelegen.

Das ist die Macht der Jugendliebe. Sie keimt im Augenblick; Eine Regung und sie steht groß und erwachsen da. Sie blüht nicht, sie reift nicht, sie steht wie durch ein Wunder hingesäet gleich vor uns.

Arthurn schien es, als habe er lange unter einem Baum gestanden, und hätte nicht gewußt, welche Milliarden von Blütenflocken droben hingen, und hätte nicht ihre Farbenpracht bemerkt und nicht ihren Duft eingeathmet, und hätte nicht die Bienen gesehen, die emsig in den Honigkelchen gegraben. Da sei ein Hauch der ewigen Gottesliebe über den Baum geflogen, daß er zittert, und die Milliarden von Blütenflocken stäubten auf ihn nieder, sein Auge lachte entzückt der wunderholden Farbenpracht, Duft und Bienchen umscherzten ihn: er war überdeckt von einer Blütenlawine und vermeinte, ein Zauberspiel vor sich zu sehen, indeß ihn doch die holdeste Wahrheit umfangen hielt.

Sie liebten sich Beide und hatten es sich, ohne zu wissen, gestanden.

Mariechen war fast noch Kind. Kaum 15 Jahre alt. Zwar klein, doch zierlich und voll harmonischen Ebenmaßes die Glieder. Sie hatte das edelste Antlitz, das man sich denken kann. Wenn man eine Gemme betrachtet, darauf eine Agrippina oder Antonina, und dann ihre Züge sieht, man möchte glauben, Mariens Köpfchen sei aus einem Edelsteine geschnitten. Man wähnt, ein römisches Kind stände vor uns. Sie hatte dunkelbraunes Haar, das in langen Locken Stirn und Nacken umbebte. Das Auge, schwärmerisch, fesselte, ohne eben durch Farbenpracht oder Macht des Ausdruckes zu imponiren. Ihr ganzer Teint, besonders Stirn und Wange, leuchteten in blendender Weiße, wie sie nur der frisch gefallene Schnee hat, und das gehörte mit zu der Eigenthümlichkeit ihrer Erscheinung. Es war diese Weiße jene wohlthuende der klarsten reinsten Unschuld; und der völlige Mangel aller rosigen Tinten ließ nur glauben, es fehle dem Mädchen an Gesundheit. Kurz man fand diese Gesichtsfarbe räthselhaft; denn sie war bezaubernd schön, ungeachtet ihr alle Beimischung des blendenden Karmin fehlte. Noch muß ich ihres Füßchens gedenken, welches so leicht und lustig über den Boden schwebte, daß selbst nicht die zarteste Wiesenblume darunter litt.

Ja, Mariechen war noch ganz Kind. Als sie am nächsten Tage Arthurn allein sprach, sagte sie ruhig und unumwunden: „Arthur! ich liebe Sie!" — Der junge Claviervirtuose war entzückt, außer sich; er fiel Mariechen um den Hals und nannte sie seinen Engel, seine liebe Braut. Arthur war sonst nicht flatterhaft, aber selbst erst achtzehn Jahre alt.

Sie mußten sich trennen — schrieben sich aber hundert und nochmals hundert Briefe. Ich könnte mit denselben drei Bände füllen, ich will Euch jedoch, meine schöne Leserinnen! damit verschonen.

Aber mälig und mälig wurden die Briefe seltener. Die Schuld trug Arthur. Mariechen soll noch bläßer geworden sein. Dann wurde sie ganz schwermüthig; der blaue Postbote kam nie mehr zu ihr.

Arthurs Tagbuch enthält noch jetzt eine Stelle, die da lautet: „Am ersten Mai 18.. sprach Mariechen zu mir: ich liebe Sie, Arthur! — Ich war eine Stunde bei Ihr; bei Ihr? ach nein, ich war eine Stunde im Himmel! —"

O Mädchen! vergeßt es nie: habt Ihr einmal zu dem theuren Manne Eures Herzens gesagt: ich liebe Dich! dann habt Ihr ihm Alles gegeben. Er hat den Gipfelpunkt seines Glückes erreicht, er kann nicht mehr höher klimmen; er geht vielmehr langsam herab von der Schwindelhöhe und läßt Euch allein droben. Drum, Ihr Mädchen! hütet die drei inhaltschweren Worte gut; es sind die drei kostbarsten Kleinodien, die Ihr habt. Sprecht sie nicht zu rasch, nicht zu unbewacht aus. Es könnte Euch gereuen. Taxirt „eine Stunde im Himmel" nicht gar so hoch.

Glaubt mir, es hat Marien unzählige Thränen gekostet. Sie hat zwar den Schmerz ver-

wunden, aber die Narbe könnt Ihr noch sehen. Und gerade, wenn es Frühling wird, und wenn der Mai an die Thüren der Schöpfung pocht, dann schmerzt sie die Narbe am meisten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Aus der Stadt der Intelligenz.) Berlin hat manches Schild, das aller Rechtschreibung spottet; das Stärkste jedoch dürfte das Schild eines Colporteurs in der Bernauerstraße zeigen, das wörtlich lautet: „Haupt-Journal Expedition empfiehlt Sich Semtliche in und Ausländischen-Erscheinende-Monaths Schriften."

Dem Wiener ist jetzt das Bier sein Leben. Schiller sagt aber: „Das halbe Leben ist Schaum." Hiemit erklärt sich das schlechte Einschenken unserer Wirthe.

(Ein reinlicher Selbstmörder.) Vor ein paar Tagen hat in Minden ein wohlhabender Bauer aus Pöpinghausen, der schon früher einmal dem Delirium verfallen war, auf eine kuriose Art seinem Leben ein Ende gemacht. Um sein schönes Bett nicht zu beschmutzen, setzte er einen Eimer vor dasselbe, hielt im Bette den Kopf darüber und schnitt sich dann mit einem scharfen Rasirmesser den Hals ab, so daß das Blut in den Eimer lief.

Der Mormonen-Apostel Brigham Young hat den Heiligen vom Salzsee angekündigt, der Geist Gottes habe ihm befohlen, der Gemeinde das Kaffee- und Theetrinken zu verbieten.

In dem Besprengen der Staßen mit Wasser steht in England dem Vernehmen nach eine Veränderung und Verbesserung bevor. Es handelt sich um eine neue Erfindung. Eine Verbindung korrosiver Salze soll, in der jetzt gebräuchlichen Weise gesprengt, die Straßen feucht halten und zugleich die Ansammlung des Schmutzes verhindern. Zugleich soll die neue Methode eine Ersparniß von 20 Prozent herbeiführen. In zwei Distrikten Londons wird das neue System demnächst versucht werden.

Ein bei der geselligen Zusammenkunft der Freiwilligen Feuerwehren der Leipziger Umgegend am 1. Februar 1868 im Gasthofe zu den „drei Linden" in Lindenau gesungenes Lied, gedichtet von Dr. Ferd. Götz, dürfte auch bei unseren Feuerwehren Anklang finden; wir lassen es deßhalb folgen:

Mel.: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten rc.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß wir so fröhlich sind;
Es ist doch kein Geld unter'n Leuten,
Und draußen weht Bismarck'scher Wind.
Allüberall Trödel und Sorgen
Und Aussicht auf neuen Krakel;
Kein Mensch will dem andern mehr borgen —
Nur wir sind hier harmlos fidel.

Es starret die Welt von Soldaten,
Selbst Sachsen hat neue gekriegt;
Sie mögen von hinten nur laden,
Den Fortschritt erschießen sie nicht,
Sie werden der Freiheit nicht Meister,
Trotz aller Kasernen so groß.
Das ew'ge Ringen der Geister
Geht flott auf die Zukunft doch los!

Der Krieg hat im Lande gewüthet,
Manch' prächtige Frucht brach er ab,
Manch' Sohn, den die Mutter gehütet,
Sank früher, als nöthig, in's Grab.
Macht's anders und werdet gescheidter
Und gebt Euch zum Krieg nicht mehr her, —
Denn fehlen zum Krieg erst die Streiter,
So streiten die Fürsten nicht mehr!

Man fabelt so viel noch von Ständen,
Die strenge geschieden wär'n,
Und meint, wer da schafft mit den Händen,
Sei schlechter, als vornehme Herr'n;
Für uns giebt's im ringenden Leben
Der Stände nur zweierlei:
Den „arbeitenden" und daneben
Den „faulen" als Nummero Zwei!

Wohlan! Die zur Arbeit, zum Streben
Uns eint ein so wack'rer Verein,
Wir wollen — der Himmel mag's geben! —
Wie heute, so heiter stets sein.
Nur frisch in die Zukunft geschauet
Und frei alle Kräfte verwandt,
Und fröhlich weiter gebauet,
Dann blüht unser schöner Verband!

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drexler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 18. Sonntag, den 1. März. 1868.

Drei Stunden im Himmel.

Novellette von Dr. Karl Herloßsohn.

(Fortsetzung und Schluß.)

Arthur verweilte in einer fernen Residenz. Sein Ruf als Künstler hatte ihn berühmt gemacht. Er war ein interessanter Mann geworden, und der Umstand, daß er frei, wie der Vogel, machte ihn dem schönen Geschlechte noch insbesondere werth.

Er war eben in einer glänzenden Soiree. Die Neujahrsnacht sollte bei Punsch und Champagner verbracht werden; lachend wollte man dem neugebornen Jahr ins Auge blicken, scherzend und freudig es begrüßen.

Arthur's Nachbarin am Tische glänzte vor Allen ihres Geschlechtes. Ich will ihr Bild aus einem Edelstein entfalten. Ein Amethyst war sie nicht, denn sie hatte keine blauen Augen und vielleicht auch keine Treue. Viel eher glich sie dem Smaragd, denn aus ihren Blicken strahlte das hoffnungsgrüne Licht der Gewährung. Mit einem Diamant kann ich sie auch nicht ganz ähnlich finden, denn es fehlten ihr die brennenden Feuerstrahlen, das durchsichtige Wasser, das Blendende, Wiederspiegelnde und gewiß auch die Kraft und eigne Stärke des Diamants.

Da seh ich einen Opal vor mir. Er vielleicht der interessanteste, wenn auch nicht der bestechendste aller Edelsteine. Unscheinbar zwar, wie ein Tropfen Milch, schließt er doch alle Regenbogenfarben in sich, wenn ihn das rechte Licht trifft. Dem mochte Claudine gleichen; sie spielte gern in allen Farben und war auch weich, wie der Opal, den man sehr in Obhut halten muß, denn leicht ist er geritzt. Ja, ja, Claudine war im Antlitz und in der Seele ganz Opal — und man kannte auch ihren Werth. Wohl dem, der sie besaß und auch zu hüten wußte; denn ich sagte Euch schon, daß der Opal leicht gesprengt ist und noch leichter Sprünge bekommt.

Claudine, schlank wie ein Rohr und geschmeidig, wie ein Lilienstengel, kannte ihren wahren Gehalt und suchte selbst das richtige Licht, in dessen Strahlen ihre Farbenpracht am günstigsten sich verkündigen mußte. Sie suchte es nicht allein, sie wußte es auch zu finden. Manche nannten sie gefallsüchtig; Andere unbefangen, und die irrten sehr; die Meisten sprachen: sie ist eine Erzkokette, und diesmal hatte die Menge recht.

Konnte man also im Anblick dieser Dame eben auch nicht ausrufen: beim wunderbaren Gott! das Weib ist schön! so mußte man doch bekennen: sie ist anziehend, verführerisch, und beides mehr und mehr, je mehr sie anziehen und verführen will.

Arthur war offenen Auges, und verstand sich bereits so ziemlich auf Edelsteinkunde. Allein, wo lebt der Juwelier, der sich noch nie betrogen hätte? — Claudine warf ihr Netz aus; lauschte tiefstill, leise, leise am Ufer; ein Fischlein kam geschwommen; husch, sie zog die Maschine zusammen, und Arthur zappelte am Köder.

Sie war ihm dabei — um aus dem Gleichniß zu treten — entgegen gekommen. Kein Wunder, daß er ihr mehr als auf die Hälfte des Weges entgegenlief. Zuerst ein parfumirtes Billet; dann gelegentlich ein aus dem Mieder gefallenes und dem Ritter zum Lohn für seine Galanterie geschenktes Rosenknösplein; dann ein Kuß auf die Stirne, und das Auge — das sind ja die privilegirten Tugendküsse, die Niemand wehren kann in Zucht und Ehren — dann eine Locke, hellblond und schwer, wie gediegen Gold, und sie hatte ihn an ihrem Herzen.

Claudine galt bei vielen für eine schöne Frau, interessant war sie jedenfalls; heimlich und offen schmachteten nach ihr manche Blicke; aber sie fanden nicht zu leichten Eingang. Sie trieb gern Spiel, den Ernst hatte sie bis dahin gescheut. Anders war es freilich mit Arthur gekommen, wie ich bereits gesagt. Er war der Glückliche, der Beneidete, und was ihm vielleicht diese Liebe zum meisten erhöhte und köstlich machte, war der kleine, an sich unbedeutende Umstand, daß Claudine kein Mädchen, sondern eine junge — Frau war.

Nach jener zauberschönen Stunde an ihrem Herzen, als Claudine sein geworden, rannte Arthur wie unsinnig ins Grüne hinaus, besser zu sagen, in's Blaue. — „Jetzt hast du dein

Ideal gefunden! Die liebt dich, wie keine mehr lieben kann. Sie läßt deinetwillen sogar von ihrem Gatten, und wird sich von ihm scheiden. Die nimmst du zur Frau. Du Glückseliger! O, wie schön klangen die Worte, die sie zu dir sprach; ich liebe Dich!"

Er rannte seinen Freund Aurel fast über den Haufen. Der hielt ihn am Rocke fest.

„Woher so aufgeregt, Arthur!"

„Ach, Gott! laß mich, laß mich. Ich muß hinaus, hinaus in's Weite. Die Welt ist mir, wie ein enger Rock; ich möchte darin zerspringen vor Wonne!"

„Oho! Wo kömmst Du denn her? Du blickst ja wie verzückt um Dich!"

„Die Antwort soll dir werden, bald, bald. Jetzt nur frage mich nicht. Ich habe eben die seligste Stunde meines Daseins gefeiert; ich war in meinem Himmel.

„Im Himmel? Also verliebt? nun amüsire Dich nur jetzt gut auf unserer prosaischen Erde, auf welcher Du Dich zufällig befindest.

Mitten im Winter lachte unserm Arthur ein Frühling. Als aber der eigentliche Schöpfungsfrühling kam, da war sein Liebensfrühling vorüber. Er war zwar nicht vom Himmel heruntergefallen, aber doch aus den Wolken. Ein an sich gewöhnlicher Vorfall — der Fund eines Billetes, das Claudine einem andern in die Hand gedrückt — hatte überraschend schnell in seine Brust den Samen der Erkenntniß gestreut, und dieser hatte über Nacht Wurzeln gefaßt.

„Sie hat sich an dich gedrängt und hat dich berückt und zum Ueberflusse dann betrogen! Durfte sie mich überhaupt lieben, als das Weib eines Zweiten? Durfte sie mir so entgegenkommen? O, wie anders that dies einst deine Marie. Dort war es die Macht des innern, heiligen Triebes, der die Rosenknospe von selbst unseren Augen erschließt; Dir aber ist Claudine aufgegangen im Wasserglase, künstlich und unnatürlich." Arthur moralisirte sogar, was seine Sache sonst bei Gott nicht war. Ich will als Erzähler nicht sein Echo bilden. Es gibt ja Leute, welche die Moral im Allgemeinen, also noch mehr im Besondern höchst langweilig finden, und sich schämen, den Namen des lieben Herrgotts in den Mund zu nehmen; zum mindesten werden sie dabei roth.

Doch lassen wir den guten alten Herrgott ruhig droben, der unsere Assistenz nicht braucht, und kehren zu Arthur zurück. Der „gewöhnliche Vorfall" hatte ihm die Augen geöffnet. Das Ende seiner Liebe war das, was ihr Anfang hätte sein sollen: Geringschätzung für Claudine. — Er hat ihr auch Billet und Rose und Locke zurückgesandt, und hat nichts von all den zuckersüßen Stunden behalten, als die eine Stunde im Himmel.

Diese Stunde aber hat Claudinen viel gekostet. Ihr Ruf ist geknickt, und diesen gebrochenen Zweig ihres Lebensbaumes wird sie wohl mit dem Tod des Baumes selbst bezahlen müssen.

Ich weiß nicht, ob es je gut thun mag, wenn das Weib sich den Mann fängt, oder gar sich ihm aufdrängt und ihn mit Koketterie kapert.

Justine trat vor Arthur's Blick. Sie mied ihn nicht, sie suchte ihn nicht, und er hatte sie doch gleich gefunden.

Ich muß sie Euch auf meine Weise schildern.

Denkt Euch eine Ceder, schlank und kräftig, und Ihr habt ihre Gestalt. Kraft der Seele und Anmuth der Form machen sie stolz und mild zugleich. Ihr blaues Auge hat seine Wunder, so gut wie das Himmelszelt. Es hat seine Sterne, aber auch seine Blitze. Ihre Wangen sind weiß wie Gletscherschnee, aber rothe Alpennelken sprießen daraus hervor.

Die Nase — freilich kommen damit die Poeten meist beim Malen in Verlegenheit — mahnt Euch an die Antike durch den ächt griechischen Schnitt; über derselben auf der wunderschönen Stirn thronen reiche Schätze von Gedanken. Die Lippen sind ein Rosenschwesternpaar, das die Natur in einer ihrer unerschöpflichen Launen neben einander wachsen ließ; diese Lippen sind ein Blüthenpaar, eben im Entfalten und wie vom Hauche des Lenzes frisch und duftig gespalten. Thautropfen schimmern in den halbverschlossenen Kelchen, so silberweiß und glänzend; das ist die Doppelschnur der Zähne. Ihr Nacken aber scheint ein Atlaskissen, um darauf das ganze Bewußtsein einzulullen, und ihr Busen, in seinem hohen Stolz der schnöden Welt gegenüber, wölbt sich streng und kräftig wie ein Eisenpanzer, schlägt aber in weiblicher Milde dem Haupt der Liebe sanft und weich, wie eine volle weiße Centifolie, entgegen. Wie soll ich Euch endlich die schwarzen Locken schildern, an die ich als Maler im Leben schon so viel Farben verbraucht; erlaubt, daß ich mir ein paar Verse aus der Mappe eines poetischen Freundes entlehnte; der schrieb einmal an seiner schönen Eva:

Wie diese langen Locken niederschweben,
Hinschmachtend an dem Schnee des Nackens beben,
In schwarzen Ringen sich zum Busen schlängeln,
Fast wie sich Geister von gefall'nen Engeln
Zur Himmelspforte hastig-reuig drängen,
Um dort zu lauschen nach Erbarmungsklängen.

Mein Freund hat im allgemeinen Recht, bis auf die gefallenen Engel; die wollen mir selbst bei Justinens Locken nimmermehr passen. Sie

hatte vielmehr Alles von einem sieghaften Cherub an sich — und so stand sie auch da, hervorleuchtend unter Allen ihres Geschlechts; denn in ihre Brust hatte Natur Harmonie und Melodie zugleich gesenkt; die Kraft der Ceder und die Anmuth des Märzveilchens. So war Justine, diese herrliche kräftige Jungfrau — wie eine ähnliche oder gleiche Arthur noch nie gesehen!

Arthur's ganze Seele jauchzte auf, als er Justine zum ersten Male geschaut, und Arthur's ganze Seele war wie von einem tödtlichen Pfeil durchbohrt, wenn er aus ihrer Nähe gehen mußte.

Er liebte Justinen unaussprechlich und sagte ihr es täglich. Sie sah ihm lange ruhig in die Augen und entfernte sich dann lächelnd.

Er rang zu ihren Füßen und beschwor sie um ein Wort der Gegenliebe; vergebens; sie hörte ihm zu, ohne die Lippen zu regen, und ließ ihn ruhig am Boden liegen, wenn er zu ungestüm wurde.

Einmal drohte er ihr gegenüber, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn sie bei ihrem grausamen Schweigen beharren würde. Da sprach sie zum ersten Mal ein Wort zu ihm, aber es klang nicht melodisch, denn sie hatte „Pfui!" gesagt.

Da wurde Arthur schweigsam. Seine ganze Redseligkeit verlor sich, wie ein Bach unter Kieseln. Er ließ den Kopf hängen und wandelte umher, traurig, recht traurig. Wer es nicht beachtete, war Justine.

Arthur fühlte zum ersten Male, was eine Liebe ohne Erwiederung ist. Seine Neigung zu dem Mädchen war eine tief eingreifende geworden, um so mehr, als er hoffnungslos liebte.

Er beschloß, die Residenz zu verlassen.

Seine Abreise war festgesetzt, die Abschiedskarten bereits umhergesandt; Justine wollte er persönlich Lebewohl sagen.

Sie war allein und am Stickrahmen beschäftigt. Als er eintrat, warf sie ein Tüchlein über ihre Arbeit und ging ihm ein paar Schritte entgegen.

— Ich höre, Sie wollen abreisen, lieber Arthur! fragte sie in theilnehmendem Tone.

— Ja, Fräulein!

— Darf man wissen, was sie so schnell zu diesem Entschluß gebracht?

— Die Liebe.

— Ei, die Liebe bindet viel eher, statt zu trennen.

— Aber sie schlägt auch Wunden, statt sie zu heilen.

— Dann mag die Wunde nicht gefährlich sein, oder Ihr Arzt taugt nichts.

— Der Arzt versagt mir seinen Beistand. Er verlacht, verhöhnt mich vielleicht sogar, und weidet sich an meiner Qual; er selbst ist der trefflichste Medicus für das Herz, aber er will nicht.

— Haben Sie ihn auch auf die rechte Weise angegangen?

— Ich stürmte, drohte, ras'te, verzweifelte —

— Gefehlt, mein Freund! ist Ihnen das Gebot der Liebe so fremd?

— Es heißt?

— Schweigen.

— Auch diese Kunst versuchte ich. Doch es frommte nichts.

— Wissen Sie das so genau?

— Justine!

Sie lüftete das über ihre Arbeit gebreitete Tüchlein. Auf dem Stickrahmen war blauer Sammet ausgespannt; in seiner Mitte glänzte in Silberfäden ein Buchstabe, ein lateinisches A.

— Justine! rief Arthur außer sich, und wollte sie umfassen.

— Halt mein Freund! sprach sie, ihn sanft abwehrend; halt: es ist dieß ein Souvenir, mitgegeben auf die — Reise.

— Sie stürzen mich in den Tod, Justine, wenn sie länger mit mir spielen, rief Arthur. Sie sind ein stolzes, liebloses, kaltes Herz, das keiner weichen Empfindung fähig ist. Weh mir, daß ich Sie gesehen. Ich habe nie geliebt, und dieß eine Mal muß ich es, um zu verzweifeln.

— Sie hätten nie geliebt? Wie hieß sie doch, die Kleine? ich glaube . . . Marie.

— Justine. . . .

— Und wie war es doch mit jener schönen Frau, man nannte mir Claudine. . . .

— O still! still!

— Sie sind ein Gotteslä̈ugner, weil Sie Ihre Liebe verläugnen.

— Ach! bereut ist längst Alles, Alles; und die Eine, die mich retten könnte aus des Lebens Stürmen, die verschließt mir ihre Arme und ihr Herz!

— Haben Sie auch ganz und innig bereut? fragte Justine schelmisch.

— Ich bin zerknirscht.

— Nun denn, so wollen wir mit Ihnen capituliren. Doch hören Sie! — Sie haben, Arthur! mein Herz lange belagert, wie ein Castell. Ich sah den Belagerer; er mißfiel mir zwar nicht, aber ich wahrte mein Herz stolz und sicher. Denn wild und mit Gewalt wollte er sich die Burg erobern," und so gibt sich das wahre Weib nie hin. — Und später kamen Sie, lieber Arthur; und zogen an der Klingelschnur, als sei das Herz ein Hotel garni, das sich öffnet, wenn ein Gast am Thore pocht, das sich öffnet zu jeder Stunde, zu Jedermanns Willen. Dem kecken Freier sind wir wenig hold. Wer so durch Nacht und Nebel hereinbraus't, mag leicht das Haus nicht als müder Wanderer aufgesucht haben; viel eher hat er schlimme Pläne

im Hirn, und sucht sich den stillen Platz, um sie in der warmen Stube auszubrüten. — Das Frauenherz aber, mein lieber Arthur! ist eine Kapelle, verborgen im Schoos des Waldes; die Treue ist sein Glöcklein, das täglich hinausklingt in's Weite, um verirrte Pilger in seinen Tempelraum einzuladen; sein Pförtner aber öffnet nur der Demuth, und über sein Schwelle tritt nur die treue Liebe. Doch ist die Kapelle darum nicht schutzlos, weil sie einsam; sie ist umgeben mit kräftigen Eichenstämmen und lehnt fest an einem Felsen. Sie wird daher nicht wanken im Sturm und Ungewitter. Denn die Eichen sind die Säulen der weiblichen Würde und der Felsen des Weibes gerechter Stolz, die Macht der Selbstbeherrschung.

— Justine, angebete Justine! ein vielgequälter armer, Pilger steht vor deiner Kapelle —

— Der Pförtner fragt?

— In Demuth bittet er um Einlaß, und die treueste Liebe zieht ihm den Pfad voran... Justine, in Ihren Augen zittert eine Perle... soll sie verloren gehen? ach, nein, nein!

Er hielt sie umschlungen, sie widerstrebte nicht, und schenkte ihm die Perle ihrer Liebe. Er küßte sie aus ihren Augen auf, und hielt die Geliebte dann schweigend lange, lange umschlungen.

Jetzt sind Justine und Arthur ein Paar. Da hat sie an einem Tage sein Tagebuch gefunden und blätterte darin.

— Ei, hier finde ich recht lustige Notizen, Arthur! z. B.: „Am 1. Mai 18.. sprach Mariechen zu mir: ich liebe Sie, Arthur. Ich war eine Stunde bei Ihr; bei Ihr? ach nein, ich war eine Stunde im Himmel." — Schön! —

— Nichts als Redensarten, liebes Weibchen!

— Nun weiter! datirt vom 12. August 18.. „Claudine ist ein Engel. In ihren Armen schwelgte ich im Himmel; o, unvergeßliche Stunde!!" — Aha, da sind wir auf der zweiten Station angekommen. Bravo, Bravissimo! — Nun, wir wollen fortsuchen. Will sich denn keine dritte Stunde finden? Wir wollen nachsehen. Da tritt mein Name in die Tagebuchsblätter. Was schrieben Sie doch nur damals, mein Herr Gemahl? . . . Allerlei zärtliche Schwärmerei, dann Zorn und Desperation — ist bekannt — der vierte, fünfte, sechste Juli — am siebenten küßtest Du mich zum ersten Male . . ., nun, was schriebst Du nur am siebenten in Dein Tagebuch? Hier, hier steht es: „Am siebenten Juli schenkte mir Justine ihr Herz. Die Stunde, in welcher sie sich mir ergeben, bleibt mir unvergeßlich; denn ich weiß und fühl' es, sie hat den Grundstein gelegt für mein ganzes Leben. Was ich auch sonst genippt vom Kelche der Freude, es war nur Schaum; die goldenen Tropfen des köstlichen Weins hat mir erst Justine in's Herz gesenkt. Sie wird meine Gattin werden, die ganze schöne Welt gähnte mich sonst traurig an, wie eine Wüste." — Nun, Gott sei Dank; ich dachte abermals eine „Stunde im Himmel" zu finden.

— Die dritte Stunde, mein theures, holdes Weib! hab' ich nicht auf dem Papier notirt. Wir leben sie aber bis jetzt fort, sie wird auch nie ausschlagen; denn auf Erden schon ward uns das Eden. Die zwei andern sind flüchtig vorübergerauscht, wie Lerchengesänge. ich möchte die erste Stunde die der Traum einwiegenden, die zweite die der Wonne lügenden, die dritte aber die der ewigsiegenden nennen. Traum und Wahn bauen und lügen uns ein Himmelreich, stoßen uns aber nur zu schnell daraus; Eines besteht: die Treue. Heil darum der dritten Stunde, denn sie war die Geburtsstunde meines neuen Leben! — —

Bei Arthur und Justine sind bereits die Flitterwochen vorüber; noch mehr, ein Knäblein sogar spricht zu Arthur: „Papa!" — Arthur aber ist noch immer in seinem Himmel, und ich glaube fest, aus diesem wird er nie herabfallen.

Mannichfaltiges.

(Eine Bärengeschichte.) Man erzählt folgende Geschichte Ein Banquier, welcher mit Töchtern reich gesegnet ist, ladet zu einem von ihm arrangirten Balle einen seiner Commis, Namens Bär, ein. Anstatt aber zu tanzen, wie vorgeschrieben, setzt sich letzterer ganz gemüthlich in ein Nebenzimmer und ergötzt sich an einer Schale Eis. Hierbei wird er von dem Prinzipal betroffen, welcher ausruft: „Was! Sie hier und tanzen nicht? Ich habe Sie nicht als Eisbär, sondern als Tanzbär eingeladen."

(Gegen die Wunder der Chassepots.) Seit dem letzten Kriege waren die Anstrengungen der militärischen Fachleute auf Erfindung von Gewehren gerichtet, die so tödtlich als möglich wirken. Einer suchte den Anderen in der Vernichtungsfähigkeit der Schießwaffen zu übertreffen. Jetzt endlich soll ein Mann italienischer Abkunft darauf verfallen sein, ein Gegengewicht der Vertilgungswerkzeuge zu schaffen. Er soll die Fertigung von Harnischen zu Stande gebracht und selbe mit dem Namen „Paraballe" (Kugelschützer) belegt haben, welche den Kugeln der Chassepots eine unbesiegbare Undurchdringlichkeit entgegensetzen, so daß bei ferneren Kriegen das Kleingewehrfeuer zur Unwichtigkeit einer unnützen Spielerei herabgedrückt wäre. (? ?)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

47

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 19. Donnerstag, den 5. März. 1868.

Cultivirt!

Von Franz L. Hiller aus Frankfurt a. M.

Die Wilden sind doch zu beklagen,
Sie wissen Nichts von deutschen Fragen,
Sie wissen Nichts von Prügelburg,
Wo man uns ausklopft durch und durch;
Sie kennen Nichts von unsern Steuern,
Von einem Schlacht bei Leipzig-Feiern,
(Weil jene mörderische Schlacht
Zu freien Deutschen uns gemacht),
Sie wissen Nichts von Zeitungsenten,
Die auch bei ihnen schwimmen könnten,
Wie es so oft bei uns passirt —
Dafür sind wir auch „cultivirt!"

Verkehrt erzieht man jetzt die Mädchen
In allen Städten, allen Städtchen,
Man pfropft das Köpfchen ihnen voll
Mit tausend Dingen, ach wie toll;
Ich selbst, ich kenne Frauenzimmer,
Die auf Klavieren klimpern immer,
Die sehr bewandert in Chemie,
In fremden Sprachen ein Genie;
Von Stricken, Nähen, Flicken, Kochen:
Wird nie ein Sterbenswort gesprochen,
Sonst fühlten sie sich gleich blamirt —
Dafür sind sie auch „cultivirt!"

X. hielt an seinem letzten Gulden,
Und fleht beim Gläub'ger um Geduldeu . .
Um eine kleine kurze Frist,
Weil Zahlen jetzt unmöglich ist,
Weil Frau und Kinder krank gewesen
Und er durch Arbeit Nichts konnt' lösen;
Herr Ypsilon sehr höhnisch spricht:
„Mich kümmert Ihre Lage nicht,
Ich hab' nicht Lust, solch' einem Lumpen
Noch eine Viertelstund' zu pumpen!"
Der arme Mann wird arretirt. —
Ach, das nennt man auch „cultivirt!"

Amerika sah viele Schlachten,
Wo sich die Menschen elend machten,
Was früher lange war vereint:
Stand gegenüber sich als Feind;
Die Grausamkeit von allen Seiten,
Die Metzelei, die Noth, die Leiden.
Wer kann beschreiben diese Wuth,
Die Viel' gebracht um Hab' und Gut,
Was war der Grund zu dieser Plage?
Ei nun, die liebe Sclavenfrage
War Schuld, daß sie sich massacrirt —
Dafür sind sie auch „cultivirt!"

Ich kenne Herren und auch Damen, —
Ich nenn' indessen keine Namen —
Die niemals ohne Brille geh'n,
Um interessanter auszuseh'n;
Um sich ein nobles „Air" zu geben
Und in 'ner höhern Welt zu schweben,
Der Dummkopf hält sie für gelehrt,
D'rum hat die Brille für sie Werth;
Wer jetzt recht blauen Dunst kann machen,
Hat Grund in's Fäustchen sich zu lachen,
So wird die Welt hübsch angeschmiert —
Allein, sie ist ja „cultivirt!"

„Was scheeren mich der Nachbarn Sorgen?"
Spricht jetzt so Mancher, der geborgen,
„Ich mache mir den Teufel d'raus,
Wenn sie kein Stückchen Brod im Haus";
Die Selbstsucht herrscht jetzt stark auf Erden,
Die Herzen täglich härter werden,
Das Mitleid ist ein selt'nes Ding,
Des Nächsten Gram schätzt man gering
Und würdigt Arme keiner Gabe
Im Uebermaße eig'ner Habe;
Die Welt wird nicht mehr leicht gerührt,
Weil sie so schrecklich „cultivirt!"

Man sieht oft Pferd und arme Hunde
Bedeckt mit mancher blut'gen Wunde,
Und keuchend zieh'n an einer Last,
Die nicht zu ihren Kräften paßt;
Von rohen Menschen hart geschlagen:
Besteht ihr Dasein nur aus Plagen,
Und wer im Busen hat ein Herz,
Wird wohl gerührt von ihrem Schmerz;
Wie kann es nur solch' Buben geben,
Durch die der armen Thiere Leben
Zu ew'gen Qualen wird geführt.,
Nennt man das auch „cultivirt?"

Kommt ein Roman in Mädchenhände —
Und wären es auch zwanzig Bände —
So liest sie, bis er ganz verdaut,
Schon d'rin, kaum daß der Morgen graut.

Enthält er Gift und Mondscheinscenen,
Vergießt die Heldin viele Thränen,
Ersticht der Held aus Wehmuth sich:
So heult die Donna jämmerlich,
Und durch solch' bitterböse Bücher
Braucht stündlich sie zehn Taschentücher,
Romanwuth fürchterlich grassirt —
So wird die Menschheit „cultivirt!"

Wenn Deputirte Nichts gewähren,
Um steh'nde Heere zu vermehren,
Weil ohnehin die Macht schon groß:
So ist gewiß der Teufel los;
In den loyalen Käseblättern
Fehlt es dann nicht an Donnerwettern,
Weil Abgeordnete so kühn,
Den Brodkorb in die Höh' zu zieh'n,
Und alle Herren Demokraten
Mit Flüchen werden schwer beladen;
Nur wo die Heeresmacht regiert:
Da ist der Staat recht „cultivirt"!

Der lieben Crinolinen Weite
Geht über's Bohnenlied schon heute,
Wo solche Tonnen sind zu schau'n,
Erfüllt es uns mit Angst und Grau'n,
Und im Waggon davon umgeben:
Wird uns die Fahrt zum Höllenleben;
Sagt man der Dame: „Dieser Stahl
Ist ja ein Unding, ein Scandal,
Ich kann auf Ehre diese Reisen
Beim besten Willen nicht begreifen",
So ruft der Engel ganz piquirt:
Mein Herr, Sie sind nicht „cultivirt!"

Ich könnte wohl noch Manches bringen
Von der Cultur und für's Gelingen
Steh' ich mit meiner Ehre ein,
Jedoch . . . indessen . . . weil . . . allein . . .
Man kann jetzt hier ganz nach Belieben
Ein Sätzchen sich zusammenschieben;
Zu viel ist oft sehr ungesund,
D'rum halte ich auch meinen Mund,
Und wenn Sie schreien wie Tartaren:
Fiel's mir nicht ein, noch fortzufahren . . .
Es wäre gar zu sehr riskirt —
Dafür bin ich zu „cultivirt"!

Erste und einzige Liebe.

Novelle von Adolph von Schaden.

1.

Es war ein schöner Sommermorgen des Jahres 1493, als ein von mehreren Ruderern geführter großer Kahn auf den Wogen der Weichsel dahin glitt.

Auf demselben stand ein junger lustiger Bruder Studio, der medizinischen Fakultät angehörig, und warf mit einem fast wehmüthigen Gefühle die Blicke auf das liebe Krakau, wo er so manche glückliche Stunde unter seinen Freunden und Comilitonen verlebt hatte, was nach und nach im blauen Nebel verschwand.

Da, wo die Bierza in die Weichsel sich ergießt, dem Schlosse Wyszogrod gegenüber, an einer kleinen, mit üppigem Buschwerk bewachsenen Insel, hielt am dritten Abende das Fahrzeug, die Schiffer befestigten es an einem am Ufer stehenden Baum, und stiegen an's Land, um hier das ärmliche Abendmahl, aus Grütze bestehend, zu kochen, und eine noch ärmlichere Nachtherberge von Laub und darüber gebreiteten Segeln zu bereiten und am Morgen den üblichen Zoll zu entrichten.

Das Schloß lag auf einem steilen Felsen. Der Haupteingang war gegen die Weichsel gerichtet.

Durch einen gewaltigen Abgrund, den Niemand übersteigen konnte, sobald die Brücke aufgezogen war, wurde dieser geschützt.

Alterthümliche, barocke Architekturen und Verzierungen zeigten, daß Wyszogrod aus einem grauen Jahrhundert herstamme. Ueber dem Thurme des Schlosses aber prankte das Wappen der Herzöge von Massovien.

Das frugale Mahl, an dem der Student, wenn er nicht hungern wollte, da sein Speise-Vorrath ausgegangen war, Theil nehmen mußte, war vorüber, die Sonne war verschwunden und der Mond schien am blauen, mit Tausenden von Sternen bedeckten Horizonte. Schloß Wyszogrod ward jetzt auch erleuchtet, und der Schein der Lichter spiegelte sich im Flusse wieder.

Nach Beendigung des kärglichen Mahles verließ der Student seine Reisegefährten, um allein und ungestört sich noch ein Mal der Freunde, welche er verlassen hatte, zu erinnern, und des fröhlichen Empfanges der geliebten Aeltern zu gedenken, die er nach langer, langer Abwesenheit baldigst in seine Arme schließen sollte. Aus diesen Träumereien weckte ihn der Ruderschlag eines herannahenden Kahnes; der bald landete. Aus ihm stiegen drei Männer, in sonderbarer Tracht gekleidet und in einer Mundart redend, die hier zu Lande unbekannt war.

Der Student, welcher mehrere fremde Sprachen verstand, hatte es bald erkannt, daß die Reisenden sich griechisch unterhielten, und zog sich daher ein wenig in's Gebüsch zurück, um dieselben nicht in ihrem Gespräche zu stören.

Mäuschenstill verhielt er sich hinter dem Erlengebüsche, und verlor kein Wort von dem, was die Griechen unterhandelten.

2.

Fürst Demeter Lascaris, der einzige Sprößling und Erbe einer der vornehmsten Familien Griechenlands, durchreiste zu seiner Belehrung fremde Länder. Einst, an der Tafel im Café aux milles colonnes zu Paris, sprachen mehrere junge polnische Edelleute von ihrem geliebten Vaterlande und ihren schönen Landsmänninen.

„Die meinigen dürften sie wohl nicht an Schönheit übertreffen," mischte sich der junge Grieche in das Gespräch, „da es weltkundig ist, daß Griechenland von jeher die Stammmutter der schönsten Mädchen alter und neuer Zeit gewesen ist."

„Nun, nun," meinte lächelnd der Graf Preczylowsky, „das möchten wir doch dahin gestellt sein lassen. Jedoch ist Euch Eure Behauptung zu verzeihen, da Ihr, Herr Fürst, unser Vaterland noch nicht kennt. Wenn Ihr aber erst Warschau gesehen haben werdet, so glaube ich, daß Ihr Eure Meinung ändern dürftet."

„Ich zweifle sehr," protestirte dagegen Demeter. „Wie könnte Euer kaltes winterliches, trauriges Land so schöne Blumen hervorbringen, wie mein von ewigen Frühlingslüften umwehtes Vaterland? Und Ihr müßt mir beistimmen, daß das Klima einen bedeutenden Einfluß, nicht allein auf die übrige Vegetation, sondern selbst auf den Menschen hat. Doch ich werde Euer gelobtes Polen kennen lernen, und seine schönen Frauen," fügte er hinzu, „da ich binnen Kurzem nach Rußland reise, um einen Oheim in Moskau zu besuchen."

„So vergeßt nicht, Euch in den feinen Gesellschaften Warschau's umzusehen," rief Preczylowsky, „und namentlich die Bekanntschaft des edlen Herzogs von Massovien zu machen, in dessen Tochter Anna Ihr ein Ideal weiblicher Schönheit und Tugend finden und Eure Meinung widerlegt sehen werdet."

„Nun, wenn es der Mühe lohnt," erwiederte der eitle Grieche, „und sie so schön ist, wie Ihr sagt, so möchte ich wohl sehen, was griechische Courtoisie über das Herz der kleinen Polin vermag!"

„Da würdet Ihr Euch umsonst bemühen, Fürst Lascaris," erwiederte, ärgerlich über diese Prahlerei, ein Dritter, „denn der Herzog von Massovien ist ein sehr stolzer Mann, der schwerlich Eure Courtoisie billigen würde. Uebrigens spricht man davon, daß Prinzessin Anna schon Braut des Herzogs von Liegnitz sei."

Der von Wein erhitzte, von seiner Unwiderstehlichkeit fest überzeugte Prinz aber versicherte, daß wenn ihm das Mädchen gefiele, er ihr Herz, und wenn es von Marmor, erobern wollte.

„Nun, nur zu," lächelte ironisch Preczylowsky, „versucht Euer Heil, nehmt Euch aber wohl in Acht, daß Ihr nicht mit einer langen Nase und einem tüchtigen Korbe abziehen müßt."

3.

Nach einigen Tagen schon verließ der Prinz Paris, besah im Fluge Deutschland und traf in Warschau ein. Nachdem er sich bei Hofe hatte vorstellen lassen, suchte er sogleich die Bekanntschaft des Herzogs von Massovien. Obgleich dieser nur selten in Warschau erschien, so war doch der Zufall dem Fürsten Lascaris günstig. Beide trafen sich bei einem Festgelage. Der vielgereiste Grieche wandte seine ganze Kunst an, den alten polnischen Herrn recht freundlich zu umgarnen, so daß dieser ihn oft dringend bat, ihn auf seinem Schlosse Wyszogrod zu besuchen.

Das hatte der Grieche gewollt.

Mit einem fürstlichen Pompe, von einer bedeutenden Menge Diener begleitet, hielt Lascaris seinen feierlichen Einzug in Wyszogrod. Turniere, Jagden, allerhand Feste und Mummenspiele wurden ihm zu Ehren veranstaltet, und er ward als hochgeehrter Gast von dem gastfreien, doch stolzen polnischen Magnaten aufgenommen, der es sich nicht entgehen lassen wollte, seine Reichthümer vor dem Fremden leuchten zu lassen.

Aber den eigentlichen Zweck seiner Reise erreichte Lascaris nicht. Die schöne Anna war zu einer Freundin nach Litthauen gereist und wurde erst in sechs bis acht Wochen zurück erwartet.

Das war sehr schlimm.

„Aber sehen will ich sie unter jeder Bedingung, diese gepriesene sarmatische Schönheit," rief er, empfahl sich daher nach drei Tagen wieder und bat um die Vergünstigung, bei seiner Rückkehr aus Rußland wieder auf Wyszogrod einkehren zu dürfen. Dieser Wunsch ward ihm von dem alten Herzog gern gewährt.

Nach Verlauf von zwei Monaten kehrte Lascarius wieder. Er sah jetzt Anna und mußte sich gestehen, ihre Landsleute hatten nicht zu viel von der Schönheit und von der Anmuth des holden Mädchens gesagt. Nie im Leben hatte er soche Reize vereinigt gefunden. Sein Herz entbrannte in der heißesten Liebe seines Vaterlandes für sie, und sein ganzes Bestreben war dahin gerichtet, sich der schönen Anna Gunst zu erwerben.

Allein diese blieb bei seinen Schmeicheleien, seinen Versicherungen und Schwüren ungerührt.

„Bemüht Euch nicht, Herr Lascaris", erwiederte sie ihm ruhig, „ich kann Euch meine

Liebe nicht schenken, und wenn ich auch wirklich Zuneigung zu Euch fühlte, so würde mich der Grund schon abhalten, daß ich Euch in ein entferntes, mir ganz unbekanntes Land folgen müßte, dessen Sitten und Gebräuche mir fremd sind, und wo ich, getrennt von meiner Familie, einsam und verlassen dastehen würde."

Vergebens versuchte es der Fürst, sie durch die schönsten Schilderungen seines Vaterlandes andern Sinnes zu machen, vergebens entwarf er das reizendste Gemälde, von dem herrlichen Lande, wo nur ewiger, sanfter Frühlingszephir wehe, und er der Gebieter eines glücklichen Volkes sei, dessen Beherrscherin sie werden solle. Lächelnd schüttelte Anna das Lockenköpfchen, und versicherte, daß ihr Vaterland noch reizender sei.

Diese abschlägige Antwort aber entmuthigte den Prinzen nicht. Er wandte sich mit seiner Bitte an den Herzog.

Auf dessen Stirne zogen sich bei diesem Antrage plötzlich eine Menge von Falten zusammen.

„So ehrenvoll mir Eure Werbung auch ist", erwiederte er, „so bedaure ich es, Euch eine abschlägige Antwort geben zu müssen; denn meine Tochter ist schon versagt, und sobald sie ihr 19. Jahr antritt, wird sie die Gemahlin des Herzogs Boguslav von Schlesien. Aber wenn auch dieses nicht wäre, so müßte ich Euch doch die Hand meiner Tochter verweigern, da Ihr der griechischen, Anna aber der katholischen Religion zugethan ist, und unter keiner Bedingung dieselbe verändern wird. Was aber Euer Fürstenthum anbetrifft", schloß er, „so seid Ihr von den Launen, des Großherrn und seines Großveziers abhängig, die Euch, wenn es ihnen beliebt, bei Nacht und Nebel abholen und in die sieben Thürme einsperren lassen können."

Lascaris war über diese abschlägige Antwort sehr betrübt. Aber durch den letzten Zusatz war sein Stolz auf das Empfindlichste gekränkt, obgleich er es sich nicht verhehlen konnte, daß der Herzog vollkommen Recht habe.

Er sann auf Rache, um jeden Preis soll, dem stolzen Vater zum Trotze, Anna die meinige werden, war endlich sein fester Entschluß.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Die Zahl der dem katholischen Klerus im Kaiserthume Oesterreich angehörigen Individuen wird auf 55,370 Personen angegeben. Darunter befinden sich: 4 Primaten, 1 Patriarch, 11 Erz-, 58 Diöcesan-, 24 Weih-Bischöfe, 12,863 Pfarrer, 539 geistliche Professoren. Die 720 Mönchsklöster (worunter reformirte Franziskaner 165, Observantenfranziskaner 72, Pia-Benediktiner 37, Barmherzige Brüder 31, Jesuiten 17, Prämonstratenser 15 und Brasilianer 26, haben zusammen 59 Aebte, 45 Provinziale, 6754 Priester, 645 Kleriker, 240 Novizen, 1917 Laienbrüder. Die 296 Nonnenklöster hingegen 5198 Insassen. Den Schwestern vom heiligen Vinzenz gehören 85 Klöster, 25 den Ursulinerinnen. Das gesammte österreichische katholische Kirchen-Vermögen beträgt 185,672,967 fl., die gesammte Einnahme 19,639,713 fl.

Der kommandirende Admiral des in den japanischen Gewässern befindlichen nordamerikanischen Geschwaders ist nebst den Flaggenlieutenant und der Bemannung eines Bootes, worin sich dieselben befanden, ertrunken.

(Unschuldig verurtheilt.) Vor etwa 6 Jahren wurden von dem Schwurgerichte in Breslau zwei Personen auf die eidliche Aussage des Damnificaten hin wegen Raubes zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt und in die Anstalt nach Jauer abgeführt, wo einer der Verurtheilten seitdem gestorben ist. Kürzlich hat der dem Tode nahe Ankläger, von Gewissensbissen gefoltert, erklärt, daß sich die Summe um die er beraubt worden sein sollte, später gefunden habe. Der noch lebende Verurtheilte, Friedrich Wilhelm Emanuel Schulz, ist demgemäß sofort in Freiheit gesetzt worden, und die Sache wird demnächst wieder vor die Geschwornen kommen, um den Spruch gegen den unschuldig Verurtheilten aufzuheben.

Nach dem Militärhandbuch für 1868 zählte Italien am 1. Januar 1867 5 Armeegenerale, 55 Generallieutenants, 100 Generalmajore, 244 Obersten, 307 Oberstlieutenants, 900 Majore, 3760 Hauptleute, 4561 Oberlieutenants, 5591 Unterlieutenants, im Ganzen 15,613 Offiziere.

In Grönland soll die Kälte oft so bedeutend sein, daß Wanduhren bis zur Größe von Taschenuhren zusammengezogen werden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 20. Sonntag, den 8. März. 1868.

Menschliches Glück.

Von Franz L. Hiller aus Frankfurt a. M.

Ist man von Glanz und Pracht umgeben,
Sieht man nur Segen rings umher,
So glaubt man dennoch stets, das Leben
Sei reich an Qualen groß und schwer,
So wird der Mensch doch immer streben:
„Auf welche Art komm' ich zu mehr?“
Er ist nie dankbar dem Geschick
Für das verlieh'ne hehre Glück!

Wie wären wir doch zu beneiden,
Wenn man es nur erkennen wollt',
Daß eitel alle ird'schen Freuden,
Daß pures Blendwerk alles Gold
An dem wir uns're Blicke weiden,
Dem wir zu allen Zeiten hold;
Man hält es für das höchste Glück
Und preis't des reichen Mann's Geschick.

Doch thöricht ist's, wenn Menschen denken,
Der Reichthum sei das hehrste Ziel,
Durch Reichthum könnt' man Alles lenken
Hier in dem kurzen Lebensspiel,
Dem Reichen würd' der Himmel schenken
Den Kampf mit Seele und Gefühl;
Dem Reichen auch wird trüb der Blick
Oft unverhofft durch Mißgeschick!

Das Gold befreit uns nicht von Schmerzen,
Die Pracht erlös't uns nicht von Pein,
Der Glanz beruhigt nicht die Herzen,
Dringt je des Vorwurfs Pfeil hinein,
Und es vergeht die Lust zum Scherzen
Dem Reichen, dessen Herz nicht rein;
Zufriedenheit ist wahres Glück,
Nur sie erheitert unsern Blick!

Fühlst Du im Innern Dich zufrieden,
Ist's heilig-still in Deiner Brust,
Drückt nie der Vorwurf Dich hienieden,
Hast Du von Bösem nie gewußt,
Ist Dir Genügsamkeit beschieden
Und ist Dir Wohlthun eine Lust:
Dann preis' mit Recht Dein gut' Geschick,
Dann hast Du wahres echtes Glück!

Der Glanz vergeht, des Goldes Schimmern:
Darin besteht das Glück noch nicht,
Paläste werden leicht zu Trümmern
Und Finsterniß folgt schnell auf Licht,
Dem Jubel folgt rasch kläglich Wimmern
Und leicht das arme Herz uns bricht —
Wer niemals baut auf das Geschick:
Der ist gestählt, weicht einst sein Glück!

Zufriedenheit: Das führt durch's Leben,
Das gibt dem Menschen Kraft und Muth,
Das wird zum Himmel ihn erheben,
Verliert er auch sein ird'sches Gut,
Das wird im Schmerz ihm Lind'rung geben —
Erfüllt sein Herz mit heil'ger Gluth;
Nur Der, dem sie von Gott verliehen,
Kann wahrhaft froh durch's Leben ziehen!

Erste und einzige Liebe.

Novelle von Adolph von Schaden.

(Fortsetzung.)

4.

Auf den dritten Tag war die Abreise des des Fürsten bestimmt. Noch einer Jagd wünschte er beizuwohnen, und der alte Herzog setzte bereitwillig dieselbe zu morgen an. Auch Anna, welche dieses Vergnügen leidenschaftlich liebte, gab den Bitten des Griechen nach, und versprach an demselben Theil zu nehmen.

Mit dem Anbruche des Tages ertönte das Horn, welches die Jäger herbeirief. Piqueurs und Meuten setzten sich in Bewegung. Die Falkeniers, mit dem verkappten Vogel auf der Hand, standen des Befehles gewärtig da. Der Wappenherold bestieg mit seiner Fahne den Thurm, die Wache des Herzogs trat unter die Waffen, und die Zugbrücke wurde niedergelassen.

Alles stand, die schöne Gebieterin erwartend, da. Endlich erschien sie, von ihrer Duenna und einigen Damen begleitet. Den Papa hielt ein in der Nacht plötzlich angekommener, aber unwillkommener Gast, das Podagra, im Bette.

Wie eine Göttin war Anna heute anzusehen. Ein feines grünes Sammthütchen mit weißen schwankenden Federn deckte das schöne, von schwarzen Locken umhüllte Köpfchen, ein grünes Kleid mit Hermelin besetzt, umschloß den zarten, schlanken, doch üppigen Körper.

Lascaris, in einer mit Gold und Silber prachtvoll ausgelegten Jagdrüstung, eilte ihr entgegen, half ihr mit vieler Courtoisie und Behändigkeit auf den milchweißen Zelter, warf sich dann auf seinen arabischen Hengst, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Vor dem Schlosse stand eine Menge Volks, um die wegen ihrer Leutseligkeit und Milde so hochverehrte Fürstentochter jubelnd zu begrüßen. Von allen Seiten ertönte der Ruf: „Es lebe unsere Wohlthäterin, die gute Prinzessin Anna!" Huldvoll lächelte diese, erwiederte freundlich und wohlwollend links und rechts, warf kleine Kupfer- und Silbermünzen unter die Jubelnden, und freute sich der Liebe ihrer Unterthanen.

Lascaris ritt höhnisch lächelnd neben ihr. Ein scheußlicher, verrätherischer Plan beschäftigte seine schwarze Seele.

Bald war der Wald, dessen Saum die Weichsel von der einen Seite bespült, erreicht. Die Jäger und Treiber vertheilten sich um den hohen Herrschaften das Wild zuzutreiben.

Der Prinz verließ die schöne Anna nicht, und als der Mittag herannahte, da wußte er es mit Hülfe seiner Diener so einzurichten, daß Beide sich, von ihrem Gefolge getrennt, auf einem freien Platze, unweit des schäumenden Flusses befanden.

Aengstlich sah sich die Prinzessin nach ihren Damen um.

„Die Jagd muß sich nach meiner Anordnung baldigst hieher wenden," tröstete Lascaris. „Meiner Meinung nach verweilen wir hier so lange, und um die erschöpften Rosse ein wenig verschnaufen zu lassen, schlage ich vor, abzusteigen." Anna, nichts Böses ahnend, folgte der Einladung und nahm auf einem Eichenstamme Platz. Dieses hatte der heimtückische Grieche nur gewollt. Nachdem er die Pferde in einiger Entfernung angebunden hatte, kehrte er zurück, warf sich dem zitternden Mädchen zu Füßen, und beschwor sie, ihm ihre Liebe zu schenken. — „Ich weiß," fuhr er fort, „daß Ihr, die schönste Blume Eures Vaterlandes, an einen alternden Herzog, der Euer Vater sein könnte, gekettet werden sollt. Noch ein Mal beschwöre ich Euch, verschmäht dieses jugendliche Herz nicht, das nur für Euch ewig schlagen wird, und Euch ganz geweiht ist."

„Herr Lascaris," erwiederte Anna, die sich während dieser Zeit wieder gefaßt hatte, „verschont mich mit Euren Liebesanträgen. Schon einmal habe ich Euch gesagt, daß ich nie die Eure werden kann. Darum beruhigt Euch damit, und laßt uns weiter reiten, damit mein Gefolge nicht auf arge Gedanken gerathe." Damit stand sie auf und wollte gehen.

Doch kraftvoll drückte sie der Grieche zurück, und schwor hoch und theuer, daß er sie nicht lassen könne, und ohne sie nicht länger leben wolle. „Fliehet mit mir, theure Anna," hat er, „Alles ist zum sicheren Entkommen vorbereitet."

„Um Gotteswillen," ruft erschrocken Anna, „was habt Ihr vor? und darauf so gut es ihre schwache Stimme vermag, um Hülfe.

Laut auf lachte der Grieche. „Es ist Alles eingeleitet, schöne Anna," rief er, „daß Ihr nicht gehört werden könnt, indem Euer Gefolge eine halbe Meile weit entfernt ist. Da Ihr aber meinem Bitten und Flehen nicht ein gütiges Gehör schenken wollt, so sollt Ihr mit Gewalt die Meinige werden," und somit umschlang er sie, und trug die vergebens um Hülfe rufende Jungfrau davon.

5.

Durch die Unterhaltung der Griechen hatte der Student erfahren, was im Schlosse vorging. Ueberzeugt, daß Niemand in der Nähe sei, der ihre Sprache verstehe, beredeten sie die weitere Ausführung des Planes, welchen Ihr Gebieter gegen die Prinzessin Anna entworfen hatte.

Einige, der Schifffahrt kundige Leute, aus dem Gefolge des Fürsten, hatten den Auftrag, sich in einem Fahrzeuge, da wo der Saum des Waldes die Ufer der Weichsel berührt, verborgen zu halten, und die Prinzessin aus den Händen ihres Herrn in Empfang zu nehmen.

Sobald dieses geschehen, sollten sie an das jenseitige Ufer übersetzen, wo schon Anstalten für die Weiterbeförderung getroffen waren. Lascaris wollte dann zu seinem Gefolge zurückeilen, das Gerücht verbreiten, als hätten Räuber die Prinzessin entführt, sich dann mit seinem Gefolge zur Verfolgung anschicken, und unter diesem Vorwande sich entfernen, um seiner schönen Beute so schnell als möglich nachzukommen.

Der Student hatte die Griechen so ziemlich verstanden, und er beschloß, die Prinzessin um jeden Preis zu retten. Er beredete seinen Schiffer, einen Tag länger zu bleiben, und ließ sich am folgenden Morgen an das dießseitige Ufer fahren, wo er seinen Ruderern befahl, auf seine Rückkehr zu warten. Jedoch schwieg er über sein Vorhaben. Man ist ja in der Jugend stets so gern bereit, den Lorbeerkranz allein, und sei es mit der größten Aufopferung, zu verdienen, vorzüglich wenn es gilt, als Ritter einer schönen Dame aufzutreten.

Mit seinem guten Schwerte bewaffnet, begab sich der junge Mann in die Nähe des Ortes, wo die Griechen mit dem Kahne harren sollten, verbarg sich, als er sie bemerkte, im Dickicht und heftete sein Auge auf jede ihrer Bewegungen.

Diese sprachen der Flasche fleißig zu. Da ihnen aber die Zeit zu lang wurde, legten sie sich in den Kahn und schliefen ein. Diesen Augenblick benutzte der Student, nahm ihnen leise die Ruderstangen weg, schnitt dann den Strick, mit dem das Fahrzeug an's Ufer befestigt war, entzwei, und sah diesen bald in der Mitte des Stromes von den schaukelnden Wogen fortgetragen.

Harrend der weitern Dinge, verbarg er sich wieder in das Gebüsch.

Es dauerte auch nicht lange, als er die Stimme der um Hülfe rufenden Prinzessin hörte. Mit geschwungenem Schwerte sprang er jetzt dem Räuber entgegen, und befahl ihm mit drohender Geberde, seine Beute fahren zu lassen.

Der so schrecklich überraschte Lascaris zog ebenfalls rasch seinen Säbel, und rief dabei mit gellender Stimme seine Schiffer.

„Die schwimmen dort auf der Weichsel," lachte der Student und drang auf den Prinzen ein. Dieser führte mit Gewandtheit seine Hiebe nach dem nur mit einem leichten Barett bedeckten Kopfe des Angreifenden; doch der im Fechten geübte Student schlug ihm den Säbel aus der Hand, und verwundete seinen linken Arm so stark, daß er das Schild fallen ließ.

Aber in diesem Augenblicke zog der Rachgierige einen Dolch hervor, stieß damit nach dem Herzen der Prinzessin, ehe es der Student hindern konnte, und mit einem leisen Schrei stürzte sie nieder. Der Mörder aber ergriff jetzt eiligst die Flucht, schwang sich mit Zurücklassung seines Schildes auf sein Roß und floh davon.

Der Student stand einen Augenblick ohne Fassung da. Solch eine Niederträchtigkeit hatte er nicht erwartet. „O graeca fides!" rief er wehmüthig und beugte sich über die nur noch leise athmende schöne, bleiche Jungfrau, um die Wunde zu untersuchen.

„Gott und der heiligen Mutter Maria Dank!" jubelte er, „der Stoß traf nur den Arm," und schnell machte er sich daran, denselben zu entblößen und das herausströmende Blut so gut als möglich zu stillen.

Das Waffengeklirr und das Rufen des Räubers hatte die nicht weit davon auf die Rückkehr des Studenten harrenden Schiffer aufmerksam gemacht. Sie kamen gerade, als er die Wunde verband.

„Teufel! was treibt Ihr hier für ein Spiel!" riefen sie ihm zu.

„Eilt und bringt mir etwas Wein und Wasser, dann bereitet ein sanftes Lager auf dem Kahne," erwiederte er kurz, „nachher sollt Ihr Alles erfahren." Die Schiffer gingen, um das Verlangte herbeizuholen, während der Jüngling die Ohnmächtige bequemer bettete und ihre seltene Schönheit betrachtete.

Durch das kräftige Mittel hatte sich Anna bald wieder erholt. Sie erblickte den Jüngling, der sie aus den Händen des verhaßten Lascaris befreit hatte, über sich hingebeugt, wie er eben ein Tuch benetzte und es ihr um die Schläfe wand. Freundlich lächelte sie ihn an und bat: „Bringe mich zu meinem Vater theurer Retter, damit er Dir für das, was Du ihm und mir erzeigt hast, danke!"

Inzwischen hatten die Schiffer ein Lager bereitet, mit Laubwerk gegen die brennenden Sonnenstrahlen geschützt, und unter lautem freudigen Gesang fuhren sie dem Schlosse Wyszogrod zu.

6.

Herzog Conrad wüthete vor Zorn, als ihm der Student die Schändlichkeit des griechischen Fürsten erzählte. Er befahl allen seinen Lehnsleuten aufzusitzen, um den schändlichen Entführer todt oder lebendig herbeizuschaffen, während er über die Begleiter der Prinzessin ein strenges Urtheil aussprach.

Zitternd kehrten diese am Abend mit dem Zelter und dem Schilde, welches sie gefunden hatten, zurück. Sie waren froh, als sie erfuhren, daß die Prinzessin gerettet war, und nahmen in Demuth und Reue, daß sie den treulosen Griechen gehorcht hatten, die über sie verhängte Strafe hin.

Der Student entfernte sich, als er Anna der Pflege ihrer Kammerzofen übergeben und noch einigen Wundbalsam zurückgelassen hatte, bescheiden wieder aus der Burg.

Erst am andern Tage, nachdem die erste Hitze des Herzogs vorüber war und er am Krankenbette der geliebten Tochter saß, erinnerte er sich wieder ihres Retters.

„Und wer war der Fremdling, der Dich der Schmach entriß? meine liebe Tochter," fragte er.

„Ich kenne seinen Namen nicht," erwiederte diese, „allein ein Engel, vom Himmel gesandt, mochte er sein; denn er sprach mir mit seiner sanften Stimme Trost zu, und linderte durch seinen Himmelsbalsam den Schmerz meiner Wunden. Aber die Schiffer, die mich hieher geleiteten, müssen seinen Namen wissen, und gern möchte ich ihn noch einmal sehen, um ihm zu danken."

„Du hast Recht, meine Tochter," stimmte der Herzog ein, „eine Belohnung der That

würdig, muß der junge Mann von mir annehmen," und damit befahl er, alle beiliegende Kähne zu durchsuchen und den jungen Menschen mit dem blonden Lockenkopfe und Schnurrbärtchen, mit einem kurzen schwarzen Rocke bekleidet, um dessen Mitte sich eine rothe mit Gold durchwirkte Schnur winde, ausfindig zu machen, um ihn höflich zu bitten, sich auf's Schloß zu bemühen.

Eben waren die Schiffer, welche vergebens auf eine tüchtige Belohnung gehofft hatten, im Begriff, ihre Reise fortzusetzen, als die Gesandten des Herzogs ankamen, und den Studenten aufforderten, ihnen zu folgen.

Wie im Triumphe ward er im Schlosse empfangen. Der Herzog kam ihm, trotz seiner Schmerzen an den Füßen, freundlich entgegen, reichte ihm die Hand und ließ sich in Lobeserhebungen über den begeisterten Heldenmuth aus. „Aber," fragte er, „wie kamt Ihr schnell zu einem solchen Zaubermittel, das die Wunde — o dieser elende Grieche," rief er, mit dem Fuße aufstampfend, — ein durchdringender Schmerz hemmte plötzlich seine Rede — „so schnell und schmerzlos verharschen ließ?"

„Es ist nur ein Balsam, den ich, während ich in Krakau Medizin studirte, verfertigte, und der schon Vielen geholfen hat," erwiederte bescheiden der Student.

„Ei, so sagt mir, mein lieber Freund," fragte erfreut der Herzog, „kennt Ihr kein Mittel gegen das abscheuliche Uebel des Zipperleins?"

„Wohl kenne ich es," versicherte dieser, „aber es gehört eine sehr strenge Diät von wenigstens einem halben Jahr dazu, bevor es seine Dienste leistet."

„Gebt es mir, gebt es mir," bat der von den schrecklichsten Schmerzen gefolterte Herzog, „und ich will Euch das Arcanum, wenn es probat ist, mit tausend Dukaten bezahlen."

„Dessen braucht es nicht, Herr," lächelte der Student. „Ich werde Euch nur einige Kräuter aufschreiben, die Ihr, in Wasser abgekocht und fein durchgeseiht, alle Morgen und alle Abend je ein halbes Sarnitz genießen müßt. Dabei trinkt nur höchst mäßig, höchstens einen kleinen Becher, hütet Euch vor Erkältung, eßt nur leichte Speisen, und so Ihr meine Vorschrift befolgt seid Ihr in einem halben Jahre von dem Uebel befreit."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(**Entstehung von Salzlagern.**) Zur Frage über die Entstehung der Salzlager hat die „Europe" einen sehr interessanten Beitrag geliefert. Der gestreckte Kaspische See hat an seiner Ostseite den Kare Bogas, einen mehr gerundeten Nachbarsee oder eine Nebenabtheilung, welche durch Hauptzungen so weit von dem Hauptgewässer abgeschnitten ist, daß nur ein Verbindungskanal von ein paar Hundert Fuß Breite und 5 Fuß Tiefe übrig bleibt. Der Kara Bogas ist den austrocknenden Nord- und Ostwinden besonders ausgesetzt, sein Wasser verdunstet daher rasch, wird aber in demselben Maße aus dem Kaspischen Meere immer wieder ergänzt und es gehen Verdunstung und Wiederersatz so rasch von statten, daß in dem Kanale immer eine sehr bedeutende Strömung herrscht. Nach der übergehenden Wassermenge, welche 3½ Prozent Salz in Lösung hält, hat man nun geschätzt, daß täglich 60,000 Centner neues Salz nach der großen Abdampfpfanne hinüberbeförbert werden, oder per Jahr 22 Mill. Centner. Bei solcher Zufuhr muß sich schließlich die ganze Vertiefung mit ausgeschiedenen, festen Salzen ausfüllen, die jedenfalls schon jetzt den Boden des Kara Bogas in unbekannter Mächtigkeit bilden, während die ganze Umgebung so versehen ist, daß keine Spur von Thier- und Pflanzenleben dort bestehen kann. Liegt der Salzsee einmal trocken, so werden die Winde auch nach und nach für eine Sand- und Erdbedeckung sorgen, bis vielleicht in ferner Zukunft diese Sparkammer der Natur den Menschen ebenso wohl zu statten kommt, als der Gegenwart der große Fund in Staßfurt.

In Cagliari auf Sardinien hat die dießjährige Carnevalsfeier eigenthümlichen Ausdruck gefunden. Man veranstaltete ein Leichenbegängniß der Göttin der Fruchtbarkeit Ceres, durch welche die Insel vor Jahrhunderten vor allen ihren Schwestern als am meisten gesegnet beneidet war. Den Zug eröffneten eine Trauermusik und die symbolischen Gestalten der Theuerung, der Hungersnoth, des Geldmangels und des Steuerdrucks. Mit schwarzen Tüchern behangene Gerippe folgten dem Sarg, dessen Tuchenden von 4 leicht erkenntlichen italienischen Ministern gehalten wurden. Auf vielen Wagen wurden Särge nachgeführt und das Ganze beschloß eine Unzahl grünbeflügelter Kinder, welche die verheerenden Heuschreckenschwärme des vergangenen Jahres darstellen sollten.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 21. Donnerstag, den 12. März. 1868.

Der Frühling.

Ausgeschlummert hat die Erde
In des frost'gen Winters Schooß,
Und es lösten die Gewässer
Sich aus eis'gen Banden los.

Trillernd steigt die Lerch' in's Blaue,
Ruft den Frühling uns herbei;
Nachtigallen kommen wieder,
Singen alle froh und frei.

Sie erwecken aus der Ruhe
Liebevoll den Lenz; er streut
Aus dem Füllhorn schöne Blumen
Auf des Jahres Jugendkleid.

Ja, so lockt der Frühling wieder
Blumen aus der Erde Schacht,
Doch die Rose, die einst blühte,
Bleibt zurück in Grabes Nacht.

Und so ist der Menschen Leben!
Nimmer kehren, die da geh'n —
Hoff'st du sie im Jenseits wieder,
Wirst du sie nur geistig seh'n.

Erste und einzige Liebe.

Novelle von Adolph von Schaden.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch wurde durch einen Diener der Prinzessin unterbrochen, welche ihren Retter zu sehen und zu sprechen wünschte.

Sie empfing den Eintretenden außer dem Bette. Ein wenig blaß, allein um desto reizender, war heute ihr Gesicht, und die ihr so wohl anstehende, lose anliegende Krankenkleidung machte sie um so reizender.

„Wie soll ich Euch, mein theurer Retter und Arzt, Alles das ausdrücken, was ich für Euch fühle," rief sie, ihm die gesunde Rechte freundlich entgegenstreckend. „Ohne Euch und ohne Euren Beistand war ich jetzt die verlassene elende Sklavin eines abscheulichen Griechen. O! ich bin tief gerührt, wenn ich bedenke, was Ihr für mich gethan habt."

Der Student stand in Bewunderung der Reize des schönsten Modells einer Venus Amatusia, welches er je gesehen hatte, da, ohne ein Wort erwiedern zu können.

„Aber wie kamt Ihr dazu," fragte sie weiter, mir eine so schnelle und zweckmäßige Hülfe zu leisten?"

Der Student erzählte jetzt ausführlich, was er am vorgestrigen Abend erlauscht hatte.

„Du bist ein braver Mensch," rief, nachdem dieser geendet hatte, der Herzog. „Hier, nimm diesen Beutel mit Gold," setzte er hinzu, „er kann Dir bei Deinen Studien nützen."

Der Student aber schob das Gold zurück. „Gnädiger Herr," sagte er in bescheidenem Tone, „was ich that, ward mir durch mein Gewissen vorgeschrieben. Das Gefühl, der Retter Eurer Tochter gewesen zu sein, ist mir hinreichende Belohnung. Schmälert dieselbe nicht, indem Ihr mich mit Gold abfinden wollt, und erlaubt mir dagegen, daß ich, so lange die Wunde der Prinzessin nicht ganz geheilt ist, ihr Arzt sein darf. —

„Du bist ein komischer Kauz," lächelte der Herzog, während Anna den schönen, großmüthigen und uneigennützigen Jüngling mit einem Blicke, in dem Liebe und Hochachtung zu lesen waren, ansah. „Dein Begehr ist mir erwünscht, und wir wollen Dich als Arzt annehmen. Bleib so lange, als es Dir bei uns gefällt," und damit befahl er, dem Studenten die Gastzimmer, welche der treulose Grieche inne gehabt hatte, anzuweisen. Auch die Schiffer wurden mit einem bedeutenden Geschenke bedacht, und ihnen und ihren Kindern für Lebenszeit der bedeutende Zoll erlassen, der bei Wyszogrod erlegt werden mußte.

Wochen vergingen, Anna's Armwunde war geheilt, auch der alte Herzog seines quälenden Gastes entledigt; allein in des jungen Mannes Herzen hatte sich eine Wunde geöffnet, wofür weder Balsam noch Kräuter auf dieser Erde zu

finden waren. Ein einziges Heilmittel war nur noch vorhanden, die schnellste Entfernung.

Zur Abreise gerüstet trat er eines Morgens in das Zimmer, wo der Herzog mit seiner Tochter beim Morgenimbiß saß.

„Nun, was soll das bedeuten?" rief jener ihm verwundert entgegen.

„Meine Zeit ist um, gnädiger Herr," erwiederte der Jüngling, „ich muß nach Thorn, wo man mich schon lange erwartet."

„Nun, wenn es Dir nicht mehr bei mir gefällt, mein Junge," meinte der Herzog, „so will ich Dich nicht aufhalten, obgleich ich Dich gern länger bei mir gesehen hätte. Allein wie ein armer Lump sollst Du nicht vom Herzoge von Massovien scheiden; darum verweile noch bis nach dem Mittagsessen, dann wird Dich eine Barke nach Thorn führen."

Dankend verneigte sich der Jüngling.

Anna's Blicke hingen mit Zärtlichkeit an ihrem Arzte und Retter. Auch sie fühlte in ihrem Herzen ein gewisses Etwas, was sie sich zu verhehlen umsonst bemühte.

„Aber," fuhr der Herzog fort, „ohne alle Belohnung für Deine vielfachen Dienste, welche Du meinem Hause leistetest, kann ich Dich nicht scheiden lassen, darum bestimme selbst den Lohn mein Junge, und wenn es möglich ist, so sei der Gewährung versichert."

Nochmals dankte der Jüngling und versicherte, daß die ihm bis jetzt erwiesene Gnade Belohnung genug sei, und er nur um die Erhaltung seiner Gewogenheit bitte.

„Die bleibt Dir, mein Junge," versicherte der alte wohlwollende Herr, „und so Du Dich genug in der Welt umgesehen hast und ein Plätzchen suchst, so findest Du auf Wyszogrod eine freundliche Aufnahme. Damit Du aber stets eine Erinnerung an Deine ruhmwürdige That hast," fuhr er fort, einem Diener winkend, der ihm ein Schild reichen mußte, „so behalte dieses, was Dir, da Du es im ehrlichen Zweikampfe erwarbst, rechtmäßig gehört, und nimm das Symbolum desselben in Dein Wappen auf." —

„Aber auch von mir und zu meinem Andenken sollt Ihr dieses tragen," setzte Anna erröthend hinzu, eine rothe Sammetschleife mit einem goldenen Reife von ihrem Busen nehmend und sie ihm überreichend, „und solltet Ihr irgend einmal eine dankbare Freundin brauchen, so denkt an Anna, und was ich für Euer Bestes zu thun im Stande bin, soll geschehen."

Mit diesen Beweisen von Erkenntlichkeit verließ der Student das Schloß und trat in die fürstlich ausgeschmückte Barke, welche durch 10 Ruder getrieben, pfeilschnell dahinflog.

Anna sah ihm mit trüben Blicken nach, zerdrückte eine Thräne im Auge und seufzte: „Ach! daß er kein Fürst ist."

7.

Die Fahrt von Wyszogrod nach Thorn dauerte nicht gar lange. Der Student hatte das Zeichen von Anna's Dankbarkeit auf seinem Herzen verborgen, das Schild aber lag vor ihm, und mit Aufmerksamkeit betrachtete er die symbolischen Zeichen, und versuchte es, die orientalische Inschrift zu entziffern.

Auf einem lasurfarbenen Grunde glänzte eine von den zwölf Zeichen des Thierkreises und mit vielen Sternen umgebene Sonne. Unter dieser befand sich ein Genius, der aufmerksam mit Zirkel und Griffel auf Pergamenten maß. Ringsumher aber standen die Worte: „Er wird ihre Bewegung leiten und ihnen ihren Platz anweisen."

Das Nachgrübeln über die Bedeutung dieser Worte, das sanfte Schaukeln des Fahrzeuges und die Hitze des Tages hatten ihn in einen festen Schlaf gewiegt, und ein bedeutungsvoller Traum umgaukelte seine Seele. Der Genius stand plötzlich vor ihm, flüsterte mit melodischer Stimme, „Dir soll er aufbehalten sein, Dein Name soll unsterblich werden," und verschwand.

Als er erwachte, sah er den schönen Himmel mit Sternen über sich, und lebhaft stand das Traumgesicht vor seiner Seele.

Der Funke hatte gezündet. Die Geheimnisse der Schöpfung will er erforschen, den Gestirnen ihren Lauf ablauschen, er will das Triebrad begreifen, was seit Tausenden von Jahren so regelmäßig Alles wiederkehrend schafft, um einst hochgeehrt und berühmt vor die geliebte Anna treten zu können. Ihre Schleife soll der Talisman sein, der, wenn seine Kräfte wanken, ihn von neuem anspornt.

Am andern Morgen zeigten sich am Horizonte die Thürme von Thorn. Jeder Ruderschlag brachte den jungen Mann dem älterlichen Hause näher. Endlich landete die Barke, und der Student sprang, sein Schild am Arme, fröhlich heraus. Er eilte dem alten grau angetünchten Hause, nicht weit vom Thore, mit der großen Linde vor der Hausthür, unter der er als Knabe so manchmal gespielt hatte, zu, und in die Arme des ihn mit bewegtem Herzen empfangenden Vaters.

Auch die Mutter, Freudenthränen vergießend, segnete die Ankunft des geliebten, zum schönen Jüngling emporgewachsenen Sohnes, und der Erkundigungen und Fragen war kein Ende.

Kein Mensch hatte bis jetzt, in der Freude des Wiedersehens, den herzoglichen Diener be-

merkt, der mit dem Reisebündel des Studenten in ehrerbietiger Entfernung dastand. Endlich gewahrte ihn die Mutter und bat den reichgekleideten Mann, ihn für einen Reisegefährten haltend und fragende Blicke auf den Sohn werfend, in das Haus zu treten. Dieser folgte mit tiefen Verbeugungen, legte das Bündel auf einen Stuhl, holte aus der Tasche ein kleines Kästchen mit Sammet überzogen, und es dem Studenten übergebend, sprach er: „Dieses sendet Euch meine gnädigste Prinzessin, ihr zum Andenken zu tragen."

Vater und Mutter machten gewaltige Augen und waren erstaunt, als der Sohn das Kästchen öffnete und ihnen eine reiche goldene Kette mit dem Bildnisse der Fürstentochter entgegenstrahlte.

„Aber mein Gott, wie kommst Du zu dieser großen Ehre?" unterbrach endlich die Mutter das Stillschweigen, und nun erzählte der junge Mann, nachdem der Diener mit einem reichlichen Geschenke entlassen worden war, das Abenteuer im Walde von Wyszogrod und seine Aufnahme im Schlosse.

Aber mit wahrem Enthusiasmus sprach er sich über die Schönheit und Leutseligkeit der Prinzessin Anna aus, und wiederholte den horchenden Aeltern jedes ihrer Worte.

Dann zeigte er ihnen das kostbare Schild des besiegten Lascaris, doch von seinem Traume erwähnte er nichts.

Ein halbes Jahr war unter Besuchen sämmtlicher Verwandten und Freunde in der Umgegend und Ferne, namentlich des Bischofs von Ermeland, der Mutter Bruder, welcher den Neffen hatte studiren lassen, vergangen. Er war der Einzige, dem der Student seinen Traum erzählte und das geheimnißvolle Schild zeigte.

Aufmerksam hatte der alte ehrwürdige Herr zugehört. „Das ist ein Fingerzeig Gottes," entgegnete er endlich nach einer langen Pause. „Folge ihm, bilde Deine bereits in der Mathematik erworbenen Kenntnisse mehr aus, und gehe nach Bologna, wo ich Dich meinem Jugendfreunde, dem berühmten Professor Dominicus Maria, einem der ersten unserer jetzt lebenden Mathematiker, empfehlen will. Lerne etwas Rechtes, und so Du den geistlichen Stand zu wählen gedenkst, so will ich, so mir Gott das Leben so lange noch schenkt, für Dich sorgen, daß Du mit Muße und ohne andere Störung Deinen Studien obliegen kannst. Vergiß aber dabei nicht," schloß der würdige Mann, „zum Besten der leidenden Menschheit Deine bereits erworbenen Kenntnisse in der Heilkunde zu vermehren."

8.

Die Reisen zu damaliger Zeit waren mit mehr und bedeutenderen Schwierigkeiten verknüpft und dauerten um wenigstens zwanzig Mal länger, als jetzt, wo uns die Eisenbahnen in Stunden dahin bringen, wozu man damals drei bis vier Tagreisen bedurfte. Zudem waren die Wege unsicher, und es mußten sich Caravanen bilden, um ungefährdet und ohne geplündert zu werden reisen zu können.

Einer solchen schloß sich der Student nach einigen Monaten um so freudiger an, als mehrere Kaufleute aus Thorn, welche ihre Geschäfte nach Italien führten, dabei waren.

Die Trennung von den geliebten Aeltern war schmerzlich. Doch das einmal vorgesteckte Ziel mußte erreicht werden, und der edle Ehrgeiz legte dem kindlichen Gefühle Schweigen auf. —

Nach einer dreiwöchentlichen Reise langte die Caravane in einer schönen fruchtbaren Gegend an. Vor ihr lag eine große nach damaliger Zeit stark befestigte Stadt mit mehreren hohen Thürmen und Mauern. Auf einer Anhöhe in derselben erblickte man ein prachtvolles Schloß mit Zinnen und Thürmchen, auf denen goldene Wetterfähnchen und prachtvolle Fenster von buntem Glase im Scheine der untergehenden Abendsonne spiegelten. Zur rechten Seite erblickten die Reisenden im blauen Nebel eine unabsehbare hohe Bergkette, und gute Augen konnten die einzelnen hervorragenden, mit Schnee bedeckten Koppen, obgleich es schon Sommer war, entdecken. Auch die näheren Umgebungen der Stadt waren so reich an Schönheiten, daß die Caravane sehr oft durch die Neugierigen aufgehalten wurde und erst spät an das Thor kam. —

Schon war dieses geschlossen.

Man klopfte und verlangte Einlaß. Dieser wurde verweigert, wenn die Reisenden nicht einen bedeutenden Zoll erlegen wollten. Die Kaufleute überlegten hin und her, endlich entschloß man sich, die Summe zu versprechen, jedoch, wenn man erst in der Stadt sei, die Zahlung zu verweigern, oder wenigstens einen großen Theil abzudingen.

Hierbei erhob sich aber ein gewaltiger Streit, der am Ende zu Thätlichkeiten ausartete, in deren Folge die Rädelsführer ins Gefängniß geschleppt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Aus München schreibt man dem „Volksfreund": Ehe König Ludwig I. letzten Herbst nach Nizza ging, besuchte er Sophie Schröder, mit der er sehr befreundet war, in ihrer Wohnung in München. Beim Scheiden sagte die berühmte Schauspielerin ganz traurig: „Es ist wohl daß letzte Mal, daß ich Euere Majestät sehe." Der König antwortete: „Glauben Sie denn, Frau Sophie (so pflegte er sie nennen), daß ich sterbe?" Frau Schröder entgegnete: „Nein, ich muß zuerst sterben, um Euere Majestät drüben empfangen zu können." In der That starb Sophie Schröder wenige Tage vor Ludwig I., ohne eigentlich krank gewesen zu sein.

Parkesine, dieser von dem englischen Chemikalien-Fabrikanten Parkes erfundene und jetzt in Massen hergestellte Stoff scheint das Kautschuk und die Guttapercha, mit denen es in seiner Anwendung viele Aehnlichkeit hat, an praktischer Brauchbarkeit weit zu übertreffen, da es sowohl durchsichtig als opak herzustellen ist und sich mit den glänzenden Anilin-Farben leicht verbindet, so daß die täuschendsten Nachahmungen von Schildkröten-Schale, Bernstein, Chrysopras, Malachit und anderen Edelsteinen daraus fabrizirt werden können und es dabei ein überaus billiges Material ist. Im Wesentlichen wird das Parkesine aus vulkanisirter Schießbaumwolle (Collodium) gewonnen, die in Folge des von Parkes nach vieljährigen Versuchen entdeckten Verfahrens aus gewöhnlichen baumwollenen Lumpen hergestellt wird und alle möglichen Farben leicht annimmt. Der Stoff läßt sich von Bildhauern, Drechslern und Holzschnitzern bearbeiten und wird in England bereits zu sehr vielen glänzenden und überraschenden Verzierungen und Ausschmückungen verwandt. Selbst zu Zeuchen und Gewändern ist es mit Vortheil zu verarbeiten, da das Parkesine auch in Form von Fäden und Blättern hergestellt wird.

In der Senatssitzung zu Paris v. 5. März gelangte eine Reihe von Petitionen zur Verhandlung. Ein Hr. Sabatier aus Agen verlangt von dem Senate in einer Petition die Verwirklichung dessen, was er selber den Traum seines Patriotismus nennt. Er will den Krieg durch ein europäisches Friedenstribunl ersetzt wissen. Wenn sich ein Streit zwischen zwei Nationen erhebt, so soll derselbe von dem Tribunal entschieden werden. Die Parteien bringen ihre kunstvollsten Gewerbserzeugnisse mit, die als Beweismittel für das gute Recht derselben mit in Betracht genommen werden. Das Tribunal entscheidet natürlich in höchster Instanz. Einstweilen soll Frankreich, um einen Beweis seines guten Willens zu geben und mit gutem Beispiele den anderen Völkern voranzugehen, die Vendomesäule einschmelzen und aus dem daraus wieder gewonnenen Kanonen-Erz Werkzeuge machen. Außerdem soll es die im Invaliden-Dome aufgehängten feindlichen Fahnen den betreffenden Nationen, denen sie im Kriege abgenommen worden sind, zurückgeben. Der Senat beseitigt diesen „patriotischen Traum."

Der „Südd. Presse" schreibt man aus Petersburg: Ich weiß nicht, ob ich Ihnen eine Geschichte mittheilen soll, die ich nicht verbürgen kann. So viel ist gewiß, daß sie hier zirkulirt und geglaubt wird. Wird doch alles Grausige und Geheimnißvolle geglaubt! Die Geschichte lautet: Vor einigen Tagen stieg auf einer Station der Moskauer Eisenbahn in eleganter Kleidung ein Herr in einen Waggon zweiter Klasse des nach Petersburg fahrenden Zuges. Er trug unter dem Arm ein ziemlich umfangreiches Paket, das er neben sich legte. Auf der nächsten Zwischenstation bittet dieser Herr eine neben ihm sitzende Dame, einen Augenblick auf dieses Paket Acht zu geben, da er genöthigt sei, einen Moment den Waggon zu verlassen. Der Zug setzt sich in Bewegung, ohne daß der Herr zurückkehrte und die Dame übergibt in Petersburg das ihr anvertraute Gut an den Kondukteur. In Gegenwart der Polizei wird es geöffnet; man findet darin — etwa ein neugeborenes Kind — nein, den Kopf einer jungen schönen Dame mit einem goldenen Diadem geziert. Man findet eine Schrift: in ihr liest man die lakonischen Worte: Der Kopf in Petersburg, der Rumpf in Moskau. Die Polizei soll die Hände voll zu thun haben, um den Thatbestand zu erörtern. (Wohl nur russische Phantasie, aber auch als solche nicht ganz uninteressant.)

Der Petroleum-Millionär Steele in Amerika, dessen Einkommen sich vor etwa 3 Jahren auf 2000 Dollars per Tag belief, arbeitet jetzt als Fuhrknecht in den Oeldistrikten, die meist sein Eigenthum waren.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francонia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 22. Sonntag, den 15. März. 1868.

Der Liebes-Epheu.

Ein schmachtend Zweiglein, zart und klein,
Das pflanzt ich vor mein Fenster ein;
Denn Die es aus der Erde riß —
Versetzte mich in's Paradies.

Ich saugte ihren Liebesgruß
Von seinem Blatt in manchem Kuß;
Die zart'ste Pfleg' will ich ihm weih'n,
Empor zur Laube soll's gedeih'n! —

Dann sitz' ich unter Zweigen grün —
Und meine Leiden fliehen hin
Zum Meere der Vergessenheit;
Denn in mein Herz zieht Seligkeit.

Will träumen von der Freundin Bild,
Das sich in dieses Grün gehüllt —
Und singen da ein leises Lied
In dem der Minne Blume blüht.

Und stirbt die Laube einstens ab,
Geht meine Liebe auch zu Grab —
Und legt man mich zuvor hinein,
Umranke sie den Leichenstein.

Johann Tann.

Erste und einzige Liebe.

Novelle von Adolph von Schaden.

(Fortsetzung.)

Der Student, welcher das Unrecht der geizigen Kaufleute einsah, hatte sich nicht in den Streit gemischt, und zog mit den Wagen und Pferden ungehindert in eine Herberge auf der Burggasse, war aber sehr mißgestimmt, da er fürchten mußte, daß hierdurch die Weiterreise aufgehalten werden dürfte.

Sinnend, wie er diesem Uebel abhelfen könne, ging er am folgenden Morgen vor der Herberge auf und nieder. Der Wirth, ein freundlicher Mann, trat zu ihm und fragte theilnehmend: „Ei! was simulirt Ihr, mein junger Gesell?“

„Ei freilich,“ erwiederte dieser, „habe ich wohl gerechte Ursache dazu,“ und erzählte nun, was gestern Abend zwischen seinen Reisefährten und der Thorwache vorgefallen sei.

„Das ist sehr schlimm,“ meinte der Wirth. „Eure Landsleute befinden sich in einer bösen Lage. Sie thaten aber auch sehr Unrecht, ihr einmal gegebenes Versprechen nicht zu halten, und sich obenein noch gröblich zu benehmen. So wird ihnen ein tüchtiger Prozeß gemacht werden, der mindestens drei Wochen dauern und den Leuten viel Geld kosten kann.“

„Ist denn die Ortsobrigkeit hier so streng?“ fragte der Student.

„Ei freilich, freilich,“ versicherte Jener, „Herzog Boguslav von Liegnitz ist ein alter mürrischer und strenger Herr, und der Herr Oberrichter versteht sein Handwerk. Allein seht, da fällt mir Etwas ein,“ fuhr er fort, „Ihr seid Polen, und unser Herr stammt aus einem polnischen Geschlechte. Ueberdieß hat er vor ganz kurzer Zeit eine Tochter des Herzogs von Massovien geheirathet.“

„Anna?“ rief, ihn unterbrechend, mit einem Schmerzenstone fragend der Student.

„Also Ihr kennt unsere Herzogin, die schön wie die Sonne, und ach! so gut und milde ist?“ fragte erstaunt der Wirth.

„O, wer sollte sie nicht kennen,“ erwiederte der junge Mann, „die schöne Prinzessin Anna, die Zierde unseres Vaterlandes, angebetet von Jedem, der sie kennt. O, nun werden meine Landsleute gewiß begnadigt werden,“ rief er, eilte zurück in die Herberge, kleidete sich in seinen besten Staat, und ging zur Verwunderung des Wirthes, nach einer Stunde dem Schlosse zu.

„Hier hat Niemand Zutritt,“ rief dem Nahenden der wachthabende Hellebardier zu.

„Ich muß die Herzogin sprechen, ich bin ihr Landsmann,“ erwiederte keck der Student

„Habt Ihr Briefe, so legt sie hierher und sagt mir Eure Herberge,“ erwiederte barsch der Söldner. „Aber eingelassen werdet Ihr nicht.“

„Nun, wenn dieses nicht geschehen kann,“ antwortete der Jüngling ärgerlich, „so thut mir den Gefallen und bringt diese Schleife der Herzogin. Die Antwort wird Euch belehren, daß Ihr Unrecht hattet, mir den Einlaß zu wehren,“ und damit überreichte er dem Hellebardier die mit dem goldenen Reife verzierte rothe Schleife.

Der Soldat lächelte höhnisch, rief jedoch einem Diener zu und sagte ihm das Begehren des Fremden.

Dieser besah den jungen Menschen von oben bis unten, eben so das unscheinbare Bändchen, gab jedoch endlich seinen Bitten nach.

Die Herzogin, als sie die Schleife erblickte, rief freudig überrascht: „Laßt ihn sogleich hereinkommen, meinen lieben, edlen, jungen Landsmann.“ Doch plötzlich ihren Fehler einsehend, setzte sie, sich gleichgültig stellend, hinzu: „Es ist ein Bote meines lieben Vaters, und wird mir gewiß Briefe von demselben aus der Heimath bringen.“

Zur größten Verwunderung des ganzen Hofes wurde der in seiner Bekleidung unscheinbare, doch hoch und schön gewachsene junge Pole eingeführt.

Anna's großes schwarzes Auge ruhte mit freundlichem Wohlwollen einige Minuten auf dem Eintretenden.

Mit einem bezaubernden Lächeln reichte sie ihm die schöne Hand zum Kusse, und in ihrer Muttersprache redete sie ihn an: „O, ich freue mich, daß Ihr mich nicht vergessen, mein theurer Freund und Retter; denn,“ setzte sie mit einem seelenvollen Blicke auf ihn leise hinzu, „was einmal dem Herzen eingeprägt ist, das verliert sich nie wieder. Nun aber sagt mir, mein theurer Landsmann, welches Schicksal führt Euch nach Liegnitz?“

Hoch erfreut durch diesen so freundlichen, herzlichen Empfang, setzte der junge Mann der Herzogin den Grund seines Erscheinens auseinander, und bat um die Begnadigung der Kaufleute.

„Aus doppelter Rücksicht soll Euer Wunsch erfüllt werden,“ lächelte Anna, und befahl, den Oberrichter der Stadt zu rufen.

„Bis dieser kommt, folgt mir in den Garten, Nicola;“ bat sie, „damit Ihr mir viel von meinem lieben Vaterland erzählen könnt“ und damit erhob sie sich und ging, von dem Studenten und einer vertrauten Dienerin gefolgt, die Treppe hinab in den das Schloß umgebenden Garten.

Hier mußte ihr Nicola den Zweck seiner Reise auseinander setzen. Manchmal schüttelte sie zwar mit dem Kopfe und suchte ihn zu bereden, sich nur allein der Arzneikunde zu widmen, doch endlich stimmte sie, durch seine Gründe überführt bei.

„Nun, so ziehet denn hin, mein lieber Freund,“ rief sie, ihm die rothe Schleife wieder zurückgebend, „lernet auf der Hochschule zu Bologna etwas Rechtes, denkt stets an Anna, und tragt diese Schleife ihr zum Andenken stets auf Eurem Herzen. Legt sie nie ab, sie wird Euch rein, treu und edel zu mir zurückführen. Aber versäumt nur das Studium der Medizin nicht dabei; denn wenn mich einst eine schwere Krankheit fassen sollte, dann seid Ihr ja nur der Einzige, der mir helfen kann. Sicher könnt Ihr dann darauf rechnen, daß mein Gemahl, der die Wissenschaften schätzt und liebt, Euch gut aufnehmen wird.“

Tief seufzte der Student bei dem Worte Gemahl auf. Ach, er hatte in ihrem Bilde nur die reine Jungfrau Maria verehrt, zu der er seine frommen Gebete wendete.

Der dicke, schwerfällige Oberrichter keuchte eben im Schweiße seines kupferrothen Angesichts die Allee herauf.

Mit einem sanften Händedruck entließ die Herzogin den vor Wonne berauschten Studenten, und ging Jenem entgegen. Schon am Mittage waren die Gefangenen ihrer Haft mit einer geringen Buße entlassen. Mit demüthiger Geberde, das Sammetmützchen in der Hand, kam der Wirth dem Studenten entgegen, entschuldigte sich tausend Mal, dem Herrn kein besseres Quartier angewiesen zu haben, und kündigte ihm an, daß ihm und seinen Reisegefährten auf Befehl der Herzogin an der Marschallstafel ein Mittagsimbiß zubereitet sei, auch ihnen vor ihrer Abreise die Merkwürdigkeiten der Stadt gezeigt werden sollten.

Die Kaufleute waren ob dieser Einladung ganz erstaunt; bald aber erfuhren sie durch den Wirth das, was der Student für sie gethan hatte, und hielten den bis jetzt unbeachteten jungen Mann auf der ganzen Reise hoch in Ehren.

9.

Jahre waren im Strome der Zeit verflossen. Ein unermüdeter Fleiß, der allgemein bewundert wurde, durch geistige Anlagen unterstützt, erwarb dem Studenten nach wenigen Jahren den Doktorhut, und den Ruf nach Rom, um dort die mathematischen Wissenschaften zu dociren. Sein Auditorium war stets mit Gelehrten und Künstlern gefüllt, und die vornehmsten Prälaten und Edlen der Hauptstadt bewarben sich um seine Bekanntschaft.

Auch die schönen Römerinen fanden an dem jungen, hübschen, gelehrten polnischen Doctor, der neben den mathematischen Studien die medicinischen nicht vernachlässigt hatte, und sie zum Besten der leidenden Menschheit anwendete,

gar vielen Gefallen, und manches Blümchen neigte sich ihm freundlich winkend zu. Aber Anna's Bild umschwebte ihn und lebte in seinem Herzen. Anna war seine Heilige, ihre Schleife bewahrte sein Herz vor allen Leidenschaften, welche die Jugend bestürmen, und unter dem heißen Klima Italiens, in dieser Atmosphäre der Liebe und der sinnlichen Begierde, blieb er, auch ohne Hoffnung, seiner ersten Liebe treu.

Er hatte sich auf allen Universitäten Italiens die höchsten Ehrenstellen, welche ein Gelehrter erwerben kann, errungen, eine goldene Ehrenkette zierte des schönen, jetzt dreißigjährigen Mannes Brust, und er dachte nun darauf, Italien zu verlassen und in der Nähe der angebetenen Anna sich niederzulassen, als er in Padua von einigen deutschen Studenten die Nachricht vernahm, daß die Herzogin von Liegnitz plötzlich erkrankt und gestorben sei.

Das Innerste seines Herzens war durch diese Nachricht tief verwundet; leichenblaß, ohne Worte stand er da. Sie, die Angebetete, die Heilige, war nicht mehr. Was sollte er noch länger hier? „O, du Himmlische, warum mußtest Du so schnell dieser Erde entzogen werden?“ seufzte er. „O, weßwegen erforschte ich mit unermüdetem Eifer die Heilkräfte der Natur? Ach, nur für sie, für sie allein. Und ich Unsinniger weilte hier und labte mich an dem Weihrauch, der mir gestreut wurde, während sie, die Angebetete, durch Pfuscherhände in die Arme des Todes gebettet wurde,“ grollte er, und von Stund an verschloß er sich in sein Zimmer, und hing ohne Speise und Trank dem Andenken der gliebten Hingeschiedenen nach.

Endlich hatte die Philosophie und das Zureden seiner Freunde den Sieg über die schmerzliche Trauer gewonnen. Er wollte leben, aber mit ihrem Andenken, war sein Entschluß. Einsam und abgeschieden von der Welt wollte er trauern und beten.

In diesen Schmerzenstagen kam ein Schreiben seines Oheims, des Bischofs von Ermeland, in welchem er ihn bat, seine eingesammelten Kenntnisse dem Vaterlande zu weihen, „und so Du Dich,“ schrieb der ehrwürdige Bischof weiter, „dem geistlichen Stande widmen willst, so kann ich Dir ein Canonicat am Dome zu Frauenberg ertheilen.“

Diese Nachricht war seinen Wünschen entsprechend. Ungestört konnte er in den gottgeweihten Mauern trauern und beten. Er reiste sofort ab, und nach einem halben Jahre legte er das Gelübde ab.

Doch die Liebe zu den Wissenschaften erwachte bald wieder. Das Capitel benutzte seine Kenntnisse auf das beste, und bald ward auch sein Name, wie früher in Italien, hier und im Auslande berühmt. Sein System über die Bewegung der Weltkörper um die Sonne machte bei allen Gelehrten großes Aufsehen und von nah und fern eilten sie herbei, um den merkwürdigen Mann des Jahrhunderts zu sehen und zu sprechen. Doch stets still und in sich gekehrt, fand er wenig Gefallen an dem Weihrauche, der ihm gestreut wurde, er fertigte jeden Neugierigen kurz ab und zog sich in sein Studirzimmer zurück. Nur wenn ein Armer seine ärztliche Hülfe begehrte, verließ er das Haus. Die Kirche, sein Stübchen und sein Observatorium waren seine Welt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

Wie der Schwindel auch das Inseratenwesen als Mittel zum Zwecke mißbraucht, ist schon bekannt. Neu ist aber wohl ein vom „Fr.-Bl.“ erzählter derartiger Fall. Es erschien in Berliner Blättern die Anzeige: „Der Restaurateur N. N. hat den Auftrag, 10,000 Thlr. gegen die üblichen Zinsen unterzubringen.“ Das Lokal dieses Herrn N. N. erfreute sich in Folge dessen einige Tage lang eines starken Besuches von Geldbedürftigen, die, um nicht insolvent zu erscheinen, nur Wein tranken. Das Geld war aber bereits untergebracht, Herr N. N. versicherte indeß, daß er einem neuen Auftrage entgegensehe, und deßhalb die darauf Reflektirenden zu wiederholtem Besuche einlade. Die Mehrzahl hatte jedoch an dem ersten Versuche genug.

Die „Times“ widmen dem König Ludwig I. von Bayern einen Nachruf, in welchem dem dahingeschiedenen Monarchen, der im wahren Sinne des Wortes „ein König und mehr als ein König“ gewesen, eine in jeder Beziehung ehrende Anerkennung gezollt wird, ohne dabei gegen seine Fehler zu strenge zu sein. Er sei ein Mann seiner Zeit gewesen, sagte sie; „nachdem er sich als Monarch von seinen Geschäften zurückgezogen,“ wurde er ein Wanderer. Man sah ihn in Rom, in Nizza, in Paris, überall, wo der Himmel am Blauesten war, wo man Farben machte, Formen bildete, wo man Töne und Träume zum wirklichen Lebensgeschäfte machte. Ein höflicher Fürst und ein geselliger, sympathetischer alter Herr; ein Poet im Kleinen, der der Nachwelt drei Bändchen seiner Jugenddichtungen hinterlassen. der zu Weimar seine Diamantkette vom Halse nahm und sie mit er-

gener Hand Goethen umhing, hatte er seine eigene gnadenreiche, gewinnende und königliche Weise.

Aus Berlin, 8. März, berichten dortige Blätter von einem vierfachen Selbstmorde in einer Familie Seidel. Die unglückliche Familie hatte einst in guten Verhältnissen gelebt; Seidel war in früheren Jahren in der Provinz ein angesehener Geschäftsmann. Verunglückte Spekulationen hatten ihn heruntergebracht, und er siedelte darauf vor etwa 2 Jahren nach Berlin über, ohne dadurch seine Lage zu verbessern. An Entbehrungen nicht gewöhnt, wurde es ihm schwer, sich in die beschränkten Verhältnisse zu fügen. Während die Frau bemüht war, durch Wirthschaftlichkeit und verdoppelten Fleiß dem Unglücke die Stirn zu bieten, vermochte er dem Komfort seines früheren Lebens und den lieb gewordenen Gewohnheiten nicht so leicht zu entsagen. In seiner Stellung als Agent eines großen Handlungshauses ließ er sich schließlich verleiten, demselben eingegangene Gelder vorzuenthalten, wodurch er die Existenz seiner Familie völlig untergrub. Die bedauernswerthe Frau hatte dem Gatten vergebens Vorstellungen gemacht; so innig er auch an seiner Familie hing, fehlte ihm doch die nöthige Energie, den Verhältnissen Rechnung zu tragen. In dieser verzweifelten Lage faßte die Gattin den Entschluß, sich und die Kinder aus der Welt zu schaffen, um wenigstens der drohenden Schande zu entgehen. Beide Kinder, ein Knabe von 14 und ein Mädchen von 12 Jahren, erklärten sich freiwillig mit dem Vorhaben einverstanden. Am Freitag Nachmittag, während Seidel seinen Geschäften nachging, wurde der Plan in's Werk gesetzt. Nachdem Frau S. einen Brief an ihren Mann geschrieben hatte, in welchem sie in ihrem und der Kinder Namen herzzerreißenden Abschied nahm, wurde der Ofen im Wohnzimmer mit Steinkohlen geheizt und die Klappe geschlossen. Mutter und Tochter entkleideten sich und legten sich zu Bette. Der Knabe aber blieb auf und legte so lange frische Kohlen nach, bis ihn die Wirkung des tödtlichen Gases nöthigte, sich auf das Sopha zu legen. Gegen 5 Uhr kam Seidel nach Hause. Was in der Brust des Unglücklichen vorgegangen, als er die 3 Leichen fand — Frau und Tochter krampfhaft umschlungen im Bette, den Knaben angekleidet auf dem Sopha —, dazu jenen Brief auf dem Tische, der, Angesichts dieser stummen Zeugen, mit jedem Worte einen brennenden Vorwurf in seine Seele grub, kann wohl Niemand ermessen. Ohne einem Menschen das Geschehene mitzutheilen, ging er nach der nächsten Apotheke und kaufte sich dort ein Fläschchen Bittermandelöl. Im Hausflur begegnete ihm eine Nachbarin, welche sich theilnehmend nach der Ursache seines verstörten Aussehens erkundigte. „Mir ist nicht wohl, und meine Frau scheint mit den Kindern ausgegangen zu sein“, lautete die Antwort. In die Wohnung zurückgekehrt, nahm Seidel die Leiche des Knaben vom Sopha und legte sie zu den anderen auf das Bett, während er selbst ihren Platz einnahm. Ehe er das Gift genoß, holte er ein Rasirmesser herbei und legte es geöffnet auf den Tisch, um sich seiner zu bedienen, falls ersteres die Wirkung versagen sollte. Der Unglückliche hat des Messers nicht bedurft, das Gift that seine Wirkung. Am Samstag Vormittag wurden die vier Leichen nach dem Obduktionshause geschafft.

Zur Feier des großen Händel-Musikfestes, welches am 12., 15., 17. und 18. Juni d. J. im Krystallpalaste zu London unter einer Mitwirkung von 4000 Musikern und Sängern im großartigsten Maßstabe begangen werden soll, wird auch ein photo-lithographisches Facsimile von Händel's Manuskript des „Messias“ herausgegeben werden. Das Original-Manuskript des Oratoriums ist Eigenthum der Königin und befindet sich in der k. Bibliothek zu London. Das große Händelorchester im Krystallpalast soll zum Behufe der Monstre-Konzerte wesentlich vergrößert werden. Dasselbe wird alsdann eine Area von über 16,000 Fuß — in der Weite der doppelte Durchmesser der St. Paulus Kathedrale zu London — einnehmen.

Seit dem Abschluß der Münzkonvention vom 23. August 1837 bis zum letzten Tage des vergangenen Jahres sind folgende bayerische Münzen geprägt worden: 1500 ganze Kronen, 1398 halbe Kronen, 127,238 Stück Doppel-Vereinsthaler, 20,179,580 St. Vereinsthaler, 13,189,950 Zweiguldenst., 33,251,178 Guldenst., 13,437,636 Halbguldenstücke, 4,304,010 Sechser, 8,914,140 Groschen, 60,955,320 Kreuzer, 8,541,480 Zweipfennigstücke, 74,454,080 Pfennige und 3,865,920 Heller.

Im Jahre 1867 betrug die Hopfen-Ernte in Bayern circa 260,000 Ztnr., in Böhmen und Oesterreich 180, in Elsaß, Lothringen und Burgund 80,000, in Belgien 75,000, in Würtemberg 60,000, in Altmarck, Braunschweig, 25,000, in Hessen, Rheingegend, Nassau, Sachsen 15,000 in Summa (ohne Rußland) 800,000 Zentner.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 23. Donnerstag, den 19. März. 1868.

Naturgenuß.

Der Morgen graut, die finst're Hülle weichet,
Und thaubeperlet sich zur Erde neiget
Ein Blüthenheer auf reicher Flur. —
Doch labend wirkt die liebe Sonne nieder,
Erhebt durch Licht und Wärme wieder
Die Pflanzen all' in der Natur. —

Wir treten ein im Lenzes-Heiligthume,
Geöffnet ist der Kelch von jeder Blume,
Aus welchem süßer Weihrauch weht.
Gegönnt ist uns zu pflücken von den Blüthen,
Doch magst Du Dich bei dem Genusse hüten,
Zuviel vom Guten widersteht.

Gern stürmt der Mensch von einer Blum' zur andern
Und hascht nach süßer Lust auf seinem Wandern,
Wenn Liebeszauber ihn umgarnt. —
Doch raubt das Sinnliche das Mark dem Leben,
Der Geist kann selbst sich nimmer kräftig heben,
Der Schwache wird hierdurch gewarnt.

Johann Tann.

Erste und einzige Liebe.

Novelle von Adolph von Schaden.

(Schluß.)

10.

Die deutschen Studenten hatten damals allerdings die Wahrheit von dem plötzlichen Tode der Herzogin von Liegnitz gesagt, allein die Verschiedene war die 70jährige Mutter des Herzogs Boguslaw gewesen. Auch dieser folgte ihr baldigst nach, und da die ungleiche Ehe kinderlos geblieben war, so übertrugen die Stände der allgemein geliebten Fürstin Anna die Regierung. Von den treuen Räthen unterstützt, beherrschte sie mit mildem Scepter das Land. Wissenschaften und Künste gediehen unter ihrem Schutze, und sie zog gar viele Gelehrte und Künstler an ihren Hof. Vergebens aber erwartete sie die Rückkehr des ihr so lieben Studenten.

„Auch er war ein gewöhnlicher Mensch," seufzte sie endlich im Stillen. „Ich habe mich in ihm getäuscht."

Da erzählte eines Tages ein durchreisender Gelehrter, welcher zu der Tafel der Herzogin gezogen worden, von dem berühmten Astronomen Kopernikus, und seinem neuen Sonnen- und Planetensysteme.

Dieser Name fiel der Fürstin auf.

„Wißt Ihr nichts Näheres von ihm, Herr Doktor," fragte sie.

Doch dieser konnte nur berichten, daß er Domherr zu Frauenburg sei, aber ein höchst zurückgezogenes, von allen Menschen getrenntes Leben führe. „Wer ihn sehen will, muß des Morgens oder zur Vesper in die Kirche gehen, wo er jeden Tag in seinem Stuhle andächtig betet."

„Und wie alt mag er wohl jetzt sein?" fragte Anna gespannt weiter.

„So, wie man mir gesagt hat, soll er 35 Jahre zählen, obgleich seine angestrengten Studien ihm ein um 10 Jahre älteres Ansehen geben. Ein tiefer Gram aber soll, wie der Ruf geht, an seinem Innern nagen," schloß er.

Die Fürstin fragte nicht weiter, sondern zog sich in das innerste ihrer Gemächer zurück.

Lange sann sie nach. Endlich war ihr Entschluß gefaßt. Am 4. Tage reiste sie, nur von der treuen Kammerfrau und zwei erprobten Dienern begleitet, nach Frauenburg ab.

Der Zufall fügte es, daß sie gerade an dem Jahrestage, an welchem sie der Student aus den räuberischen Händen des Griechen errettet hatte, ankam. Sie trat unter einem fremden Namen in einem Gasthofe ab und ging am folgenden Morgen in einfacher Kleidung in die Cathedrale, wo ein feierlicher Gottesdienst statt fand.

Das Gedränge des Volkes war aber so stark, daß sie nicht bis zu dem Orte, wo die Chorherrn saßen, gelangen konnte, und froh war, eine Nebenkapelle zu erreichen, wo sie sich auf den Stufen des kleinen Altares hinwarf, und dem Höchsten für seinen gnädigen Schutz, den

er ihr während ihrer Reise hatte angedeihen lassen, ihren Dank brachte.

Der feierliche Gottesdienst war beendigt, die Menge verließ die Kirche, und nur noch einzelne Fromme verrichteten ihr stilles Gebet.

Die Herzogin war bis zuletzt geblieben, um mit Muße die hohe Cathedrale, welche noch von Wohlgerüchen erfüllt, und deren Wände mit Trophäen, feindlichen Waffen, Fahnen und Rüstungen, welche die deutschen Ritter hier niedergelegt hatten, behängt waren, anzusehen.

Da fiel plötzlich ihr Blick auf ein ihr bekanntes Schild, an welchem eine rothe Schleife befestigt war, und das über einem Chorstuhle hing.

Sie erkannte sogleich in dieser Opfergabe das Schild des Lascaris und die ihrem Retter geschenkte Schleife.

In tiefe Gedanken versunken, stand sie eine Zeit lang da, als der Sakristan hinzutrat.

„Sagt mir Freund,“ wandte sich Anna an ihn, „woher kommt dieses Schild an diesen Platz?“

„Und das wißt Ihr nicht,“ erwiederte Jener. „Da seid Ihr wohl nicht aus dieser Gegend? denn Männer und Frauen, Kinder und Greise kennen die wunderbare Geschichte dieser heiligen Reliquie.“

„Ei, so erzählt,“ bat Anna.

„Nun so hört. Dieses Schild wurde einem unserer hochwürdigen Domherren nebst der an demselben befestigten Schleife von der heiligen Jungfrau Maria geschenkt. Indem sie es ihm gab, hat sie ihm den Lauf der Erde und der übrigen Planeten um die Sonne, wie es hier abgebildet steht, erklärt. Seht, darum ist es ein Gegenstand der Verehrung für uns, und hat schon viele Wunder gethan, Blinde sehend und Taube hörend gemacht.“

Lächelnd, aber voller Erstaunen, hatte die Herzogin dieses Märchen angehört. Es ward ihr aber immer gewisser, daß ihr Retter jener berühmte Mann sei.

„Und wie nennt sich der Mann, den die heilige Jungfrau dieser Gnade würdigte?“ fragte sie.

„Herr Nikolaus Kopernikus,“ erwiederte der Sakristan.

Sie verließ, ihrer Sache gewiß, die Kirche, und sann zu Hause darüber nach, wie sie es anfangen wolle, den Freund ihrer Jugendjahre allein und ohne Zeugen zu sprechen.

Sehen wollte sie ihn wenigstens, und da der Doktor gesagt hatte, daß er stets zur Vesper in der Kirche sei, so begab sie sich gegen Abend, von ihrer treuen Kammerfrau begleitet, dorthin.

Es waren jetzt weniger Menschen da Die Domherrn sangen eben die Abendmette. Eine schöne Stimme, die rein war, wie die eines Engels, hallte im Tempel vor allen andern wieder.

Sie drang in Anna's Herz. Die Vergangenheit ging in diesem Augenblick an ihr vorüber. Es war seine Stimme, es war die ihres geliebten Retters.

Der Gesang hörte auf. Die Menge zerstreute sich, die Priester verließen ihre Bänke, um sich in das Innere des Klosters zu begeben

Ein Einziger nur blieb zurück, stand, als die Kirche fast leer war, auf, ging zum Altare, kniete nieder und betete.

Anna hatte ihn, in einem Betstuhle knieend, mit ihren Blicken verfolgt.

Ja, ja, er war es, es waren die bekannten Züge, nur männlicher, ernster. Die eifrigen Studien hatten schon einige Runzeln auf Wange und Stirn gelegt.

Bis jetzt hatte der Priester still für sich gebetet, doch plötzlich sich umwendend, seine Augen zum Himmel erhebend, fuhr er fort: „Herr erzeige mir die Gnade, das himmlische Wesen, was ich einst anbetete, zu vergessen, damit mein Geist sich ferner nur mit Dir und Deinen Werken beschäftige. Aber bevor ich sie für immer vergesse, lasse mir noch einmal ihren seligen Geist im Traumgebilde erscheinen. Möge dann Dein heiliger Wille geschehen. Amen.“

Er drehte sich um und wollte gehen.

Leise hatte sich Anna ihm genähert.

„Du, der Du meine Jugend beschütztest,“ sprach sie mit ihrer sanften Stimme, „Du, mein edler Jugendfreund, sie mich hier und gib mir Deinen Segen.“

Erblassend, erstaunend, erschreckt, starrte der Priester die reizende Frau an. Der Himmel hatte sein Flehen erhört. Sie lag in betender Stellung vor ihm auf den Stufen des Altars.

Endlich hatte er sich erholt.

Lange betrachtete er die schöne in demüthiger Stellung daliegende Gestalt.

Das war kein geistiges Wesen, sie war es selbst.

„Anna,“ rief er mit freudeverklärtem Gesichte, sich selbst und den Ort, wo er war, vergessend, „geliebte Anna, Ihr lebt? O Gott, wie danke ich Dir, daß Du mir die Gnade erzeigtest, ihr himmlisches Antlitz noch ein Mal zu sehen. Jetzt will ich ruhig von hinnen scheiden.“

Doch plötzlich verdunkelten sich seine Züge, gewaltsam unterdrückte er seine Gefühle und den Ausbruch der Liebe in seinem Herzen. Das heilige Gelübde verdrängte die zarteren, schönen, menschlichen Gefühle, der Ernst des Priesters trat an ihre Stelle.

Segnend legte er die Hand auf das Haupt der Geliebten, und, eine bittere Thräne im

Auge, sprach er: „Ich segne Dich. Glaube und bete. Amen."

Da ergriff Anna seine Hand und führte ihn zu dem Schilde.

„Hier sage ich Dir," sprach sie, auf die Schleife zeigend, „mein letztes Lebewohl. Jetzt kann ich es Dir gestehen, Du warst meine erste und einzige Liebe. Auf dieser Erde mußten wir getrennt sein, dort, wo kein Rang und kein Stand uns scheidet, werden wir uns wiedersehen, um uns nie mehr zu verlassen."

Doch sie hatte ihrer Stärke und ihrem Muthe zu viel zugetraut. Die Kräfte verließen sie, ohnmächtig sank sie in des Priesters Arme.

Sanft legte er sie in einen Lehnsessel, winkte der lauschenden Kammerfrau und schlich mit gebrochenem Herzen davon.

Anna wankte, als sie aus ihrer Ohnmacht durch die Hülfe der Dienerin und des Sakristans erwacht war, nach ihrer Herberge zurück, und zog Trauerkleider an, die sie nie wieder ablegte. An demselben Abende noch verließ sie, eben so unbekannt, wie sie gekommen war, Frauenburg.

Auch sie nahm kurze Zeit darauf den Schleier.

Mannichfaltiges.

(Ein Krüppel als Mörder.) Unlängst ist in der Umgegend von Wilna eine unerhörte Schandthat verübt worden. Ein Bettler ohne Beine, der sich viele Jahre auf seinen Holzbeinen in der Stadt herumgeschleppt hatte, ging aufs Land, um daselbst Almosen zu sammeln. Ungefähr 10 Werst von der Stadt erhielt er auf der Meierei eines wohlhabenden Szlachcicen Speisen und Nachtquartier. Er erfuhr bei dieser Gelegenheit aus einem Gespräche des Wirthes mit seiner Frau, daß ersterer am folgenden Tage mit einer Summe von 70 Rubel nach Wilna zu fahren gedenke. Am folgenden Morgen bedankte sich der Bettler bestens für die ihm gewährte Gastfreundschaft und ging dann fort. Bald darauf machte sich auch der Szlachcic auf den Weg. Da er den Bettler bald einholte, fragte er diesen, ob er nicht mit ihm fahren wollte. Natürlich wurde das Anerbieten mit Dank angenommen; es war dem Stelzfuß jedoch unmöglich, allein in den Schlitten zu steigen. Um ihm zu helfen, stand der Szlachcic auf und umfaßte ihn mit beiden Armen. In demselben Augenblick blitzte aber auch das Messer, und der Unglückliche sank mit durchschnittener Kehle zur Erde. Nachdem der Bettler ihn beraubt, humpelte er ruhig seines Weges weiter. Das Pferd kehrte mit dem Schlitten nach Hause zurück. Die erschrockene Frau schickte sofort den Knecht dem Manne nach. An der Stelle angekommen, wo der Leichnam lag, fand der Bote Blutspuren, und diese führten ihn direkt zu dem Bettler, der sich nicht einmal die Mühe gegeben hatte, sich von dem Blute zu reinigen, welches von seinen Kleidern triefte und sein Verräther wurde. Da er sich dem Knechte mit dem Messer in der Hand zur Wehr setzte, fing dieser ihn mit einer Schlinge ein und brachte ihn so nach Wilna.

(Stearinkerzen mit Arsenik.) Es kommen Stearinkerzen in den Handel, welche sich durch alabasterartige Weiße auszeichnen; diese sind mit einer nicht unerheblichen Menge Arsenik versetzt, welcher sich während des Verbrennens in Dampf verwandelt, einen knoblauchartigen Geruch verbreitet und sich an kältern Gegenständen als Giftstaub absetzt. Jede Kerze, welche auf dem Bruche ein mehr schwammiges, als krystallinisch festes Gefüge zeigt und beim Verbrennen einen schwachen weißen Rauch ausstößt, ist als verdächtig anzusehen. Jeder Apotheker kann Untersuchung anstellen.

Ein Arzt zu Heidelberg versichert, daß die Halsbräune, selbst wenn diese Krankheit den Höhepunkt erreicht hat und sich die Symptome der Erstickung zu zeigen beginnen, durch Applikation von heißem Wasser mit einem Schwamm oder Lappen auf den Hals geheilt werden könne. Das Wasser muß so heiß sein, daß es schmerzhaft für die Hand ist. Diese Applikation wird 15—30 Minuten lang fortgesetzt. Man legt dann einen eben so heißen erweichenden Umschlag von Leinsamen eine Zeit lang auf den Hals. Das Athmen wird unverzüglich bei der Applikation des heißen Wassers erleichtert. Sollten sich die Symptome wieder verschlimmern, so wird die Applikation des heißen Wassers und Aufschlags wiederholt.

Die 17. allgemeine deutsche Lehrerversammlung findet diesmal in der zweiten Hälfte der Pfingstwoche, den 4, 5. und 6. Juni in Kassel statt. Für die Hauptversammlungen sind bereits 17, für die Nebenversammlungen drei Vorträge angemeldet. Die Vorträge für die Hauptversammlungen sind die folgenden: 1) Diesterweg's Worte: Lebe im Ganzen! 2) Die berechtigten Wünsche der deutschen Volksschullehrer. 3) Durch

welche Momente vermag die Volksschule als Erziehungs-Anstalt zu wirken? 4) Was hat die deutsche Schule zu thun, um die Jugend selbständig und thatkräftig zu machen? 5) Die Gegenwart verlangt, daß der deutsche Volksschullehrer ein Schulmann werde. 6) Ist die Regulativpädagogik anzuerkennen oder zu bekämpfen? 7) Die Schule im Kampfe mit dem Leben. 8) Die Anordnung und regelmäßige Berufung von Schulsynoden ist für die Entwicklung des deutschen Schulwesens nicht nur nützlich, sondern auch nothwendig. 9) Die pädagogische Bedeutung der Volkswirthschaftslehre. 10) Die Lehre von Arbeit und Capital in der Schule. 11) Die Pflicht des Staates seine Armen zu erziehen. 12) Waisenerziehung. 13) Schule und Gesundheit. 14) Die Nothwendigkeit der organischen Verbindung des Fröbel'schen Kindergartens mit der Volksschule. 15) Hat die Schule einen besonderen Nachdruck auf die Entwickelung des Gemüths zu legen? 17) Lesen und Lectüre der Jugend. 17) Die Schule der Frauen. — In den Nebenversammlungen wird theoretisch und practisch die Tactschreibmethode dargestellt werden und werden ferner Vorträge gehalten werden über die Reform des deutschen Aufsatzes und die neuen Classiker-Ausgaben und das deutsche Lesebuch.

Der „Wes.-Ztg." schreibt man aus Berlin vom 8. März: „In der letzten Sitzung der Geographischen Gesellschaft am Sonnabend, 7. März, theilte Dr. Kersten die letzten und, wie es scheint, authentischen Nachrichten über den Tod des Barons v. d. Decken mit, in ihren Details eine grauenhafte Tragödie enthüllend, wie der Reisende von seiner Umgebung heimlich aller Widerstandsmittel beraubt worden sei, um ihn dadurch zu friedlichen Vorschlägen zu zwingen, wie sie ihn entwaffnet und gebunden hätten, vermeintlich seiner eigenen Sicherheit wegen, wie sie ihn nachher aber nicht vor den Händen seiner blutgierigen Feinde hätten schützen können. Diese hätten ihn dann, völlig wehrlos und knirschend in ohnmächtiger Wuth, nach dem Ufer des Flusses fortgeführt, wo man einige Stunden später seinen nackten Leichnam fand, mit einem Schlitz durch den Unterleib und einem Messerstiche in der Brust, aber noch nicht ganz ohne Leben, da der blutige Schaum, der vor dem Munde stand, fortfuhr, sich im Athem zu bewegen."

Vom 1. Januar bis 31. December 1867 kamen in Paris 700 Selbstmorde vor. Darunter befinden sich: verheirathete Männer 79, Wittwer 22, Junggesellen 418, Unbekannte 70, verheirathete Frauen 38, Wittwen 24, großjährige und minderjährige Jungfrauen 39, unbekannte Frauen 3, endlich 4 junge Leute und 2 Mädchen unter 16 Jahren. Im Monat April kamen die meisten Selbstmorde vor: 92, worunter 64 unverheirathete Männer, im Monat November die wenigsten: 38. Außerdem kamen 214 glücklich abgewendete Selbstmordversuche im Seinedepartement vor. Unglücksfälle ereigneten sich in Paris während des Jahres 1867 3454, in der Bannmeile 480, darunter 790 mit tödtlichem Ausgang. Ueberfahren wurden 1488 Personen, von denen 108 das Leben einbüßten. Verwundungen erhielten 1674 Personen.

Ein sehr ernster Unfall hat sich am 13. ds. Mts. Nachmittag auf der Hannover-Bremer Eisenbahn, unweit der zwischen Verden und Achim belegenen Haltstelle Langwendel, zugetragen. Als der ziemlich stark mit Auswanderern besetzte Zug, welcher Nachmittags 1/23 Uhr von Hannover nach Bremen abging, die scharfe Kurve vor der genannten Haltstelle passirte, entgleiste die Lokomotive, und zwar, da der Zug noch in rascher Fahrt war, so unglücklich, daß sie die Böschung hinab in den Graben stürzte. Dabei schob sich der Tender auf die Lokomotive hinauf und quetschte den Maschinisten und den Heizer derart, daß der eine sofort todt war, der andere tödtlich verwundet wurde. Der Beiwagen, welcher zunächst folgte, so wie ein Packwagen, der Postwagen und ein Wagen zweiter Klasse entgleisten ebenfalls, stürzten jedoch nicht um, sondern blieben, da die Kette riß, in seitwärts geneigter Lage auf der Bahn stehen. Durch den Stoß erhielt der im Postwagen beschäftigte Postkondukteur eine Kontusion am Kopf und wurde ihm die Schulter verrenkt. Die Passagie kamen mit dem bloßem Schrecken davon.

Dieser Tage ließ sich ein Komponist Rossini vorstellen. Der Maestro empfängt ihn sehr freundlich und bittet ihn, er möge ihm eine seiner Kompositionen vorspielen. Der Besucher setzt sich ans Klavier, klappert herum, spielt so zu sagen mit Händen und Füßen, Augen und Nase und hört endlich ganz erschöpft auf. „Was ist das?" fragt Rossini. — „Ein Trauermarsch, welchen ich auf den Tod Meyerbeer's komponirt habe. Wie finden Sie ihn, Maestro?" — Nicht übel, nur wäre es besser gewesen, daß Sie gestorben wären und dann Meyerbeer einen Marsch komponirt hätte."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drexler'schen Hause.)

Francönia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 24. Sonntag, den 22. März. 1868.

Selbstliebe.

Lieb' deinen Nächsten so wie dich
Und liebe dich mehr wie dein Leben!
Lieb' du dein gutes, bess'res Ich,
Das Edle, das in dich gegeben.

Daß du dich liebst mit Recht und Fug;
Es sei dein stetes, höchstes Trachten!
Das ist des Menschen größter Fluch,
Wenn er sich selber muß verachten.

Räthsel der Natur.

Original-Novelle aus den Zeiten der Katharina v. Medicis.

1.

Eine hohe, jungfräuliche Gestalt lehnte in einem der prachtvollsten Säle des Louvre an einem marmornen Pfeilertisch, ihr schwarzes Flammenauge haftete unverwandt auf dem riesigen Spiegel, welcher mit gewissenhafter Treue nicht allein ihr blendendes Antlitz, sondern auch eine Gruppe wiederstrahlte, die das einzige Augenmerk der regungslosen Schönen zu sein schien.

Es war jener verhängnißvolle Abend, an welchem der junge König Heinrich von Navarra, eben verlobt mit Margarethen von Valois, die Glückwünsche der Großen Frankreichs empfing. Unter einem prächtigen Thronhimmel, auf goldenem Lehnstuhl, bedeckt von Diamanten, thronte der Schrecken ihres Jahrhunderts, Katharina von Medicis; ihr halbgeschlossenes Auge schoß lüsterne Blicke in dem bunten Kreis umher — ob lüstern nach Liebeslust oder Blut, vermochten selbst ihre Begünstigten nicht zu unterscheiden. An ihrer linken Seite strahlte die jugendliche Margarethe im vollen Glanz der üppigsten Reize, die sie zur schönsten Frau Frankreichs machten. Kein Blick auf den erlauchten Verlobten verrieth das süße, schaamerröthende Entzücken der beglückten Braut, wohl aber schlug eine rasche, verrätherische Flamme in dem dunklen Auge empor, wenn es auf den Herzog von Guise, den schönen Geliebten, traf, der ihr zur Seite, in ihrem Anblick versunken, stand. Rechts von der Königin Mutter saß die sanfte Elisabeth, die unglückliche Gattin des blutbefleckten Karls IX., und hinter Margarethens Lehnstuhl, nachlässig an einer Säule des Throns gelehnt, stand der junge Heinrich, in dessen kräftiger Hand einst Frankreich's Schicksal ruhen sollte. Vergebens suchte man in seinen scharfen, abgeschlossenen Zügen nach einem Abglanz seines Innern; zuweilen nur schoß sein Falkenblick wie ein Blitz über die Versammlung hin und sank dann wieder kalt auf den schönen Nacken seiner stolzen Braut zurück, dessen Form ihn sehr zu beschäftigen schien. König Karl, ermüdet von den Feierlichkeiten des verflossenen Tages, hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen.

In näheren und weiteren Kreisen umzog diese Gruppe der glanzvollste und sittenloseste Hof Europa's; ein Meer von Licht, tausendfach wiederstrahlend aus buhlerischen Augen und kalten Steinen, ergoß Tageshelle durch den Saal, und keinen Winkel gab es, in den sich ein lichtscheuer Gedanke zu flüchten vermochte, als das tief innerste Herz des Herzens, denn selbst auf der Stirne, im leisesten Lächeln, im höheren Roth der Wange fand ihn Katharinens Späherauge aus. Nur die ernsten Mienen der anwesenden Hugenotten-Häupter, mit Ausnahme Coligny's, wollten sich nicht erheitern, alle diese Pracht blendete ihren klaren Blick nicht und schlecht verhehlte Sorge lagerte um ihre festverschlossenen Lippen. Das Flüstern in der Nähe der Königin war nach und nach zum lautern, lachenden Gespräch geworden, und lange schon stand an dem andern Ende des marmornen Pfeilertisches eine reich gekleidete junge Dame, ohne daß sich deßhalb die früher erwähnte hohe Gestalt aus ihrer Stelle rückte, oder die Anwesenheit der Zweiten zu bemerken schien. Ein sanfter Schlag auf ihre blendende Schulter rief endlich die abwesenden Geister in die schöne Hülle zurück; beleidigt und verwundert wandte sie das Haupt.

„Ei, Mademoiselle Alice," tönte eine feine Stimme ihr entgegen, „haben Euch Eure eige-

nen Reize den Kopf verdreht, wie weiland dem Monsieur Narcissus? Wie lange denkt Ihr wohl noch die Statue hier zu spielen? Freilich, die Rosen von Diamanten kleiden Euch allerliebst, und der lichtblaue Sammet, der Eure Formen umfließt, hat eine wundervolle Farbe!"

„O nicht doch," lachte die kleine Blondine, welche an dem andern Ende des Tischchens lehnte, „Mademoiselle d'Aumont stand nicht in die eigene Bewunderung so versunken, darauf wette ich meine neue Kette aus Venedig; sie hat nur die Ritter im Spiegel gemustert, denen die Spröde von Angesicht zu Angesicht keinen Blick gönnt."

„Es wäre möglich, Mademoiselle Latournerai, daß Ihr Euch Beide irrtet," entgegnete mit stolzer Kälte Alice d'Aumont, das schöne Haupt in den Nacken werfend, „und daß mir weder meine eigenen Reize, noch die goldenen Puppen, die uns umgeben, der Mühe werth schienen, zehn Minuten vor dem Spiegel zu verträumen. Tretet etwas näher und leset was hier auf der Fläche des Spiegelglases eingegraben steht, und wenn Euch die Lösung dieses Räthsels nicht eben so fest bannt wie mich, so sollt Ihr Beide Recht haben mit Euren thörichten Beschuldigungen."

Neugierig bogen sich die Köpfchen der Lauscherinnen vorwärts und sie lasen nicht ohne Mühe die Züge, welche eine kühne Hand hier eingegraben.

Ach, liebend und geliebt, und dennoch ewig hassend,
Lebendig todt, verdammt — und nicht das Leben lassend!
Entfliehen wo sie folgt, und folgen wo sie flieht,
Vergeh'n vor bitterm Schmerz, wo sie mein Aug' nicht sieht,
Vergeh'n in Höllenpein, wo dieses Aug' mich trifft,
Ist tausendfacher Tod — ist aller Gifte Gift! —

Lange starrten die drei Jungfrauen auf die räthselhaften Worte, deren Sinn sie vergebens zu entwirren strebten. Das Lächeln in ihren Zügen war ernstem Sinnen gewichen. Endlich brach Demoiselle Latournerai das Schweigen, sich rasch nach Alicen wendend.

„Ihr hattet Recht, Mademoiselle d'Aumont, diese seltsamen Verse könnten mich wohl auch ein Viertelstündchen hier fesseln! Von wem mögen sie sein?"

„Ja, von wem?" fragte Mademoiselle de Sauvage mit dem feinen Stimmchen, „von wem? — das läßt mich acht Nächte nicht schlafen! — Nun, Mademoiselle de Latournerai, die Königin preist ja so oft Euren Scharfsinn, beweist ihn jetzt, rathet unter diesen stattlichen Cavalieren denjenigen heraus, der so aussieht, als trage er alle Martern der Hölle mit sich herum, das wäre eine hübsche Aufgabe für ein so kluges Köpfchen wie das Eure. Was meint denn Ihr dazu, Mademoiselle Alice?"

Alice antwortete nicht, ihr Blick hing starr an dem Spiegel, zwei dunkle Augen hatten die ihrigen getroffen, sie brannten bis ins Herz hinein, Liebe, Schmerz, Wuth und stummer Vorwurf strahlten aus diesem einen Blick, die Lösung des Räthsels flammte vor der Geblendeten auf, sie wußte nun, von wem die Verse kamen und wem sie galten; doch dieser Blitz, der eine Secunde geleuchtet, hinterließ um so dichteres Dunkel — sie sah sich in einem Labyrinth ohne Pfad und Ausgang.

Verwundert blickten die leichtsinnigen Hoffräulein zu ihr empor, vergebens suchten sie Rede und Antwort zu erhaschen, sie schienen gänzlich von der stolzen d'Aumont vergessen, und der Lärm des allgemeinen Aufstandes, den die plötzliche Entfernung der Königin veranlaßte, verschlang einige bittere Bemerkungen der Gereizten, welche eilend an Alicen vorüberflogen.

2.

„Villeroy," flüsterte der junge Heinrich, sich vertraulich auf den Arm eines schlanken hugenottischen Edelmannes lehnend, der zu seiner nächsten Umgebung gehörte, „Villeroy, laß uns hier stehen und die Schönheiten mustern, die meine edle Schwiegermutter als Lockspeise ausgestellt, Ventre Saint gris, sie hat Geschmack."

In einem Fensterbogen standen die beiden jungen Männer und ließen den langen Zug der Edeldamen vorübergleiten.

„Welche Lippen — welche Augen — was für ein wundervoller Nacken" — lispelte Heinrich zuweilen, und sein großes, geistreiches Auge funkelte — „wahrlich, mein Schwager Karl hat zu rechter Zeit einen seiner wunderlichen Anfälle bekommen, um mich von dem lästigen Ceremoniel zu erlösen, das mich diesen langen Tag in eisernen Banden hielt. Die zärtliche Mutter spielt nun ihre Rolle bei dem verrückten Sohn, und läßt dafür ihr neues Schooßkind, Heinrich, auf einige Minuten aus den Augen! Ha, siehst Du diese üppige Blondine? was für Locken!"

„Nattern," flüsterte Villeroy, „giftvolle Nattern; wendet den Blick, gnädigster Herr, wendet den Blick, mir ekelt vor diesen plumpverdeckten Schlingen!"

Heinrich schwieg; doch plötzlich zuckte sein Arm, er zog den Hugenotten fester an sich und stammelte:

„Sieh, sieh, wer ist das Fräulein in dem lichtblauen Sammet, Locken wie die Nacht, Augen wie die Sonnen, die Gestalt so hoch und stolz, eine Pallas Athene, ha, und welche Kälte, welche Reinheit liegt auf dieser Stirne von Elfenbein; sie kann nicht lange hier am Hofe sein, ich müßte nie ein Weib gekannt haben, oder

diese Lippen sind noch nicht vergiftet! Wer ist sie?"

Fast hörbar schlug Villeroys Herz am Arm des jungen Fürsten, er antwortete nicht und Heinrich war mit der Erscheinung so beschäftigt, daß er sein Stillschweigen nicht beachtete. Wie magnetisch schien sein Blick gebannt.

„Erwarte mich hier", befahl er endlich, und schnell war er verschwunden, der Enteilenden aus dem Saale folgend. Leichenblaß starrte Villeroy dem feurigen Gebieter nach; seine Zähne schlugen klappernd aneinander, sein tiefliegendes Auge blitzte und der Saal lag längst verödet und schweigend vor ihm, ehe Leben in seine regungslose Gestalt kam.

Ungeduldig maß er nun die glänzenden Parquets und warf sich endlich, gleichsam die höchste Gewalt verhöhnend, nachlässig auf den prächtigen Thronsessel der entschwundenen Königin. Minute auf Minute entfloh; Heinrich kehrte nicht zurück. Villeroy blieb lange mit seiner Wuth und seinem Schmerze allein.

Jetzt vernimmt er Tritte; er springt auf und zieht sich hinter die Damast-Gardine eines Fensterbogens zurück, denn es sind nicht Heinrichs Schritte allein, die sein scharfes Ohr zu unterscheiden glaubt, das Rauschen eines seidenen Gewandes wogt durch den Saal, angstvolle Athemzüge säuseln in der Luft, es ist die Gazelle, die mit flüchtigem Fuß dem gierigen Jäger enteilt.

„Schöne Dame, Ihr seid so eilig als grausam, haltet endlich Stand, daß mich der Blick Eures Feurauges mit dem Starrsinn dieses schönen Köpfchens versöhne; hier ist alles leer, kein Lauscher nahe und Heinrich von Navarra darf seinen Gefühlen Worte leihen", flüsterte der junge König hörbar genug, der Eilenden auf dem Fuß folgend

„Entwürdigt nicht Euch und mich", sprach mit dem vollen Klang ihrer melodischen Stimme Alice, hoch aufgerichtet in Mitte des Saales stehen bleibend, „Eure Sprache ist mir fremd und gefällt mir nicht; richtet sie an Diejenige, die ein Recht hat sie zu hören."

„So ernst," lachte Heinrich, „so finster die Stirn einer Dame d'atour meiner weichherzigen Schwiegermutter? Seit wann seid Ihr denn an diesem Hof?"

„Seit vier Monden, Sire."

„Vier Monde mitten in der Pest," rief der König, indem er staunend die Hände faltete, „und solltet noch gesund sein an Herz und Seele? Ha, ha, ha! Nein, Dame, Ihr seid klug, kennt Euren Weg und wollt gesucht sein, denn allzuleichten Kaufes wird die schönste Waare reizlos. Das ist pikant, gefällt mir. Ventre Saint gris, es entzückt mich!"

Seine Arme breiteten sich aus, sein großes Auge brannte auf Alicens weißen Schultern und mit keckem Schritt trat er näher, sie zu umfangen.

„Zurück, Sire," rief das Mädchen und dunkle Gluth lagerte sich auf Stirne und Wangen, „Beschimpfung weiß Alice d'Aumont selbst an einem König zu rächen, wäre es auch nur durch Verachtung."

„Verachtung," brauste Heinrich, „kühne Dame, Ihr wählt Eure Worte schlecht für Heinrich von Navarras Ohr! Nur der Mund einer Frau darf sich zu solchem Ton öffnen! Was treibt Euch denn aus den Zimmern der Königin zurück in diese jetzt öden Hallen, wenn es nicht der Wunsch war hier unbelauscht gesucht und gefunden zu werden?"

„Ein Auftrag meiner Herrin, den ich bitte mich ungestört vollziehen zu lassen." Mit diesen Worten schritt Alice finsteren Auges den Saal entlang bis zu dem Thronsessel, bückte sich, wie suchend, auf den prächtigen Teppich der Stufen und ließ den jungen König, ihm den Rücken wendend, in der Halle allein.

Einen langen Blick warf Heinrich noch auf die reizende Gestalt, dann spielte ein höhnisches Lächeln um seine Lippen, mit geringschätzigem Achselzucken wandte er sich und eilte stolz dem Ausgang zu.

Der Saal war leer; Alice suchte mit stets sich mehrender Aengstlichkeit, ließ sich endlich auf ein Knie nieder und griff mit den weißen Händen tastend auf dem Boden umher.

Heinrichs Tritte im Korridor waren verhallt; krampfhaft schlug das Herz in Villeroy's Brust; auf seinem Gesicht drückte sich der heftige Kampf aus; jetzt trat er aus dem Fensterbogen; Alice wandte sich mit einem erschrockenen Blick nach dem Störer und mit den leisen Ruf: Villeroy! sank sie bleich auf die Stufen nieder. Er näherte sich ihr, sein Leben trat in's Auge, seine Seele auf die Lippen; er zog die Zitternde empor und flüsterte: „Alice — wie liebe ich Dich!"

„Mein Gott! mein Gott!" stammelte das Mädchen in athemlosen Entzücken und ihre Augen erhoben sich, in Thränen schwimmend, zu dem schönen, bleichen Mann.

Lange standen sie so, im stummen Anschauen versunken; Villeroy, entsetzt, über das Wort das er gesprochen, Alice betäubt von einem Glück, das die glühendsten Wünsche ihrer Seele so lange fruchtlos verfolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Millionenbier.) Herr Bierbrauer G. Bücher in Wiesbaden hat kürzlich in seiner Brauerei sehr kostbar geheizt. Von Staatswegen erhielt er an 3 Millionen nassauische eingelöste Coupons, welche in Gegenwart einiger Revisionsräthe unter dem Maischkessel verbrannt wurden. Drei Stunden lang heizte die Bücher'sche Brauerei mit dem kostbaren Material, und drei Pfannen wurden ohne jede Zuthat von Kohle vollständig mit nassauischem Papiergeld abgesotten.

(Südamerikanische Patriarchen). Am 1. Januar starb Damisio Alves de Moraes im Alter von 110 Jahren. Er hatte sich bei Lebzeiten einer reichlichen Nachkommenschaft zu erfreuen, welche aus 8 Söhnen, 82 Enkeln, 65 Urenkeln und 6 Ur-Urenkeln bestand. Von diesen leben noch 6 Söhne, 47 Enkel, 48 Urenkel und 5 Ur-Urenkel, welche sämmtlich Farmer in der Umgebung von Carno da Christina sind. Gaspar Jao de Moraes, ein Bruder des Verschiedenen, zählt bereits 113 Lebensjahre, wohnt auf derselben Fazenda und erfreut sich einer rüstigen Gesundheit. Auch er besitzt eine zahlreiche direkte Nachkommenschaft, welche ursprünglich aus 11 Söhnen, 95 Enkeln und 24 Urenkeln bestand, von denen aber nur noch 7 Söhne, 48 Enkel und 20 Urenkel am Leben sind. Er rühmt sich mit einem gewissen Stolze, niemals während seines ganzen Lebens zu Pferde gesessen zu haben, niemals Schläge ausgetheilt oder empfangen zu haben oder verklagt worden zu sein und nie ein Zeugniß vor einem Gerichtshofe abgelegt zu haben.

Ueber eine am 13. d. in München abgehaltene Probe mit einer neuen Löschmaschine (sog. Extinkteur) schreibt die „Südd. Presse:“ „Ein riesiger Holzstoß von allen möglichen brennbaren Stoffen zusammengetragen und reichlich mit Theer getränkt, harrte der Flamme. Der Stoß wurde angezündet und loderte bald in hellen Flammen auf. Zwei Mitglieder der Feuerwehr nahmen darauf die Maschine auf den Rücken, und löschten in unglaublich kurzer Zeit den starken Brand vollständig, so daß die Leistungsfähigkeit der Erfindung, namentlich bei beginnenden Bränden, die noch kleinere Dimensionen haben, auf das Glänzendste zu Tag trat. Der Extinkteur — im Grunde genommen eine vergrößerte Liebig'sche Flasche zur Erzeugung von kohlensaurem Wasser — wird ähnlich wie die genannten Liebig'schen Apparate und mit demselben Material geladen und einfach zum Gebrauch hingestellt. Die Füllung soll sich Jahre lang halten. Beim Gebrauch schleudert der unter dem großen Druck der entwickelnten Gase stehende Extinkteur seinen Inhalt — kohlensaures Wasser — in einem dünnen Strahl mit großer Gewalt in die Flamme, und es wird versichert, daß kein Feuer, sei es, auch von Stoffen, wie z. B. Petroleum, Theer ꝛc. genährt, dem Strahl des Extinkteur auf die Dauer widerstehen könne.

(Ein originelles Militärbefreiungsgesuch.) Dieser Tage wurde bei der betreffenden Behörde in Wien ein Bittgesuch um die Befreiuung vom Militär eingereicht, das als höchst komisches Curiosum der Veröffentlichung werth ist. Das Gesuch lautet: 1) Ich Franz und sie Martha O . . . ., Eheleute mit Tisch und Bett, kümmerliche Sorgen und 7 erzeugte Kinder in der Ehe belastet, wobei bemerkt wird 4 Buben und 3 Mädchen, 38 Jahre als getreue Unterthanen bei den theuren Zeiten in einem fort eheliche Treue gepflogen. 2) Ich als väterlicher Ehemann 57 Jahre lang geboren, dabei immer mühselig und nicht mehr im Stande, meine Arbeitsamkeit zu erzwecken. 3) Und die weibliche Mutter Theresia detto, welche mit obigen 7 Kindern vor Altersschwachheiten zittert, wovon 4 Kinder am Leben sin, 2 Buben und 2 Mädchen. (Wonach bemerkt wird mit zwei liegenden Todtenscheine zur Gemäß der Wahrheit, wo erster Sohn Johann als Rentirungsdepartementsbediensteter mit 22jährig entkräfteten Unterleibsorganen bitterlichen Spitaltod für das hohe Vaterland sich nothdürftig unterzogen hat.) 4) Im Jahre 1850 haben wir unsern zweiten Sohn Stephan gestorben, welcher als Gemeiner dieß irdene Jammerthal mit demokratischen Blessuren fluchwürdiger Weise verlassen hat, wogegen 5) ein fortlaufender Sohn Nr. 3, welcher auf den Namen Zacharias hört und taubstumm ist, wegen heilloser Magenschwäche und tobsüchtigem Athem bereits als tödtlicher Hausgenosse in miserablen Betracht zu ziehen kommt. 6) Nur ist unser bisher letzter Sohn Simon, obwohl von Jugend auf mit einem frommen, tugendhaften Lebenswandel angethan, zu berittener Kavallerie nummerirt, wo unterschiedliche Zügellosigkeiten losgehen. 7) Daher bitten wir täglich segensreich, daß unseres zwangsweise reitenden Simon nicht zu Schanden werden möge, weil selber als letztes mannbares Erzeugniß in der Wirthschaft unentbehrlich anzusehen ist, und verbleiben in ergebungsvoller Armseligkeit Eines wohlallerhöchsten Reskripts

N. N.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drechsler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 25. Donnerstag, den 26. März. 1868.

Räthsel der Natur.

Original-Novelle aus den Zeiten der Katharina v. Medicis.

(Fortsetzung.)

Alice d'Aumont war eine reiche Waise. Bei einem ländlichen Mahl, welches ihre ehrsüchtige Tante auf ihrem Schloß der Königin gab, war diese weltkluge Frau überrascht von der Schönheit der blühenden Jungfrau, mehr aber noch von dem kühnen Geist, der aus ihrem dunkel beschatteten Auge sprach. Solche Erscheinungen waren es, deren ihre verrätherische Politik sich oft bediente; eine Viertelstunde reichte hin, um ihren Entschluß zu bestimmen. Alice wurde dem stillen Asyl entrückt, mit Gnaden überhäuft an den Hof gezogen, zur Dame d'atour ernannt und Katharina gewahrte mit Befriedigung, wie sicher und gewandt sich das junge Mädchen in ihrer neuen Stellung bewegte. Selbst die Kälte, welche sie ihrem flammenden Verehrer zeigte, fand die Königin bezaubernd; sie machte die seltene Blume um so begehrenswerther, vertausendfachte ihre Reize und erhob sie hoch über die gefeiertsten Schönen des Hofes. Zu wichtigen Zwecken sie bewahrend, getraute sich Katharina von Medicis Schlauheit genug zu, um zur rechten Zeit ihr Opfer dazu gebrauchen zu können, wozu sie es bestimmt.

Leonce de Villeroy, Waise wie Alice, Hugenotte, eben nicht reich, aber wohlhabend, und sehr geliebt von dem jungen Heinrich, verkehrte, ein finsteres, stilles Räthsel, bald an dem Hof der Medicis, bald in den Sälen der geistreichen Königin Johanna, Heinrichs Mutter. Von hoher Tapferkeit und unerschütterlicher Liebe für seinen jungen Gebieter beseelt, war er beiden Parteien wichtig und sah sich überall schonend behandelt. In dem blühenden Mannesalter von dreißig Jahren, hoch, schön, ernst und unzugänglich, hielt er sich entfernt von den Galanterieen der meisten Ritter der damaligen Zeit; Katharina sah ihre glänzendsten Fräuleins vergebens die sonst so erfolgreichen Künste verschwenden, um in die Geheimnisse seines Innern zu dringen; dies Herz war unbezwinglich und, leichtere Siege verfolgend, überließ man bald den „steinernen Ketzer" seiner Einsamkeit und beachtete ihn nicht weiter.

Dieser Mann war es, der in Alicens Seele schon bei dem ersten Anblick ein Gefühl entzündet, welches um so mächtiger ward, je mehr es das erschrockene Mädchen tief in die Brust verschloß. Ihre Augen suchten und fanden sich oft; die Ahnung, daß diese Marmorstatue lieben könne, beschlich unter seinen glühenden Blicken ihr Herz, doch seine Lippen blieben stumm. Ihre Thränen flossen in einsamen Nächten, ihre Wangen verbleichten, sie sah sich geflohen und gesucht, angezogen und abgestoßen, ohne Hoffnung trieb sie auf einem Meer von bangen Zweifeln — doch ihre Stirn blieb ruhig, ihr Auge kalt und ihrer Umgebung verbarg die starke Seele den Kampf, der in dem frivolen Kreis der sie umgab nur Lachen und Spott erzeugt hätte. Auch heute wieder bot ihr das geheimnißvolle Räthsel auf dem Spiegel neue Pein, neue finstere Zweifel, und jetzt stand sie vor ihm, das Auge versenkend in das seine, die gefalteten Hände in seiner bebenden Rechten und die Worte: „Alice, wie liebe ich Dich," klangen der Erstarrten wie Traumgeflüster; sie wagte keine Bewegung, sie fürchtete, der nächste Augenblick sei bestimmt, die geliebte Gestalt vor ihr in Nebel aufzulösen.

Ein tiefer Seufzer, ein glühender Athemzug, der jetzt über ihre reine Stirne hinsäuselte, unterbrach die Stille, durch welche man nur das krankhafte Pochen zweier Herzen und das leise Knistern der Lichter im Saal gehört hatte.

Der Traum entfloh nicht, denn noch einmal sprach er, aber inniger, tiefer, in unbeschreiblichem Wohllaut:

„Ja, Alice, ich liebe Dich — mein Leben ist ein Hauch, der an Deiner Lippe hängt, ich werfe es von mir, wenn Du mich verwirfst."

„O warum — warum denn alle diese Qualen?" flüsterte Alice in süßer Hingebung, und ihr schönes Haupt sank an seine Schulter. Da schlang er die Arme fest um den schlanken Leib, seine Lippen suchten die überströmenden Augen der Geliebten und mit wahnsinniger Wuth preßte er die Heißbegehrte an die bebende Brust.

Mit einem lauten Schrei fuhr Alice zurück — beide Hände auf den wogenden Busen drückend. Todtenblässe bedeckte ihre Züge, ein heftiger Schmerz zuckte um ihre Lippen.

„Was ist Dir?" stammelte Villeroy bestürzt, „welche Anwandlung?"

„Es ist nichts — nichts," lächelte Alice gezwungen, „hier auf Deiner Brust — ein harter Gegenstand, vielleicht die Kette, verursachte mir einen augenblicklichen Schmerz — es ist schon vorüber!" —

Dunkle Röthe lagerte auf Villeroy's Stirne. Er schien herabgestürzt aus seinen Himmeln; langsam, wie aus einem Traum erwachend, legte er die Hand über die Augen und rief finster:

„Weh bereite ich denen, die mich lieben, und ein feindlicher Geist vergiftet jeden Freudenbecher, den meine Lippen berühren! — Armer Engel, warum mußt Du mich lieben!" —

Alice, den stechenden Schmerz bezwingend, der ihre zarte Brust berührt, blickte bestürzt und erschrocken zu ihm auf und auch ihre Seele, gewaltsam aus dem süßen Taumel geweckt, kehrte allmälich in die Wirklichkeit zurück.

„Mein Gott, mein Auftrag!" rief sie jetzt verwirrt, „ich vergaß Alles — Alles!" — und sich wieder zum Teppich niederbeugend, begann sie die früher unterbrochene Beschäftigung auf's Neue. —

„Welch ein Auftrag führt Euch denn hierher, süße Alice?" frug Villeroy sanfter, indem er näher trat und sich zu der Suchenden herabneigte.

„Ach, es ist etwas höchst Seltsames," lispelte das Mädchen, ihr Auge zu ihm erhebend, „ich sollte es eigentlich nicht verrathen, aber Euch, Villeroy, habe ich ja nichts mehr zu verbergen, seitdem ich mein Geheimniß so rücksichtslos entschleiert."

Sie ließ sich nun anmuthig auf den Stufen nieder und fuhr geheimnißvoll fort:

„Ihr wißt, die Königin ist stets mit ernsten Dingen beschäftigt, die ihren Geist für das gewöhnliche Treiben so zerstreuen, daß sie oft bei ihrer Toilette gänzlich abwesend ist. Dabei aber hat sie viel Eigensinn und verrichtet manche Arbeit selbst, die ihren Damen zusteht. So z. B. befestigt sie Ketten, Spangen, Agraffen und derlei Dinge gewöhnlich mit eigener Hand — und schlecht. Vor drei Monden verlor sie eines Abends ein kostbares Armband von Diamanten, neulich eine Busenschleife mit einem Rubin von unschätzbarem Werthe, und diese Gegenstände waren und sind spurlos verschwunden. Vergebens blieben alle Nachforschungen; einem Diener traut sie den Muth nicht zu, sich solcher Kostbarkeiten zu bemächtigen, die ihn früher oder später durch ihren Werth verrathen müssen; sie verbot uns schon nach dem letzten Verlust strenge, desselben am Hofe zu erwähnen, und mir scheint — hier neigte Alice sich näher zu ihm und flüsterte kaum hörbar — sie hat Verdacht auf jenen furchtbaren Italiener, der ihr so nahe steht, daß sie es nicht einmal wagen darf, diesem Argwohn Worte zu geben."

„Nicht möglich!" stammelte Villeroy entsetzt.

„Gewiß, gewiß," versicherte Alice, ich habe sie durchschaut. Kaum trat sie vorhin in ihre Zimmer, um sich der lästigen Pracht zu entledigen, ehe sie zu dem Kabinet des erkrankten König eilte, so sah ich sie, einen Blick in den Spiegel werfend, erblassen. Sie faßte sich jedoch schnell, zog mich in eine Ecke und sprach: „Alice, Du kannst schweigen, davon habe ich mich überzeugt; sieh, sieh, an meiner Krone fehlt der Reichsapfel auf der Spitze, es sind Krondiamanten, ich muß ihn wieder haben. Sei vorsichtig, eile nach dem Saal, hüte mit Deinem Blick den Thron, bis alle Zeugen fern sind. Ich erinnere mich, daß ich in dem Augenblick, da ich mich erhob, ein schwaches Klirren auf dem Teppich vernahm, doch beachtete ich das geringfügige Geräusch nicht. Sobald Du Dich allein siehst, durchsuche die Estrade, das Juwel muß dort sein!" — Ich flog hierher — doch Heinrich von Navarra harrte meiner Rückkehr im Corridor — horch, still, Tritte —"

Sie hielt athemlos inne und horchte hoch auf — Villeroy sprang empor. Hastig ergriff sie seine Hand, lispelte: „Man naht — hinweg um Gotteswillen, morgen — morgen!" — und bückte sich wieder zu dem Teppich nieder; Villeroy eilte durch den nächsten Ausgang hinweg, und sein Tritt war noch nicht verklungen, als Katharina von Medicis durch die entgegengesetzte Thür hereinrauschte und mit raschem Schritt zu dem hocherglühten Mädchen eilte.

„Hast Du gefunden?" frug die Königin mit kaum verhaltener Angst.

„Nichts!" entgegnete Alice, ihr Geschäft emsig verfolgend. Katharina stieg selbst die Stufen hinan, warf das Falkenauge suchend umher und rief vor Zorn bebend:

„Unmöglich, unglaublich! hier müßte er sein!" — Doch vergeblich waren alle Bemühungen, der Reichsapfel blieb verschwunden. Mehrere Diener eilten in den Saal, die Lichter zu verlöschen, die Königin faßte den Arm ihrer Dame und flüsterte, sie hinwegziehend:

„Komm, komm, es ist umsonst, dieß Kleinod ist zu meinen übrigen Juwelen gewandert, und mir bleibt nichts übrig, als den Verlust so lange zu verbergen, bis es mir möglich ist, ihn zu ersetzen.

Schweigend schritten nun die beiden Frauen, jede den Flug ihrer Gedanken verfolgend, die Corridors entlang, und Alice athmete tief auf,

als endlich die Kabinetsthüre hinter ihnen zufiel und Katharina mit finsterer Stimme in einen Stuhl sank.

Lange stand sie, die weiteren Befehle ihrer Gebieterin erwartend, diese aber schien sie nicht zu bemerken. Tiefe Stille herrschte um sie her, und Alice horchte schon wieder auf das süße Flüstern ihres pochenden Herzens, als die Königin plötzlich das Haupt erhob und mit einem durchdringenden Blick fragte:

„Du hattest eine Unterredung mit Heinrich von Navarra und später mit seinem Cavalier Villeroy?"

Alice zuckte zusammen und stand stumm.

„Sei nicht kindisch," lächelte Katharina, „auch Deine Stunde wird und soll schlagen; Du weißt, ich liebe Dich wie eine Mutter und gönne Deinen Maitagen gern ihre Blüthen! Was sprach Heinrich?"

„Ew. Majestät!" flehte Alice.

„Nun, nur heraus damit, ich zürne weder ihm noch Dir! Er liebt seine junge Gattin nicht und soll sie nicht lieben. Ich könnte Margarethen hassen, wenn sie irgend eine Schwäche für ihn zeigte! Königskinder verbindet man nicht, daß sie sich fein bürgerlich anbeten sollen. Aber — bei diesen Worten faßte sie die weiche Hand der Jungfrau und zog sie schmeichelnd zu sich, den Arm um ihren schlanken Leib zu legen — diejenige meiner Damen, welche sich in sein Herz stiehlt, werde ich zärtlich wie die eigene Tochter an der Brust hegen, denn das Herz dieses Mannes ist ein finsterer Abgrund, der sich zum Wohl Frankreichs und meiner Kinder meinem Auge lichten soll! Fühlst, verstehst Du die Bedeutung meiner Worte?"

„Ich wage es nicht, sie zu verstehen!" stammelte Alice gesenkten Blickes.

Mit widerlich höhnischem Lachen rief die Königin: „Wage immer mein Täubchen — Du sollst mich verstehen. Heinrich verfolgte Dich, Villeroy sprach für seinen Herrn, denn der steinerne Ketzer spricht nie für sich selbst — was ist dabei!" Ernst werdend, fuhr sie mit einem furchtbaren Blick fort: „Du wirst den jungen König beschäftigen, sei es durch Widerstand oder Hingebung, wie Du es nach Deinem Geschmack findest — sechs Tage lang nur, aber so beschäftigen, daß er keinen Blick für das hat, was am Hofe vorbereitet wird. Ich fordere Deinen Dienst nur für diese Zeit, behagt Dir das Spiel nicht, so endest Du es dann; doch, es wird Dir behagen, mit Königssöhnen tändelt es sich recht anmuthig, und Dein stolzes Auge bestimmt Dich dazu, solch eine Marionette zu dirigiren. Ich habe Dich an diesen glänzenden Hof, in meine Nähe verpflanzt, weil ich gewiß bin, mich von Dir verstanden zu sehen, wo es Geist, Kühnheit und festen Willen gilt; Dein Schicksal liegt nun in Deiner eignen Hand, entscheide ob Du meine Lieblingsdame bleiben oder Paris noch in dieser Nacht verlassen willst."

„Paris verlassen?" rief Alice entsetzt, jetzt, jetzt wo —" sie hielt erschrocken inne, das Geheimniß, das eben entschlüpfen wollte, trat scheu in die bewegte Brust zurück, und nach einer Pause augenblicklichen Schweigens drückte sie die Rechte der Königin Mutter an die Lippen und sprach entschlossen:

„Ich werde versuchen, mich des beglückenden Wortes, das Ihr eben spracht, würdig zu machen."

„Das erwarte ich!" lächelte Katharina befriedigt, „ich wußte, daß ich mich in Dir nicht täuschen könne."

Nach ihrer Toilette eilend nahm sie ein Medaillon, welches ihr Bild in einer Carmoisirung funkelnder Solitairs enthielt, befestigte es an Alicens Brust, küßte sie auf die Stirn und sprach:

„Dieß mein erstes Geschenk; wenn Du klug bist, wenn Alles so kommt, wie ich hoffe — eine Flamme schlug hier in ihrem Auge auf, vor deren Leuchten Alice entsetzt zusammenfuhr — so sollst Du in wenig Tagen erfahren, daß die Freigebigkeit Deiner Gebieterin gleichen Schritt mit ihrer Macht hält."

Verabschiedend winkte sie mit der Hand, die Jungfrau eilte aus dem Gemache, dessen Boden für Sie zum glühenden Sand Arabiens geworden war, und drückte sie tiefaufathmend in eine Ecke des Corridors, als sie Männertritte vernahm.

Zwei vermummte Gestalten, mit Sammetmasken vor dem Gesicht, streiften an ihr vorüber.

„Es ist bald Mitternacht," sprach der eine Verlarvte, „und Katharina wird ungeduldig werden!"

„Ei, mag sie," entgegnete der Andere, „sie hat uns auch lang genug auf ihren Entschluß warten lassen."

Damit eilten sie den Gang entlang und verschwanden im Vorzimmer der königlichen Gemächer.

Alice hatte die Stimmen erkannt, es waren die Herzöge von Guise und d'Aumale, beide Todfeinde Coligny's und der Hugenotten; ein Schauer rieselte durch ihre Glieder. Diese Männer, die man bei der Annäherung Heinrichs von Navarra von der Königin mit auffallender Kälte, ja mit beleidigender Geringschätzung von ihr behandelt sah, hatten jetzt um Mitternacht eine geheimnißvolle Audienz bei der furchtbaren Frau, in deren Hand das Schicksal der verhaßten Hugenotten, Villeroy's Schicksal lag.

Taumelnd flog Alice nach ihrem Gemach, und als die Thüre hinter ihr zufiel, riß sie das Medaillon von der bebenden Brust, schleuderte

es weit von sich und sank, in glühende Thränen zerfließend, vor dem Bild der Madonna nieder, das, von einer ewigen Lampe matt erhellt, mit bleichem Antlitz gespenstig auf sie herablächelte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Drei gegen Einen.) Helden sind keine Prahlhänse. Wenn Herkules allein um seine Kraftproben gewußt hätte, wäre sicherlich kein Wort davon auf die Nachwelt gekommen. Denn Bescheidenheit und beinahe schüchterne Verschwiegenheit charakterisirt den tapferen und erprobten Mann; ungern, nur im engsten Freundeskreise und immer mit einer gewissen Scham wird er von der eigenen Bravour erzählen. Menschen, welche das Schwert im Munde führen und viel und laut von ihren Thaten sprechen, können ihren Freunden fürchterlich aber einem Feinde niemals furchtbar werden. Einer dieser Zungenhelden, welche den Donner, nicht aber den Blitz im Schilde führen und eine so blühende Fantasie besitzen, daß sie zuletzt selbst an ihre Lügen glauben, belästigte seit Wochen eine kleine, aber gewählte Tischgesellschaft in einem Berliner Hotel. Da er eine ebenso freche Stirne als unverwüstliche Lunge hatte, so führte er bald allein das Wort und trug von Tage zu Tage mit stärkeren Farben auf. Da traf es sich im vorigen Jahre, daß ein amerikanischer General, der sich im letzten Kriege einen berühmten Namen erworben, an demselben Tische speiste. Aber das hinderte unseren Münchhausen keineswegs seine gewohnte Rolle zu spielen; vielmehr war er im Prahlen und Erzählen von Abenteuern vorlauter als je; ja er log mit einer Gewissensruhe, welche in Gegenwart eines bewährten Kriegers beinahe eine Art Muthprobe war. Der General, nachdem er ihm lange geduldig zugehört hatte, unterbrach ihn endlich: Sie haben viel durchgemacht und mehr Heldenthaten als eine ganze Armee verrichtet. Ihnen zu Ehren will ich denn auch mein Abenteuer erzählen, das ich im vergangenen Jahre, lange bevor ich meine Wunde erhielt, in unserm Feldzuge erlebte. Ich führte an einem neblichten Morgen eine Schleich-Patrouille, verlor meine Kameraden und sah mich plötzlich von drei riesigen Indianern verfolgt. Ich muß gestehen, daß mich der Gedanke an den Tomhawak kalt überrieselte. Ich begann zu überlegen, was ich thun sollte, denn die Mehrzahl der Menschen hängt am Leben und das meinige war meinem Vaterland kostbar und meiner Familie nützlich. Bei diesen Worten sah ihn unser Prahlhans mit großen Augen an. Als ich mich, fuhr jener fort, nach mancherlei Plänen und Entschlüssen wieder umwendete, bemerkte ich, daß einer meiner Feinde den andern vorausgeeilt war und der Gedanke an die Horcazier und Curcazier schoß mir durch den Kopf. Ich verzögerte meine Schritte und ließ mich von dem nächsten meiner Verfolger einholen. Niemanden unter ihnen, hoffe ich, wird der Ausgang des Gefechtes zweifelhaft sein. — Nach wenigen Minuten hatte ich eine Leiche zu meinen Füßen: Aber in diesem kurzen Zeitraume hatten sich auch die beiden andern Indianer bedeutend genähert und ich machte mich zum zweiten Male auf die Beine — nicht aus Feigheit etwa, sondern nur um ein nahes Gehölz zu erreichen, wo ich ein starkes Detachement meiner Soldaten verborgen wußte. Aber auch dieser Hoffnung mußte ich entsagen, denn als ich nach einiger Zeit umsah, bemerkte ich, daß der eine meiner Verfolger dem andern weit voraus war. Ich erwartete ihn, holte Athem und bald theilte der zweite Indianer das Schicksal des ersten. Nun hatte ich nur noch mit einem Feinde zu thun, aber ich fühlte mich erschöpft und da ich das Gehölz ganz nahe sah, brannte ich mehr darnach, mich zu retten, als einen Menschen zu tödten. Schon schaute ich den Rauch, der über den Bäumen empor stieg; ich verdoppelte meine Schritte, rief den Himmel an und hatte die Ueberzeugung, daß mein Gebet erhört werde, aber in diesem Augenblick schlug die Stimme des Indianers an mein Ohr; es war mir, als fühlte ich seinen heißen Athem; da galt kein Zögern — ich drehte mich um — unser Renomist verlor die Geduld und schrie: Nun, und Sie tödteten auch den Dritten? Nein, erwiderte der General mit eiserner Ruhe, er tödtete mich!

(Eine Heirath auf Wechsel.) Zu Kilkenny in den Vereinigten Staaten von Nordamerika versprach ein Schneider Namens Sullivan einem jungen Mädchen, dasselbe 14 Tage nach dem Tode seiner Frau zu heirathen. Als Bürgschaft stellte er einen Wechsel folgenden Inhalts aus: „Vierzehn Tage nach dem Tode meiner Frau verpflichte ich mich, Fräulein Elise Morand, oder auf ihre Ordre diejenige Dame zu heirathen, die mir diesen Wechsel im Werth einer Summe von 60 Pfd. St. präsentiren wird." Die Inhaberin des Wechsels verstarb aber bald nach Ausstellung desselben und vermachte ihn einer Freundin, die ebenfalls noch vor dem Tode der Schneidersfrau das Zeitliche segnete. Das Papier gerieth in den Besitz einer Cousine der Ersteren, welche die Einlösung forderte. Die Heirath fand wirklich statt, und die beiden Gatten sollen ganz glücklich miteinander leben.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 26. Sonntag, den 29. März. 1868.

Räthsel der Natur.

Original-Novelle aus den Zeiten der Katharina v. Medicis.

(Fortsetzung.)

3.

Pracht, die an's Unglaubliche grenzte und Feste feierten die unselige Verbindung Heinrichs von Navarra mit Margarethen von Valois. In tollem Lärm, in ununterbrochenem Taumel flohen die Tage dahin. Nur freudestrahlende Augen und lachende Lippen zeigte Katharinen's Hof; die Königin Mutter selbst schien eine milde, liebende Göttin, die mit Zauberkraft alle Wonnen des Daseins in ihre Nähe gebannt hielt. Ruhig lagen die Schlangen, regungslos unter den duftenden Blüthen, kein leises Zucken verrieth ihre giftathmende Nähe, und selbst Alice vergaß in dem bunten Gewirr und im täglichen Anblick des Geliebten die Todesahnungen, welche sie in jener verhängnißvollen Nacht durchzuckten; andere Sorgen beschäftigten ihre Seele.

Der junge König schien seinen Groll über die verächtliche Behandlung der reizenden d'Aumont bei dem ersten Anblick ihrer edlen Züge schnell vergessen zu haben; ihre Kälte erhöhte sogar seinen Wunsch nach ihrem Besitz. Vor allen Damen war es Alice, die sich als Gegenstand seiner Aufmerksamkeit sah. Beständig vom Auge der Königin gehütet, in fortwährender Furcht, sich aus der Nähe des Geliebten verbannt zu sehen, begegnete sie dem Könige weniger abstoßend, und reizte, ohne es zu wollen, dadurch sein Interesse. Katharina war mit ihr zufrieden, denn Heinrich's rege Seele schien zu schlafen, sein klarer Blick mit dichtem Schleier umhüllt; arglos ruhte er im Schooße seiner Feinde, und kein Gedanke, als der nach Freude und Genuß, brach sich Bahn zu dem sonst so durchdringenden Geist.

Villeroy war seit jener seligen Stunde wieder derselbe, der er vor Enthüllung seines Geheimnisses gewesen. Zweifel, Kampf, ja eine unbegreifliche Angst sprach sich in seinen Zügen aus, so oft Alice in seine Nähe trat; war sie ihm ferne, so suchte sein flammendes Auge das ihre, glühende Röthe deckte seine Stirne, wenn ihn ihr liebender Blick traf, und unaussprechliches Entzücken lag in seinen lächelnden Zügen.

Alice fühlte, wußte, sah es in jedem Augenblick, daß sie mit Leidenschaft geliebt wurde, sie erkannte es an der Angst, mit welcher er jede Bewegung des Königs bewachte, an der Eifersucht, die sein schönes Antlitz krampfhaft verzerrte, wenn Heinrich mit ihr sprach — und dennoch war sie unglücklich, denn sie vermochte sich das Räthselhafte seines Wesens nicht zu erklären; seine Zurückhaltung peinigte sie und war um so befremdender an einem Hofe, wo sich Liebe und Verlangen so frei, ja sogar zügellos aussprachen.

Ein nachhaltiger, stechender Schmerz erinnerte sie nur zu oft an die Scene, wo sich ihr in der Umarmung des Heißgeliebten der Himmel so rosig geöffnet, so blitzschnell wieder verschlossen hatte. „Was für ein Gegenstand war es, den er auf seiner Brust verbarg, der ihren zarten Busen so grausam verletzte?" — War es der Griff eines verborgenen Dolches, war es ein Medaillon, welches das Bild einer glücklicheren Nebenbuhlerin umschloß?" — Solche Fragen bestürmten fort und fort Alicens Seele und der Entschluß, sich Gewißheit zu verschaffen, diese Zweifel zu beenden, wurde mit jedem Augenblick fester in ihr.

Im Palast Bourbon war eine Bühne errichtet; ein Ballet von der Composition der Königin Mutter, sollte aufgeführt werden, und zwar von mehreren Personen der königlichen Familie; dieß Fest, als das vorletzte der hochzeitlichen Feier, sollte alles früher Gesehene überstrahlen. Einen Tag früher, des Morgens, versammelte man sich, um die Handlungen einzuüben. Die Bühne stellte das Paradies vor, als dessen Wächter sah man Karl IX. in eigner Person vor den Pforten aufgepflanzt, ihm zur Seite seine Brüder, die Herzöge von Anjou und Alençon. Zwölf Damen, in der reizenden Tracht der Nymphen, waren die Bewohnerinnen der elysäischen Felder, welche der König beschützte; man hatte dazu die schönsten Fräulein aus Katharinen's Hofstaat erwählt, und unter diesen durfte natürlich Alice d'Aumont nicht

fehlen. Heinrich von Navarra, begleitet vom Prinzen Condé, von Teligny, Larochefoucauld, Villeroy und andern seiner Ritter, machten einen Angriff, um die Schönen des Paradieses zu entführen, wurde aber von den Hütern besiegt, nebst seinem Gefolge in Fesseln gelegt und zu kleinen Teufelchen in die Hölle geworfen, welche, sehr sinnreich, sich dicht vor den elysäischen Feldern befand. Cupido und Merkur erschienen jedoch in den Lüften, befreiten die Gefangenen, welche nun mit ihren Siegern eine Lanze brachen, dann folgte ein Tanz mit den Damen und den Schluß bildete eine Ueberraschung, die selbst den Mitspielenden geheim gehalten wurde.

Die Königin Mutter leitete in eigner Person die Probe, und indeß sie mit den Königen und Prinzen Dieß und Jenes besprach, suchten die harrenden Ritter auf der Bühne jeder die Dame seines Herzens, und leises Geflüster, lautes Lachen, heiteres Gespräch wechselte in dem bunten Gemische. Alice lehnte an einer Coulisse und ihr trübes Auge ruhte auf ihm, der finster in ihrer Nähe auf und nieder schritt.

Ihre Blicke begegneten sich, Villeroy schien einen Augenblick unschlüssig, doch plötzlich trat er zu ihr und sah schweigend in ihr bleiches Antlitz. Alicens Augen senkten sich, ein schmerzliches Lächeln zuckte um die blühenden Lippen und zwei große Thränen stürzten zwischen den dunklen Wimpern hervor.

„Du weinst," flüsterte die theure Stimme an ihrem Ohr, „Alice, warum weinst Du?"

„Grausamer!" hauchte das gequälte Mädchen, „kannst Du fragen?"

Leise sank seine Hand auf ihren Arm, ein sanfter Druck zwang sie, die Blicke zu erheben und — auch in seinem Auge glänzte es thränenfeucht, indeß seine Züge von Schmerz und Liebe strahlten.

„Zweifelst Du an meiner Vergötterung für Dich, an meinem Herzen?" lispelte die süße Stimme wie vorhin, „o nein, das kannst Du nicht!"

Alice schwieg und ihre Stirn umwölkte sich.

„Du schweigst, Du blickst finster," sprach Villeroy und zog sie rasch hinter die sie bergende Coulisse, „fühle, fühle," fuhr er bebend fort und preßte ihre Rechte fest auf die Brust. Laut und krampfhaft schlug sein Herz unter ihrer weichen Hand, seine Athemzüge streiften rasch und glühend heiß ihre Wange, seine Pulse bebten bis in die Fingerspitzen. „Sieh, das ist der Zustand, in den mich jeder Blick Deiner Augen, jeder Laut von Deinen Lippen versetzt! Du bist der Gedanke meines Wachens, meiner Träume, Du bist der Abglanz, in dem allein ich in dieser verruchten Welt die Existenz meines Gottes erkenne, Du bist es, an deren Brust ich die Qual meines Lebens aushauchen, für die ich jeden Tropfen dieses siedenden Blutes verspritzen möchte! Begreifst Du nun, was ich fühlen muß, getrennt von Dir — von Dir, die mir unerreichbar ist — getrennt für ewig!"

Unter wonnigen Schauern, an allen Gliedern bebend hatte das betäubte Mädchen diese Ausbrüche glühender Leidenschaft eingesogen, ihre Hand zitterte, wie die seine, ihr Herz tobte, wie das seine, die Flammen seines Athems mischten sich mit dem brennenden Hauch ihrer heißen Lippen — doch eine kalte Todtenhand faßte sie an, schwindelnd griff sie nach einer Stütze um sich, als die letzten Worte ihr Ohr berührten. Kaum vermochte die starre Zunge zu wiederholen:

„Getrennt — für ewig! Gehörst Du einer Andern?"

„Nein — nein," stöhnte Villeroy, „ich habe nie geliebt, Dein Blick hat zuerst diese Pein und diese Wonne mir erweckt — Alice, ich gehöre Niemanden an — als der Hölle!"

Mit diesen Worten, die dumpf und tonlos über seine bleiche Lippen zitterten, wandte er sich ab und verschwand in dem lärmenden Gewimmel auf der Bühne.

Alicens Haupt sank an die Coulisse, tiefe Nacht lagerte sich in ihre Seele.

Jetzt ertönte das Zeichen zum Anfang der Probe, Demoiselle Latourneroi trat hervor, rüttelte die Betäubte heftig und rief ihr endlich so laut sie vermochte in's Ohr:

„Mademoiselle Alice, seid Ihr krank? wollt Ihr nicht mitspielen? — die Königin verlangt nach Euch! kommt doch!"

Alice sah sie groß an, folgt ihr mechanisch und nach wenigen Augenblicken siegte die starke Seele, sie trat in die Reihen, blässer, aber scheinbar ruhiger, als sie sie verlassen hatte.

Die Probe war beendet; matt an Körper und Geist vom dem übermenschlichen Kampfe, trat Alice in ihr Gemach und sank fast sinnlos auf ihr Lager.

„Getrennt für ewig! Ich gehöre Niemanden als — der Hölle!" tönte es fort und fort vor ihren Ohren und tausendfache Echo's riefen die Worte in ihrem Innern nach. Sie vermochte nicht zu weinen, nicht zu zürnen, sie sah den Abgrund, der sich finster vor ihr geöffnet, und dennoch suchte ihre Seele den dunklen Grund zu durchschauen, und dennoch vermochte sie den rasenden Wunsch nicht zu bekämpfen, sich hinabzustürzen zu ihm, und wäre es auch die Hölle, der er sich verfallen meinte.

Ihr Kopf brannte, die heiße Stirn in die Hand gepreßt, wiederholte sie lallend wie ein krankes Kind:

Ach, liebend und geliebt, und dennoch ewig hassend,
Lebendig todt, verdammt — und nicht das Leben lassend!

Entfliehen wo sie folgt, und folgen wo sie flieht,
Vergeh'n vor bitterm Schmerz, wo sie mein Aug' nicht sieht,
Vergeh'n in Höllenpein, wo dieses Aug' mich trifft,
Ist tausendfacher Tod — ist aller Gifte Gift!" —

„Ja, Villeroy!" schrie die Gepeinigte jetzt laut auf, „aller Gifte Gift hast Du in diese Adern gegossen, ja, tausendfacher Tod liegt in diesen Wonnen und Martern, mit denen Deine Blicke, Deine Worte, Dein Kuß mich umströmte!" Sie sprang rasch empor, schritt entschlossen durch das Gemach und rief, indem sie mit irrem Blick um sich sah: „Ja, ich bin vergiftet, vergiftet jeder Tropfen Bluts bis in das tiefste Herz herein, so will ich denn auch Deine Hölle theilen! Ich lasse Dich nicht mehr!" — Damit eilte sie, ihre Kammerfrau zu rufen, ordnete ihre Toilette für die Feste des Tages und ging bald darauf so ruhig und kalt nach den Zimmern der Königin, als wäre sie noch die glückliche, reine Alice, die vor wenig Monden mit leichtem Fuße diese verderblichen Corridors durchstreifte.

Der Abend dämmerte, an welchem das vielversprochene Ballet eine zahllose Masse Hoher und Niederer im Palast Boubon und auf den umliegenden Straßen versammelte. Wie das empörte Meer wogte die erwartungsvolle Menge in den zum Ersticken überfüllten Saal. Alle Pracht Frankreichs schien vereinigt, um die glänzende Medicis mit ihrem Hof zu überstrahlen. Hinter der noch herabgelassenen Gardine wandelten in reizendem Gemisch die blühenden Nymphen und geschmückten Ritter. Stolz, Gefallsucht, Liebeslust und Erwartung sprühte aus flammenden Blicken, und kühn gemacht durch ihre Umgebung, trat Alice, von dem entzückten Heinrich sich wendend, vor den geblendeten Geliebten. Die sittenlose Mode der damaligen Zeit gestattete kein strenges Verhüllen üppiger Reize, der marmorweiße Hals, die blühenden Schultern, der Alabasterarm Alicens, gehoben von der dunklen Pracht ihrer wunderschönen Locken, zog magnetisch alle Blicke an. Ihre Wange glühte in höherem Roth, ihre Augen leuchteten von einem Gefühl, das sie nicht mehr verbergen wollte, und mit bebendem Flüstern, aber dennoch mit Entschlossenheit sprach sie, zu Villeroy's Ohr geneigt:

„Ich bin Dein! Gehörst Du der Hölle, so nimm mich hin, sie soll auch meine Heimath, sie soll mein Himmel sein!"

Regungslos starrte er, seinen Sinnen nicht trauend, in die geliebten Züge; eine rasche Wendung und sie war in dem Schwarm verschwunden.

Unter dem Jubel der Zuschauer begann das glänzende Ballet, Alles war gespannt auf die versprochene Ueberraschung am Schluß, und siehe da, nachdem die tapferen Ritter mit Anstand und Sicherheit ihre Lanzen gebrochen, nachdem der zierliche Tanz der Nymphen und ihrer Cavaliere beendet, entzündeten sich plötzlich Bäume, Gesträuche, Säulen und Tempel, unter furchtbarem Knallen passelte die ganze Dekoration, einen Funkenregen speiend, als Feuerwerk in die Luft, in Rauch und Dampf gehüllt entflohen die erschrockenen Schönen hinter die Coulissen, und bald entzog die fallende Gardine dem staunenden Publikum das geschwärzte Gerippe des früher so herrlichen Paradieses.

Die Hofparthei jubelte, man fand den Einfall der Königin Mutter grandios, ganz ihres hohen Geistes würdig, man sah nur die leuchtenden Sonnen von verschiedenen Farben, die strahlenden Feuergarben, die funkensprühenden Räder, und bemühte sich wenig, den Sinn dieser, alles früher Bestehende vernichtenden Allegorie zu enträthseln.

Die Hugenotten standen erstaunt und betreten, furchtbare Ahnungen regten die dunkeln Schwingen und im allgemeinen Gedränge trat Villeroy rasch zu Alice, preßte ihre kalten Hände in die seinen und rief mit einem schrecklichen Blick:

„Hast Du die Ueberraschung gesehen, die uns diese Schlangen bereitet, verstehst Du ihren Sinn? — So wird unsere Liebe, so wird unser Glaube, so werden alle Friedensverträge enden, allgemeine Vernichtung ist das Ziel dieser Furie, die mit lächelndem Munde die Brandfackel zwischen uns schleudert! O Alice, hätten wir diesen Hof nie gesehen!" Alice vermochte nicht zu antworten, tausend bittere, tausend bange Zweifel bestürmten sie; fest drückte auch sie die Hand des Geliebten und verließ dann die Bühne mit den anderen Damen, die eben so erschrocken als sie, sich zu erholen eilten.

Ein glänzendes Turnier beschloß am folgenden Tage die Festlichkeiten. Lachend und heiter vertheilten die königlichen Damen die Preise, finster und verschlossen empfingen die Hugenottischen Sieger den Lohn ihrer Tapferkeit, nur Coligny's Stirne strahlte hell. Karl der Neunte hing unablässig an seinem Arm, nannte ihn bei jedem Athemzuge „seinen theuern Freund, seinen ehrwürdigen Vater", und in der reinen Brust des edlen Helden regte sich auch nicht ein Zweifel an der Wahrhaftigkeit des jungen Königs. Heinrich von Navarra schwieg, tändelte mit den Damen, lächelte Alicen zu und schien von alledem, was um ihn geschah, nichts zu gewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Moderne Weltwunder.) Ein Eisenbahnzug, der alle Lokomotiven und Waggons Europas vereinigte (40,000 Personen- und 500,000 Güterwagen) würde von St. Petersburg bis nach Paris reichen, und sämmtliche Lokomotiven neben einander gestellt, würden aussehen wie eine Heerde Elephanten mit erhobenem Rüssel in einer Front von mehreren Meilen. Diese europäischen Eisenbahnen führen über 65,000 kleine und große Brücken, darunter Riesenwerke, über Meeresarme und Städte hinweg; sie gehen 21 Meilen weit durch Tunnel unter der Erde hin. Zu den Schienen wurden 150 Millionen Zentner Eisen verwendet, und zum Betrieb sind jährlich 80 Millionen Zentner Kohlen nöthig. An dem europäischen Eisenbahnnetz sind sämmtliche Staaten außer Griechenland, Lippe-Detmold, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß-Greiz und Lichtenstein betheiligt; es stellt eine Länge von 10,778 Meilen dar. Auf ihnen fahren 18,000 Lokomotiven; der Weg, den diese jährlich durchlaufen, beträgt 6 Millionen Meilen. Rechnet man den Weg dazu, den sämmtliche Personen- und Güterwagen zusammengerechnet in einem Jahr durchlaufen, so kommen an 1000 Millionen Meilen heraus — eine Strecke, die über die Fernen des Sonnensystems hinausführt.

Dieser Tage wurde im Hafen von Cassis (Marseille) ein riesiger Seestern gefangen. Dieses wie ein Stern in 5 Strahlen auslaufende, ungefähr 3000 Stacheln oder Stechborsten zählende Exemplar hat ungefähr 3 Fuß im Durchmesser und wiegt 30 Kilogramme. Seine obere Körperfläche bedeckt eine Unzahl kleiner Rüssel, welche Wasser einsaugen und ablassen. Eine dreifache Reihe sehr spitzer Borsten, die er nach verschiedenen Richtungen hin bewegen kann, dient ihm zur Waffe gegen Feinde. Auch ist das ihn umschließende Fell schwer zu durchdringen. Nicht minder eigenthümlich ist die untere Körperfläche, welche eine mundartige Oeffnung zeigt, womit der Seestern, ohne sie zu kauen, Würmer, Zoophyten, Molusken, kleine Schnecken und selbst Sand verschluckt und nach einer gewissen Verdauungszeit durch dieselbe Oeffnung wieder von sich läßt. Statt der Stacheln zeigt die Unterfläche Furchen, worin tausende zusammenziehbarer Füßchen. Augen sind nirgends zu bemerken. Das, wie es scheint, gesichts- und gehörlose Geschöpf läßt sich vom Wasserspiegel langsam auf den Meeresgrund, wo es seine Nahrung findet. Bei dieser Senkung fängt es sich bisweilen in einem unter dem Wasser ausgespannten Fischernetz, wodurch es in den Besitz der Menschen gelangt.

In Wien wurde der 15. März von den Bewohnern des Schuldenarrestes feierlich begangen. Anlaß hiezu gab der Umstand, daß am selben Tag der Minister Dr. Herbst das Gesetz behufs Aufhebung der Schuldhaft im Abgeordnetenhause einbrachte. Fröhlichkeit herrschte den Tag über in den sonst traurigen Räumen; die Häftlinge beglückwünschten sich gegenseitig zu ihrer bevorstehenden baldigen Erlösung. Die vermöglicheren Arrestanten bewirtheten ihre ärmeren Kollegen mit Speise und Trank. Ein Häftling stellte den Antrag, daß zur ewigen Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag am Gebäude des Schuldenarrestes eine Gedenktafel angebracht werde, und erbot sich, die Kosten derselben, sobald er seine persönliche Freiheit wieder erlangt habe, zu bestreiten. Das Anerbieten wurde mit Jubel angenommen.

(Gedanken eines Diebes) „Hat man wirklich 'mal das Glück uf 're erste Etage bei Eenem inzubrechen, un was hat so'n Lump in seine Kommode? Sechs Liebesbriefe und eenen Vatermörder! Un bei so'n Schwindel wundert sich die Welt noch, wenn man uf so 'ne niederträchtige Weise geprellt wird."

Aus Madrid kommt eine Anekdote für die Freunde der Todesstrafe als Abschreckungsmittel. In der Straße Comadre wohnt ein junges Weib, berühmt durch seine Schönheit. Eines Morgens tritt zu sehr früher Stunde ein Mann, zu dem sie in näheren Beziehungen stand, in ihre Wohnung. Wenige Minuten darauf Hilferuf; das junge Weib stürzt, aus tiefen Wunden blutend, aus dem Hause. Und der den Mord versucht, ihr Liebhaber — es ist der Henker von Madrid.

In der chinesischen Stadt Outchangfou (Provinz Hou-Pe) sprang Ende Novembers das große Staats-Pulvermagazin mit 3000 Zentner Pulver in die Luft. Man zählte über 700 Todte und noch mehr Verwundete. Die Europäer in China sammelten für die Hinterlassenen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dresslerschen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 27. Donnerstag, den 2. April. 1868.

Räthsel der Natur.

Original-Novelle aus den Zeiten der Katharina v. Medicis.

(Fortsetzung.)

Der Marschall Montmorency und Blosset aus Bourgogne mit mehreren andern vornehmen Hugenotten verließen am Tag des Turniers Paris. Coligny war erstaunt, sich beurlaubt zu sehen. „Warum geht Ihr und nützt die Freudenzeit nicht besser?" fragte der arglose Mann, „man ist uns gut am Hofe." „Allerdings," lächelte Blosset bitter, „man ist nur zu gut, darum gefällt mir's in meinem finstern Schloß besser, als unter den streichelnden Sammetpfoten dieser Tigerkatzen; diese Ballet und Schwelgereien erwecken mir eine unwiderstehliche Lust, mich je eher je lieber nach Hause zu machen; auch Euch, Herr Atmiral, wäre diese Lust zu wünschen!"

Coligny lächelte. „Ich glaube, meine tapfern Ritter, die ohne Zittern so oft den katholischen Schwertern trotzten, entfliehen vor dem Funken der Damenblicke in Paris. Mir scheint der Glanz dieser Waffen nicht so gefährlich, als ein Zeichen von Mißtrauen in dem Augenblick wo wir endlich nach unzähligen Opfern und Mühen den heiligen Oelbaum sich zwischen Fürst und Unterthanen erhoben sehen."

„Wenn Ihr nur diesmal nicht den Giftbaum mit dem segensreichen Namen weiht," entgegnete Montmorency.

„Ach, Ihr seid Thoren!" rief Coligny ärgerlich.

„In Gottes Namen, Messire," sprach Montmorency mit ernster Haltung, „so will ich denn lieber mich mit Narren retten, als mit Weisen untergehen!"

Damit verließen die Ritter ihren Führer und kein guter Engel flüsterte dem unglücklichen Admiral die Mahnung zu: „Haupt und Stütze der Protestanten, folge Deinen Getreuen!" —

4.

Es war am Freitag, den 22. August des Jahres 1572, als Alice d'Aumont in dem Toilettzimmer der Königin Mutter ihre täglichen Dienste versah. Ein reizendes Morgenkleid von weißem Atlas umfloß Katharinens Körper und bedeckte mit seiner reinen Farbe das schwärzeste Herz, das je in der Brust eines weiblichen Wesens schlug. Ihre Augen leuchteten ungewöhnlich hell, obgleich der unstäte Blick auf keinem Gegenstand lange zu weilen vermochte.

Ungeduldig wand sie sich unter den Händen der Dame, welche eine Rose von Perlen in ihrem Haar befestigte, sprang endlich auf und schritt in heftiger, aber wie es schien froher Bewegung im Kabinet hin und her. Sie scherzte über Alicens bleiche Wangen, neckte Demoiselle Latourneroi über einen treulosen Liebhaber und zeigte die ausgelassenste Laune.

Plötzlich stand sie still und fragte:

„Was werden denn unsere junge Herren nun beginnen in der langweiligen Stille nach diesen Festtagen? Sie sind wohl sehr verdrießlich, daß dies Schlaraffenleben nicht ewig dauert. Man muß darauf denken, ihnen einen neuen pikanten Spaß zu bereiten."

„O, sie sind gar nicht sehr betrübt, Ew. Majestät," lachte die Latourneroi, „als mich vorhin die Glocke zur Toilette rief, kam ich am Ballsaal vorüber, und da es drinnen sehr laut war, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, ein wenig an der offenen Thüre zu lauschen. Ihro Majestäten die jungen Könige, der Herzog von Guise und Feligny schlugen sehr lustig Ball, sprangen herum wie Rehe und lachten, daß die Gewölbe davon wiederhallten; der Amiral von Coligny stand dicht am Eingang und schlichtete einen Streit zwischen seinen Freunden, den hübschen Ketzern Guerchi und Thionges," bei diesen Worten bekreuzte sich die gutkatholische Schöne mit großer Andacht, „und nirgends sah man Langeweile, auch über allzugroße Stille konnte man sich nicht beklagen."

„Blieb der Admiral?" fragte die Königin rasch. —

„Nein, ich sah ihn mit Guerchi und Desprineau den Saal und das Louvre verlassen," entgegnete die Latourneroi.

Die Königin begann nun wieder hin und her zu gehen, rieb sich vergnügt die Hände, blickte zuweilen wie erwartungsvoll nach der Thür und rief endlich ungeduldig:

„Schon halb zwölf Uhr? — Wo bleibt denn heute mein Frühstück; Alice, sieh doch einmal zu und habe Acht, ob es nichts Neues im Louvre gibt und," sie lächelte höhnisch, „ob die Könige noch Ball schlagen."

Alice flog hinaus, befahl in der Garderobe das Nöthige, eilte dann den Gang hinab, in die Gegend des Ballsaales, aus dem noch immer fröhliches Geschrei und lautes Lachen schallte.

Eben trat sie zu der geöffneten Thüre, als drei Ritter, an ihrer Spitze Villeroy, bleich wie ein Gespenst, mit verzerrten Zügen und fliegender Brust die große Treppe hinaufstürzten; entsetzt fuhr Alice vor seinem Anblick zurück, er schien sie nicht zu gewahren, flog an ihr vorüber durch die offene Thür und seine Stimme hallte donnerähnlich an den Gewölben wieder, als er den jubelnden Fürsten zurief: „Könige von Frankreich und Navarra, haltet ein mit Scherz und Spiel, Coligny ist ermordet!" —

„Ermordet?!" brüllte Karl der Neunte, indem er die Rakete, welche er in der Hand hielt, wüthend in Stücke brach, „sagt nein, ich will das verfluchte Wort nicht hören!"

Der Ritter Piles trat mit einer Verbeugung vor und sprach:

„Daß der Admiral noch athmet, ist ein Wunder Gottes! Wir gingen langsam vom Louvre nach dem Hotel St. Pidre, in der Nähe von St. Germain l'Auxerrois, aus einem kleinen Hause fällt ein Schuß, mit einem lauten Schrei sinkt Coligny in unsere Arme, er ist getroffen, dennoch läßt er sich zu dem Hause führen, das wir leer finden; gewöhnlich ist es von einem Theil der Dienerschaft des Herzogs von Guise bewohnt."

Karl schleuderte einen fürchterlichen Blick auf Guise, seine ganze Tigernatur schien erwacht; seine Lippen färbten sich blau, seine Augen rollten fürchterlich.

„So soll ich denn nie Ruhe bekommen!" schrie er mit gräßlicher Stimme, „soll sich ewig Verwirrung auf Verwirrung häufen! Aber ich schwöre bei Gott, ich will diese schändliche That, die man unter den Thoren meines Palastes wagte, schrecklich rächen!"

Guise verließ eiligst den Saal, der König rief nach seinem Leibarzt, und indeß sich beide Herrscher anschickten, das Louvre zu verlassen, um Coligny zu besuchen, flog Alice fast erstarrt vor Schrecken, nach dem Kabinet der Königin, das sie mit dem lauten Ruf: „Der Admiral Coligny ist ermordet!" aufriß. Katharina sprang vom Stuhl empor.

„Todt?!" schrie sie dem zitternden Mädchen entgegen.

„Nein, so viel ich verstand, lebt er noch, aber er ist schwer getroffen," entgegnete Alice athemlos.

„Schändlich, schändlich!" jammerte Katharina, das Tuch vor den Augen drückend, „dieser würdige Mann, dieser edle Admiral! ha! es schreit zum Himmel!"

Eine Ohnmacht schien sie zu befallen, Alice rief nach stärkenden Wassern, die Latourneroi eilte in die Garderobe, Hülfe zu holen, und sobald die Thüre hinter ihr in's Schloß fiel, öffnete Katharina die Augen und flüsterte hastig:

„Alice, hast Du auch recht gehört, ist er wirklich noch nicht todt?"

„Nein, beruhigen sich Ew. Majestät, der Ritter Piles sagte dem König, er habe sich nach dem Hause führen lassen, aus dem der Schuß fiel."

„Führen?" dehnte die Königin, „also nicht einmal tragen! Elender Schütze!" murmelte sie in sich hinein.

Zweifelnd, ob sie höre was sie höre, sah Alice in das verzerrte Gesicht ihrer Gebieterin.

„Wie nahm der König die Nachricht auf?" fragte Katharina jetzt mit einem zweifelhaften, halb ängstlichen Blick.

„Er war außer sich vor Wuth, schwur bei Gott den Thäter fürchterliche Rache, ließ seinen Leibarzt rufen und schickte sich an, das Louvre zu verlassen, um selbst zu dem Amiral zu eilen."

„Wie!" schrie die Königin, wüthend vom Stuhle empor fahrend, „er selbst, ohne meine Genehmigung? Das sollte er sich erdreisten?"

Eben trat die Latourneroi mit einem Arzt und mehreren Damen ein. Die Züge nahmen schnell den Ausdruck sanfter Schwermuth an, leise drückte sie Alicens Hand, indem sie sich auf ihren Arm stützte, that einige matte Schritte vorwärts und sprach mit schwacher Stimme:

„Mir ist besser, der erste Schreck über diesen abscheulichen Vorfall ist vorüber, wir haben nun keine nähere Pflicht, als den beklagenswerthen Admiral zu trösten. Latourneroi, benachrichtigt meinem königlichen Sohne, daß ich seine Begleitung wünsche, um mich selbst zu Coligny zu begeben, in wenig Minuten werde ich im Stande sein, Toilette zu machen —"

Damit entließ sie die herbeigeeilten Damen und zog sich, von Alice halb getragen, in ihre innersten Gemächer zurück.

5.

Mit gebeugtem Haupt, die Hände über der kranken Brust gefaltet, saß Alice am Abend des folgenden Tages in ihrem Gemach. Die sinkende Augustsonne spielte in bunten Lichtern auf dem Marmorgesimse, eine Schaar gaukelnder Mücken summten unter dem geöffneten Fenster — Alles um sie her athmete Ruhe, tiefe Stille lag auf

dem sonst so geräuschvollen Louvre, doch in ihrer Seele wogten wilde Stürme und ihr innerer Himmel war mit einer Nacht bedeckt, in welche die freundlichsten Strahlen des Lichtes nicht zu dringen vermochten.

Das unselige, ihr selbst unbegreifliche Vertrauen, mit welchen Katharina sie beehrte, ließ sie Blicke in einen Abgrund thun, vor dem sie unwillkührlich zurückschauderte, ohne seine ganze Tiefe zu ahnen. Die Auszeichnungen der Königin legten ihr eine Art von Verpflichtungen auf, sie wußte nicht, daß diese schlaue Frau wohl fühlte, mit welchen Gefahren sie sich umgeben hatte. Alle ihre Damen waren ihre Werkzeuge, waren bis in den Grund vergiftet durch die Sittenverderbniß, zu welcher sie sie selbst erzog. Jede von ihnen hatte ihre Liebesintriguen, unter den Hugenotten sah man die schönste, kräftigste Blüthe Frankreichs, und in den Beichtstühlen des Louvre war Absolution für jede Schwäche, selbst gegen einen Ketzer zu finden, wenn diese Schwäche mit den Planen Katharina's übereinstimmte. Wer aber bürgte der Königin, daß nicht manches Herz wirklich da empfinden gelernt hatte, wo sie nur Heuchelei geboten? daß nicht ein unbewachtes Wort, ein verrätherischer Blick ihre Anschläge verrieth und ihre eigenen Damen zu unwillkommenen Warnerinnen der arglosen Hugenotten wurden? Alice war so kurze Zeit am Hofe, sie war kalt und stolz, schien die Liebe nicht zu kennen, von ihr war am wenigsten zu fürchten, daher Katharinens Vertrauen, ihre geringe Selbstbeherrschung in ihrer Nähe.

Während Alice noch immer über alle den Räthseln brütete, die sich stündlich mehrten, stand ihre Kammerdienerin längst vor ihr und wagte nicht, sie aus ihrem Sinnen zu wecken. Jetzt endlich fiel ihr Blick auf die Harrende.

„Was bringst Du?" frug sie auffahrend, denn die kleinste Bewegung in ihrer Nähe verursachte ihr jetzt Schrecken.

„Vor wenigen Augenblicken reichte mir ein Diener dieses Blatt, schärfte mir dringend ein, es Euch sogleich zu übergeben, und eilte dann so geheimnißvoll davon, als er gekommen war", berichtete Madelon.

Alice winkte ihr, sich zu entfernen, denn eine süße Hoffnung durchschauerte sie; sie hatte sich nicht getäuscht: es war eine Botschaft des Geliebten. Er schrieb:

„Alice, eine finstere Wolke schwebt über mir und meinen Glaubensgenossen; ein Blitz hat schon getroffen, das ausbrechende Gewitter wird uns Alle zerschmettern. Wir werden fliehen, wir werden versuchen, den umgarnten jungen Löwen seinem Untergang zu entreißen. Doch scheiden, ohne Dich noch einmal gesehen, Dich an dies brechende Herz gedrückt zu haben, wäre mehr als der Tod! Ein furchtbarer Fluch lastet auf meinem Dasein, ich suchte es längst von mir zu werfen, doch der Erbarmer floh mich in den blutigsten Schlachten, im ehrenvollsten Kampfe!

Ich bin kein Feiger, das weiß Frankreich, aber von Henkershand oder durch Meuchelmord will ich nicht enden! Ich will fallen, für Dich und für meinen König! Ein gräßliches Geheimniß habe ich in Deiner Brust niederzulegen; wenn es wahr ist, was Du mir sagtest, wenn Du meine Hölle theilen willst, wenn Du nicht vor mir zurückschauderst — dann, Alice, dann will ich leben! Mir bleibt nur Zeit bis morgen Abend, um Deine Entscheidung zu erwarten, meine Wohnung ist unfern dem Louvre, im Hotel St. Michel ohnweit des Hauses des Admirals; meinen Diener darf man im Palast nicht sehen, er wird sich entfernen, sobald er dies Blatt in Deinen Händen weiß, Du wirst, wenn Du mich liebst, ein Mittel finden, mir die Antwort zu senden. Wie auf ein Gottesurtheil harre ich Deines Winkes! Werde ich Dich sehen, Dich sprechen? O nein, Alice, sei barmherzig!

Leonce Villeroy."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein Wort beim Ankommen der Staare.) Als einer der ersten fliegenden Boten des Frühlings sind uns Allen die Staaren bekannt; ebenso welch' wichtiger Zweck ihnen in der Natur angewiesen ist. Der Staar ist einer der allerwichtigsten Vögel für Vertilgung der Insekten und deshalb wird mit vollem Recht darauf hingewiesen, ihn zu hegen. Wir sehen deswegen sowohl in den Städten als auf dem platten Lande eine Menge sogenannter Staarenkübel aufgestellt, die dem Vogel eine Erleichterung bei der Brutzeit gewähren und dessen Vermehrung bezwecken sollen. Allein wie Viele benützen den Kübel zu ganz anderen Zwecken! Sowie die Jungen von den Alten einigermaßen aufgefüttert und gemästet sind, nimmt sie der Eigenthümer des Kübels herab und tödtet sie, um einen geringfügigen Leckerbissen zu haben. So werden viele Tausende dieser Vögel umgebracht! Beobachtet man aber nur einen einzigen Staaren, wenn er auf Feldern, Wiesen &c. herumsteigt, wie er beschäftigt ist, die Pflanzen von schädlichen Insekten zu befreien, wie er in die Rinde der Bäume hineingreift, um daraus

manche Larve, manches schädliche Insekt zu vertilgen, das seine Eier tausendfältig hineinlegt, so könnte doch Jeder zur Einsicht kommen, daß er geradezu thöricht und schändlich handelt, wenn er der Befriedigung eines kleinen Gaumengenusses wegen dem hohen Zweck der Natur entgegenwirkt. Es wäre wünschenswerth, daß man solche Menschen zu energischer Strafe ziehen könnte. Jedenfalls aber soll Acht gegeben werden, wer blos deswegen Staarenkübel aufstellt, um die junge Staarenbrut zu tödten, damit er öffentlich gebrandmarkt werden kann.

Ueber ein neues Rettungsboot berichten die „Hamb. Nachr." vom 16.: „Nachdem bereits in Altona mehrere gelungene Versuche mit C. W. Petersen's Universal self righting and bailing life boat angestellt waren, wurde dasselbe am Freitag von einer größeren Anzahl Kapitäne und Seeleute auf St. Pauli besichtigt und am Samstag Vormittag auf der Elbe daselbst praktische Versuche damit vorgenommen. Dieselben lieferten das glänzendste Resultat. Das niedliche, etwa drei Fuß lange Modell ist von dem Erfinder selbst aus Holz und Metall konstruirt, und trug, nach dem Maßstabe von 150 Pfund für jede Person in den verschiedenen Räumen vertheilt und vorschriftsmäßig befestigt, das Gewicht von 9 Personen der Bedienungsmannschaft und von 50 Geretteten. Mit dieser Last war das Fahrzeug nicht zum Umschlagen zu bringen; wieder aus dem Wasser genommen, ward es kopfüber mit größter Kraft mehrere Fuß tief ins Wasser geschleudert, aber fast im selben Momente war es wieder in normaler Lage, allerdings mit Wasser angefüllt; doch in wenigen Sekunden entleerte sich das Boot selbst davon, so daß die Bedienungsmannschaft wieder trocken saß. Der interessanteste Theil der Probe war aber, als das Boot mit zwei langen Masten, an denen drei große Segel angebracht waren, kopfüber in das Wasser gelegt wurde. Trotzdem, daß die großen Segel bei dem starken Ebbestrome der Elbe die ihnen entgegenstehende Wassermenge zu bewältigen hatten, lag schon nach zwei Sekunden das Boot auf der Seite, so daß die größte Hälfte über Wasser stand, und nach ferneren sechs bis sieben Sekunden stand es mit seinen Masten und Segeln in normaler Lage. So außerordentliche Erfolge mußten den allseitigen Beifall der anwesenden Kapitäne, unter denen sich mehrere der hamburgisch-amerikanischen Dampfschiffslinie befanden, erringen, und das allseitige Urtheil lautet demnach auch dahin, daß in einer solchen Vollendung noch kein ähnliches Fahrzeug existire.

Vor Kurzem durchwanderte Pius IX ganz allein die Zimmer und Säle des Vatikans. In einem der Säle bemerkte er einen sehr jungen Mann, der in stummer Betrachtung vor einem Freskogemälde stand. Stillschweigend wollte der Papst vorüberschreiten, um den Kunst-Enthusiasten nicht zu stören; aber jener hörte dennoch leichtes Geräusch und wandte das Haupt, worauf er sich tief verbeugte. Pius IX. hatte eine Künstlerseele in dem jungen Menschen errathen, und fragte denselben: „Sind Sie ein Maler?" „Ja, heiliger Vater, ich möchte wenigstens einer werden." „Wahrscheinlich sind Sie Ihrer Studien halber nach Rom gekommen?" „So ist es." „Ohne Zweifel sind Sie ein Schüler der hiesigen Maler-Akademie?" „Ach nein, leider nicht; ich bin zu arm dazu. Ich muß meine Studien ganz allein treiben, und habe mir Rafael zum Lehrer und Meister auserkoren." „Nun, mein Sohn, es wäre aber doch vielleicht besser für Sie, wenn Sie in die Akademie einträten. Thun Sie es sobald als möglich; wenn es Ihnen recht ist, werde ich die Kosten übernehmen." „O, heiliger Vater, wie kann ich —" „Still, danken Sie mir nicht." „Aber Ew. Heiligkeit wissen nicht, daß ich —" „Sprechen Sie mein Sohn; was haben Sie auf dem Herzen?" „Ich bin Protestant." „O," erwiederte lachend der Papst, „was geht Das die Akademie an?" Seit dieser Zeit studirt Georg Johnston auf Kosten des Papstes auf der römischen Maler-Akademie und gedenkt seinem Gönner alle Ehre zu machen.

Auf dem Hafenquai von La Rochelle geriethen vor einigen Tagen zwei Fischer von der Insel Croix in eine wüthende Schlägerei. Während des Kampfes stürzte einer derselben ins Wasser und versank. Der Andere sprang sofort nach, tauchte und es gelang ihm, seinen Feind über Wasser zu heben und zu retten. Alle Zuschauer applaudirten dieser großmüthigen That; aber kaum waren Beide wieder auf dem Trocknen, so begannen sie die Prügelei wüthender wie zuvor, bis die Polizei einschritt.

Frage: Wie viel Brüder hatte Joseph?
Antwort: Sechs.
Frage: Wie so?
Antwort: Er hatte einen rechten Bruder und zehn Halbbrüder oder fünf ganze. Eins und fünf sind sechs.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drechsler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 28. Sonntag, den 5. April. 1868.

Räthsel der Natur.

Original-Novelle aus den Zeiten der Katharina v. Medicis.

(Fortsetzung.)

„Ja es schwebt eine finstere Wolke über unserm Haupte," lispelte Alice, nachdem sie die Züge der geliebten Hand mit heißen Küssen bedeckt und das theure Blatt verborgen hatte, „aber der Blitzstrahl soll uns vereint treffen! Was es auch für ein Fluch ist, der auf Deinem Leben lastet, Leonce, ich will ihn theilen, ich schaudere vor Deinem Geheimniß nicht zurück, es kann nicht so schwarz sein als die Geheimnisse dieses Hofes, an dem mich früher oder später das ewige Verderben ereilen müßte.

Sie faßte schnell einen Entschluß. — Lange saß sie noch sinnend, wie sie ihn damit bekannt machen sollte; die Nacht sank schon herab, und noch wußte sie nicht, was beginnen — als plötzlich die Glocke grell und lang ertönte, die sie, zu ganz ungewohnter Stunde, zur Königin hinunter rief. Sie schob das Pergament zurück, welches schon vor ihr lag, ihre Antwort dem Geliebten zu bringen, und flog die Treppe hinab.

„Alice," rief ihr Katharina entgegen, „ich habe alle Damen weggeschickt, nur Dich will ich heute um mich haben. Nimm die Tapisserie dort auf, Du sollst bei mir bleiben."

Alice fuhr zusammen. Bei ihr bleiben? Sich tief verbeugend trat sie zu dem Tischchen, auf dem ein Armleuchter brannte, und neigte sich über die Stickerei. Die Königin schritt nach ihrer Gewohnheit rasch auf und nieder, sie schien in tiefen Gedanken, schwere Seufzer hoben ihre Brust, ihr ganzes Wesen war in sichtbarem Aufruhr.

Schüchtern schlug Alice die Augen zu ihr auf, so hatte sie die stolze Frau noch nicht gesehen; ihr Anblick war schrecklich — das Mädchen vermochte nicht, ihn zu ertragen. „Du wendest Dich erschrocken von mir," rief die Königin, plötzlich vor ihr stillstehend, „Du bist bleich? Was fehlt Dir?"

„Ich weiß es nicht zu sagen," stotterte Alice überrascht, „meine Brust ist beklemmt, ich empfinde eine unnennbare Angst, ohne zu begreifen weßhalb, mir ist als hinge ein schweres Gewitter in der Luft; zudem sehe ich Ew. Majestät leiden — —"

„Ja, ja," stöhnte Katharina von Medicis, „ich leide, Kind, ich leide schwer! Deine Liebe für mich spricht sich in diesen bangen Ahnungen aus, die Deine Seele beklemmen! O, es ist schrecklicher noch, Mutter eines schwanken, willenlosen Knabens, der tändelnd nach dem Verderben faßt, als wäre es eine duftende Blume, und in wahnwitzigem Eigensinn die Hand schlägt, die ihn von der Giftpflanze zurückreißen will! Und dieser blödsinnige Knabe trägt eine Krone und bildet sich zuweilen ein, König zu sein."

Sie schlug ein fürchterliches Gelächter auf, bei dessen Klang Alicens Pulse stockten.

„Man muß ihm einmal wieder Blut zu kosten geben, daß die alte Löwennatur in ihm erwache," schrie die Entsetzliche, „das ist die einzige Arznei, die seine erschlafften Nerven reizt." —

Alice athmete kaum mehr, kalter Schauer rieselte durch ihr Gebein; zu ihrem Glück trat in diesem Augenblick der Marschall von Gondi-Retz in das Kabinet, denn warf jetzt die Königin nur einen Blick auf sie, so war sie verloren."

„Ach, Marschall, da seid Ihr endlich," rief ihm Katharina entgegen, „gesegnet Euer Anblick! Nun, wie ist's, sind alle Anstalten getroffen? Alle Thore verschlossen, wie ich es befahl?"

Der Marschall warf einen langen Blick auf Alice, die fest auf ihre Arbeit sah.

Ungeduldig fuhr die Königin fort: „Ohne Umstände, sie ist mein Geschöpf, wird mich bis morgen früh nicht verlassen — und morgen will's Gott, gibt es keine Geheimnisse mehr."

„Alles ist bereit," berichtete nun der Marschall, „die Truppen stehen gerüstet, die Bürgerschaft unter Waffen, es fehlt nur die Einwilligung des Königs, ohne welche nichts zu unternehmen ist, doch gelingt es, diese zu erringen, so athmet morgen in Paris keiner mehr, dessen Dasein den Schlaf von Eurem Lager scheucht."

„Nun, so beginne das große Werk," befahl Katharina, „Karl hält viel von Euch, Ihr macht den Anfang, ich folge Euch, und Ma-

donna von Loretto müßte ihre treueste Verehrerin verlassen haben, wenn wir nicht siegten und die Hydro nicht mit einem Schlag zur Hölle zurücksänke, aus der sie aufgestiegen."

Der Marschall entfernte sich.

Die Königin warf sich in einen Betstuhl, legte das Gesicht in die gefalteten Hände und schien inbrünstig zu beten.

Alice saß regungslos, einer Leiche ähnlich, und starrte auf das Ungeheuer, das zu Mord und Verrath den Schutz und Beistand der hl. Gottesmutter herabflehte! Ihr war, als läge sie in einem fürchterlichen Traum, und ein Engel des Erbarmens müsse sie erwecken. Doch diese Hallen waren ja das Asyl aller Geister der entfesselten Hölle und keine milde Hand verhüllte die fürchterliche Wirklichkeit, die sie umgab. Ihr Herz begann wieder zu schlagen, das stockende Blut schoß rascher durch die Adern und der Gedanke: „Gibt es keine Rettung mehr für ihn?" erhob sich mächtig in ihrer Seele und erweckte das Bewußtsein aus den bleiernen Banden der ersten Betäubung. Stärke galt es jetzt, felsenfesten Muth, Verstellung für Verstellung, das fühlte die Unglückliche, und dies Gefühl durchströmte sie mit nie geahnter Kraft.

Die Königin hatte geendet. Sie stand auf, forderte ein Tuch und wischte nun sorgfältig die Schminke von den Wangen, ohne welche sie fahl und geblich schimmerten. Dann befahl sie Alicen, ihr die Haare aufzuflechten. Mit bebenden Händen gehorchte das erschütterte Mädchen; bald flossen sie aufgelöst um die entblößten Schultern; Katharina zerstreute sie jetzt auch auf Hals und Arme, zog die Locken, sie absichtlich zerraufend, in die Stirne, zerriß dann ihr Nachtkleid an mehreren Stellen, röthete die Augenlider mit Schminke und stand nun vor dem Spiegel, ein sprechendes Bild tiefer Verzweiflung. Ihren Augen nicht glaubend staunte Alice sie an.

Jetzt stürzte der vertraute Page des Herzogs von Anjou herein.

„Der Herr Marschall lassen bitten," rief er, schnell wieder verschwindend.

„Ha! nun ist es Zeit, es gilt!" rief die Königin, faßte Alicens Arm und flüsterte, indem sie sie fortzog: „Was Du nun auch hören oder sehen magst, sei stark und klug, und bedenke, daß wenn wir siegen, die Grafschaft Teligny Deine Morgengabe werden soll.

6.

Mehr fliegend als gehend, eilte Katharina die Corridors entlang, die athemlose Alice, die ihr kaum zu folgen vermochte, nach sich ziehend. Endlich standen sie am Vorgemach des Königs. Schwach, als wäre sie dem Umsinken nahe, trat sie in dasselbe.

In einem Fensterbogen versteckt, lehnte der Herzog von Guise; er warf der vorübergehenden Königin einen sprechenden Blick zu, sie legte rasch den Finger auf den Mund, stützte sich dann fest auf Alicens Arm und schwankte, das Tuch vor die Augen pressend, in Karls Kabinet.

Der geängstete Monarch saß an einem kleinen Tischchen und drückte sinnend die Faust an seine bleiche Stirne. Eben als die Königin eintrat, sprach der Marschall, welcher hoch aufgerichtet vor ihm stand.

„Sire, Ihr stürzt durch diese Unschlüssigkeit Frankreich, Euch selbst und Eure Familie in's Verderben. Morgen bricht die furchtbare Verschwörung gegen Euch aus; der Mordversuch auf Coligny hat die Furien entfesselt, deren Wohnsitz die Herzen der verruchten Ketzer sind, die so namenloses Unheil über dies Land gebracht! Coligny muß noch in dieser Nacht aufhören zu sein — oder morgen liegt Eure entstellte, zerfleischte Leiche hier, und der Scepter, mit dem Ihr noch heute eine Welt zittern machen könnt, ein zerbrochenes, verachtetes Spielwerk, zu Euren Füßen."

Karl sprang entsetzt empor und rannte in wilder Angst umher, ohne zu einem Entschluß zu kommen.

Da erhob Katharina die Stimme, deren Laute ihm von jeher Befehle waren. Er starrte sie erschrocken an.

„Nicht Coligny allein," rief sie, „die ganze Basiliskenbrut muß untergehen, die Elenden, die wir an unserm Herzen erwärmten, damit ihr Stachel um so sicherer den Weg zu unserm Leben finde! O, mein Sohn, mein geliebtes Kind, das ich in Schmerzen geboren, soll Deine unselige Mutter in Dir ihr Theuerstes untergehen sehen?"

Sie brach in einen Strom von Thränen aus und sank wie vernichtet in einen Divan.

So hatte Karl seine Mutter nie erblickt; bestürzt, verwirrt eilte er sie zu unterstützen.

„Gott, in welchem Zustand muß ich Euch sehen?" rief er, ihre zitternden Hände fassend.

„Es ist der Zustand einer Mutter, die ein unkönigliches Kind vor sich sieht", fuhr sie fort, die Stimme erhebend; „Ich sehe Euch am Abgrund, Ihr werdet bald nichts mehr sein als ein ohnmächtiger Knabe! Die frechen Hugenotten haben Euch und uns Allen den Tod geschworen, und Coligny steht an ihrer Spitze — die Katholiken verachten Euch, weil Ihr die Ketzer schützt — welche Parthei auch siege, sie wird Euch entthronen — und morgen um diese Stunde bleibt Euch nichts mehr übrig, als in schimpflicher Gefangenschaft Eure Thorheit zu

beweinen — oder mir die gräßliche Pflicht, Euren durchbohrten Leichnam in den Sarg zu betten. Hier", donnerte sie jetzt, sich drohend erhebend, und zog ein Blatt aus ihrem Busen, „ist der Befehl Coligny zu tödten — besser ein faulendes Glied vernichtet, als daß die heilige Kirche, die Braut des Herrn untergehe! Unterschreibe, Carl, und Du wirst König sein!"

Wie versteinert starrte Karl auf die gräßliche Schrift, die das Signal zu der größten Schandthat geben sollte, deren die Annalen der Geschichte erwähnen. Wie ein flammendes Schwert schwebte die erdichtete Gefahr über seinem Haupte, fürchterliche Bilder traten vor seine schwache Seele, doch noch immer erhob sich die erschlaffte Hand nicht, die vier verhängnißvollen Buchstaben zu zeichnen. Da rief die Königin, zitternd vor innerer Wuth:

„Die Hugenotten haben Recht, Ihr seid ein Feiger, unfähig zu herrschen, unwürdig einer Krone, die dem Haupte Eures Bruders ziemt. Verachtung sei denn Euer Loos!"

Wie von einem Blitzstrahl berührt, zuckte der König zusammen, seine Augen begannen zu rollen, seine Glieder bebten, Schaum trat auf seine blauen Lippen, wie ein Rasender stürzte er zu dem Tische, brüllte furchtbar auf: „Wohlan denn, Coligny sterbe und mit ihm werde die Ketzerbrut in ganz Frankreich vertilgt;" — und unterschrieb mit raschem Federzuge.

Wie ein Pfeil schoß Katharina aus dem Gemach, Alice folgte ihr in dumpfer Fühllosigkeit, dem Wahnsinne nahe. Jetzt schlugen Worte an ihr Ohr, es war der Herzog von Guise, der zum Marschall sprach:

„Die Unsern tragen zum Zeichen gegenseitiger Erkennung ein weißes Kreuz an den Hüten und ein weißes Tuch um den Arm; das Louvre wird nur Denen zum Ein- und Ausgang geöffnet, welche die Parole: Sankt Barthelemi geben. Die Frühmetten-Glocke auf dem Thurme St. Germain l'Auxerrois giebt das Zeichen zum Beginnen des Blutbades, früher können wir nicht auf die vollständige Ordnung aller Anstalten rechnen."

Der Marschall eilte hinweg, der Herzog von Guise bot der Königin den Arm und zog sie auf den Corridor.

„Endlich", rief er in teuflischer Freude, „endlich ist der Sieg errungen, nun aber darf keine Minute entfliehen, der Augenblick will ergriffen sein. Meine Sänfte steht bereit, im Garten der Tuillerien harrt Eurer der Geheimerath mit Sehnsucht; Anjou, Nevers, Angoulême und alle Eure Getreuen zählen jede Minute, Ihr müßt augenblicklich erscheinen oder Alles stürzt zusammen!"

„Ich bin bereit!" sprach Katharina triumphirend. „Alice, hole meinen Mantel und einen Schleier, schnell!"

Alice eilte mit wankenden Knieen hinweg und kam nach wenigen Augenblicken zurück mit fliegenden Händen, ihr das Verlangte darreichend.

„Der Herzog von Guise will Deine Begleitung nicht, armes Kind," sprach die Königin, sich sorgfältig verhüllend, „auch passest Du wenig in den ernsten Kreis, der mich erwartet. Ruhe eine Stunde und verbanne diese Angst, die Dich erfaßt, guten Christen droht kein Unheil! Sobald ich wiederkehre, ruft Dich die Glocke, erhole Dich, denn ich bedarf Deiner."

Wie zwei Geister der Hölle schwebten die Verbündeten schweigend die Treppe hinab. Mit nachtbedecktem Auge tappte Alice sich durch die Gänge nach ihrem Gemach. Im Vorzimmer lag ihre Kammerdienerin in tiefem Schlaf. Gelähmt an allen Gliedern, athemlos, ohne Laut und Klage sank die Unglückliche an ihrem Lager nieder und drückte das mit kaltem Schweiß bedeckte Antlitz fest in die seidenen Polster.

Lange lag sie so wie ein steinernes Bild des tiefsten Jammers. Jetzt schlug die Glocke 11 Uhr.

Sie horchte hoch auf: sechs Stunden lagen noch zwischen Leben und Tod; sechs Stunden konnten retten und verderben! Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte sie, der Gedanke wird zum Entschluß, der Entschluß zur That. Die volle Kraft der Verzweiflung rieselte belebend durch ihre Adern. Sie sprang auf, schnitt aus dem Pergament, das ihm die ersehnte Entscheidung hatte bringen sollen, ein großes Kreuz, heftete es auf ein schwarzes Sammetbarett, nahm eine Larve vor, verhüllte sich in einen Mantel, band ein weißes Tuch um den Arm, und schlich vorsichtig an der schlummernden Dienerin hin. Dann flog sie die Gänge, die Treppen hinab, zu einer kleinen Seitenthür und antwortete mit lauter Stimme den rufenden Wachen: „St. Barthelme!" Das Pförtchen öffnete sich, das Louvre liegt hinter ihr und mit festen Tritt eilte sie dahin durch die finstere, lautlose Nacht, ihr flüchtiger Fuß trägt sie nach der Straße Betizi und ihre bebenden Lippen wiederholten bei jedem Schritt: „Hotel St. Michel!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Theures Abenteuer.) Ein reicher junger Brasilianer machte auf einem der Maskenbälle der großen Oper in Paris die Bekannt-

schaft eines graziösen schwarzen Domino's, dessen glänzender Witz den Ausländer Anfangs schon entzückte, bis ihn der Anblick des hinter der Maske verborgenen reizenden Gesichts vollends in Feuer und Flammen versetzte. Die Dame erzählte ihrem neuen Anbeter, sie sei verheirathet und sei so thöricht gewesen, die Abwesenheit ihres Mannes zu einem Besuche des Maskenballes zu benutzen, da sie die Neugierde dazu getrieben. Schließlich begleitete der junge Mann die Schöne bis an die Thüre ihrer Wohnung im Faubourg St. Germain, wo er sich mit schwerem Herzen von ihr verabschiedete, da ihm ein Wiedersehen nicht zugesagt worden war. Indessen konnte er es nicht lassen, mehrere Tage nach einander vor dem Hause der Dame auf- und abzugehen, in der Hoffnung, sie wenigstens einmal am Fenster zu erblicken. Endlich erhielt er eines Tages folgendes Brieschen: „Mein Herr, ich sehe Sie oft vor meinen Fenstern vorübergehen, Sie müssen dieses jedoch unterlassen. Morgen will ich Sie um 10 Uhr Vormittags bei mir empfangen, um Ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß Sie ganz darauf verzichten müssen, mich ferner zu sehen." Der Brasilianer war natürlich zur Stunde an Ort und Stelle, aber kaum hatte er den Salon der Dame betreten, als ein Herr mit höchst erzürnter Miene hereinstürmte. — Ich wußte es doch, daß Du mich täuschest, rief er, und dieses hier ist Dein Mitschuldiger. — Aber ich bitte ... stammelte der arme Anbeter ganz bestürzt. — Nichts — aber übergeben Sie mir sofort 10,000 Franken, oder Sie sind ein Kind des Todes! Dabei zog der Wüthende eine Pistole aus der Tasche. Alle Welt hat nicht gleich Summen von 10,000 Franken im Portemonnaie und der grimmige Gatte nahm indessen mit einer Acontozahlung von 1200 Franken vorlieb. Als sich der geplünderte Liebhaber jedoch frei sah, eilte er sofort zu dem nächsten Polizeikommissär, aber der Domino und der Gatte waren verschwunden und nicht wieder aufzufinden.

(Ein Violinist ohne Arme.) Es ist nichts Seltenes mehr, Personen, die ohne Arme geboren, mit den Füßen stricken, sticken und schreiben zu sehen, eine Seltenheit aber ist gewiß ein Geigenspieler ohne Arme. Ein solcher junger Mann von 19 Jahren, Herr Unthan, der Sohn eines ostpreußischen Dorfschullehrers, ist in Berlin angelangt. Ohne Arme geboren und darum auf den Gebrauch der Füße an Stelle der fehlenden Hände angewiesen, hat er es hierin durch Ausdauer zu einer bewundernswerthen Gelenkigkeit der Beine, Füße und vorzüglich der Zehen gebracht, und endlich außerordentliche Fertigkeiten, wirkliche Kunstleistungen erzielt. Er kleidet sich mit den Füßen an und aus, wäscht und kämmt sich mit denselben, führt Speisen und Getränke damit zum Munde, und verrichtet alle die Thätigkeiten mit den Füßen, wozu wir die Hände gebrauchen, aber noch mehr, er schreibt mit den Füßen, und seine Fußschrift zeigt eine schöne Regelmäßigkeit der Züge. Der junge Mann ist entschieden talentvoll und besitzt namentlich ein schätzbares musikalisches Talent.

(Er und Sie.) Einen alten, dekorirten Soldaten fuhr ein blutjunger Lieutenant wegen eines kleinen Versehens mit den Worten an: „Er ist ein Esel!" „Verzeihen Sie, Herr Lieutenant" — erwiderte ruhig der alte Knasterbart — nach dem neuen Kriegsministerial-Reskript muß es heißen: „Sie sind ein Esel!"

Die 19jährige Tochter eines Seltenheitenhändlers ließ einen malaischen Dolch (Kris) fallen, der mit seiner Spitze ihre leichte Fußbekleidung durchdrang und die Fußhaut kaum merklich ritzte. Am nächsten Tage war das Bein geschwollen; der Arzt fand, daß die Dolchspitze mit dem gummösen Safte einer starkgiftigen Euphorbienart gesättigt war. Das Bein mußte dem Mädchen schnell abgenommen werden.

Die „Italia" erzählt folgenden Fall, welcher bei Ponte Landolfo vorgekommen sein soll: „Ein Juwelier, welcher viele kostbare Gegenstände bei sich führte, hatte Aufnahme im Hause eines Priesters verlangt. Bei Nacht hört man klopfen; die Magd fragt: „Wer ist's?" und die Antwort lautet: „Der Richter." Zwei Personen treten ein und stechen sie nieder, ohne daß sie einen Laut von sich geben konnte. Sie treten in das Zimmer des Priesters und ermorden auch ihn. Der Juwelier, durch das Geräusch erwacht, bewaffnet sich mit einem Revolver, stürzt sich auf die Mörder und tödtet sie. Als man sie näher ansah, waren es — der Richter und der Kanzlist des Ortes.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 29. Donnerstag, den 9. April. 1868.

Räthsel der Natur.

Original-Novelle aus den Zeiten der Katharina v. Medicis.

(Fortsetzung.)

7.

Todtenstille ruhte auf den Straßen, die in wenig Stunden von dem Mordgebrülle entmenschter Henker, von den Todesseufzern erwürgter Opfer wiederhallen sollten; kein Stern erhellte den finstern Himmel, aus wenigen Fenstern schimmerte Licht; die Hugenottische Mutter sang den Säugling mit halblauter Stimme in den letzten Schlaf, aus dem ihn die kalte Faust des Würgers wecken sollte, die sorgsame Tochter hüllte die wärmende Decke fester um die Brust des greisen Vaters, der mit einem frommen Gebet entschlummert war, und keine Ahnung beschlich die gläubige Seele, daß in diesem geheiligten Herzen sich nach wenig Stunden die Dolche blutlechzender Tiger erwärmen würden! Kein Engel des Lichts trat zu den arglosen Schläfern — die Geister der Hölle waren Herren der Nacht und hüteten mit eifersüchtiger Wuth die gräuelbrütende Stille.

Nicht solche Gedanken waren es, die zu Alicens Brust den Weg bahnten, sie hatte keinen Raum für sie, es gab nichts mehr auf der Erde als das Herz des Geliebten und der Mordstahl, der ob seinem Haupt schwebte. Was sonst noch kommen könne und werde, lag jetzt außer ihrem Gefühl- und Denkvermögen.

Vor einem großen Gebäude stand sie zweifelhaft still; ihr Pulsschlag stockte: es war die Wohnung des Admirals. „Doch wo, wo ist das Hotel St. Michel!" fragte sie sich, da sie in dieser Gegend außer Coligny's Hotel kein anderes kannte. Die Größe ihres Wagnisses hatte ihr bis jetzt diesen wichtigen Punkt als Nebensache erscheinen lassen.

Einige furchtbare Minuten flogen an ihr vorüber; da war sie, vielleicht nur wenige Schritte von dem Geliebten, tiefe Stille um sie her, kein Lauscher wach, und der günstige Augenblick konnte ungenützt entfliehen, Villeroy und sie selbst zu Grunde gehen, ohne daß sich ein Gott ihrer Verzweiflung erbarme. Rath- und trostlos ging sie an den dunklen Häusern hin.

Jetzt schimmerte ein schwaches Licht in der Ferne; war es eine Patrouille, ein betrunkener Wüstling, eine schaamlose Dirne, die in so später Stunde sich auf der Straße herumtrieben? Mit lautschlagender Brust trat sie hinter einen Mauervorsprung.

Schwere, langsame Schritte nahten, keuchend wankte eine finstere Gestalt mit einer Blendlaterne an ihr vorüber. Unter einem breitkrämpigen Hut rollten dünne weiße Locken hervor, die Erscheinung hatte nichts Feindliches, nichts Furchterweckendes.

Schnell gefaßt schritt Alice hinter dem Greise her und fragte leise:

„Vater, Ihr seid spät auf der Straße."

Der Alte stand betroffen still, hob die Laterne empor, so daß ihr volles Licht auf die verhüllte Gestalt der Sprechenden fiel, betrachtete sie einen Augenblick schweigend und entgegnete dann, den grauen Kopf schüttelnd:

„Für einen achtzigjährigen Greis ist die Stunde nicht so spät als für eine vermummte Dirne!"

Mit fliegender Brust fragte Alice, ohne die Anmerkung zu berücksichtigen;

„Könnt Ihr mir wohl sagen, wo das Hotel St. Michel ist?"

„Kommt nur mit," entgegnete der Alte, wieder vorwärts eilend, „wir kommen gleich daran vorüber."

Alice glaubte eine Stimme des Himmels zu hören und schritt hastig ihm zur Seite.

„Ja, ja," murmelte der Greis, „es ist eine böse Zeit, Alles verkehrt, Frauen findet man um Mitternacht ohne Schutz und Geleite auf den Straßen, ungehindert läßt man sie ihres Weges ziehen; und trifft man einen greisen Hugenotten, den die Todesangst für seinen kranken Sohn zum Arzt jagt, so treibt ihn die Patrouille mit Kolbenstößen nach Hause und ruft: Krieche in Dein Loch, ketzerischer Dachs!"

Ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust empor, eine Thräne perlte über die fahle Wange. Alice sah den glühenden Tropfen nicht, aber der Seufzer schnitt durch ihre Seele.

„Hier," sprach der Alte, stillstehend, „da seid Ihr am Portal des Hotels St. Michel; klopft nur an dem Fensterchen zur Rechten, der Portier ist ein wachsamer Mann, Ihr werdet nicht lange warten."

Er wollte bei diesen Worten von dannen; Alice ergriff seine Hand und fragte rasch und leise:

„Alter, Du bist Protestant, hast Du Familie?"

„Einen einzigen Sohn, meine irdische Stütze, und der liegt krank am Fieber!"

„Hast Du einen Freund?" fuhr sie dringend fort.

„Einen alten, ehrlichen Katholiken, der mich nicht verachtet, weil ich ein anderes Vaterunser bete."

„So eile heim," flüsterte das Mädchen, und ihre Hand zitterte heftig, wie ihre Stimme, „eile so schnell Dich die alten Füße vorwärts tragen, reiße Deinen Sohn vom Lager, hefte ein weißes Kreuz auf Eure Hüte und binde ein weißes Tuch um Eure Arme, dann flüchte Dich zu Deinem Katholiken, aber diese Nacht, diese Stunde noch, wer Dir immer auf den Straßen begegne, wandle ruhig Deinen Weg — morgen wirst Du an mich denken!"

„Dame!" stotterte der alte Mann, tödtlich erschrocken.

„Fort, fort, Greis!" sprach Alice befehlend, „Du hast keine Minute zu verlieren — ich — noch weniger!"

Der Hugenotte eilte entsetzt von dannen, Alice schlug mit kräftiger Hand an das Fenster. Schneller als sie gehofft öffnete es sich, rasch fuhr ein Kopf heraus:

„Was soll's?" frug eine rauhe Stimme.

„Still, leise," befahl Alice, „öffne, ich muß den Grafen Villeroy sprechen."

„Wetter — eine Dame? murmelte der Portier, „ich soll, ich darf aber bei strenger Strafe Niemanden einlassen."

Verzweifelnd rief Alice: „Wahnsinniger, auch nicht, wenn es Dein Leben, das Leben des Ritters gilt? Ich komme vom Admiral; Du bist ein Mörder, wenn Du noch einen Augenblick zögerst!"

Wie vom Donner gerührt, stand Villeroy's treuer Diener; er wußte keinen Rath. Endlich stammelte er fassungslos:

„Habe ich Euch vielleicht heute schon gesprochen, kommt Ihr aus dem Louvre?"

„Du gabst mir einen Brief für Alice d'Aumont, ich komme von ihr!" flüsterte sie, sich kaum noch aufrecht haltend.

Blitzschnell verschwand der Mann vom Fenster, eben so schnell öffnete sich ein kleines Pförtchen im Portal, seine Hand ergriff die ihre und zog sie rasch in die Helle.

„Ich bringe einen Brief?" fragte der Diener dringend.

„Ich bringe mich selbst!" rief Alice, die Larve abreißend, „muß Deinen Herrn sprechen — aber allein, ohne Dich! Wo ist er? Ist er noch wach?"

Entsetzt fuhr der Alte zurück. „Das Fräulein selbst?" murmelte er, „was bedeutet das!" Damit schritt er zur Treppe, beugte sich ehrerbietig und sprach leise: „Hier hinauf im ersten Stock, die Thüre links, Ihr werdet den Ritter vollkommen wach und allein finden, wer schläft auch wohl in dieser Zeit!"

Alice flog die Treppe hinan, öffnete die bezeichnete Thür und aus einem Nebenzimmer drang ihr blendender Lichtglanz entgegen. Sie stand athemlos still, ihr Fuß wollte nicht mehr vorwärts, die Natur des Weibes trat für einen Augenblick in ihre Rechte, glühende Schamröthe überzog ihr Antlitz. Doch Alles um sie blieb still. Wie ein riesiges Gespenst stieg mahnend die Gefahr vor ihrer Seele empor, festen Schritts eilte sie durch das Gemach, trat in das geöffnete Seitenzimmer und starr, ein athmender Leichnam, lehnte sich an dem Pfosten der Thür.

Drei Schritte vor ihr, an einem runden Tisch, saß Villeroy das Gesicht auf beide Fäuste gestützt, die Augen wie gebannt auf einen Punkt geheftet. Von zwei flammenden Armleuchtern grell beschienen, starrte er auf eine Menge Schmuck, der ausgebreitet den Tisch bedeckte, ein furchtbares, gespenstiges Lächeln zuckte um seinen Mund, wilde Gier leuchtete aus seinen funkelnden Blicken, Todesfarbe deckte die eingefallenen Wangen und in unzähligen farbigen Lichtern spielte der Wiederschein der strahlenden Steine auf seiner unheimlichen Stirne. Er schien ein gebannter Geist, der regungslos seine Schätze hütet, deren herrlichster seine Blicke unabwendbar zu fesseln schien — es war der unschätzbare Reichsapfel Katharinens, welcher zwischen dem vermißten königlichen Armband und dem flammensprühenden Rubin dicht vor ihm lag. —

Ein Blick Alicens reichte hin, um die verlornen, ihr nur zu wohl bekannten Juwelen zu erkennen — ein Blick, um sie in den finstern Abgrund zu schleudern, an dessen Rande sie so lange blind getaumelt. Kein Hauch trat über ihre Lippen, keiner Regung waren die versteinerten Glieder fähig, und beide Gestalten schienen die Ausgeburt eines wilden Traums, den der leiseste Luftzug verwehen mußte.

Eine furchtbare Minute verstrich so, langsam begann das Blut die gewohnte Bahn in Alicens Adern zu suchen, die gepreßte Brust hob sich in einem langen Athemzug; Villeroy bemerkte ihre Nähe nicht, seine Sinne schienen verschlossen

oder in die Sehkraft seiner Augen geflüchtet, da riß sich endlich der Schrei von ihren Lippen: „Villeroy, ist es Dein Gespenst, das ich erblicke?"

Wie von einem elektrischen Schlag berührt, zuckte der Gerufene zusammen, ein schwerer Taumel schien von seiner Seele zu weichen, er erhob das Auge und fuhr blitzschnell empor, mit beiden Händen sich an den Tisch klammernd. Konvulsivisches Zittern zog über seinen ganzen Körper, die glänzenden Steine vor ihm schlugen mit lautem Klirren fliegend aneinander, kalter Schweiß deckte seine Stirne und seine Züge waren die eines Verdammten.

Nicht länger vermochte Alice diesen furchtbar gräßlichen Anblick zu ertragen, ihre wankenden Knie brachen ein, ihre kalten Hände bedeckten schützend das blasse Antlitz und überwältigt von Grausen, sank sie zur Erde.

„Siehst Du, das ist mein Geheimniß, das mein Fluch, das die Hölle, der ich verfallen bin", rief Villeroy mit hohler Stimme und lallender Zunge, „der Mann, den Du liebst, der Mann, der Dich vergöttert, ist ein Räuber, ein willenloser Dieb; schon im geheiligten Schoß der Mutter traf den Schuldlosen die Verdammniß, deren Kette er durch das verfluchte Dasein schleppen muß."

Alice hob das Haupt und blickte, wie von einem himmlischen Trost berührt, zu ihm auf; matt, vergehend war er in den Stuhl zurückgesunken, seine Züge waren verwandelt, keine Spur mehr von dem Schreckbild, das sie eben erst entgeistete, es war wieder das geliebte Antlitz, von unaussprechlichem Schmerz, von rührender Wehmuth übergossen.

„O Villeroy!" stöhnte die Unglückliche und ein Strom wohlthuender Thränen erleichterte die zum Zerspringen volle Brust.

„Ja," sprach er jetzt leise und mild, „so mußte es kommen, Du mußtest mich sehen in dieser ganzen Scheußlichkeit meines Wesens, um auf ewig geheilt zu sein! Höre mich, Alice, es gibt Räthsel in der Natur, die kein Meister löst, Krankheiten, für die kein Hypokrates geboren ward! Der Fluch eines harten Vaters lastet auf diesem Haupt, der frühe Tod einer geliebten Mutter ist mein Werk, und dennoch hat die Wucht solchen Jammers noch kein schuldloseres Haupt getroffen als das Meine!"

Seine Stimme brach, seine Hände deckten das schmerzentstellte Gesicht, und große Thränen rollten über den dunkeln Bart, der seine Lippen zierte.

Unter in tiefem Mitleid, in dem Strom der glühend erwachten Liebe ging Alicens Jammer, sie sprang empor.

Sie schwankte zu ihm hin, schlang beide Arme um seinen Hals und bettete das fluchbeladene Haupt an ihre reine Brust.

„Nein — nein — nicht so Alice" — stammelte der Unglückliche; seinen Sinnen nicht trauend, und, vor ihr niedersinkend, umschlang er brünstig ihre Knie, preßte das Gesicht in die Falten ihres Gewandes und flüsterte wie ein betendes Kind:

„Heiliges Gnadenbild, aus dem Staub nur soll mein Bekenntniß zu Dir emporsteigen!" —

„Zehn Jahre" — so begann er — „betrübte eine kinderlose Ehe meine Eltern; plötzlich fühlt sich meine Mutter gesegnet und erwartet mit Entzücken die Rückkehr des Gatten, den ein Geschäft an den Hof gerufen, und seit Monden von dem Stammschloß ferne gehalten hatte. Endlich kehrt er in ihre Arme zurück, doch er ist verstört, kalt, verändert, sein Blick unstät, seine Rede kurz und barsch. Erschreckt über diese Verwandlung, zögert sie, ihm ihr heiliges Geheimniß zu enthüllen; in einsamer Kammer fließen ihre Thränen.

Da lös't ihr die unselige Geschwätzigkeit einer alten Dienerin das Räthsel. Die Reize einer leichtsinnigen Dame aus hohem Geschlecht haben den Verblendeten umgarnt; er kehrt auf einige Tage zur Heimath, um Alles zu sammeln, was sein Schloß an Reichthümern enthält, und dann in Paris mit erneuten Opfern das Herz seiner Schönen zu erkaufen und eine Scheidung von der kinderlosen Gattin zu erschleichen.

Todesschauer ziehen durch die Brust meiner unglücklichen Mutter, thränenlos wirft sie sich auf ihr Lager und heuchelt tiefen Schlaf, als endlich der Ritter den alten Platz an ihrer Seite sucht. Auch er wälzt sich ruhelos auf der einst ihm so heiligen Stelle. Mitternacht ist vorüber; da fühlt meine Mutter, daß er sich lauschend über sie hinbeugt, nach einer Weile vorsichtig das Lager verläßt, und bei dem düstern Schein der Lampe sieht sie mit Entsetzen, wie er leise ihre Lade öffnet und den Schmuck herausnimmt, den sie als das kostbare Erbtheil ihrer Väter mit in die Ehe gebracht. Er ergreift die Lampe und schleicht auf nackten Füßen in eine kleine Kapelle, welche an das Schlafgemach stößt. Meine Mutter fährt empor, wankt zu der halbgeöffneten Thür und sieht, wie er die Juwelen hinter dem Fußgestelle des Kreuzes auf dem Altar verbirgt. Ehe er zurückkehrt, liegt sie wieder auf dem Lager, scheinbar in tiefem Schlaf. Er kommt, verschließt die Lade so vorsichtig als er sie geöffnet, tritt dann zum Bett, beugt sich wieder lauschend über sie und schlüpft leise und behutsam auf die alte Stelle.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Die Antwort Kaiser Joseph II. auf ein Pasquill.) Das in Brünn erscheinende, vom Pfarrer G. Trautenberger redigirte evangelische Monatsblatt: „Halte was du hast", erzählt uns in Nr. 3 folgendes interessante Geschichtchen: Die Wittwe des französischen Königs Karl IX. Elisabeth (eine Tochter Maximilians II.), erbaute in der Dorotheengasse zu Wien ein Nonnenkloster, welches der Stifterin zu Ehren den Namen „Königskloster" erhielt. Von Kaiser Joseph aufgehoben, kam dasselbe in den Besitz des Wiener Magistrats, der es am 12. März 1783 öffentlich versteigern ließ. Bei dieser Gelegenheit erstand die evangelische Gemeinde A. C. die Klosterkirche nebst sieben Zimmern um 27,750 fl. und begann die Kirche zum evangelischen Gotteshaus herzurichten. Da fand man eines Tages an der Mauer folgende Schmähschrift angeheftet: „Dieser Tempel war einst zum Dienste des allmächtigen Gottes von den frommsten Beherrschern Oesterreichs eingeweiht, war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lammes. Aber es plünderte darin die Kirchenschätze, zerstreute in alle Welt die geheiligten Nonnen und warf aus ihren Grüften die Gebeine der Verstorbenen jener Kirchenräuber, Verführer der Braut Christi und Schwächer reiner Jungfrauen — des Martin Luthers Anhänger und Nachfolger — Joseph der Zweite, ein Lothringer von Geburt, uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, welche ihn auf den Thron erhoben, ein berüchtigter Verächter heiliger Kirchengesetze. Nach Gelde dürstend und von schändlicher Gewinnsucht entflammt, begünstigt und befördert er alle Ketzereien und ist selbst kein Mann von Religion. Nun hat er ein seit Jahrhunderten unerhörtes Beispiel gegeben, eben diesen Tempel zum Sammelplatze der Gräuel diebischerweise verkauft und angewiesen." Wenige Stunden darauf war diese freche Schmähschrift in den Händen des Kaisers. Und was that Joseph? Er ließ sie Wort für Wort drucken, das Stück für 6 Kreuzer verkaufen und das gelöste Geld den Vorstehern der evangelischen Gemeinde A. C. zur Unterstützung der evangelischen Armen übersenden. Das Blatt ist heute noch vorhanden; es ist in klein Oktav auf Schreibpapier gedruckt, besteht aus 18 Zeilen und ist überschrieben: „Pasquill gegen den Kaiser, so an der Lutherischen Kirche in Wien gestanden, welches Ihre Kaiserliche Majestät aber abdrucken lassen und das dafür eingekommene Geld der protestantischen Kirche geschenkt haben."

(Aprilschicken.) Die Sitte, die Leute in den April zu schicken, soll 1530 auf dem Reichstage zu Worms angekommen sein. Damals wurde von der deutschen Nation sehr viel Geld für den Türkenkrieg gefordert und es sollte dazu das Münzwesen neu regulirt werden. Da man aber vor anderen wichtigen Geschäften nicht dazu kommen konnte, setzte man einen besonderen Münztag auf den 1. April 1530 zu Augsburg an. Es wurden daraufhin viele Spekulationen gemacht und die Geldleute von ganz Europa fanden sich zu dem genannten Tage ein, sahen sich aber getäuscht und mußten die Reise- und Zehrungskosten noch obendrein geben. Seit jener Zeit sind die Narren am 1. April nicht ausgestorben.

(Der bestrafte Kritiker.) Als der Schauspieler X „Kabale und Liebe" als Gastrolle nicht ohne Beifall gab, und ein Kritiker, mehr boshaft als witzig, öffentlich äußerte: „er war als Kalb vollendet" — ließ der Gekränkte in die Zeitung setzen: „Ich danke dem Herrn Recensenten für seine väterliche Beurtheilung."

(Ein Witzling) sagte von einem Kaufmann, dessen Geschäft schlecht ging: „Dem können zwei Menschen helfen, nämlich ein Jäger und Schuhmacher, der Erste mit einem Vorschuß, der Zweite mit einem Absatz."

(Eine schöne Taufformel.) Mein Kindlein, spricht der Priester in Indien, weinend kommst du in die Welt, während alle um dich her lächeln. Strebe so zu leben, daß du mit Lächeln von hinnen scheiden kannst, wenn Alle um dich her weinen!

Ein New-Yorker Korrespondent der „A. Z." berichtet: Ein sinnreicher Yankee stellt Tapeten aus Holzfournieren her, welche nur $1/150$ Zoll Dicke haben, in Rollen, wie Papiertapeten, verkauft und mit noch größerer Leichtigkeit als diese angekleistert werden. Die feinst gemaserten Nutzhölzer, namentlich Wallnuß und Palisander, werden auf diese Weise verwendet. Die angeklebte Holztapete wird lackirt und kann einfach abgewaschen werden. Durch Nachdunkelung wird sie von Jahr zu Jahr schöner.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 30. Sonntag, den 12. April. 1868.

Räthsel der Natur.

Original-Novelle aus den Zeiten der Katharina v. Medicis.

(Fortsetzung.)

In gräßlicher Angst sinnt die Halbentseelte über das, was sie gesehen, Alles ward ihr klar; der Pflichtvergeßne wollte mit ihrem Eigenthum, dem einzigen Schatz, den sie dem Kinde unter ihrem Herzen sichern konnte, die Trennung von ihr erkaufen. Mit Gewalt vermag sie nichts zu erringen, das fühlte sie tief, mit seinen eigenen Waffen, durch Hinterlist nur ist er zu besiegen. Er hatte es nicht gewagt, den Schmuck von ihr zu fordern, am Tage verließ sie höchst selten ihr Schlafkloset, er mußte also den Schatz an eine Stelle schaffen, von der aus er ihn ohne Verdacht zu erregen in Sicherheit bringen konnte. Zuverlässig hatte er dazu die kommende Morgenandacht ersehen.

Ihr Entschluß war gefaßt, die Nacht weit vorgerückt. Da vernahm sie endlich starke Athemzüge, die seinen tiefen Schlaf verkündeten. So wie früher er, huschte sie jetzt leise vom Lager, schlich in die Kapelle, ergriff mit lautschlagender Brust ihr Eigenthum, floh durch das Schlafgemach zurück und eilte die Wendeltreppe hinab, nach dem Schloßgarten. Dort, an einer verfallenen Stelle des Gemäuers, barg sie ihren Schatz hinter Steinen und Schutt und lag nach wenigen Minuten wieder neben dem Gatten, der im Bewußtsein gelungener That ruhig schlief. —

Die Morgensonne beschien eine höchst seltsame Scene. Meine Mutter ging wie gewöhnlich nach gehaltener Andacht in den Garten und wandelte, die Bibel in den gefalteten Händen, ruhig im Schatten einer blühenden Kastanien-Allee. Nach kurzer Zeit erschien mein Vater mit verstörtem, dunkelrothem Antlitz, mühsam verhaltener Wuth in den finstern Zügen, und aus seinem wilddrohenden Blick ersah sie deutlich, daß er den Raub seines Raubes entdeckt, und dennoch keine Frage, keinen Vorwurf wage, denn mit welcher Stimme konnte er, ihr das Geschehene mittheilen? Lange schritt er schweigend neben ihr hin, endlich begann er, mit sichtlicher Ueberwindung:

„Hast Du wohl schon bedacht, Leontine, daß ich der letzte meines Stammes bin?"

„Ich habe."

„Und daß mir in den zehn Jahren unserer Ehe keine Hoffnung wurde, das Geschlecht der Villeroy nicht mit mir ersinken zu sehen?"

Meine Mutter sah ruhig und mit Ernst zu ihm auf. Er nahm die Bibel aus ihrer Hand, blätterte, schlug sie auf und reichte ihr das heilige Buch abgewandten Gesichts, mit zitternder Hand eine Stelle bezeichnend: „Ein unfruchtbarer Baum aber soll ausgerissen und dem Feuer geopfert werden."

„Du bist ein unfruchtbarer Baum," rief nun mein Vater mit schrecklichem Blick, „und ich will nicht, daß das Geschlecht der Villeroy erlösche!"

Meine Mutter reichte jetzt ihm die Bibel und deute auf zwei Stellen; es waren die Worte: „Du sollst nicht stehlen" und „Du sollst nicht ehebrechen."

Mein Vater starrte bebend, von Zornesröthe überflammt, auf die heiligen Gebote; er vermochte es nicht, das unstäte Auge zu der reinen Frau zu erheben.

Nach einem peinlichem Schweigen erhob meine Mutter die Stimme und sprach sanft aber entschlossen:

„Ich bin kein unfruchtbarer Baum, den die Schrift verwirft, unter meinem Herzen ruht Dein Erbe, und diesem schuldlosen Wesen werde ich das Eigenthum seiner Väter zu erhalten wissen!"

Mein Vater taumelte zurück, meine Mutter schritt langsam nach ihren Gemächern.

Noch in derselben Stunde verließ der Verblendete das Schloß.

Als es Nacht geworden, eilte meine Mutter nach dem Garten, holte den geretteten Schatz aus ihrem Versteck und verschloß sich in ihrem Gemach. In Jahren hatte sie, einsam, in stiller Einfachheit lebend, ihren kostbaren Schmuck keiner Beachtung gewürdigt; jetzt, da er ihr gleichsam auf's Neue geschenkt war, da er die Zukunft ihres Kindes sichern sollte, hatte er plötzlich Werth in ihren Augen. Sie öffnete das Kästchen, ordnete die Kleinodien, und als ihr nun der blendende Glanz im Strahl der Ker-

zen entgegenleuchtete, fühlte sie sich von einem unbeschreiblichen namenlosen Entzücken durchrieselt, mit gieriger Lust hing ihr Blick an den funkelnden Steinen, ihr Herz schlug laut, und in demselben Augenblick empfand sie zum Erstenmal das freudige Zucken des jungen Lebens unter ihrem Herzen. Von dieser unseligen Nacht an fühlte sie ein wildes unnatürliches Gelüsten, wenn Alles schlief ihr Gemach zu erleuchten und den funkelnden Blick am Anschauen ihrer Schätze zu weiden. In Todesangst schob sie, ehe sie zur Ruhe ging, die verderblichen Juwelen unter ihr Haupt; im Traum sah sie sich im Schooß der Erde, umgeben von strahlenden Demanten, welche ihre Hände mit blutenden Nägeln aus den Wänden hervorwühlten, und erwachend beweinte sie die entzückende Täuschung, welche die Morgensonne zerstört hatte. In diesem fieberhaften Zustand, der zur unheilbaren Seelenkrankheit geworden war, verstrichen fünf Monate, bis ich endlich das Licht der Welt erblickte.

Auf die Nachricht meiner Geburt kehrte mein Vater zu seinem Schloß, zu seiner Gattin wieder. Sein strafbares Verhältniß schien beendet, aber das Glück, die Ruhe waren für immer aus diesem einst so friedlichen Hause verschwunden.

Nie sah ich meinen Vater lächeln, nie hat mir sein finsteres Auge ein anderes Gefühl als bange Furcht eingeflößt.

Seit meiner Geburt war die Krankheit meiner Mutter verschwunden, die unseligen Steine ruhten wieder wie sonst unbeachtet in der Lade am Fuße ihres Bettes, und nur in mir, in meinem kräftigen Gedeihen lebend, hatte sie jene unheimliche Zeit fast vergessen.

Ich zählte noch nicht vier Jahre, als sie mich eines Tages auf ihrem Schooße hielt, wo ich zu entschlummern pflegte. Da trat plötzlich der Baron Larochefaucauld, ein Halbbruder meiner Mutter, den sie seit Jahren nicht gesehen hatte, in das Gemach. Sie war außer sich vor Freude und streckte ihm die Hand entgegen, welche er mit heftiger Bewegung ergriff. Ich sah verwundert zu dem stattlichen Ritter auf, dessen prächtiges Gewand mit der Einfachheit unseres Schlosses, so wie mit der kriegerischen Tracht meines Vaters einen auffallenden Kontrast bildete und mir ein ganz neues Schauspiel darbot. Ein blendender Strahl traf mein Auge; das Licht blitzte auf einen kostbaren Demanten, den er am Finger trug. Ich zuckte zusammen, und schrie laut auf. Vom Schooß der Mutter springend, ergriff ich die Hand meines Oheims und hüpfte in wahnsinniger Freude an ihm empor, die Blicke wie fest gebannt auf den leuchtenden Stein heftend. Er ergötzte sich an meiner Lust, ließ das Juwel im Strahl der Sonne spielen und lächelte, als ich beständig rief:

„O schenke mir das schöne Ding da, ich muß es haben.“

Die Geschwister hatten sich viel zu sagen, bald achtete man meiner nicht mehr und ich kauerte in einem Winkel, das Auge auf den Ring geheftet und sagte nur fortwährend: „Ich muß es haben, ich will es haben.“

Ein heftiges Fieber schüttelte mich, als man mich endlich zu Bett brachte; im Traum sah ich den herrlichen Demanten, und am andern Morgen war es mein eiligstes Geschäft, die Thüre zu belagern, die zum Gemach des Oheims führte. Er trat heraus, ich schlüpfte unbemerkt hinein — das Erste, was ich erblickte, ist der Ring, welcher auf dem Gesimse des Fensters liegt. Ich ergreife ihn gierig, entfliehe und stürze athemlos in das Zimmer meiner Mutter. Sie starrt mich entsetzt an, als ich ihr den Ring entgegenhalte, ihn mit tausend Küssen bedecke und fortwährend rufe:

„Ich habe ihn, ich habe ihn, ach Mutter, wenn Du mir ihn nimmst, so kann ich nicht mehr schlafen.“

„Hat ihn Dir der Oheim geschenkt?“ frug sie erstaunt. Ich erzählte nun, wie ich dazu gekommen.

Eine Todtenblässe deckt ihr Gesicht, an allen Gliedern bebend faltet sie die Hände und stöhnt mit einem Ton, den ich nie vergessen werde:

„Großer Gott — so schwer, so fürchterlich wirst Du nicht die Schuld der Väter an den Kindern rächen!“

Sie zwang mich, dem Baron den Ring wieder zu bringen; ich that es, doch ich aß und schlief mehrere Tage nicht, die Sehnsucht nach dem verhängnißvollen Kleinod machte mich krank, und von diesem Augenblick an entwickelte sich unwiderstehliche Gier nach dem Besitz funkelnder Steine so furchtbar in mir, daß ich schon als achtjähriges Kind meinen Aeltern heimlich entwich, um in einer katholischen Kapelle, drei Stunden von dem Schloß entfernt, vor dem Muttergottesbilde Tage lang zu stehen, weil es mit einer Menge falscher Steine bedeckt war, die im Licht der ewigen Lampe einen magischen Schimmer verbreiteten.

Was soll ich Dir noch weiter sagen, Alice! Ich wuchs zum Jüngling heran, und mit mir der angeborne Frevel. Täglich von den Thränen meiner Mutter bewegt, von ihren Lehren, ihrem Beispiel für das Schöne und Edle entflammt, schaudernd vor dem fürchterlichen Geheimniß, das sie endlich in bitterer Reue in meine Brust niederlegte, gab es dennoch kein Mittel, den gräßlichen Trieb in mir zu ersticken. In unbegreiflicher Verblendung übergab mir meine

Mutter im siebzehnten Jahr jenen Schmuck" — er zeigte mit abgewandtem Gesicht nach einem Theil den Juwelen auf dem Tisch — „nur um durch den beständigen Anblick dieser Kleinodien meine Begierde abzustumpfen — sie bewirkte das Gegentheil! Nachdem ich Nächte lang über diesem Schatz gebrütet, wollte ich mehr besitzen, mehr sehen, in Schachten von Demanten wühlen! Man sandte mich an den Hof des Königs von Navarra, meine Mutter sorgte mit großer Freigebigkeit für meine Ausstattung, aber — mein Vater versagte mir einen mit Juwelen besetzten Dolch, den ich seit Jahren wünschte. Ich knirschte mit den Zähnen; schon lag das väterliche Schloß hinter mir, doch die Wuth wollte sich nicht legen; da wandte ich mein Roß, flog zurück, warf mich zu den Füßen meines Vaters und gestand ihm: ich sei von einem bösen Geist besessen, er möge sich erbarmen und mir den Dolch anvertrauen, oder ich finde nicht Ruhe, bis das Kleinod durch List oder Gewalt in meine Hände komme.

Mein Vater schäumte vor Wuth, meine Mutter sank vergehend vor Entsetzen an meine Brust. Da sprach er den fürchterlichen Fluch über mein Haupt aus: „Der räuberische letzte Sprosse seines Stammes solle enden unter den Händen gedungener Mörder, ehe dieses Geschlecht sich fortpflanze!"

Ich sah die Mutter besinnungslos zur Erde stürzen, sah ihre geliebten Züge, überschattet von der Blässe des Todes, hörte die Donnerworte des Unnatürlichen, der im eigenen Sohne sich selbst verfluchte, und verließ, von Furien gejagt, auf ewig das Haus meiner Väter.

Blutige Schlachten, ehrenvolle Siege, der Anblick schöner Frauen, die Gnade edler Helden — nichts vermochte den Dämon zu verjagen, der tief verborgen meine Brust bewohnte und in jedem Augenblick der Ruhe das entsetzliche Haupt in mir erhob. Meine Mutter starb, mein Vater fiel bei der Belagerung von Rouen, mein Leben wurde eine Hölle — dennoch verschleuderte ich — bis auf mein Stammschloß — das Erbe meiner Väter, um dafür — Juwelen einzutauschen. Fest entschlossen, an diese befleckte Brust nie das Herz eines reinen Wesens zu betten, floh ich jedes weibliche Antlitz, ich fühlte tief: das entartete Geschlecht der Villeroy müsse untergehen. So kam ich an diesen Hof.

Noch hatte ich die Hand vom Raube frei gehalten; da fand ich, dem nichts entgeht, das Armband, später den Rubin dieser Königin; mit satanischer Freude legte ich den Fund zu meinen Schätzen, denn Katharina von Medicis zu betrügen, sie, die ich mehr hasse als mich selbst, erhöhte meine Lust an den verfluchten Steinen! Gewaltsam hatte ich meine Leidenschaft für Dich bekämpft, noch gelang es mir, ach — ich konnte ja nicht glauben, daß ich Unseliger, Liebe finden werde! Da führte mich der Dämon auf jenen verlassenen Thronsessel, warf den blitzenden Reichsapfel zu meinen Füßen, die Geister der Hölle ergriffen mich abermals, und ehe Du eintratst war der Raub an meiner Brust verborgen, an dieser Brust — an welche ich wenige Augenblicke später das geliebteste und beklagenswertheste Weib auf Erden drückte! Zum Erstenmale fühlte ich den Drang, mich von meinem Götzen zu trennen, ich wollte Dir das Kleinod übergeben, doch Gewissensangst und Furcht, von Dir durchschaut zu werden, verzögerte den Augenblick, wir wurden gestört und erfüllt mit Entsetzen entfloh ich! — Alice, ich habe Dir den ganzen Abgrund meiner Seele enthüllt, doch bei dem Gott, an dessen Thron ich einst die Lösung dieses Räthsels erwarte, schwöre ich's, seit Du an meinem Herzen geruht, seit mich die glühendste Liebe für Dich durchströmt, habe ich meine Schätze nicht gesehen, der Feind in mir schien entflohen, bis vor wenig Augenblicken. Alles zu meiner Flucht bereitend, benutzte ich diese unbewachte Stunde, meine Schätze zu ordnen; ich bin entschlossen, aus diesem Juwelen Waffen zu schmieden für meinen Glauben, für meinen König. Kaum aber hatte sie meine Hand berührt, kaum flammten sie im Kerzenschein um mich her, so erwachte der alte Geist des Frevels mächtiger als je, ich vergaß Gefahr und —"

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Anekdoten über König Ludwig I.) In einer Serie von Artikeln der „A. A. Z." die das Andenken des verstorbenen Königs feiern, finden sich auch folgende anekdotische Züge: „Beim Congreßspiel zu Wien hatte Vater Max, wie es heißt, eine Million in die Schanze geschlagen; seine Minister bezogen bei 30,000 fl., ja der Ministerpräsident durch Vinirung der Aemter bis zu 70,000 fl. Kurz nach seinem Regierungsantritt setzte Ludwig I. das Maximum eines Ministergehalts auf 12,000 fl. fest. Wie staunten die Höflinge, als plötzlich aller überflüssige Luxus abgeschafft, ja nicht einmal die reiche Garderobe des vorigen Herrn unter die Kammerdiener vertheilt, sondern versteigert wurde! Sie hatten unter der alten Herrschaft sich Häuser gebaut, als sie aber dem neuen Fürsten ihre Dienste antrugen, dankte dieser mit den Worten: „Anziehen kann ich mich selbst, und ausziehen will ich mich nicht lassen." Er wollte auch nicht von fremder Hand barbiert

sein, sondern konnte ähnlich wie Kaiser Joseph II. sagen: „Ich barbiere den König!" Dasselbe Rasirmesser hielt vierzig Jahre die Schneide. Er bedurfte keiner ausländischen Tücher, sondern alle Bedürfnisse des Hofes sollten im Inlande befriedigt, und die einheimische Industrie gehoben werden. Noch mehr haßte er das Fremde, wenn es französische Firma trug. Als nämlich einige Hoflieferanten in Deputation bei der neuen Maj. ihr Gesuch um Fortdauer der bisherigen Aufträge mit Klagen über die schwere Zeit im Leichenbitterton vorbrachten, wog der König in der einen Hand das goldene Siegel und Uhrgehänge des einen Bittstellers, und sprach mittendrein: „Schwer! schwer!" Dann plötzlich den Nebenmann beim Rock fassend: „Wieviel kostet dieses Tuch?" „Sieben Gulden", stotterte der Verlegene. — „Schön! Meines kostet fünf!" erwiderte der König und ließ sie verblüfft stehen.

(Meteor.) Man schreibt aus Aarau: Am Abend des 26. März beobachtete man hier eine seltene Erscheinung am westlichen Himmel. An dem Punkte des Horizonts nämlich, wo kurz vorher die Sonne untergegangen war, stieg senkrecht eine hohe Lichtsäule empor, deren Glanz die sonstige Beleuchtung des Abendhimmels weit überstahlte. Sie erstreckte sich weit hinauf und zeigte überall eine gleichmäßige Breite bis zu oberst, wo sie wie eine Garbe in Lichtnebel zerfloß. Die Farbe war Anfangs feurig-gelb wie Gold und ging allmälig in Orange über, bis sie endlich matter wurde und verschwand. Doch dauerte die Erscheinung über 10 Minuten. Sie glich, wenn auch nicht der Fabe nach, doch an Gestalt und Stärke des Lichtglanzes einer senkrecht aufsteigenden vulkanischen Eruption.

(Gegen Augenkrankheiten.) Seitdem das Petroleum das Oel bei der Beleuchtung verdrängt hat, scheinen sich nach zahlreichen Nachrichten die Augenkrankheiten besonders unter den arbeitenden Klassen, namentlich bei den Weberinnen und Näherinnen, zu vermehren. Das weiße und starke Petroleumlicht bietet zwar den Vortheil größerer Helle, allein es ermüdet die Augen und verbreitet bei unvollständigen Lampen viel Kohlensäure in den Zimmern, wodurch Blutandrang nach dem Kopfe und Augenleiden entstehen. Dagegen helfen farbige Gläser, wie sie z. B. von den Spitzenarbeiterinnen in Nancy seit einigen Jahren gebraucht werden, wodurch bei ihnen die Augenleiden verschwunden sind. Diese grünen Gläser sind leicht herzustellen und werden auch bei Gaslicht nützliche Dienste leisten.

— In San Francisco hat sich seit Februar eine Gesellschaft gebildet, um die Schönheit der Frauen zu versichern. Der Prospektus sagt: Eine Dame kann ihre Schönheit zu jedem beliebigen Preise versichern, muß aber eine dieser Tarirung entsprechende Summe bezahlen. Die Gesellschaft versichert Damen vom 15. bis zum 30. Jahre und verpflichtet sich, der Versicherten eine bestimmte Summe für den Fall zu bezahlen, daß sie ihre Schönheit durch einen Zufall oder durch Krankheit verliere, oder „daß sie sich selbst häßlich finden sollte."

(Rathschläger für hessische Hochverräther, Umstürzler, Allesrugenirer und andere Pfahl- (im Fleisch-) Bürger neuer Provinzen.) Gehe lieber unbedeckten Haares einher, als daß Du einen Cylinder trägst. Denn die „Kölnische Zeitung" treibt Dir solchen an und sagt Dir auf den Kopf zu, daß Du ihn in Prag gekauft. Trage auch keinen Frack, denn die „Kölnische Zeitung" entdeckt in seinem Schooß gleichfalls den ausgeprägten Willen zum Hochverrath. Es würde Dir auch nichts nutzen, wenn Gevatter Schneider und Cylindermacher in Hanau Dein Alibi beweist, und darum ist es besser, Du gehst als Barhäuptle und als Barfräckle in der Welt umher. Wenn es Dich auch verschnupft! Besser ein Katarrh als eine Anklage auf Hochverrath. Oder Du seist denn der Graf Platen und bliebest in Hietzing und nährest Dich hochverräthlich. Aber nicht Jeder ist Graf, denn Mancher ist Trabert, trägt einen verdächtigen Frack und einen bedenklichen Cylinder und rennt damit in seine „Kölnische Zeitung".

Hiemit warne ich Jeden, vor drei oder vier Jahren bei Golde in Hanau einen Cylinder zu kaufen oder in selbiger Stadt einen Frack, indem ich für nichts verhaftet bin. Trabert.

(Aus Nr. 14 der „Wespen".)

In Obersteier schneite es in den letzten Tagen ununterbrochen fort, so daß viele Verbindungen nur mühselig durch Fußboten hergestellt werden konnten. Wie die Wiener „Abdpost" berichtet, war namentlich die Straße über den Präbichl zwischen Eisenerz und Vordernberg ganz verschneit. Der Schnee liegt dort in solchen Massen, daß vor Mai wenig Hoffnung ist, denselben los zu werden. Auch aus Oberösterreich und Salzburg werden Schneekalamitäten gemeldet.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francönia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 31. Donnerstag, den 16. April. 1868.

Was Bayerns Volksschule im Namen und Kraft unseres Zeitgeistes von dem neuen Schulgesetz erheischt und erwartet.

Ode an Bayerns Gesetzgeber

von

Hermann Görwitz.

I.

Räthe des Reiches,
Würdige Väter;
Ihr auch, des Volkes
Treue Vertreter! — :
O vernehmt zum Werk, dem hehren,
Dem Gesetz, dem folgenschweren,
Für der Zukunft Schule Heil,
Dieser Euch geweihten Ode
Lautere Absicht!

Zu uns komme,
Reich des Lichtes!
Daß es kläre und befruchte
Das Gesetz des Unterrichtes. —
Denn Dein Heil, o Erdensohn,
Ist nicht nur die Confession,
Sondern auch die Profession, —:
Beß're Kenntniß, . . . beß'rer Lohn!
Heutzutag schützt nur das Wissen
Vor der Armuth schmalen Bissen,
Und nur Kenntniß der Natur
Schirmt vor jenen Finsternissen,
Die von je die Welt zerrissen; —
Wahrer Cultus ist Cultur,
Gute That und gut Gewissen,
Beten nicht und Singen nur!

„Kirche" von „Religion"
Ist gar wohl zu unterscheiden;
Achtung heisch', Gesetz, vor Beiden,
Ehrfurcht mehr noch vor der Zweiten;
Denn sie ist dem Erdensohn
Heil'ger Trost in allen Leiden;
Sonne aller geist'gen Saaten,
Triebkraft aller schönen Thaten;
Grund des Rechts und Halt der Staaten;
Alles Mangelnden Ersatz,
Menschenherz, Dein höchster Schatz! —:
Wissen aber wird zu Schanden,
Will's der Clerus dominiren,
Und die Schul' allein regieren;
Lehrfreiheit, — wenn recht verstanden,
Kann, wo Denkfreiheit vorhanden,
Sich nicht ihm subordiniren!
Mag der Religion Cultur
Auch der Priester ferner leiten,
Aber trennt im Geist der Zeiten,
Was nicht bindet die Natur! — :
Kirche soll von Schule scheiden;
Und was herrscht noch zwischen Beiden,
Sei fortan die Achtung nur!

II.

Gebt dem reifenden Geschlechte
Neue, freie Bildungsmittel;
Gebt dem Last-belad'nen Lehrstand
Eig'ne Würd' für all' die Bürden,
Eig'nes Anseh'n, eig'ne Geltung,
Nicht blos „Seiner Hochehrwürden".
Gebt erprobten Pädagogen,
Was des Pädagogen ist;
Priestern gebt und Theologen
Nur was ihres Amtes ist;
Denn es wird nicht nur der Christ,
Auch der Bürger hier erzogen!

Fordert d'rum, bei Furcht des Herrn,
Daß das Kind was Rechtes lern'! —:
Nicht nur in des Lebens Pflichten,
In den Rechten auch der Welt,
Denen Wohlstand sich gesellt,
Soll die Schule unterrichten;
Ja, was Herz und Kopf erhellt,
Was der Jugend Busen schwellt,
Was auf eig'ne Füße stellt, —
Darauf sollt Ihr nicht verzichten!
Schafft Reform d'rum, radikale,
Volks-Erziehung, rationale,
Und das Wissen, das reale!
Der Verdummung Zopf und Zunft
Falle vor der Volks-Vernunft!

III.

Schafft — dem Geist der Zeit gerecht —
Uns ein aufgeklärt Geschlecht!
Sittlich-frei und unterrichtet
In Natur, die Alle lichtet,
Allen Aberwitz vernichtet;
Ein Geschlecht, des Fortschritts kündig,
Ein Geschlecht, das endlich mündig!
Solche Generation
Liebt und übt auch Religion,
Ehrt Gesetz, Verfassung, Thron!

Rathsherrn des Reiches!
Volksvertreter! —:
Wollt Ihr so im Geist der Neuzeit,
Wie er weltbefruchtend weh't,
Wirken, daß die Geistes-Freiheit
Auch durch's Reich der Schule geh't?
Soll die Stund' ihr endlich schlagen,
Wo auf eig'nem Fuß sie steh't,
Sich zur Mündigkeit erhöh't?
Wollt Ihr, daß es Tag wird, wagen?
Wollt Ihr, Rathsherrn, also „tagen"? —:
Nun, so darf der Geist der Zeit,
Bayerns Ritter, zu Euch sagen,
Daß Ihr Bayerns Retter seid!
O so bleib', nach Amt und Pflicht,
Wahlspruch Euch: „Es werde Licht"
Auch im Volkes-Unterricht!!

Räthsel der Natur.

Original-Novelle aus den Zeiten der Katharina v. Medicis.

(Fortsetzung statt Schluß.)

8.

„Großer, allmächtiger Gott!" schrie jetzt Alice laut auf. Die Glocke zu St. Germain verkündete mit dumpfem Klang die zweite Stunde nach Mitternacht. „Gefahr und Tod, Dein Leben, das Leben Heinrichs, Euren Untergang — vergessen Alles — Alles! O heilige Jungfrau erbarme dich ihrer!" Mit diesen Worten riß sie den Staunenden empor und fuhr mit den bebenden Lippen fort: „Du bist der Unglücklichste aller Lebenden, ich vergebe Dir, ich liebe Dich, Du bist schuldlos, obgleich mit schwerer Schuld beladen, doch davon jetzt nichts mehr, rette, rette Dich! Um Dich habe ich diesen furchtbaren Gang gewagt, ich konnte Tausende retten, doch ich dachte nur an Dich; Gott wird mir vergeben, wie er Dir die unfreiwillige Schuld vergibt!" In fieberhafter Eile in bebender Hast erzählte sie nun dem Erstarrenden was sie gesehen, gehört, und schnell lüftete sich vor seinem Blick der finstere Schleier, der noch die blutigen Gräuel des kommenden Morgens deckte. —

„Du mußt fliehen, verhüllt in Frauentracht, oder als Knecht, wie Du willst, wie es Dir Dein Geist eingibt, aber fort mußt Du, wenn Du nicht mich mit Dir vernichten willst!"

„Fliehen — ich?" schrie Villeroy und sein Auge sprühte Flammen, seine Hand faßte nach dem Dolch an seiner Seite, „fliehen um mein elendes Dasein zu retten? und Coligny, Heinrich, Condé, Teligny, sie alle sollten untergehen? Nein, können wir uns retten, so ist es nur vereint möglich, fallen aber sie, denkst Du der Mann, den Du liebst, für dessen Rettung Du Ehre, Freiheit, ja vielleicht Dein Leben wagst, er könnte leben?"

Alice starrte ihn geisterbleich an, sie fühlte, daß ihr Opfer vergeblich gebracht war, daß er sich nicht retten dürfe! Der Schmerz des Todes durchzuckte jetzt schon ihre Brust, der Mordstahl hatte sie schon getroffen, sie bebte vor nichts mehr, sie hatte nichts mehr zu erklären, laut aufschreiend warf sie sich an die Brust des Verlorenen und keine Thräne erleichterte die Qual, kein Wort sprach es aus, daß ihr Leben vernichtet sei.

In wüthendem Schmerz in grimmiger Lust preßte Villeroy die Geliebte an sich; noch einmal genoß er die höchste Seligkeit des Daseins, schwelgend in den Küssen der Verzweifelnden; dann richtete er sich empor, wand sich sanft aus ihren Armen und sprach mit Fassung:

„Alice, meine Rechnung ist abgeschlossen, diese Stunde gab mir Kraft zum Leben, wie zum Tod! Laß uns scheiden, als wäre ich dem letztern schon verfallen! Verlaß mich jetzt, kehre in die Höhle des Verbrechens zurück, denn dort allein ist Schutz für Dich. Ich eile, Coligny und die Freunde zu warnen und sammle so viele Ritter, als ihrer in dieser kurzen Frist, die uns noch bleibt, zu finden. Mit ihnen eile ich nach dem Louvre, St. Barthelemy soll mir die Thore öffnen; an Heinrichs Seite ist mein Platz, er lebe oder falle. Gott sei Dein Geleite!" —

Noch einen seligen, fürchterlichen Augenblick hielten sie sich umfaßt, dann riß sich Alice aus seinen umschlingenden Armen drückte die Larve fest vor das glühende Antlitz und floh hinweg aus dem Portal, die Straße Betizi hinab, ohne an Gefahr, an Gegenwart und Zukunft zu denken; ihre Seele war erstarrt unter den Schrecken der entflohenen Stunden.

Geheimnißvolles, finsteres Leben herrschte schon in der Stadt aus tausend Mörderaugen schien die tiefe Nacht sie anzustarren, schweigende

Haufen schwankten wie Geister an ihr hin, schauerlich strich zuweilen leiser Waffenklang ihrem Ohr vorüber, doch festen Trittes ging sie mitten durch das unheimliche Treiben, sie hatte nichts mehr zu wagen, es galt ja ihn nicht mehr. Das weiße Kreuz wirkte überall, ohne daß sie es ahnte, denn sie wußte schon nicht mehr, daß sie es trug, daß sie dessen bedurfte. Jetzt stieg das schweigende Louvre furchtbar vor ihr auf, sie erschrack nicht vor den finstern Mauern, hinter denen vielleicht der Henker schon auf sie lauschte. Mit starker Hand schlug sie an die kleine Pforte. St. Barthelemy rief sie zum letzten Mal und ging kalt durch den nachtbedeckten Hof, in dem sich's unsichtbar regte, wie das Geschlecht giftiger Gewürme im Schooß eines Verließes. Sie flog die Treppen hinan, kein Laut traf ihr Ohr, sie trat in ihr Gemach und ein lauter Schrei ihrer Dienerin erweckte sie aus der stumpfen Fühllosigkeit, in welcher sie den fürchterlichen Weg zurückgelegt.

„Wer da, was gibt's!" kreischte Jene sich vor der vermummten Gestalt bekreuzend, „was sucht Ihr hier? Wird sind gute Christen, Ihr sollt uns nichts anhaben."

Jetzt erst erinnerte sich Alice ihrer Verkleidung; sie riß die Larve ab, schleuderte Barett und Mantel von sich und sank an ihrem Betstuhl zusammen.

„Heilige Mutter Gottes!" stammelte Madelon, „das ist mein Fräulein! Schütze uns St. Denis, wie seht Ihr aus! Herr Gott, wäret Ihr in dieser Nacht gestorben, so dächte ich Eure Leiche käme mich heimzusuchen! Was geht nur vor in diesem Schloß, daß alle Menschen wie Spukgestalten herumschleichen? Ich war ein wenig entschlummert; aber das geheimnißvolle Rennen und Laufen und dann wieder die gräßliche Stille weckten mich und eine Angst überfiel mein Herz, als sollte alles um mich in Feuer aufgehen."

Allmälig kehrte Alicen die Besinnung wieder, sie blickte staunend um sich her, sie war in ihrem friedlichen Gemach, das war die treue Madelon, welche vor ihr stand, das war der Betschemel, auf dem sie so oft zu Gott um Rath und Trost gefleht; vor wenig Minuten aber sah sie sich im Hause eines Mannes, um Mitternacht; allein vom reinsten Bewußtsein geschützt; sah sich als Vertraute eines Frevlers, den sie liebte, sah sich in dunkler Nacht auf finstern Straßen durch schweigende Mörder wandeln — ihre Ideen verwirrten sich, sie vermochte nicht zu unterscheiden, was wahr, was Traum sei und mit einem tiefen Athemzug fragte sie, als ob sie aus langem Schlaf erwachte: „Hat die Königin nach mir verlangt?"

„Die Königin?" frug Madelon versteinert, „kommt Ihr denn nicht von ihr? Ich dachte schon, Ihr würdet die ganze Nacht unten bleiben. Wo waret Ihr denn?"

„Hast Du die Glocke nicht gehört?"

„Nein, wahrlich! Als es Mitternacht schlug, erwachte ich und seit dieser Zeit sitze ich hier und friere vor Angst, das hätte ich doch wohl gehört!"

„Ich bin gerettet!" seufzte Alice in sich hinein, „aber er — er!" In diesem Augenblick schallte die dritte Stunde des neuen Tages vom Thurm des Louvre herab, sie fuhr empor, horchte hoch auf und sank mit dem Ruf: „Zwei Stunden Leben noch!" besinnungslos, kalt und starr in Madelons Arme.

Die erschrockene Dienerin schleppte die Unglückliche auf ihr Lager, reibt ihre Schläfe, betet zu allen Heiligen, die sie der Reihe nach anruft; doch Alicens Lippen öffneten sich nicht, ihr Auge starrt gebrochen, ohne Sehkraft, ihre Brust hebt sich zu keinem Lebenshauch: „sie ist todt!" kreischte die entsetzte Magd, und jetzt tönt die Glocke der Königin lang und grell durch das Gemach.

Madelon glaubte auch ihre Todesstunde nahe; die Königin verlangte nach dem Fräulein, und diese lag da, ein starrer Leichnam. Was sollte sie beginnen? Konnte sie sich von der Unglücklichen entfernen, durfte sie Katharina warten lassen, ohne sie von dem Vorfalle zu benachrichtigen? Ihr schwacher Geist fand kein Mittel; stumm, in tödtlicher Angst übergoß sie die besinnungslose Alice mit Essenzen, aber jetzt schallte die schreckliche Glocke zum zweiten Male, lauter, anhaltender als vorhin — die Erfurcht vor der erhabenen Majestät siegte, sie flog hinunter und stürzte, da sie im Vorzimmer Niemanden fand, geradezu in Katharinens Kabinet.

„Was ist das?" rief ihr diese mit finsterer Stirne entgegen, „wo ist Deine Gebieterin?"

„Ew. Majestät", stammelte Madelon, in Thränen ausbrechend, „nehmt's nur nicht übel, aber oben liegt sie in ihrem Gemach, und ist todt, glaube ich, denn sie gibt kein Zeichen mehr!"

„Todt?" schrie Katharina, zurückfahrend, „was ist denn geschehen?"

Madelon wußte nicht was antworten, denn so viel begriff sie jetzt, daß irgend ein schweres Geheimniß hier walte, dessen Enthüllung ihrer Herrin gefährlich werden könne.

Eben öffnete die Königin die Lippen zu einer neuen Frage, als die Herzogin von Lothringen hereinstürzte und sich mit sichtbarer Erschütterung zu den Füßen der Königin niederwarf.

„O, meine Mutter", rief sie, „erbarmt Euch Margarethens Angst; sie ahnt was vorgeht,

sie fleht Euch an, ihr eine Zuflucht in Euren Zimmern zu gestatten — wird blinde Wuth die Gattin des schlimmsten Ketzers verschonen, wenn einmal die Furien des Mordes durch diese Räume rasen?"

Madelon hatte sich schon bei dem Eintritt der Herzogin nach der Thüre zurückgezogen, sie hatte genug gehört und eilte mehr todt als lebend zu ihrem Fräulein; ihre Zähne klapperten an einander, sie glaubte das jüngste Gericht nahe. Vom Mord hatte sie gehört, hatte das Todesurtheil vernommen, welches eine Rabenmutter über das eigene Kind ausgesprochen; wer im Louvre war seines Lebens sicher, wenn Margaretha von Valois es nicht mehr war?

Sie fand Alice in demselben trostlosen Zustande, in welchem sie sie verlassen hatte, noch immer kalt und leblos, noch immer kein Zeichen rückkehrender Besinnung. Still weinend setzte sie sich zu der, wie sie wähnte Verschiedenen und betete für die arme Seele.

Doch diese Seele wohnte noch in dem regungslosen Körper, die Unglückliche lebte, der Erbarmer hatte die bleichen Lippen noch nicht mit dem Friedenskuß berührt.

Eine lange, fürchterlich lange Stunde zog vorüber, da ward es plötzlich laut im Hof des Louvre. Eine kleine Schaar von fünfzig Hugenottischen Rittern, der sich auf die Parole das Thor geöffnet, zog ein und verlangte nach ihrem König. Der Obrist d'O sah sie mit einem gräßlichen Lachen an, befahl Fackeln anzuzünden und mit Entsetzen erblickten sich die Tapfern in einem stählernen Kreis, den tausend Hellebarden bildeten.

„Ihr seid uns sehr willkommen, edle Herren", sprach d'O höhnisch, „Eure Gegenwart im Louvre erspart uns die Mühe, Euch einzeln in Euren Wohnungen aufzusuchen. Geduldet euch nur eine kurze halbe Stunde, Heinrich von Navarra ist meines Wissens in den Gemächern seiner schönen Gattin, und Ihr seid gewiß nicht unhöflich genug, das junge Ehepaar jetzt zu belästigen; sobald die Frühmette eingeläutet wird, pflegt er sie zu verlassen, und dann denke ich — werdet ihr ihm willkommen sein."

Knirschend, aber regungslos standen die Helden, sie wußten, daß sie das Haupt ins Todesnetz getragen, doch ein Gedanke nur zerriß in diesem Augenblicke ihre Brust, es war die Frage: „Wird Heinrich von Navarra leben?"

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

König Ludwig I. verausgabte von seinem Regierungsantritte bis zum Jahre seiner Abdankung für: 1. Glyptothek (Bau) 109,589 fl., für Malerei und Skulptur 195,126 fl.; 2. Walhalla (Bau) 1,832,385 Gulden, für Skulpturen 330,557 fl.; 3. Königsbau 1,832,863 fl., für Möbel 33,565 fl.; 4. Saalbau 468,176, für Malereien 256,465, für Möbel 280,000 fl.; 5. Allerheiligenkirche 437,392, für Einrichtung 44,107 fl.; 6. Glasmalerei (an Köln, Regensburg) 333,551 fl.; 7. Bonifaziuskirche 697,676 fl.; 8. Kunstausstellungsgebäude 682,578 fl.; 9) Isarthor 25,856 fl.; 10. Hofgartenbögen 71,920 fl.; 11. Aeußerer Hofgarten 21,877 fl.; 12. Feldherrnhalle 245,738 fl.; 13. Monopteros 42,000 fl.; 14. Bayer. Ruhmeshalle 294,709 fl.; 15. zwei Brunnen 174,434 fl.; 16. Bavaria nebst Skulpturen 294,809 fl.; 17. Pompejanisches Haus bei Aschaffenburg 155,635 fl.; 18. Siegesthor 205,732 fl.; 19. Befreiungshalle bei Kelheim 637,937 fl.; 20. Neue Pinakothek 109,576 fl.; 21. Dom zu Speyer 176,011 fl.; 22. Villa bei Edenkoben 154,384 fl.; 23. Landhaus bei Schwabing 83,155 fl.; 24. Reiterstatue Max I. Kurfürsten von Bayern 64,454 fl.; 25. Obelisk 99,721 fl.; Summa 10,589,878 fl. Mehrere dieser Bauten, welche bei der Abdankung des Königs noch nicht vollendet waren, ließ er vollenden, wozu eine jährliche Summe von 200,000 fl. angewiesen waren. Rechnet man hiezu die vielen Stiftungen und Liebesspenden des Königs, so entziffert sich, was Bayern an ihm verloren hat.

(Ein Riesenschwein.) In Münster ist dieser Tage ein Schwein geschlachtet worden, welches 900 Pfund wog. Dasselbe war gezogen auf der Besitzung des Hrn. Frede zu Coerde.

Auf einem Schilde in einer kleinen Stadt konnte man noch unlängst lesen: „Lederwaaren und Buchbinder-Fabrik."

Ein Lehrer prahlte, er gäbe täglich fünfundzwanzig Stunden Unterricht. — „Das ist ja nicht möglich", sagte man hierauf zu ihm, „ein Tag hat ja nur vierundzwanzig Stunden." „Das thut nichts", entgegnete er ruhig, „ich stehe schon eine Stunde vor Tagesanbruch auf."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drechsler'schen Hause.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 32. Sonntag, den 19. April. 1868.

Moderne Frühlingsgedanken.

Wie groß ist der Allmächt'gen Güte,
Daß er noch Früchte sprießen läßt.
Noch duldet holder Blumen Blüthe
Unholder Welt zum Frühlingsfest!

Daß er noch Natigallen schlagen,
Noch strahlen läßt des Himmels Licht,
Die Aecker läßt noch Aehren tragen,
Beim Himmel, ich begreif' es nicht.

Wenn ich der liebe Gott mal wäre,
Ich hätte nicht so viel Geduld,
Ich ließ die Welt, bei meiner Ehre,
Mal büßen ihre Sündenschuld!

Ich ließ statt Blumen Zündkraut sprießen,
Und Lorbeer statt des Feldes Saat,
Statt Hälmchen müßten Säbel wachsen
Und Helme statt des Kopfsalat.

Die Aehren müßten Kugeln tragen,
Patronen wuchern überall
Und aller Nachtigallen Schlagen
Müßt rasseln grimm wie Trommelschall.

Aus den Kartoffeln in der Erden
Ließ ich der Bomben Eisenwucht,
Aus Rüben stracks Granaten werden,
Kartätschen aus der Gärten Frucht.

Statt Spargel müßten Bayonette
Jedwedem Beet entsprießen flugs,
Kanonen wachsen um die Wette,
Wo sonst die saft'ge Gurke wuchs.

Ich würde allen holden Reben
Statt süßen Weines Menschenblut,
Den Schafen Eisenpanzer geben
Statt ihrer Wolle trautem Gut.

Ich würde das und mehr noch kehren
Zu dem, wonach die Welt verlangt.
Und würde so sie mores lehren,
Daß ihr vor Wiederholung bangt.

Dann esset Bomben, schluckt Granaten,
Nascht Kugeln, riechet Zündkrautduft;
Nehmt Helm und Säbel zu Salaten
Und lauscht den Trommeln in der Luft!

Kocht Lorbeer Euch, laßt Bayonette
In brauner Butter schmackhaft sein;
Trinkt Euch in Menschenblut zu Bette
Und macht in Senf Kanonen ein!

Macht Euch aus Eisen warme Röcke,
Daß Wärme Euch im Winter lab',
Vielleicht lernt so Ihr dann, Ihr Stöcke,
Wozu uns Gott den Frühling gab!

Räthsel der Natur.

Original-Novelle aus den Zeiten der Katharina v. Medicis.

(Schluß.)

9.

Ein Schuß zerriß die lautlose Stille und das Band, welches Alicens Sinne gefesselt hatte. Hoch fuhr sie vom Lager auf und stierte mit weit offenen Augen um sich; lebendig ward's im Hof, auf den Treppen, auf den Gängen; Schwertergeklirr, Mordgeheul und Wehklagen wogten um sie her; wimmerd löste jetzt die Frühmettenglocke zu St. Germain die unheilkündende Zunge und plötzlich erschallten als Echo die Sturmglocken des Louvres und aller Thürme von Paris, um den gräßlichen Tödtenruf durch die zitternde Luft weithin über die staunende Stadt zu tragen.

Alice flog vom Lager, ihre Kniee schwankten nicht, sie stand fest, hoch aufgerichtet der fast sinnlosen Dienerin gegenüber, die sie zu umfassen strebte; ihr dunkles Haar floß gelöst in dichtem Strom um Brust und Hüften, marmorbleich schimmerten die edlen Züge aus den wirren Locken hervor, und die flehende Madelon

mit Riesenkraft von sich schleudernd, enteilte sie dem Gemach und flog den Corridor hinab nach den Zimmern der Königin.

Noch hatte sie ihren Weg nicht halb zurückgelegt, da drängte sich von den Gemächern des Hugenottischen Königs her eine Gruppe zwischen sie und die kalten Mauern, eine Gruppe, die ihr Auge und Fuß erstarren machte. Ein junger Protestant, Henri Bause, vertheidigte sich gegen fünf Mörder aus der königlichen Garde, eine weiße luftige Gestalt strebt vergebens in dem engen Gang sich durchzudrängen, fleht vergebens um sein Leben; von einer Hellebarde durchstoßen, hauchte er in Todeszuckungen die Seele aus. Die lautschreiende Dame sinkt besinnungslos zusammen. Alice will ihr nahen, die Wache erhebt sie vom Boden — es ist Margaretha von Valois, welche in heftigen Krämpfen mit dem Tod zu ringen scheint; die Nähe der Königstochter legt dem entfesselten Mord keine Zügel an; man bringt sie fühllos nach den Zimmern der Königin und geht wieder an die Blutarbeit.

„Zum König, zum König!" schreit jetzt Alice und schlüpft zwischen Leichen und Henkern durch, der großen Treppe zu, die nach Heinrichs Wohnung führt. Da sieht sie den jungen Löwen entwaffnet, an seiner Seite den Prinzen von Condé, Schmerz und Wuth verzerrten ihre bleichen Züge, umgeben von Bewaffneten führt man sie zum König.

„Ich bürge für Eure Sicherheit, meine Prinzen," sprach der befehlhabende Offizier, „aber nur unter dem unmittelbaren Schutze des Königs, der Euch erwartet, kann ich für Euer Leben einstehen."

Der Zug entfernte sich und verschwindet in dem Flügel des Schlosses, wo Karl der Neunte, an der Seite seiner Mutter, umgeben von seinem Hofstaat, mit wahnsinniger Lust das Gemetzel vom Balkon herab mit ansieht.

Eine augenblickliche Stille trat jetzt ein, Alice lehnte an einem geöffneten Fenster des Corridors, ein pfeifender Luftzug wühlte in ihren Haaren, ihre Gestalt war so leblos wie der Marmor, der ihr zur Stütze diente, ihre Seele ein Chaos.

Da tönt Schwertergeklirr von der großen Treppe herauf, Stufe für Stufe erkämpfen sich verfolgte Hugenotten den Weg zu ihrem König; wie die Meute Hunde an der Ferse des Wildes, hängen die lechzenden Mörder an ihrer Beute.

„Heinrich und die Bibel!" ruft eine furchtbare Stimme; Leben durchzittert Alicens regungslose Gestalt, ihr Fuß hebt sich, ihr Herz schlägt mächtig gegen das fliegende Gewand; jetzt hat er die letzte Stufe erreicht; er wurzelt fest auf dem Boden, seine Waffe pfeift sausend um die Häupter der schäumenden Söldner, da zersplittert der Stahl in seiner Faust, drei Schwerter senken sich in den schlanken Körper, in die keuchende Brust und mit dem Todesschrei: „Alice!" stürzt er rücklings an der erstarrten Geliebten nieder, deren Arme sich vergebens ausbreiten, ihn zu empfangen. Ihr Antlitz, ihre Hände, ihr Gewand ist bespritzt von dem Blut des heißgeliebten Mannes, sie wirft sich an ihm zur Erde, Leichen häufen sich um sie, sie sieht nur sein gebrochenes Auge, hört nur seine Todesseufzer und fühlt den krampfhaften Druck der erkaltenden Hand, die sich um ihren Nacken legt. Sein Haupt sinkt an ihre Brust, sie stammelt leise:

„Heinrich von Navarra ist gerettet — Alice geleitet Deine Seele!" und ihre Lippe küßt den letzten Hauch, das letzte seiner Worte: „Wiedersehen!" von dem zuckenden Mund; ihr reiches Haar fällt, ein heiliger, dunkler Schleier, über sein sterbendes Antlitz und verhüllt die Schatten des Todes und den Scheidegruß der Liebenden den Blicken der Würger.

Als Alicens Besinnung wiederkehrt, schlägt ein schreckliche Stimme an ihr Ohr; es ist Katharina, die höhnisch fragt:

„Welche meiner Damen spielt denn hier den Beichtvater bei dem sterbenden Ketzer?"

Da hebt die Jungfrau das Marmorantlitz empor, ihr dunkles, starres Auge will aus seinen Höhlen treten, um ihren Munde spielt ein gräßliches Lächeln, ihre weiße Brust ist mit Blut befleckt. —

„Alice!" ruft Katharina und tritt einen Schritt zurück vor dem Ausdruck dieser Züge; ein Schauder durchrieselt sie, den ihrer Hyänennatur alle Verzerrungen des Todes, die sie umgaben, nicht erwecken konnte.

„Alice," lachte Karl der Neunte grinsend auf, „die spröde Dame, die keusche Lucretia — ha — ha — das ist lustig, Frau Mutter!"

Doch hoch wie ein Gespenst steht jetzt die Geschmähte den Zurückweichenden gegenüber, ein fürchterlicheres Lachen als das seine bricht aus ihren bleichen Lippen.

„Ha — ha — nicht wahr, Mordknecht, Verruchter, das ist lustig?" ruft sie in hohlen, markdurchschauernden Tönen, „wahnsinniger Tyrann, jetzt lachst Du allein und hier die schnaubende Megäre an Deiner Seite — Ihr lacht allein — doch die schwarze Stunde, die ob Eurem verfluchten Haupte schwebt, hört Ihr nicht kommen! — Horch auf, König, wenn Deinem elenden Leibe Blutströme entquellen, jeder Deiner Athemzüge Tod erflehen wird von der Gnade Gottes — dann denke an diese Nacht! Dann lacht eine ganze Welt, vor Wonne lacht sie, daß Deine Seele zum Abgrund fährt, und Du wirst es hören, dies Hohngelächter der Erde, auf Deinem Sterbelager wird es Dich umrauschen, wird Dir folgen bis hinab zur

Hölle, wie dieser hier, die ich verhaßt, verachtet und verlassen auf einsamen Lager dem Tod entgegenreifen sehe, glühendes Gift in den Adern, glühendere Pein im Herzen, und der Fluch der Mit- und Nachwelt wird für Euch Beide der einzige treue Geleiter sein!"

Das schreckliche Wort war gesprochen. Karl der Neunte stand vernichtet, ihm war, als habe er die Posaune des Weltgerichts vernommen, sein Haar sträubte sich, seine erschlafften Arme sanken herab, die Menschennatur trat für einen Augenblick in ihre Rechte. Die Königin verhüllte das Gesicht, sie vermochte nicht länger den Blick der Wahnsinnigen zu ertragen, deren Augen sich mit Nacht umziehend gespenstisch an ihren Zügen hingen. Die prophetischen Worte, die sie gehört, klangen nach in ihrer abergläubischen Seele, sie riß den Talisman hervor, den sie beständig bei sich trug, preßte ihn abgewandt an die Lippen und floh hinweg, den entnervten träumenden Sohn an ihrer Seite zu neuen Freveln zu reißen.

Alice ward nach ihrem Gemach getragen, denn ihr Körper war versteinert, die Gelenke ihrer Glieder erstarrt.

Wenige Wochen überlebte sie den Geliebten, doch sie litt nicht, denn die Seele war ihm längst gefolgt und nur die blöden Sinne walteten noch in dem schwindenden Körper, der einst die schöne Hülle eines edlen, nur zu glühenden Geistes gewesen.

Die Geschichte jener Tage zeigt uns das gräßliche Ende Karl des Neunten; Ströme von Blut drangen aus seinen Poren, er starb in Verzweiflung, wie Katharina von Medicis, welche erst die Vernichtung aller Wünsche und Hoffnungen ihres an Freveln reichen Daseins erleben mußte, ehe das tödtliche Gift ihren Körper der entflohenen Macht nachsandte.

Heinrich von Navarra aber hat sich ein Denkmal gesetzt, das, durch alle Zeiten leuchtend, ihn des edlen Blutes würdig zeigt, welches für ihn vergossen ward. Oft noch schwebte wie ein lichter Traum die Erinnerung an die reizende Alice d'Aumont durch seine Seele und eine trübe Wolke feierte das Gedächtniß des treuen Villeroy.

Mannichfaltiges.

(Hamburger Witze.) Der Feuilletonist eines norddeutschen Blattes erzählt von einem Hamburger Exerzierplatze folgende Schnurren: „Beim Appell fragt der Hauptmann einen Jüngling, dessen Knöpfe sehr schlecht geputzt sind: „Wie heißen Sie?" — „Wer", sagte der Ungeputzte. — „Sie." — „Wer." — „Zum Donnerwetter — ich will wissen, wie Sie heißen!" — „Wer." — „Kreuzelement! Ist der Mensch denn taub oder verrückt? — Feldwebel, wie heißt denn der Mensch da?" — „Jacob Heinrich Wer, Herr Hauptmann!" — Letzterer wußte nun endlich, woran er war und denkt wohl noch heute über die wunderbare Vielseitigkeit deuscher Volksstämme nach, wie neulich der junge Freiwillige in spe sehr betrübt über die „Tiefe des menschlichen Elends" nachsann, nachdem er im Examen wegen heftiger Conflicte mit Heise und Heinsius bös durchgefallen war. Er kam mit gesenkten Ohren zu seinem Erzeuger, der ihn fragte: „Na, Krischan, wie hett Di dat gehan?" — „Ach Gott, ick heff mir statt mich saggt, da heff se mi rutsmeeten." — Da bemerkte plötzlich tröstend ein alter Israelit, des Vaters würdiger Geschäftsfreund, der hinzugetreten war: „Es ist ganz einerlei, mein guter Junge, ob sie Dich mal im Dativ oder im Accusativ todtschießen." Recht philosophisch orientalisch gedacht.

(Ein tragischer Vorfall) hält ganz Wien in Spannung. Die 1863 mit einem Actienkapital von beiläufig 600,000 fl. gegründete Schellenhofer'sche Bierbrauerei-Gesellschaft ist fallit geworden. Der Direktor Werner hat sich dabei große Betrügereien zu Schulden kommen lassen, und als nun die Katastrophe hereinbrach, hat er sich — noch ist die Sache nicht sicher aufgeklärt — wirklich oder scheinbar das Leben genommen. Nachts 11 Uhr kam er verstört aus seiner Wohnung im oberen Stocke und ließ sich die Hausthüre öffnen. Wenige Minuten darnach kam seine Frau angefahren, und als sie in das Wohnzimmer ihres Mannes trat, fand sie es im Blut schwimmend. Man eilte dem Unglücklichen nach, fand ihn aber nicht; dagegen fand man seinen Pelzrock, Hut u. s. w. am Donau-Canal, so daß es scheinen mußte, er habe sich in denselben gestürzt. Ein zur Veröffentlichung bestimmter Brief Werners an einen ihm befreundeten Wiener Zeitungs-Redakteur wurde in der Wohnung Werner's ebenfalls gefunden, worin das Vorhaben des Selbstmords angekündigt und zu rechtfertigen gesucht wird. Alsbald erweckten jedoch allerlei Dinge den Verdacht, daß der Selbstmord nur simulirt und Werner noch am Leben sein könnte, das Blut könnte Thierblut, und der Pelzrock und Hut nur zur Irreleitung des Urtheils an dem Ufer des Donau-Canals niedergelegt worden sein. Eine umfassende Untersuchung ist im Gang und die Polizei hat Maßregeln für den Todes- und Lebensfall Werners ergriffen. Die Leiche ist bis jetzt noch nicht gefunden worden.

(Livingstone.) Auch die letzten Zweifel über das Leben des berühmten Afrikareisenden David Livingstone sind geschwunden, nachdem jetzt der Empfang eines vom 4. Februar datirten Briefes des englischen Consuls in Zanzibar, Dr. Kirk, an den Präsidenten der Royal Geographical Society, Sir R. Murchison, von diesem angezeigt worden. In diesem Briefe theilt Dr. Kirk die Ankunft des so lange erwarteten arabischen Boten, Bunduki, mit, welcher in der Stadt Mtuka (im Wembalande) mit Livingstone vor ungefähr einem Jahre zusammengetroffen war und von diesem Briefe und Depeschen zur Uebermittlung nach Zanzibar erhalten hatte. Nach den eigenen Angaben Livingstones bestätigt sich der von der Livingstone Expedition unter Mr. Young gegebene Bericht über die von jenem eingeschlagene Route an der Seeküste des Nyassasees entlang. Von dort drang er in nördlicher Richtung eine weite Strecke nach dem Westen dieses Sees vor, und gelangte nach der früher stark bevölkerten jetzt aber fast leeren Stadt Lobisa. In diesem Landstriche litt die Expedition viel von Hunger, doch erreichten sie bald (das oben erwähnte) Mtuka, in der Nähe der Südspitze des Tanganyikasees, wo sie reichlich Nahrung fanden. — Außerdem ist in Zanzibar verläßliche Nachricht von der Ankunft Livingstone's in Ujiji (halbwegs am Tanganyisee entlang) eingetroffen, wo Briefe von England und Zanzibar schon seit lange für ihn bereit lagen. — Der Wortlaut des von Dr. Kirk eingetroffenen Briefes wird in der nächsten Sitzung der Royal Geographical Society am 27. d. verlesen werden; doch wird das Eintreffen der Depeschen selbst in England noch vor diesem Datum erwartet.

(Ein Sonderling.) Aus Wien wird folgendes Historchen erzählt: Der gewesene Rechnungsbeamte Thomas Rehard starb vor einigen Tagen in seiner Wohnung in Währing in einem Alter von 73 Jahren. Derselbe war nie verheirathet und blieb ein Menschenfeind bis zu seinem Tode; er wohnte allein und sorgte für alle seine Bedürfnisse selbst. So wenig er einen Menschen in seiner Nähe duldete, so sehr liebte er die Thiere, besonders Hunde und Katzen. Als er sein Ende herannahen fühlte, sandte er zu einem Arzte und zugleich auch zu einem Sargtischler. Nachdem der Arzt die Unheilbarkeit der Krankheit eingestanden, ließ er den Tischler sofort das Maß zu seinem Sarge nehmen und verlangte denselben in kürzester Zeit geliefert. Als nun der Sarg in das Haus gebracht wurde, richtete er ihn zum Gebrauche ein und verbrachte seine letzten Lebenstage darin. Seine Verwandten, welche kurz vor seinem Ende zu ihm kamen, würdigte er keines Wortes. Nach seinem Tode untersuchte man seine Habseligkeiten, fand jedoch nur das Nothwendigste, aber kein Geld und keine Werthpapiere, obwohl er von den Interessen und von seiner kleinen Pension lebte. Alles Suchen war vergebens; endlich machte man sich selbst an den Sarg und hier fand man unter Hobelspänen ein Paket, in welchem sich gegen 60 fl. in Banknoten und 9000 fl. in Metalliques befanden, welche der nun Todte, sie Niemanden gönnend, mit sich begraben lassen wollte.

Man hat ermittet, daß die meisten Selbstmorde in Ländern germanischer Zunge begangen werden, daß diesen zunächst die romanischen Ländern stehen, und die Slawen am Wenigsten zum Selbstmorde neigen. Auffallender Weise ist das so stark mit slawischen Elementen versetzte Volk in Sachsen von allen Völkern Deutschlands dem Selbstmorde am Meisten zugethan. In der statistischen Reihenfolge schließt es sich unmittelbar an Dänemark an, woselbst nach den letzten Ermittelungen jährlich auf 1 Million Menschen 276 Selbstmorde gerechnet werden müssen. Sachsen weist deren 245 auf, Preußen 122; von fremden Nationalitäten seien hier die Lombardei mit 16, Irland mit 10 und Portugal mit 7 Selbstmorden auf 1 Million Menschen angeführt. Was die Glaubensbekenntnisse betrifft, so steht fest, daß die Protestanten mehr als irgend eine Glaubensgenossenschaft zum Selbstmorde hinneigen, was vielleicht auf Rechnung ihres vorwiegend germanischen Naturells gebracht werden kann. Am Wenigsten kommt der Selbstmord in Europa unter Juden vor. Die alte Annahme, daß düstre Tage und nebliges Wetter den Spleen und was mit ihm zusammenhängt, zur Folge hätten, wird übrigens durch die zweifellose Zunahme der Selbstmorde während der Sommermonate widerlegt. Während z. B. in Frankreich durchschnittlich 80 Selbstmorde sowohl im November, wie im Dezember und Januar stattfinden, verzeichnet man 107 für den Monat Mai und eine ähnliche Anzahl sowohl für den Juni wie für den Juli. In England ist das Verhältniß ein den Sommermonaten ähnlich ungünstiges. Für London ergeben die Selbstmorde durchschnittlich die Jahresziffer von 240.

(Mißverständniß.) Kürzlich fand in Berlin in der Generalversammlung einer Aktien-Gesellschaft eine lebhafte Erörterung über die höchst ungünstigen Resultate der Verwaltung statt. Als nun ein Mitglied des Verwaltungsrathes bemerkte: „Die Resultate würden besser sein, wenn die Einnahmen mehr betrügen" — da erhob sich ein Aktionär und rief entrüstet: „Was, noch mehr betrügen?" So erzählt die „Voss. Ztg."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 33. Donnerstag, den 23. April 1868.

Abendgebet
einer armen hungernden Familie in Ostpreußen.

Gott im Himmel! auf uns schau',
Wir sind deine Kinder;
Sieh, wir sind vor Kälte blau,
Schütz' uns vor dem Winter.
Vater mit dem größten Fleiß
Und dem besten Willen
Nicht so viel zu schaffen weiß,
Unsre Noth zu lindern.

Theuer ist das liebe Brod,
Oft nicht zu erschwingen;
Und zu steuern unsrer Noth,
Nimmer will gelingen.
Vater mit dem größten Fleiß
Und dem besten Willen
Nicht so viel zu schaffen weiß,
Unsre Noth zu stillen.

Die Kartoffeln, ach, sind krank,
Meist nicht zu genießen;
Küch' und Keller sind ganz blank,
Unsre Thränen fließen.
Vater mit dem größten Fleiß
Und dem besten Willen
Nicht so viel zu schaffen weiß,
Unsre Noth zu stillen.

Auch das Holz beständig fehlt,
Kalt bleibt unser Zimmer;
Denn es fehlt zum Kaufen Geld,
Und wir frieren immer.
Vater mit dem größten Fleiß
Und dem besten Willen
Nicht so viel zu schaffen weiß,
Unsre Noth zu stillen.

Morgens fängt das Fasten an,
Nirgends was zu essen;
Gott! fast glaubet unser Wahn,
Daß du uns vergessen.
Vater mit dem größten Fleiß
Und dem besten Willen
Nicht so viel zu schaffen weiß,
Unsre Noth zu stillen

Kommt der Vater dann herbei
Wieder zu Mittage,
Daß nicht viel zu essen sei,
Ist die alte Klage.
Vater mit dem größten Fleiß
Und dem besten Willen
So viel nicht zu schaffen weiß,
Unsre Noth zu stillen.

Kraftlos schon der Vater ist,
Seine Händ' erschlaffen;
Und zur jetz'gen Zeitenfrist
Gibt's fast nichts zu schaffen.
Vater mit dem größten Fleiß
Und dem besten Willen
So viel nicht zu schaffen weiß,
Unsre Noth zu stillen.

Hungrig wir zu Bette geh'n,
Leer ist Küch' und Keller;
Und zum Kaufen, ach, zu seh'n
Nirgends ist ein Heller.
Vater mit dem größten Fleiß
Und dem besten Willen
So viel nicht zu schaffen weiß,
Unsre Noth zu stillen.

Guter Gott, o hör' uns zu,
Höre unsre Klage;
Scheuch' von uns durch Schlaf und Ruh'
Nachts des Hungers Plage.
Vater mit dem größten Fleiß
Und dem besten Willen
Nicht so viel zu schaffen weiß,
Unsre Noth zu stillen.

Julius Rutter.

Liebe auf der Eisenbahn.
Novelle von Heinrich König.

In der Frühe des heitersten Sommermorgens fuhr Franz Auer aus dem Posthause in Aachen die neue Straße hinauf nach dem Eisenbahnhof. Er hatte Brüssel besucht, Aachen besehen und wollte heut mit dem ersten Wagenzuge nach

Köln und dem Rhein zurückkehren. Die Straße war noch sehr still, und wie Franz durch das hintere Fenster des Omnibus die schönen Häuser beschaute, redete ihn der Conducteur von dem schmalen Sitze außerhalb des Einganges an: „Nicht wahr, mein Herr, hübsche Häuser? Paläste, wenn man will! Und vor fünfzehn Jahren war hier alles noch lauter Feld. Weiter hin werden Sie auch noch einzelne Beete als Bauplätze zwischen den neuesten Häusern liegen sehen. Ja, so rasch nimmt seit dem lieben Frieden die Bevölkerung der Städte und die Geschäftigkeit der Menschen zu, wenigstens am Rhein."

„Gewiß!" erwiederte Franz, „und die junge Eisenbahn wird hier bald noch Manches erwecken. Ueberhaupt stellt sich unsere Zukunft immermehr auf Eisenbahnen, und es ist zu hoffen, daß nicht bloß die materiellen Gewinnste sondern auch die Gedanken und Gefühle der Menschen sich da immer lebhafter bewegen. Der brausende Dampfer, der den Zug anführt, ist zugleich ein Sinnbild dessen, was hinter ihm vorgeht: so rasche Bewegung entzündet nämlich auch die Seelen, und wie sie Blut, Herz, Phantasie in lebhafteren Schwung setzt, entwickeln sich geistige Dampfkräfte für das Leben — gebundene Gedanken, aufgeweckte Entschlüsse, manch' neues, elastisches Wagniß. Sogar die Kraft und Schönheit des Menschenschlags muß dabei gewinnen, in dem Maße, als die stockenden Bevölkerungen gerüttelt, die vorkommenden Volksstände aus verschiedenen Gegenden gemischt werden. Denn hoffentlich sollen nicht bloß die güterschaffenden, sondern auch die um Liebe werbenden Hände hier einander begegnen. In einem ausgearbeiteten Eisenbahnnetze werden auch Herzen gefischt werden. Ernstlich, Herr Conducteur; man wird künftig nicht bloß auf Eisenbahnen reisen, sondern auch freien, so frank und frei, wie sich ja das glückliche Geschlecht der Vögel ebenfalls im Fluge findet und paart."

„Nun, nun!" lachte der Conducteur. „Nicht wahr, Sie heißen Franz Auer?"

„Ganz Recht? Aber wie kommen Sie darauf, Herr Conducteur?"

„Ich lese da auf dem Umschlag Ihres niedlichen Buches: „Deutsche Gedichte von Franz Auer." Und da Sie sich nun so poetisch ausdrücken, so — ! Aber, Herr Doctor, wir wollen uns doch ein wenig in Acht nehmen mit dem raschen Freien! Was man so im Fluge fängt, ist oft nur ein loser Vogel. Ich hätte meine Frau eben so wenig aus einen Omnibus nehmen mögen. Omnibus ist auch so ein bedenklich Wort bei Freien; heißt es nicht: Für Alle? ha! ha! Nein, nein! Für Alle ist nicht für mich. — Ich bitte um fünf Silbergroschen! Meine Herren, fünf Silbergroschen für die Fahrt!"

Man war eben im Bahnhofe angelangt. Das Gepäck ward abgeladen, gewogen, mit Ziffern beklebt. Während dessen konnte Franz nicht unterlassen, einen Blick über die schöne Gegend zu werfen. So eilte er auch mit seinem eingelös'ten Billete gleich wieder nach seinem Fenster des Versammlungssaales. Da breitete sich unter ihm die alte Kaiserstadt in voller Morgensonne aus. Rechts auf der vorspringenden Höhe glänzt eine einzelne Kirche; eine Waldstrecke links hin bildet einen hohen Hintergrund, und schließt sich an den angebauten Höhenzug, der in seinem Thalschooße die Stadt mit ihren spitzen und eckigen Thürmen, und mit den ziemlich verzettelten Häusern hegt und wärmt. Das alte Rathhaus mit zwei Thürmen, die achteckige Münsterkirche überragen Alles. Franz träumte sich noch einmal in die alten Zeiten zurück, da unter Karl dem Großen diese Kirche angefangen ward. Durch Feuersbrünste und Zerfall hat sie sich, hergestellt und erneuert, in ihrem alten An- und Aussehen erhalten, während Paläste, Bäder, Wasserleitungen und womit sonst der große Kaiser seinen Lieblingsaufenthalt ausgestattet hatte, der Zerstörung heimgefallen sind.

Aus dieser Betrachtung weckte ihn die scharfe, heftige Stimme eines Mannes. Wie er sich umsah, standen dicht hinter ihm zwei junge Frauenzimmer mit buntgewirkten Reisetaschen am Arme. Wie betroffen von seinem Umblick, verloren sie sich unter die zahlreichen Fremden, die der Abfahrt harrten. Vielleicht hatte die edle Gestalt, oder die etwas auffallende Reisetracht des jungen Mannes ihre Aufmerksamkeit erregt, und sie sahen sich nun getäuscht, einen Bekannten in ihm zu finden. Vielleicht war auch das freie, stolze Aussehen, des jungen Fremden überraschend für sie: genug! sie hatten sich bis an die noch offene Ausgangsthür zurückgezogen. Franz näherte sich ihnen, indem er sein Buch einsteckte. Die kleine Blonde lächelte ihn unbefangen an; die Schlanke warf aber bei seinem Herantreten einen besorgten Blick nach dem so heftig sprechenden Manne, der sich gegen einen älteren freundlichen Herrn, jedoch den Umhersitzenden, wie es schien, zu Gehör, mit viel Selbstzufriedenheit über die Folgen ausließ, die der unerwartete Tod des Herzogs von Orleans für Frankreich und Europa haben müßte. Der Sprechende war ein Mann in den Vierzigen, sehr sorgfältig gekleidet und mit einem Schnurrbärtchen. Er trug gelbe Glanzhandschuhe und einen Stock mit goldenem Knopfe, auf den er das Kinn zu stützen liebte.

Ehe noch Franz die beiden Mädchen auf schickliche Weise anreden konnte, öffnete sich die Thür und Alles eilte in den Hof hinaus den

Wagen zu, die nach drei Klassen angeordnet, in langem Zuge dastanden. Der vorgespannte Dampfer keuchte stoßweise seinen heißen heftigen Athem aus. Franz folgte den beiden Mädchen nach dem Wagen, den sie sich aussuchten. Der schwebende Gang, die edle Haltung der Schlanken zog ihn mächtig an. Sie schwang sich in einen der größeren Wagen und nahm Platz an der vordern Wand, wo man geschützter gegen den Luftzug sitzt, unmittelbar an der Seitenöffnung, deren streifiger Vorhang aufgerollt in Schnallenriemchen hing. An ihre Seite setzte sich die kleine Blonde, und Franz bemächtigte sich im Gedränge des Platzes unmittelbar vor den Beiden, indem er sich nicht vor sie, sondern ihnen entgegen setzte. Dieß konnte er nicht, ohne um Entschuldigung zu bitten, und so war das Gespräch leicht und natürlich angeknüpft. — „Diese Bänke sind eigentlich eingerichtet", sagte er, „um hinter einander zu sitzen; aber — Sie verzeihen meine Damen, ich kann so viel Gefahr nicht so nahe an meinem Rücken wissen, sondern muß sie im Auge halten." — Lauter aber, und gegen die Umhersitzenden gewendet, fügte er hinzu: „Das Rückwärtsfahren ist mir fatal! Ich genire Sie doch so nicht?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Die Kunst des Fliegens.) Wir müssen alle Hoffnung aufgeben, den Luftballon jemals nach unserem freien Willen dirigiren zu können; das Verhältniß seines großen Volumens zu seiner geringen Tragkraft macht die Anbringung einer kräftigen Maschine zum Fortstoßen nach einer bestimmten Richtung im Luftraum unmöglich.

Das Fliegen aber nach Art des Vogels, der stolz wie der Adler oder Storch durch seine ungeheure Muskelkraft ein paar Flügel in Bewegung setzt, die ihn nach seinem Willen, selbst gegen den Wind durch die Lüfte tragen, dieses Fliegen ist das Ziel der neuesten Erfindung.

Des Menschen Muskelkraft ist gegen die des Vogels unendlich klein und wird niemals hinreichen, ihn auch nur einen Zoll hoch von der Erde zu heben.

Es könnte ihm aber vielleicht gelingen, seiner Muskelkraft eine künstliche Kraft hinzuzufügen, die stark genug ist, ein Flügelpaar in gehöriger Größe und mit gehöriger Schnelligkeit und Kraft in Bewegung zu setzen, das ihn hoch in die Lüfte nach selbstgewählter Richtung emporhebt.

Der menschliche Erfindungsgeist hat sich daher mit zwei Dingen zu beschäftigen, um die Kunst des Fliegens ins Leben zu rufen.

Erstens die Herstellung eines Flügelpaares; das entweder den Menschen selbst oder einen beliebigen leblosen Körper in die Höhe zu schwingen vermag.

Die Flügel des Adlers, der 28 bis 30 Pfd. wiegt, messen 10 Quadrat-Fuß Fläche und schlagen dreimal in der Secunde gegen die Luft; der Storch, welcher 12 bis 14 Pfund wiegt, erhebt sich mit einem Flügelpaar von 6 Quadrat-Fläche und zwei Schlägen per Secunde.

Nach Berechnung müßte ein Mensch von 120 Pfund Gewicht ein Flügelpaar von je $7\frac{1}{2}$ Fuß Länge und 3 Fuß mittlerer Breite zweimal in der Secunde gegen die Luft schlagen können, um sich majestätisch in die Höhe zu erheben und in der Luft schwebend zu bleiben.

Die Construktion eines solchen Flügelpaares hat keine Schwierigkeit. Fischbein, Kautschuk, Guttapercha und Federn liefern hiezu leichte und feste Materialien; die Maschine, welche dieses Flügelpaar in Bewegung setzt und mit in die Luft genommen werden muß, wiegt höchstens 16 Pfund, so daß die ganze in die Luft zu hebende Last etwa 150 Pfund schwer ist.

Es bleibt aber:

Zweitens die Auffindung einer Kraft, die zweckmäßig auf vorerwähnte Maschine zur Bewegung des Flügelpaars wirkt, übrig.

Solche Kraft existirt mannichfach in der Natur. Ihre Hauptbedingung ist große Energie bei geringem Gewicht.

Der Dampf, so mächtig derselbe wirkt, ist unbrauchbar, denn er erfordert zu seiner Erzeugung Materialien, Wasser, Kohlen, Kessel rc., die so schwer sind, daß ihre Mitnahme in die Luft seiner Energie trotzt, d. h. er kann sein eigenes Gewicht nicht heben.

Dagegen steht dem Menschen zur Verfügung: das Pulver, die Schießbaumwolle, die Kohlensäure, das Nitro-Glycerin und endlich die Electricität.

Die vier erstgenannten Materialien äußern bei ganz geringem Gewicht Kräfte, die vermögend wären, jede Last, und wäge sie hunderte von Centnern, in die Luft zu bewegen. Ihre Wirkung aber ist plötzlich, stoß- und knallartig und es muß deßhalb der Mensch trachten, deren plötzliche Energie in eine allmälige, langsam wirkende Kraft umzuwandeln.

Die Gewalt eines Kanonenschusses wäre vermögend, wenn man sie langsam könnte wirken lassen, den Menschen auf einen Kirchthum fliegen zu lassen.

Die Kohlensäure drückt mit einer Gewalt

von 90 Atmosphären auf die Wände des sie einschließenden Gefäßes; ein Tropfen wäre hinreichend, den Menschen mit Flügel 3 Fuß hoch von der Erde zu heben; mit vielen Tropfen könnte man nacheinander die Flügel in Bewegung setzen; — aber nach dem Gesetze der Verdampfung gefriert die Flüssigkeit zu Eis und wird nutzlos zur Bewegung.

Schießbaumwolle und Nitro-Glycerin äußern sich in gewaltiger Kraft, bis jetzt aber unbändig gefahrvoll.

Die Electricität ist die erste Kraft, welche der Mensch zu bemeistern wußte. Die plötzliche Gewalt des Funkens ist gebannt zur allmäligen langsammen Dienstleistung in der galvanischen Batterie. Zwar ist diese Batterie wiederum schwer an Gewicht und kann nicht mit in die Luft genommen werden, aber die ausfließende, durch den Kupferdraht wirkende Kraft ist genügend, um den geflügelten Menschen zwar nicht in vollkommener Freiheit, aber doch in ziemlich großem Raume am kupfernen Gängelband sich in die Luft erheben zu lassen.

Diese Kunst des Fliegens ist in der That kein utopisches Ziel mehr. Amerika eilt auch hier im großen Jahrhundert der Erfindungen dem alten Europa voraus.

Die „Phylosophical Society" in Albany im Staate Newyork gibt folgende authentische Mittheilung über die neueste Erfindung des Prof. der Physik Dr. John Dumfris:

In der Reitschule zu Albany hat Dr. Dumfris eine galvanische Batterie von 60 Elementen aufgepflanzt. Ein junger Mann von 110 Pfund Gewicht tragt ein Flügelpaar von $6^1/_2$ Fuß Länge künstlich aus Flechtwerk von Fischbein und Guttaperchastäben, an den äußersten Theilen mit dem leichten Kiel der Schwanenfeder zusammengesetzt und mit dünner Guttaperchahaut überzogen, in ausgebreiteter Lage den Flügeln einer Fledermaus gleichend. — Zwischen den Flügeln und mit ihnen angeschnallt auf dem Rücken liegt ein Rumkorf'scher electro-magnetischer Apparat, der mittelst zweier 300 Fuß langer Kupferdrähte mit der erwähnten galvanischen Batterie in Verbindung steht. So weit die Drähte reichen, kann der Fliegende von einer Seite zur anderen bis zum Plafond und zur Galerie gelangen. Die beiden Arme hat er in die Flügel oder vielmehr unter denselben in zwei große Maschen eingeflochten, und seine eigene Armkraft dient lediglich dazu, die Flügel, welche beide wie ein Buch sich um ein Mittelcharnier drehen, mehr auf die eine oder die andere Seite, gleichwie der Vogel, wenn er seine Richtung ändert, zu neigen. Der Flügelschlag wird aber durch Wechselwirkung des Rumkorf'schen Apparates hervorgebracht und ist zum Erstaunen der Zuschauer so kräftig, daß er das Flügelpaar zweimal in jeder Sekunde gegen die Luft schlagen läßt, und so den Mann, mit sammt der 38 Pfund wiegenden Last, in die Höhe hebt. Wenn auch die Gleichförmigkeit und die Sicherheit des Flügelschlages noch nicht vollkommen ist, so hat es doch der fliegende junge Mann durch Uebung so weit gebracht, daß er vom Boden auf die Gallerie und von da durch die ganze Länge der Reitschule zur Tribüne gelangt. Die Kraft der Flügel ist in der Construktion des Apparates gewährleistet.

Möge es dem Dr. Dumfris gelingen, sich von dem zurückhaltenden Kupferdraht loszumachen, um seinem menschlichen Vogel den freien Flug in die blauen Lüfte zu verschaffen!"

Ueberlegt man die Folgen, welche die Erfindung des Fliegens mitbringt, so dürfte keine Erfindung der Welt, weder das Pulver, noch die Eisenbahnen, noch die Thelegraphie solche erstaunliche Veränderungen im Staatsleben hervorbringen, als der künstliche Vogelflug. Denn es läßt sich erwarten, daß wenn einmal der Mensch sein eigenes Gewicht in die Luft tragen kann, bald künstliche Vögel construirt werden, in deren Bauch eine ganze Gesellschaft von Menschen und eine ganze Waarenladung Platz nimmt. Alsdann wehe den Zollgränzen! wehe den Polizei-Barrièren! wehe den Festungen! Die ganze Kriegführung wird umgeändert, Kanonen und Zündnadelgewehre sind hülf- und nutzlos. Dagegen wird Jungfrau und Montblank mit Leichtigkeit erstiegen, das Innere von Afrika und Australien ohne Gefahr erforscht; die wilden Völker unterjocht und cultivirt; Auch dem freiesten der Geschöpfe, dem geflügelten Volke der Luft, den Adlern, den Schneegäusen, den Schnepfen und Feldhühnern wird der künstliche Menschenvogel nachjagend Gefahr bringen. Die Schnelligkeit des Eisenbahnzuges wird klein erscheinen gegen den Lauf eines Flugschiffes, zumal wenn es mit der Windesrichtung fliegt. Der Flug von Amerika nach Europa wird nicht länger dauern, als drei Tage. Weder Flüsse noch Berge werden Hindernisse sein; der Mensch wird auf dem kürzesten Weg sein Ziel erreichen.

(**Aprilnarren.**) Angelockt durch eine großmächtige Anzeige, der zufolge ein Professor de Greaves aus Havre mit einem Paar Kamptulischer Stiefel, auf welche er ein Patent erhalten, einen Spaziergang auf der Oberfläche des Meeres unternehmen werde, fanden sich einige Tausend Einwohner von Sunderland (England) am ersten April dort am Seeufer ein. Es ist wohl kaum nöthig, hinzuzufügen, daß diese Neugierigen nach mehrstündigem Harren sich des Datums erinnerten, und daß ihnen plötzlich ungemein klar wurde, daß sie von einem losen Vogel in den April geschickt waren.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francoria.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 34. Sonntag, den 26. April. 1868.

Zeitbild.

Hinterlader und Kanonen,
Hungersnoth in allen Zonen,
Elend, Kummer weit und breit;
Kampf mit jenen finstern Mächten,
Die uns gerne rückwärts brächten:
Ist das Bild von uns'rer Zeit.

Säbelklingen, Bayonette
Machen Sie jetzt um die Wette,
Blei und Pulver steht im Preis.
Welch' ein Drängen, welch ein Ringen!
Noch will nicht die Taube bringen
Uns das grüne Friedens-Reis.

Wehrgesetze und Soldaten,
Defizite, sie berathen,
Alle Länder steh'n in Wehr.
Neue Zölle, hohe Steuern
Werden alles mehr vertheuern
Und die Kassen stehen leer.

Wechselhaften, Zwangsverfahren,
Wie noch nie in früh'ren Jahren;
Großer Schwindel, tiefes Leid.
Dieses sind in uns'ren Tagen
In den Ländern jetzt die Klagen
Und die Zeichen dieser Zeit.

Liebe auf der Eisenbahn.

Novelle von Heinrich König.

Der Wagen war beinahe gefüllt, und die schöne Schlanke hatte schon etliche Mal unruhig hinausgeblickt, als endlich die beiden Männer heran kamen. Der alte freundliche Herr nickte den beiden Mädchen beim Einsteigen zu, indem er fragte, ob es ihnen dort nicht zu sehr ziehe."

„Gar nicht, Vater!" rief die Blonde, „wir haben uns ja deßwegen an die vordere Wand gesetzt."

Der Andere aber eiferte, während er sich breit zurecht rückte: „Es ist eine Schande! Ich sag' es immer, es ist keine Ordnung auf der Aachener Eisenbahn. Da hält man einen aparten Wagen für die Rauchenden. Und nun setzten sich drei Burschen, gewiß sind es Studenten, mit Pfeifen hinein und qualmen, — drei Menschen, wo mindestens zwölf Platz hätten, und die Damen müssen sich nun in die andern Wagen drücken, die besetzt sind. Ich rauche denn doch eben wohl; allein man muß auch wissen, wo und wann die Cigarre in der Dose bleiben muß. Donner und —"

„Nun, nun!" sagte der Alte. „Auf den belgischen Eisenbahnen wird in jedem Wagen geraucht. Auf der Reise muß man freundlich gegen einander sein!"

Jetzt gab die Trompete ein Zeichen, eine zweite wiederholte es; ruckweise zuckten die Wagen an, der Dampfer keuchte schneller und immer hastiger, und da glitt der Zug dahin.

Die Gesellschaft sah ziemlich nüchtern und verschlafen aus. Die Meisten blieben stumm; Etliche kauten noch an den Resten ihres unterbrochenen Frühstücks, die nach und nach aus Taschen und Handkörbchen hervorkamen. Nur der Unzufriedene, wie wir ihn nennen dürfen, unterhielt sich fast ununterbrochen mit dem lächelnden Alten, und zwar immer lauter, wenn auf manchen Strecken der Bahn, oder bei rascherem Fahren, der dumpfe Lärm des Wagens ihn, den Sprechenden, zu überbrummen drohte. Wie er, dem nichts recht war, was vorkam, wirklich als ein Unzufriedener erschien, konnte er auch wohl der Rechthaberische heißen, weil er keinerlei Widerspruch, nicht einmal den sanften seines ältern Reisegefährten vertrug. So fand er auch gleich zu tadeln, daß die Wagenaufseher die revidirten Billete der Reisenden mittelst kleiner Abrisse bezeichneten. Und noch früher vor der Stadt hatte er den großartigen Viaduct, der über prächtige Brückenbogen hin die Bahnzüge hoch über dem Thale wegträgt, — einen backsteinernen Aquaduct genannt. Auf die lächelnde Berichtigung des Alten, daß es ja kein Wasser-, sondern eine Wegeleitung, ein Viaduct sei, entgegnete er schnöd: „Bah, das ist all' Eins! Aquaduct — Viaduct! Duct bleibt immer hinten. Aber ein Schurke, wer sich duckt! Ich habe das Regiment quittirt, weil mein Obrist mit der Baschkiren-

miene nur die Duckmäuser leiden konnte. Ich brauche mich nicht zu ducken: ein Mann von Ehre und Geld duckt sich nicht. Ich ducke mich nicht."

Bei solchem lauten und oft lästigen Gespräche des Mannes mit dem Schnurrbarte blieb Emilie, so hörte Franz seine schlanke Schöne nennen, nichts weniger als gleichgültig. Vielmehr wurde sie in dem Grade befangener, als die Aufmerksamkeit des jungen Mannes für sie zunahm. Offenbar stand der Sprecher in einem näheren Verhältnisse zu ihr; er konnte seinen Jahren nach ein Oheim, ein noch junger Vater oder ein gesetzter Bräutigam Emiliens sein. Ihre Aufmerksamkeit war zwischen ihm und Franz getheilt. Ihr besonders seelenvolles Auge schweifte hinüber und herüber. Sie erröthete, wenn des Jünglings lodernder Blick ihrem Auge begegnete; sie erblaßte, wenn ein scharfes Wort des hochmüthigen Sprechers ihr Ohr traf. Ob sie bangte, wohin das Eine wie das Andere führen konnte, oder besorgte, beide Männer möchten am Ende noch an einander gerathen, wer konnte es wissen! Dem liebebrütenden Franz entgingen diese ängstlich nach jenem Manne gesendeten Blicke Emiliens nicht; oder sie entgingen ihm leider! in dem Sinne, als er wünschte, keiner derselben, ja kein Augenblinzen der Geliebten sollte für ihn verloren gehen. Er versetzte sich bereits in die lächerliche Schwärmerei, — dieß formenschöne, seelensanfte, geisteshohe Geschöpf sollte ihm ganz und gar, ihm ganz allein angehören. Diese ängstlichen und mißmuthigen Blicke des zartfühlenden Wesens nach der hintern Wagenecke ließen ihm keine Zweifel darüber, — Emilie, mit dem sanften Wohllaut ihrer Stimme, finde sich durch den scharfen und anmaßenden Ton jenes Sprechers in Ohr und Seele tief verletzt. — „Wenn ich doch dem widerwärtigen Menschen den Mund stopfen könnte!" rief er den Mädchen zu, halb laut und halb herausfordernd.

Emilie erbleichte, und Emma — wie der blonde Schalk hieß — brach in ein muthwilliges Kichern aus.

„Was habt Ihr denn dort zu lachen?" rief der Rechthaberische. „Seid Ihr denn so gar spaßhaft unterhalten?"

Hastig, als wollte sie den jungen Mann abhalten, etwas zu erwiedern, faßte sie Franzen am weiten Paletot, zog aber eben so rasch die Hand wieder zurück, als Franz sich schon mit den Worten: „Mein Fräulein?" nach ihr umwendete und verneigte.

„Ich begreife nicht, wie man sich gegen alle Schicklichkeit so verkehrt setzen kann, Damen gegenüber!" fuhr der Schnurrbärtige etwas gedämpfter fort. Ich wollte mich vorhin schon beschweren, daß die Bänke so eng, selbst für Hintereinandersitzende sind. Ein wohlgewachsener Mann stößt mit den Knieen an die vordere Bank. Sehen Sie nur, wie gezwängt ich sitzen muß! Und vollends einander gegenüber."

Franz hätte wohl diese Bemerkungen, die offenbar auf ihn zielten, schwerlich überhört, wäre nicht eben sein Herz im bezaubernden Bann des Lächelns gewesen, womit Emilie in ihrer Verlegenheit ihn ansah, während sie ihre Reisetasche nach etwas durchsuchte, was sie zur Beschönigung oder als Grund ihres Anzupfens herausholen könnte, als ob sie es dem jungen Manne haben zeigen wollen. Endlich brachte sie ein niedliches Buch in farbigen Umschlage zum Vorschein. Franz erkannte sogleich seine Gedichte. — Poesie, du süße Kupplerin der Herzen! Dieser Gedanke durchblitzte ihn, während er laut ablas: „Deutsche Gedichte von Franz Auer."

Wundersamms Gefühl, mit welchem er vor einem lieben Mädchen seinen eigenen Namen als einen fremden aussprach! Und doch auch wieder mit welchem Behagen that er, als ob der Name plötzlich zehn Mal bedeutender geworden wäre!

„Gefallen Ihnen die Gedichte, schöne Emilie?" fragte er.

„Ja, gar sehr!" erwiederte sie. „Sie haben, wie wenige der neuern Gedichte, das Gute, daß man sie bei wiederholtem Lesen lieber gewinnt. Es sind doch himmlische Sachen darin."

„Ach, du mein Gott! himmlische Sachen!" rief Franz. „Du himmlischer Poet, wenn sie dein irdisches Glück begründen könnten! O du seliger Franz Auer, du wohlrasirter Mensch, du am Koblenzer Gymnasium Docirender, wo steckst du jetzt, und hörst dein Lob nicht!"

„Es muß ein lieber, edler Mensch sein!" bemerkte Emilie.

„Ach Gott, ein lieber, edler Mensch, mein Fräulein! Man muß ihn lieb haben. Und unverheirathet, Emilie, — Garçon! Auch sonst nicht übel, hübsch im Aeußern, kurz —!"

„Sie kennen ihn also?"

„Den gottlosen Galgenvogel?" setzte Emma schnell hinzu.

„Galgen —? Wie mein Fräulein, meinen Sie dort den Raben, der über dem Wieschen hinstreicht, oder den Poeten dieser deutschen Gedichte? Er hätte freilich den unglücklichen Namen Auer; wenn Sie aber auch noch den Hahn dazu setzen, weil er an Deutschlands frischem Morgen kräht, so ist doch der Auerhahn just kein Galgenvogel zu nennen. Müssen Sie nicht vielmehr gestehen, daß er zartgefühlte, ja frommempfundene Lieder hat?"

„Der Auerhahn?" fragte Emma.

„Nein doch, der Poet, der Franz Auer! Ernstlich mein Fräulein!"

„Ernstlich, mein Herr," fuhr Emma fort, „gestehen Sie vielmehr, daß er auch wieder so kecke Liebeslieder dreinmischt, daß er deshalb gottlos heißen muß? Nicht war Emilie? Und von der Freiheit singt er so verwegen, daß er dem Galgen nicht entgehen wird. In Koblenz docirt er, sagen Sie? Mich wundert, daß er noch nicht auf Ehrenbreitstein sitzt. Wahrscheinlich will man ihm aber so breite Ehre nicht anthun."

„Der Himmel sei Ihnen gnädig, mein Fräulein, wenn Sie einmal nach Koblenz kommen!" drohte Franz. Und gegen Emilien sagte er: „Fragten sie nicht, ob ich ihn kenne? Er soll Ihnen Besuch machen, mein Fräulein. Sagen Sie mir nur, wo Sie wohnen, wo er Sie findet!"

„O mein Herr —!"

„Bei Gott, mein Fräulein Emilie! Franz Auer muß sich bedanken, daß Sie ihn mit sich in der Tasche führen. Er kann es auch jetzt gleich thun, allein er trifft Sie nicht zu Hause, und muß daher eine Visitenkarte abgeben, mit umgekniffener Ecke, versteht sich, als in Person dagewesen."

Franz sprach diese Worte mit dem schalkhaften Lächeln, das ihm so einnehmend stand, und zog dabei behaglich ein niedliches Täschchen hervor, nahm eine Visitenkarte heraus, und schnellte sie bei den Worten: „In Person," mit graziöser Handbewegung auf Emiliens Schooß.

Emile laß den Namen Franz Auer auf dem Glanzkärtchen, sie laß ihn auf dem rosenfarbenen Umschlage des Buches. Sie schlug die Augen nicht auf; sie saß überrascht und betroffen. Und als sie nach einer Weile verzagt zu dem Gegenstande des gestochenen und des gedruckten Namens aufblickte, lag in dieser lächelnden Miene ein holdseliges Gemisch von Ergebung in das wunderliche Begebniß und zugleich von Unruhe, was daraus werden sollte. Diese Gedichte auf dem Schooße, die sich schon aus unbekannter Herkunft in ihr Herz eingeschmeichelt hatten, und nun selber so nahe bei den einnehmenden Poeten, der die Empfindungen, die Träume, die Räthsel ihres Herzens als Zinsen seines Darlehens von ihrer Hand zu fordern schien: was regte sich da nicht Alles so ängstlich in solcher Berührung der Seelen, wie der Sinn! Wie wäre zu sagen, daß Emilie in diesem Augenblicke ausgesehen? So lächelnd, so gespannt etwa, wie ein Kind seiner Großmutter zusieht, wenn der zarte Flachs, den es erst noch lächelnd mit den Händchen bestrichen hat, jetzt unerwartet um den schlanken, schön bemalten Rocken geschlungen, seine zartesten Spitzen in einen glatten, langen Faden schlingt.

Doch nein! Der Vergleich paßt wenig, um das Gedicht zu bezeichnen, das ein Mädchen, wie Emilie, zwischen eine solche Visitenkarte und einen solchen Büchertitel hinein träumt.

Emma wünschte, der Schwester — wenn Emilie nicht bloß eine Freundin war — mit einem Scherze auf ihre Weise aus der Klemme zu helfen. „Aber," sagte sie, „was haben Sie denn da auf der Karte für ein lateinisches großes D und kleines r vor Ihrem Namen stehen? Heißt das etwa Donner?"

„Wie denn anders!" rief der aufgeregte Franz. „Meine Gedichte haben voraus geblitzt, und nun komme ich selbst hinter drein als der Donner."

„Pst! Nicht so laut, Doctor! Haben Sie noch nicht bemerkt, daß ich hinter Ihnen, dort in der Ecke auch schon ein Wetter sammelt?"

Die kleine, blonde Bosheit zielte damit offenbar auf den finster beobachtenden Rechthaber mit dem Schnurrbarte und den gelben Glanzhandschuhen, die er nie auszog. Sie wußte freilich, wer dieser Mann für Emilien war, während Franz gar nicht auf ihn achtete. Und wunderlich genug, wie ja ein Wetter zuerst Staub aufzutreiben pflegt, betraf der jetzt ausbrechende neue Wortwechsel des Unzufriedenen, den Staub, welchen ein lebhafter Ostwind abwechselnd von beiden Seiten des Wagens reichlich hereintrieb. Der Rechthaber behauptete, es sei Rauch und Asche aus der Lokomotive; wogegen der sanfte Alte geltend zu machen suchte, daß es Erdstaub sei, von der Erschütterung des Dampfers aufgerüttelt und vom wirbelnden Winde emporgetrieben. — Andere Reisende ließen die Natur des Staubes hingestellt sein und wollten sich nur gegen denselben geschützt wissen. Das Rollgehäng sollte wenigstens auf einer Seite herabgelassen werden, da, wo es eben am stärksten hereinwehte. Natürlich widersprach der Unzufriedene; er wollte freie Luft und Aussicht nicht gesperrt haben. — „Es ist ohnehin eine langweilige Fahrt," sagte er. „Ja, wenn's wenigstens Fenster wären, die doch einen Ausblick ließen; aber diese gestreiften Vorhänge verfinstern die ganze Seite, wenn sie heruntergelassen sind."

Doch die Mehrzahl war für das Schließen, und so erhob sich ein kurzer, stämmiger Mann mit den Worten: „Gucken Sie denn da drüben hinaus, Mynherr!" — Er löste die Riemchen mit Hülfe einiger Nachbarn, der Vorhang fiel herunter und schloß nun gerade die Seite, wo der Widersprecher saß. Dieser war zum Schweigen gebracht. Die dicke kupferige Nase des Niederländers schien sehr drückend auf den Mund des Andern zu wirken. Er schwieg und streifte nur mit grollenden Blicken die an der andern, offenen Wagenbrüstung sitzende Gruppe der beiden Mädchen und ihres gesprächigen Poeten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Folgende hübsche Geschichte erzählt der „Frankf. Anzeiger": Ein in Frankfurt lebender Fürst, welcher sich tagtäglich mehr in der Achtung und Gunst der Bürgerschaft festsetzt, hatte am Samstag Gelegenheit, wie einstmals Fürst Blücher, die Bekanntschaft mit einer biederen Sachsenhäuserin zu machen. Seiner Gewohnheit gemäß ging der Fürst des Morgens zu Fuß durch die Straßen der Stadt spazieren, als er auch auf den Markt gerieth und hier bei einer Hockin exquisite Spargel feil sah. Seine Hoheit mochte vielleicht den Speisezettel seiner Haushaltung für diesen Tag schon gelesen und dieß gute Gemüs nicht darauf gefunden haben, denn er trat zu der Händlerin heran und bedeutete ihr, sie solle die Spargeln auf die neue Mainzerstraße Nro. . . . . zu dem Koche tragen. Die Sachsenhäuserin entgegnete: Ja, mein Herr, doß is ganz scheen, aber wie ist's mit hie? Dabei machte sie eine Fingerbewegung, wie sie zum Geldzählen üblich. Der unbekannte Fürst bedeutete ihr, sie möchte die Spargel nur hintragen, der Koch werde sie schon bezahlen, worauf die Antwort erfolgte: „Odder zum Deiwel jage! No, ich will mal hingehe und ihne glawe." Unsere Hockin machte sich auf den Weg, fand Palais und Koch, wurde aber, wie sie richtig vermuthete, mit ihren Spargeln fortgejagt. Wetternd ging sie hinweg, als sie auf der Straße ihren Käufer wahrnahm. Mit ein Paar Sprüngen war sie an seiner Seite, packte ihn am Arme und schrie: „No, haw' ich's Ihne nett gesagt, daß mich der Koch zu Deiwel jegt. Jetzt haw' ich mer die Mühe gemacht und bin umsonst den Weg geloffe. Wenn se widder Sporgele kaafe, so trage sie Sie sich selbst haam." Dabei stellte sie ihre Handmahne dem Fürsten vor die Füß' und sagte: „No hie!" Dieser fing herzlich ob dieser naturwüchsigen Scene zu lachen an und beredete die Hockin, ihm mit den Spargeln noch einmal zum Palais zu folgen. Es geschah und dieselbe erhielt dort auf Befehl den doppelten Preis für ihre Spargeln ausbezahlt. Unsere Sachsenhäuserin bemerkte zum Schluß, als sie auf Befragen erfuhr, mit wem sie es zu thun gehabt: „No, deß hett mer der Herr ach gleich sage kenne, daß er der Herzog von Nassau is, da hätt ich mich über sein Koch nett so geärgert." Dem Fürst Blücher ist es bekanntlich seiner Zeit anders gegangen.

(Eine Probe) übermüthiger, ächt volksmäßiger Laune des 15. Jahrhunderts liefert ein in einer Handschrift der Münchener Bibliothek stehendes „Recept für alle Krankheiten von Stephan Lunnkarn." Es lautet in der Uebertragung in unser jetziges Deutsch also: „Nimm die Leber von einem Marmorstein, die Lunge eines Achatsteins, das Milz eines Garnrockens, das Blut von einem Schwertknopf, mische Alles unter einander in 4 Loth Sonnenschein und trinke es nüchtern zwischen Pfingsten und Nürnberg. Hilft das nicht, so nimm 4 Loth Vogelsang, 2 Loth Schwalbenflug, 4 Loth Kieselschmalz, 4 Pfund Blau vom Himmel, mach' ein starkes Feuer darunter, dann thue Schnee dazu, der in der Sonnenwende gefallen ist, laß Alles über dem Feuer kochen und nimm davon Nachts im Traum, zwei Stunden vor Schlafengehen. Will das Alles nicht helfen, dann nimm 1 Pfund Eselswitz, 3 Loth Mädchengedanken, 5 Loth Weibertreu, 2 Loth Wittwenklage, 10 Loth Nonnengesang und ebensoviel Glockenklang, binde Alles fest zusammen und lege es an die heiße Mitternachtssonne, dann wird es dürre; trinke dazu Wein aus einem leeren Becher, der keinen Boden hat und zwar Ungarwein, der am Rhein gewachsen ist.

(In vino Veritas.) Im angetrunkenen Zustande tanzt der Franzose, der Spanier spielt Hazard, der Süddeutsche lacht, der Norddeutsche singt wehmüthige Lieder, der Engländer ißt oder schläft, der Italiener renommirt, der Russe wird zärtlich, der Amerikaner hält eine Rede und der Irländer fängt Prügelei an.

(Künstlicher Honig.) Zu den weniger bekannten Betrügereien durch den Handel mit verfälschten Nahrungsmitteln gehört die Fabrikation und der Verkauf von künstlichem Honig, der aus Stärkezucker-Syrup (sirop de glucose) besteht, welcher in Frankreich und in der Schweiz in großartigem Umfange mit Schwefelsäure bereitet und als reiner Naturhonig verkauft wird, auch seines ungemein schönen Aussehens wegen gern Abnehmer findet. Zu Wien wurde der Verkauf derartig verfälschten Honigs festgestellt und die hierbei betheiligten zwei Händler (Schweizer) bekamen je 3 Monate Gefängniß. Neuerdings sind schweizerische Honighändler auch am Rhein erschienen, und in einem der „Köln. Ztg." bekannt gewordenen Falle ergab sich, daß ihre Waare in der oben besagten Art gefälscht war. Das Vorhandensein von Schwefelsäure ist das einzige, übrigens leicht zu ermittelnde Kennzeichen solchen künstlichen Honigs, dem nicht selten, um die Täuschung zu erleichtern, irgend ein pflanzliches Aroma beigebracht wird.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 35. Donnerstag, den 30. April. 1868.

Eine Mainacht.

Es harren die Knospen dem Wink der Natur,
Die zarte Hülle zu sprengen,
Aus dunkler Erde, auf grünender Flur
Die jungen Keime sich drängen,
Doch weht es so rauh
Noch über die Au'
Es hat noch Keines vernommen
Die warme Bitte: zu kommen. —

Der junge Tag, mit glühenden Blick
Sah auf die Schüchternen nieder,
Auf Kinder des Frühlings; was hält euch zurück?
Ich wecke zum Leben euch wieder.
Das brennende Licht
Es lockt sie nicht.
Staubwolken die Stürme dort treiben,
Und Knospen und Keime — sie bleiben.

Da umzieht die Fluren der Schleier der Nacht
Die weinet gar heiße Thräne,
Sie träufeln vom Auge hernieder sacht,
Bei ihrem traurigen Wähnen.
Sie seufzte für sich:
Was thue denn ich?
Was selbst nicht dem Licht sich erschließet,
Die Nacht wohl nimmer begrüßet.

Doch sieh, unterm nächtlichen Thränenthau,
Regt sich ein heimliches Leben —
Dem lauschet die Nacht ringsum auf der Au'
Voll Ahnung, mit wonnigen Beben,
Da ward es ihr klar,
Daß sie es nur war,
Die durch Thränen, kümmernd vergossen,
Die Hüllen der Knospen erschlossen.

Da leuchtet selig ihr Angesicht —
Und droben in schimmernder Ferne
Da freuen sich mit ihr im ewigen Licht
Die stillen Gefährten, die Sterne.
Es würzet ein Duft
Von Blüthen die Luft,
Und ob er auch Niemand erfreuet
Sie haben der Nacht ihn geweihet.

Sie scheidet lächelnd — der Tag erwacht,
Sieht die verwandelten Fluren,
Betrachtet sinnend das Werk der Nacht,
Und ihre segnenden Spuren,
Wohl staunet er an,
Was die Thränen gethan —
Die wurden zum Perlengeschmeide
Am neuen duftenden Kleide.

Liebe auf der Eisenbahn.

Novelle von Heinrich König.

Zum Glück für diese fand er im ersten gereizten Augenblicke nichts an ihnen zu tadeln. Denn zwischen Emilien und Franz hatte sich indeß ein ernstes Gespräch entsponnen, an einzelne Gedichte des jungen Mannes angeknüpft. — Gesinnungen, Anschauungen, Bilder nämlich, die beiden Mädchen anstößig oder auch räthselhaft geblieben waren, eröffneten jetzt ein Gebiet der Besprechung, in welchem Emiliens schöne Seele und Franzens tiefer, auch des Ernstes fähiger Geist sich rascher und inniger durchdrangen, als es sonst für ein so flüchtig sich begegnendes Paar Gelegenheit gibt, selbst wenn demselben Geist und Seele nicht abgehen. Hier aber zeigten sich Kopf und Herz ungemein gesund, ja noch mehr, es waren in allen Berührungspunkten zwei Hälften, so zu sagen für einander zugeschnitten, um gleich zu einem Ganzen mit einander verbunden zu werden. Die Unterhaltung war ein rechtes Frühlingsfeld, — durchfeuchtet vom Mairegen des Gefühls, durchschimmert von Maisonne des Geistes; die Turteltaube, die hier nistete, das Lerchenmännchen, das himmelan wirbelte, erkannten einander und freueten sich Eins des Andern.

Doch das ist ja wieder ein mangelhaftes Bild; denn Lerche und Turteltaube suchen ja einander nicht, paaren sich nicht; für einen Menschenkenner aber, der diesen Gesprächen zugehört, den Sprechenden in's Auge gesehen hätte, wäre es keinen Augenblick zweifelhaft geblieben, daß Franz und Emilie, Emilie und Franz in jedem Sinne des Wortes zu — fassen suchten, im Traume oder in der Ahnung —

ein Paar zu werden. — Ich will nicht sagen, daß man unter Umständen in einem schaukelnden Eisenbahnwagen leichter in solche Träume falle: längst ja, bevor man für Menschen- und Waarentransport ebene Schienen legte, und statt der Pferdekraft den Dampf als Pferdekraft vorspannte, hat es für Menschen, für liebe- und begeisterungsfähige Seelen, Flügel gegeben, mittelst deren sie sich dem gesellschaftlichen Uebereinkommen überhoben, um hoch über demselben für Leben und Ewigkeit übereinzukommen. Daß aber, wenn selbst die trägen Körper wie im Fluge dahin sausen, Berg und Thal, Fels und Thurm rechts und links dem Auge vorüberzucken, daß alsdann alle Bedenklichkeiten leichter schwinden, Rücksichten und Vorsichten hinwegschnellen — wer möchte es bezweifeln, wer hätte es nicht empfunden? Die Etikette sprengt ihren Armring und die Ehekette häkelt sich an den Trauring.

In diesem wahren, heiligen Ernst zweier Liebenden pfiff jetzt grell und diabolisch der Dampfer das Haltsignal vor der Station Düren. Der Zug geht langsam und langsamer, und steht endlich ruckweise still. Hier ist die Mitte des Wegs; hier erwarten einander die Wagenzüge von Köln und Aachen, um keuchend an einander vorüberzuschleichen, die sich in offenem Felde, auf derselben Bahn, nur zum Entsetzen und Unheil begegnen würden. Ein Restaurateur erquickt hier die Reisenden, die hineintreten wollen. Mancher steigt auch nur aus, um sich einmal zu dehnen und zu strecken.

Der sanfte alte Mann rief beide Mädchen beim Namen, während der Unzufriedene das herabgespannte Rollgehäng mit Hast und Heftigkeit wieder aufknüpfte, um doch am Ende noch Recht zu behalten. Der dicke Niederländer war schon ausgestiegen, um einen Rum zu nehmen.

„Bezeichnen wir unsere Plätze und nehmen wir sie recht bald wieder ein!“ flüsterte Emma. Beide ließen also ihre Taschen liegen, und Franz warf den grauen Reise-Paletot auf seinen Sitz.

Der alte Herr hatte den beiden Mädchen Chocolade geben lassen, und plauderte heiter mit ihnen. Der Unzufriedene trat mit der Frage dazwischen, wer der junge Mann sei, der sich ihnen so zugedrängt habe. Emilie, an welche die Frage gerichtet war, antwortete nicht ganz unbefangen: „Wer er ist, weiß ich nicht. Er heißt Franz Auer, und denke Dir, von ihm sind die neuen, hübschen Gedichte, aus denen ich Euch letzthin vorgelesen.“

„Der Tausendsasa!“ scherzte der Rechthaber, und streichelte dabei die erröthete Emilie so zärtlich und mit so freundlicher Miene, wie man es von dem Unzufriedenen kaum hätte erwarten sollen. — „Also ein Poet! Ja nun ist's richtig, nicht wahr, liebe Emma? Ein Poet! Nehmt Euch ja in Acht! Gedichte sind Spinnweben, vor einer hübschen Blume ausgespannt. Und wißt Ihr noch, wie wir's neulich in meinem Garten sahen, Emma? Die Spinne hatte sich in dem Blumenkelche versteckt, und lauerte auf jedes Mückchen.“

„O weh, o weh, lieber Onkel!“ rief Emma. „Geben Sie doch ja ein Bischen Acht, daß wir nicht in die Spinnenweben fliegen! Aber Emilie zappelte schon darin!“

„Wie so, wie so“, fragte er.

„Je nun, bester Onkel, haben Sie sich denn nicht selbst aus den Gedichten vorlesen lassen, die Sie mit Spinnweben vergleichen? Sie sind Schuld! Aber ich weiß, Sie sind gut. Ueberhaupt im Hause, unter den Ihrigen und was man — in der Pomade nennt, sind Sie der liebenswürdigste Mensch, freundlich, sanft, gefällig und — denken Sie! sogar nachgiebig. Ach Onkelchen, wenn Sie die Glanzhandschuhe ausgezogen haben, wie zartfühlend sind Sie dann, wie charmant! Dann haben Sie auch immer Recht, und ich könnte Ihnen jedes Mal — einen Kuß geben, dem Schnurrbarte zum Trotze. Wenn Sie aber unter Fremden sind, wenn Sie Andern zu Gehör sprechen, erzählen, behaupten, kurz, wenn Sie da diese Handschuhe anhaben: dann, liebster Onkel, — möchte ich Ihnen keinen Kuß geben.“

Sie faßte Emiliens Hand und zog sie mit sich fort.

„Ha ha!“ lachte jener: „Nicht wahr, eine Ohrfeige möchtest Du mir geben, he?“

Emma kam gravitätisch zurück und sagte ernsthaft: „Ohrfeige? O nein, Herr Ohm, das schickt sich nicht. Aber — wenn doch die Hand einmal im Zuge wäre — eine Patschhand!“

Und der blonde Schalk hüstelte ein wenig zwischen den beiden Worten Patsch und Hand.

Beide Mädchen fanden den jungen Mann mit ziemlich ungeduldiger Miene auf seinem Sitze. Franz war in der Restauration gar nicht eingekehrt, sondern gleich wieder in den Wagen zurückgeeilt, um seinen und der beiden Mädchen Platz zu hüten. Die Männer folgten und nahmen auch wieder ihre früheren Sitze ein. Eine Bank vor ihnen saß ein junger Mensch auf einem Platze, den früher der dicknasige Niederländer inne gehabt. Dieser verlangte nun sein altes Recht, wogegen der junge Mensch, der vermuthlich die Rechte studirte, seinen jüngsten Besitz geltend machte. Gleich mischte sich unser Rechthaber in den Streit und zwar zu Gunsten des Holländers, seines früheren Gegners. Ja er rief, da der Jüngere nicht wich und wankte, einen der Wagenconducteure herbei. Dieser aber entschied für den Jüngern, der ja eben einen freien und unbezeichneten Platz eingenommen habe.

Unter dem leisen Nachbrummen unsers lieben Nachbars, und während Emma, mit scharfem Blicke nach ihm, ihre Händchen rieb, als ob sie ihm jetzt eine — Patschhand anbieten wollte, ging der Zug weiter.

Gleich Anfangs hatte Emilie ihren jungen Freund durch lebhafte Ansprache von dem eben erwähnten Wortwechsel abzuziehen gesucht. Ihre Befangenheit über das laute, unleidliche Wesen des sie doch so nah angehenden rechthaberischen Mannes trieb sie dem jungen Dichter mehr und mehr zu. Sie ward in der Verlegenheit selbst nicht inne, daß sie gerade aus dieser Verlegenheit dem Jüngling gleich von Anfang viel zuvorkommender begegnete, als es eigentlich in ihrem sehr gemessenen Wesen lag. Franz aber, der ihr Verhältniß zu jenem Manne nicht kannte, war geneigt, dieß Entgegenkommen des liebenswürdigen Mädchens seinem eigenen einnehmenden Wesen zuzuschreiben.

In dieser Selbstzufriedenheit fühlte er sich gehoben, und benahm sich mit einer Sicherheit, die ihn denn auch wirklich seiner Eroberung rascher entgegen führte, wie ja schon so mancher andere Held durch Selbstvertrauen siegte. —

So dient oft das unleidliche Wesen eines Menschen nur dazu, um die versteckte Liebenswürdigkeit Anderer aus der Verlegenheit hervorzutreiben. Zündstäbchen entflammen ja ebenfalls nur auf rauher Fläche gestrichen.

In diesem Gefühle hielt Franz, der Umhersitzenden vergessend, sein Herz nicht zurück, mäßigte den Strom seiner Erklärungen nicht. Und wer ihn bloß aus seinen Gedichten gekannt hätte, wäre jetzt zur Ueberzeugung gekommen, daß es ihm auch nicht an mündlichem Schwung des Ausdrucks fehlte. In diesem Drang der süßesten Worte, welche Emilie still, mit gesenktem Blick und spielenden Fingerspitzen, vernahm, donnerte der Zug plötzlich unter die gemauerte Wölbung eines Tunnels. Es war schauerlich! dieß beängstigende Athmen einer gedrückten, mit Kohlendampf geschwängerten Luft; dieß Rollen und Brausen, wie eines wilden Heeres, vom nahen Wiederhall der Wölbung; diese schimmerlose Finsterniß, die nur dann und wann ein Funken aus dem Ofen der Locomotive an der Backsteinwölbung hin durchzuckte, so daß man sich nur desto schauerlicher von den schwarzen Gestalten seiner Nachbarn dicht umsessen sah: Alles dieß wirkte wie betäubend auf die Sinne. In dieß röthliche Funkenlicht mischte sich jetzt ein grünlicher Schimmer, das einbrechende Tageslicht. Rasch nahm es zu; der Wagen sausete ins Freie hinaus und im Hohlwege fort, der voll Sonne war.

Emilie saß noch immer mit niedergeschlagenen Augen, aber viel unruhiger und mit glühenden Wangen. Franz aber blickte strahlend umher. Emma lächelte Eins um das Andere schelmisch an, und sagte dann offenbar sehr bezüglich:

„Es ist doch gar ängstlich während solcher Durchfahrt, so kurz sie dauert. Man weiß nicht, was einem zustoßen kann, wirklich zustoßen! denn wenn Nachbar ängstlich an Nachbarin drückt, können sie sich die Nasen weh thun. Dann fällt plötzlich das Sonnenlicht so grell in die Augen und — auf die Wangen."

„Der nächste Tunell ist länger, so viel ich mich erinnere", sagte Franz. „Nicht wahr?"

Seine Miene war dabei, Gott weiß woher, so triumphirend!

„Setze Dich hierher, beste Emma, hier auf meinen Platz!" fiel Emilie ängstlich und dringend ein.

„Nein, nein!" versetzte Emma. „Für die Gefahren Deines Platzes bin ich die rechte Person nicht. Wir müssen uns in Gottes Fügung und in die Zumuthungen unserer Freunde ergeben, beste Emilie. Ich denke nur", wendete sie sich an Franz, „wenn's just am dunkelsten ist, — muß man sich am meisten versehen. Wer hat die losen Funken in der Hand!" (Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß fast kein größeres Land in Europa (abgesehen von der Türkei und den kleinen deutschen Staaten) Fürsten aus einem einheimischen Geschlechte besitzt. Die Könige von Portugal stammen aus einem alten burgundischen Geschlechte, in Spanien regiert noch das ursprünglich französische Haus Bourbon. Die Familie Napoleon stammt bekanntlich aus Corsika, der König von Italien ist aus dem Hause der Herzöge von Savoyen, (das nun zu Frankreich gehört). Der König von England stammt aus dem deutschen Geschlechte der Welfen, der Stammsitz der Hohenzollern, der Könige von Preußen, ist in Schwaben und der der Habsburger, der Kaiser von Oesterreich, in der Schweiz. Der Kaiser von Rußland stammt aus einem deutschen Geschlechte (Holstein Gottorp), ebenso der König von Dänemark (Oldenburg), von Holland (Nassau) und von Belgien (Sachsen-Koburg). Der König von Schweden ist von französischem Blute, der König von Griechenland ist ein dänischer Prinz und der Hospodar der Moldau und Wallachei ein Hohenzollern. Also bleibt nur noch Bayern als das einzige größere Land in Europa übrig, das einen König aus einem einheimischen Geschlechte besitzt.

Die schöne Insel Mauritius wurde am 11. und 12. März d. Js. von einem schrecklichen Orkane heimgesucht. Alle Schiffe in dem sonst so sichern Hafen von Port Louis, es waren etwa 75, wurden, wie man der Köln. Ztg. berichtet, von ihren Ankern gerissen und wie Nußschaalen ans Land oder gegen einander geschleudert. Die auf der Plaine Verte neu erbaute Marienkirche riß der Sturm aus ihren Grundfesten und verwandelte in wenigen Minuten das schöne Gebäude in eine Ruine. Die aus starken Steinquadern erbaute Paulskirche liegt in Trümmern. Die Peterskirche ist des Daches beraubt, die Kirche St. Sauveur ist ganz eingestürzt. Die meisten, theils fürstlichen Landhäuser der Europäer und reicher Kreolen, sind zerstört und die aus Palmen, Vacaoblättern und Bambus erbauten leichten Hütten der Farbigen sind wie Strohhalme fortgeweht. Wie viele Menschenleben verloren gegangen sind, weiß man noch nicht. Die meisten Eisenbahnstationen sind zerstört. Die 620 Fuß lange, über den Grande Rivière führende Eisenbahnbrücke ist stark beschädigt. Eine Strecke von 250 Fuß dieser eisernen Brücke ist vom Winde fortgerissen, nur die 120 Fuß hohen Pfeiler (mit Cement ausgefüllte eiserne Cylinder) haben Widerstand geleistet, die Brücke über die Rivière Créole ist — verschwunden! Die meisten Zuckerpflanzungen sind zerstört und der bereits in Magazinen aufgehäufte fertige Zucker ist im Regen geschmolzen. Nicht ein Erdbeben hat diese Verwüstungen angerichtet, es war einer jener Wirbelwinde, wie sie nur in den Tropen vorkommen und von deren zerstörender Kraft man sich in gemäßigten Zonen keine Vorstellung machen kann. Neben diesem Unglücke registrirt die Commercial Gazette für den Monat Februar 1570 Todesfälle durch Fieber, hierzu noch 651 Todesfälle aus anderen Ursachen. Die Bevölkerung von Port Louis hat in 18 Monaten sich um 30,000 Einwohner vermindert.

Die älteste Universität der Welt war in Aegypten, zu Chennu (Silsilis) im Nilthale. Eine Kalksteinplatte im k. Antiquarium in München weist nach, daß diese Hochschule mindestens 2500 Jahre vor Christi Geburt in Blüthe war.

Das Brautgeschenk, welches die Stadt Turin der Prinzessin Margaretha, der Braut des Kronprinzen Humbert, gewidmet hat, ist ein Kästchen, zu welchem nicht weniger als 14 Kilogramme Gold und 2440 Stück an Perlen und Edelsteinen verwendet wurden, ein Prachtwerk, welches in dieser hungerigen, steuerschweren Zeit etwas unlieb an die Verschwendungslust vergangener Jahrhunderte erinnert. Die Zeichnung ist höchst geschmackvoll, im italienischen Styl des XVI. Jahrhunderts, die Ausführung meisterhaft. Die Wappen des Königshauses und der Stadt Turin, welche den Hauptzierath des Ganzen bilden, bestehen das eine ganz aus Rubinen und Perlen, das andere aus Perlen und Saphiren. Den Deckel schmückt die Statuette einer anmuthigen Frauengestalt, welche Blumen ausstreut; außerdem ist die Arbeit reich an Ciselirungen und Reliefs, welche ihren Werth noch bedeutend erhöhen. Von allen Seiten regnet es übrigens Geschenke für die hohe Braut. Auch der hl. Vater, sagt man, wird ihr dieser Tage ein wundervolles Mosaikbild der Madonna, in reichen goldenen, mit Edelsteinen verzierten Rahmen übersenden. Von den römischen Damen wird die Prinzessin einen elfenbeinernen Korb mit einer Krone von Smaragden und Rubinen erhalten. Eine Kommission der Turiner Gesellschaft zur Unterstützung der Seiden-Industrie überreichte ihr ein prachtvolles Kleid nebst Mantel, aus weißer Seide mit Gold und Silber durchwirkt, sinnig zu einem Dessin von je drei Margarethenblumen mit einem darüber schwebenden Stern verarbeitet, ein Erzeugniß der Turiner Industrie, das den schönsten Lyoner Produkten nicht nachsteht.

Der Moskauer Kreuzkalender für 1868 bringt ein Verzeichniß der russischen Feiertage, und zwar gibt es solche: große 28, mittlere 11, kleine 58, Heiligenbilderfeste 70, zusammen 167; hierzu kommen Sonntage 52, Allerhöchste Namensfeste 8, Feste der Krönung und Thronbesteigung 2, Neujahr 1, und so stellt sich die Summe überhaupt auf 230 Feiertage. Mithin verbleiben Arbeitstage 136. Seit dem Jahre 1867 hat sich die Zahl der Feiertage um 10 vermehrt.

In Philadelphia praktiziren gegenwärtig sechs weibliche Aerzte, welche sich eines jährlichen Einkommens von 2 bis 10,000 Dollars zu erfreuen haben. Das jährliche Einkommen einer „Frau Doktorin" in Orange, Neu-Yersey, beläuft sich auf 10—15,000 Dollars, und das einer andern in New-York wird sogar auf 20,000 Dollars geschätzt. Einige dieser weiblichen Aerzte genießen sogar den Ruf als geschickte Chirurgen und Operateure.

Eine „Spitzbubenzeitung" wird demnächst in Turin herausgegeben werden, der es auf keinen Fall an Stoff, noch an Abonnenten fehlen wird.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 36. Sonntag, den 3. Mai. 1868.

Der Mai.

Ja wir steh'n im Wonnemonat!
Rings umwogt uns lauer Duft,
Und mit tausend Wohlgerüchen
Füllet sich die Maienluft.
Alles um uns steht im Glanze —
Nebeldampf dem Frühling weicht —
Alles, alles duftet Freude
Rings so weit das Auge reicht.

Ueberall, so weit man siehet,
Herrschet frohe Heiterkeit.
Ach daß doch nur ewig währte
Diese schöne, goldne Zeit!
Doch wie lange wird es dauern,
Bis der Nordsturm eisig weht,
Bis der stolze Baum entblättert,
Und bis nackt die Erde steht.

Mag der Nordsturm eisig wehen,
Er verwehet einstens auch,
Und den lauen Sommerlüften
Weicht des Winters Nebelrauch.
Bunt bekleidet sich die Erde,
Frisches Grün sproßt wieder auf,
Und der Mai er herrscht von neuem
In der Zeiten Wechsellauf.

Anders ist's mit jenem Maie,
Den das Leben dar uns beut,
Nutzet ihn so lang ihr könnet,
Denket: morgen ist nicht heut'!
Haltet fest, was fest ihr habet,
Er entflieht oft unvermeint,
Und so manchem Morgensfrohem
Abends trüb die Sonne scheint.

Jener Mai, er kommt nicht wieder,
Wo das Leben uns noch lacht,
Jener Lenz ersteht nicht wieder
Aus der langen Winternacht.
Ist er einmal erst vorüber,
Dann das Leben auch erstirbt,
Nur aus ödem Zwerggebüsche
Einsam noch die Grille zirpt.

Bleibet frisch und haltet muthig
Lebens Stürme ab von euch,
Trinket aus der Dichtung Schale,
Wenn das Antlitz sorgenbleich!
Haltet fest, so lang ihr könnet,
Eurer Tugend frohes Glück:
Wem sie einmal erst entflohen,
Der gewinnt sie nie zurück.

E.

Liebe auf der Eisenbahn.

Novelle von Heinrich König.

Wirklich war der folgende Tunnel länger und daher auch, wenn es sein konnte, noch finsterer. Doch schien die Brust an solche Luft und Umgebung schon gewohnt, so daß man sogar Emiliens Stimme verstohlen kichern hörte. Es schien, sie hatten dem unruhigen Franz einen kleinen Possen gespielt. Was es war, ließ sich kaum vermuthen; denn dieß Mal wollten auch keine Funken sprühen, bei deren Flimmern man wenigstens aus der dunkeln Bewegung der Gestalten hätte errathen können. Nur Eines war, als man wieder im Freien fuhr, nicht zu verkennen, daß nämlich Emilie mit leise lächelnder, und Franz mit ziemlich verdrossener Miene da saßen, ohne mit einander zu plaudern. — Statt des erst so eifrigen Gesprächs waren sie nun in die wunderliche Stimmung gerathen, beide rechts hinaus, mithin, da sie einander gegenüber saßen, nach verschiedenen Seiten in's Freie und Weite zu blicken. Doch, das Einerlei wird man bald müde, und so wollten Beide auch einmal links hinaussehen. Da begegneten sich ihre Blicke. Sie wechselten wiederholt das Rechts mit dem Links, und jedes Mal blieben die sich begegnenden Augen länger an einander haften. Bald nahm auch der Mund an diesem Verkehr Antheil: Emilie lächelte und Franz lächelte ihr nach.

Dieß stumme und doch so beredte Spiel der Aussöhnung hatte die Gedanken beider Liebenden sehr in Anspruch genommen. Keins von beiden, weder Franz noch Emilie hätten sagen können, wie der Mann mit dem Schnurrbärtchen und den gelben Glanzhandschuhen, unser lieber

Rechthaber, mit einem Male auf die Jagd zu reden gekommen war. Vielleicht hatte er in der Ferne ein Wäldchen gesehen, oder ein Habicht war vorüber geflogen. Genug, er war eben auf der Jagd und gab mit der selbstzufriedenen Miene eines Kenners der Auerhahnjagd den Vorzug vor allen. „Diese Jagd", sagte er mit erhobener Stimme, „hat etwas wahrhaft Poetisches. — Dabei warf er einen Blick nach Franz, dem Dichter. — Schon die herrliche Zeit um Walburgis, da man nach dem Vogel ausgeht, der duftende Wald voll Gesangs am Abende, wenn man den Hahn zu „verhören" schleicht, und früh nach Mitternacht, wenn man die hochgelegene Köhlerhütte verläßt, oder vom moosigen Nachtlager unter hohen Tannen aufbricht! Es ist, als ob man die gefiederte Poesie selbst jagen wollte. Weit, weit vom Stande des Hahns muß der Aufbruch der Jäger geschehen! denn der scheue, leise hörende Vogel, wenn er nur ein dürres Blatt rauschen, ein mürbes Fichtenstäbchen unter des Jägers Fußtritte knarren hört, — husch, da ist er fort. Nur während seines „Spiels" kann man ihm nahen. So nennt man es nämlich, wenn der falzende Hahn eine Reihe lockender, sehnsüchtiger Töne hören läßt. Bei jedem Tone thut der Jäger einen Sprung dem Baume zu, auf welchem der Vogel im dichten Geäste sich abwechselnd hebt und duckt."

„Niederträchtiger Vogel!" bemerkte der lächelnde Alte.

„Was? Wie kannst Du das sagen, Schwager" Der edle Auerhahn!" versetzte der Erzähler.

„Weil er sich duckt. Du sagtest ja vorhin: Ein Schurke, wer sich duckt."

„Aber er hebt sich auch wieder, Schwager, er hebt sich!" —

Sobald nämlich der Hahn die Reihe der Töne mit einem Zungenschnalzer endigt, muß der Jäger sich regungslos halten, bis der Vogel wieder zu spielen anhebt. So unter Angst und Herzklopfen gelangt man endlich unter den Baum.

„Hören Sie doch zu, Herr Auer, es ist ja von Ihnen die Rede!" neckte Emma.

Eben donnerte schon die Locomotive unter dem dritten Tunnel. Emilie legte ihre Hand auf Franzens Knie und sagte sanft lächelnd: „Warum denn so niedergeschlagen, lieber Herr Auer?" —

„Unter dem Baume legt man an", fuhr der Phantasiejäger lauter fort, „zielt nach einer dunklen Masse auf den Zweigen des Baumes, und" —

Einen Augenblick schwieg der Erzähler plötzlich still, dann schrie er: „He da, mein Herr, Sie küssen meine Tochter!" —

Auf diesen Schuß war Alles todtstille. Ob der Auerhahn getroffen oder entflohen war, konnte Niemand sagen; denn der an die Wölbung geflogene Kohlenfunke, bei dessen eben leuchtendem Schimmer unser Jäger seinen Schuß abgedrückt hatte, war längst erloschen oder verglomm weit hinter dem eilenden Zuge.

Schon donnerte dieser aus der Nacht wieder in's Freie; die Sonne schien über und über.

Emilie war emsig bemüht, mit ihrem weißen Tuche den Staub dicht unter den niederblickenden Augen wegzuwischen, und Franz saß in angelegentlichem Gespräche mit der ihm zugebeugten Emma.

„Ist denn der Auerhahn im Falzen leicht zu treffen? fragte der Alte, indem er zwischen Auer und Hahn eine Priese nahm.

Etwas kurz und mürrisch antwortete unser Jäger: „Man weiß oft gar nicht, ob man ihn getroffen hat."

„Wie so denn weiß man's nicht?" fuhr der Alte fort.

„Je nun, man sieht ihn nicht deutlich, man zielt eben nach einer dunklen Stelle, wo sich etwas regt, schießt dann darauf los, und hat oft einen Klumpen Blätter getroffen. Der Hahn kümmert sich gar nichts d'rum, wenn er so recht in sein Spiel versunken ist."

Emma kicherte. —

„Der verfluchte Gnom aber auch! flüsterte ihr der etwas verlegene Franz zu, der verwünschte Berggeist, der so boshaft seine Fackel anzündet, just im Augenblicke, da" —

„Nun sein Sie nur ruhig! Der Papa ist ja stiller als je", bemerkte Emma. „Er ist entweder irre geworden, oder scheut sich, vor so vielen Leuten den „betroffenen" Auer für den „getroffenen" Auerhahn zu nehmen. Aber wir sind jetzt gleich am Ziele, dann reden Sie mit ihm. Er ist unter vier Augen viel leidlicher als unter vielen."

„Wer hätte aber auch denken sollen, daß er Emiliens Vater ist!"

„Wenn er der meinige gewesen wäre, würden Sie es bald gemerkt haben. Emilie ist freilich ein so „himmlisches Wesen!" Man denkt gar nicht daran, daß sie einen Papa hat."

Jetzt pfiff es und — sie waren im Kölner Bahnhof. —

Während der vom Zuge losgehängte Gepäckwagen auf den Seitenschienen zur Auslieferungshalle getrieben wurde, trat Franz mit seiner artigsten und bescheidensten Miene zu Emiliens Vater und sprach: „Mein Herr, ich habe Ihnen eine Erklärung zu geben, eine Bitte — ich will sagen Abbitte zu thun, nun ja auch eine Bitte vorzutragen; wollen Sie mir gütigst Ort und Zeit dazu bestimmen?"

„So, so", versetzte Jener etwas kurz; fügte dann aber freundlich hinzu: „Nun ja, ich logire heut im Holländischen Hof. Hier ist meine Karte! Ich denke Nachmittags, nach der Table d'Hote?"

Franz verneigte und entfernte sich. Auf der Karte stand: Hauptmann Vilmarsen, Gutsbesitzer.

Indeß wurden bereits Koffer und Kisten, Säcke und Bänke durch die kleine Thür hereingebracht, und nach ihren aufgeklebten Nummern aufgerufen. Die Eigenthümer erhielten ihre Sachen und lieferten ihre Nummern aus.

Franz stand bei den beiden Mädchen, die früh zur Abfahrt gekommen, nun ihre früher eingepackten Sachen desto später erhielten. — Indem machte sich ein älterer ansehnlicher Mann mit einem Ordensband Bahn durch die Umstehenden und blieb vor Franzen stehen.

„Wenn ich nicht irre, so sind Sie der Herr Dr. Auer?"

„Zu Ihren Diensten, mein Herr." —

„Sie erinnern sich meiner nicht mehr", lächelte Jener. Vor Jahren waren Sie mit Ihrem Vater, meinem Freunde, bei mir in Berlin."

„Ach, mein Gott, Herr Chef-Präsident!"

„Still, still, mein Lieber! Wissen Sie was? Suchen Sie mich im Rheinischen Hof auf. Ich habe lange nichts von Ihrem Vater gehört. Auch kann ich Ihnen mittheilen, was unser König über Ihre Gedichte gesagt hat. Adieu!"

Wie der Präsident sich zu seinem Bedienten wendete, der das Gepäck in Empfang genommen hatte, erblickte er den Hauptmann Vilmarsen, und begrüßte ihn als alten Bekannten. Auch der sanfte Alte, des Hauptmanns Schwager, trat heran, und nahm an dem freundlichen Wiedersehen Theil. Der Präsident hatte nämlich, wie sich aus dem Gespräche ergab, bei seiner Reise in die Niederlande, woher er eben zurückkehrte, das unweit von Aachen gelegene Landgut des Hauptmanns und die daran stoßenden Fabrikanlagen des Alten besucht und besehen. Er brachte beiden Freunden lebhaft den vergnügten Tag in Erinnerung, den sie damals zusammen verlebt hatten.

„Sie müssen heute Abend meine Gäste sein," rief er in jovialer Laune aus; „wir wollen alle im Rheinischen Hofe einkehren. Und kommen Sie, lassen Sie uns zu Fuß nach der Stadt gehen! Mein Bedienter besorgt alle unsere Sachen nach dem Gasthof, wir können besser plaudern als im Omnibus. Wo ist der junge Freund? Herr Auer, kommen Sie her, Sie gehen auch gleich mit. Geben Sie Ihre Sachen meinem Johann. Und hier die Töchter! Ei, meine allerliebsten Fräulchen, willkommen! Alle Tage blühender, lieblicher! Wenn ich doch nur ein Paar Söhne hätte, die für Sie paßten, meine Lieben, und versteht sich, die Ihnen auch gefielen: heut' wäre mir's so recht um's Verloben zu thun."

In so heiterm Plaudern und Begrüßen sah sich die kleine Gesellschaft auf einmal ganz allein zurückgeblieben.

Dahin wandelte nun Alt und Jung im Schatten der Allee mit der Aussicht auf die grünen Wälle der Stadt. Der Hauptmann Vilmarsen nahm den Präsident bei Seite und erkundigte sich nach Franz.

„Sie haben den hübschen jungen Mann so herzlich, so väterlich begrüßt", sagte er, „und" —

„Sie haben recht gesagt, — väterlich!" fiel ihm der Präsident in's Wort. — „Sein Vater ist Forstmeister, mein alter, guter Freund, ein Ehrenmann. Und durch meinen Einfluß werde ich mich gegen seinen Sohn väterlich beweisen können."

„Ich habe meine Gründe, nach dem jungen Mann zu fragen", fuhr der Hauptmann fort, — „ihn ganz genau zu kennen." —

„Ein vortrefflicher junger Mann", erklärte der Präsident, — „vermögend, voll Talent und echter Bildung, solider Erziehung, leicht in seinen Manieren, aber ernst in seinen Grundsätzen, ein wenig freiheitsschwindelnd, aber — unser König will ihn doch wohl und schätzt seine Talente."

„So, so, sehr schön" sagte der Hauptmann, indem er seinen linken Handschuh auszog, — „und seine Herkunft?"

„Nun" antwortete der Präsident, „sein Vater ist Forstmeister in preußischen Diensten, seine Mutter eine geborene von K. Ich bin mit der Familie sehr befreundet. Er selbst ist Lehrer am Gymnasium zu Koblenz. Dort übt er seine Feder, um zu sehen wie hoch er mit Gottes und des Königs Willen fliegen kann."

Durch die langen unruhigen Gassen der Stadt wandelte man ziemlich stumm, und als man sich im Rheinischen Hofe in nachbarliche Zimmer vertheilt hatte, nahm Vilmarsen den jungen Freund bei Seite. Sie sprachen lang und angelegentlich zusammen. Dann wurde Emilie herbeigerufen. Was vorging wußte man nicht; nur als der Präsident nach einer Weile von Stube zu Stube schlich um Franz zu finden, erblickte er durch die leise geöffnete Thür im gegenüber hangenden Spiegel eine sich umarmende und küssende Gruppe, vor welcher er die Thür eben so leise wieder anzog.

Wo sich aber die Liebe auf der Eisenbahn findet, darf der Erzähler mit keinem Hauderer fahren, soll er nicht mit Recht ein Zauderer gescholten werden. Er muß vielmehr das Ende schnell mit dem Anfang zusammen schlingend, den schönen Morgentraum seines Helden, —

daß man künftig mit der Eisenbahn auch auf's Freien ausgehen, den brausenden Dampfer auch zum Brautwerber nehmen werde, rasch und auf das erfreulichste in Erfüllung bringen.

Und so lasse ich denn noch denselben Abend am freien Rhein und im Rheinischen Hofe das liebende Paar seine Verlobung feiern. Der Präsident vertritt dabei Vaterstelle für den Bräutigam, und der verwittwete Hauptmann erscheint, ohne die gelben Handschuhe, als der liebenswürdigste Zufriedene, der nun Jemand Anderes, nämlich das schöne Paar Recht behalten läßt. Ja es kommt mir heut auch auf eine kleine Rührung nicht an, und ich lasse daher aus den Augen des reizbaren Mannes ein Paar Thränen auf seinen Schnurrbart fallen, und an der rechten und linken Spitze als zwei Perlen der Vaterfreude, hängen.

Es verstand sich von selbst, daß Franz nun nicht nach Koblenz eilte, sondern die beiden Aachener Familien begleitete, die eine kleine Vergnügungsreise in's Siebengebirg vorhatten.

Ehe sich aber die vergnügte Gesellschaft von dem fröhlichen Abendtische erhob und trennte, — die Alten, um zu schlafen, das junge Paar, um schlaflos zu träumen, rief der Präsident mit einem gehobenen Glase Champagner aus:

Noch einen Trinkspruch, meine Freunde, ihr von da und dort zusammen gekommenen Lieben, noch einen Spruch! — Möchte doch, wenn auf Eisenbahnen die Eintracht der deutschen Völker und die Liebe der Einzelnen sich immer mehr zusammenfindet, unserm herrlichen Vaterlande recht bald auch der alte deutsche Zopf ausgehen, sammt dem woll'nen Wickelbande."

Mannichfaltiges.

(Die Krankheit des Papstes.) In Rom war vor Kurzem an dem Sockel einer Statue des Papstes nachstehender Dialog angeheftet: Frage: Was fehlt ihm? Antwort: Tumore (eine Geschwulst). Fr.: Was erzeugt sie? Antwort: Streiche das T: Umore (Feuchtigkeit.) Fr.: Was ist die Folge davon? Antw.: Streiche das U: More (er stirbt.) Fr.: Wann geschieht das? Antw.: Streiche das M: Ore (in einigen Stunden.) Frage: Und wer kommt an seine Stelle? Antw.: Streiche das O: Re (der König). Fr.: Welcher? Antw.: Streiche das R: E (Emanuel.)

(Julie Ebergenyi und ihre That schon in der Bibel angedeutet.) Im Lobliede der Deborah (Buch der Richter V, 24) ist Folgendes über die Mörderin des Sisera zu lesen: „Gesegnet sei unter den Weibern Jael, die Frau v. Eber-Këni . . . . Milch gab sie (um ihn einzuschläfern), da er Wasser forderte, und Rahm brachte sie dar in einer herrlichen Schale. (Hier wurde das Mannöver durch Thee ꝛc. bewerkstelligt.) Sie griff mit ihrer Hand den Nagel, und mit ihrer Rechten den Schmiedehammer und schlug Sisera durch sein Haupt und zerquetschte und durchbohrte seine Schläfe. Zu ihren Füßen krümmt er sich, fällt, liegt hingestreckt, und krümmt und fällt, und krümmt nochmals sich — und stürzt nun hin entseelt. (Ganz die Schilderung vom heftigen Röcheln der vergifteten Gräfin Chorinsky.) Hierauf folgt eine lebhafte Schilderung der ungeduldigen Erwartung der Mutter Sisera's, die um die glückliche Rückkunft ihres Sohnes wegen seines Zögerns sehr besorgt ist, welche ganz der Ungeduld entspricht, die den „guten Gustav" vor der Rückkunft seines „Abgotts" aus München gequält haben mag.

(Neues Arbeiter-Lied von Herwegh). Nach langer Ruhe beginnt Herwegh, der sich noch immer in Baden-Baden aufhält, nun wieder seine dichterische Thätigkeit und wendet sich mit Vorliebe der sozialen Frage zu. Aus einem seiner neuesten noch ungedruckten Gedichte werden folgende Verse mitgetheilt:

All überall Geschrei nach Brod
Vom Atlas bis Archangel,
In halb Europa Hungersnoth
Im halben bitt'rer Mangel!
Die Scheuern leer, die Steuern schwer.
Die Ernten schlecht gerathen —
Doch immer mehr und immer mehr
Und immer mehr Soldaten!

Geld her für Pulver und für Blei
Für Reiter und für Rosse!
Chassepots, Zündnadeln, allerlei
Weittragende Geschosse!
Dem Kaiser Geld! Dem Papste Geld!
Nur immer frisch von hinten
Geladen! Denn der Lauf der Welt
Hängt ab vom Lauf der Flinten!

Das stärkste, bisher gebaute Panzerschiff „König Wilhelm" ist am 25. April in Blackwell vom Stapel gelaufen; es hat 1250 Pferdekraft und wird mit 26 Fünfhundertpfündern aus Krupp's Fabrik armirt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 38. Sonntag, den 10. Mai. 1868.

Abendstille.

Abendstille! süße Ruh'
Thront auf allen Zweigen,
Und dem Untergange zu
Will der Tag sich neigen.

Abendstille! Nebel schwebt
Ueber Wald und Gründen,
Und ein leichter Zephyr weht
In den blüh'nden Linden.

Abendstille! Fern verglüht
Von dem Purpurscheine
Noch ein Rest — sein Schlummerlied
Vöglein singt im Haine.

Abendstille! Süße Ruh!
Goldne Sterne blinken:
Herz mein Herz, wohl möchtest Du
So in Schlummer sinken!

Die Stumme von Portici.

(Schluß.)

Als sich aber endlich gar ein colossaler, riesiger Masaniello in der Gesellschaft fand, der mit so sonderbarer Haltung seine Bruderrechte auf Fenella geltend machen zu wollen schien, da wurde unserm Chevalier völlig bange zu Muthe; denn ihn wollte es bedünken, als stäke in dem Costüm des Masaniello der Herr Gemahl der Frau von Kühnburg, der zwar in der Regel nicht sehr zur Eifersucht inclinirte, heute jedoch allenfalls eine Ausnahme machen konnte. Wenigstens schmeichelte sich der Chevalier in dem eisernen Bewußtsein seiner eigenen persönlichen Schönheit, daß er schon der Mühe werth sei, Eifersucht zu wecken. Allein dieser halbe Stolz erlag auch wieder dem Gefühle seiner Muthlosigkeit.

Um des Himmelswillen, meine Gnädige! lüsterte er, ganz aus seiner Maskenrolle fallend, zu Frau von Kühnburg — lassen Sie uns das Feld räumen. Ich wette darauf, jener Masaniello dort ist Ihr Gemahl. Er hat mich auf dem Rohre, wie der Jäger einen Sperling. Sehen Sie nur hin. Bitte! lassen Sie uns verschwinden!

Sie sagte nicht Nein und sprach kein Ja und als eben eine Menschenwoge sie umgab, drang der Chevalier mit Fenella am Arme herzhaft hinein, gewann einen Vorsprung und stand mit ihr in einem Nebenzimmer, wo es still und leer war und nur zwei Astrallampen ihr bescheidenes Licht ausgossen. Dorthin, in den Schatten einer spanischen Wand, drängte Dumont die Geliebte und glaubte sich da sicher wie der Strauß, wenn er seinen Kopf in das Dickicht gesteckt.

O Madame! hub er endlich an und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne, was habe ich um Sie gewagt? Eine Kugel mit Masaniello gewechselt und ich wäre vielleicht das Opfer meiner Liebe. Doch, hier sind wir sicher und unbelauscht. Henriette, Henriette! fuhr er in seinem alten Liede fort; ich liebe Dich, kann nur Dich lieben, muß Dich lieben. Hab' Erbarmen mit mir und sprich ein Wort des Trostes.

Sie machte eine Bewegung des Zornes.

O zieh' vom Gesichte die Larve, die mir Dein Antlitz verbirgt, dies Antlitz, wie es kein schöneres auf der Welt gibt. — Du zürnst? ach, schweige nicht länger. Als ich heute von Dir schied, da war es doch ein Kußhändchen und eine Rose, die Du mir zum Geleite mitgegeben. Gönne mir den Kuß selbst und statt der Rose Deine Lippe, die köstlicher ist, als alle Rosen hienieden.

Die Dame zog aus dem Busen Adolphinens Brief und hob ihn wie mahnend in die Höhe.

Erinnere mich nicht an Adolphine. Ich habe sie geliebt, ehe ich Dich gesehen. Sie ist vergessen und nur Du lebst in meinem Herzen. Alle Bande zwischen mir und ihr sind längst zerrissen; ich bin ja an Dich festgebunden, ewig und unauflöslich. Diese Adolphine mit ihrer Sentimentalität ist mir lächerlich, Du bist das Leben selbst, das heitere und immer rosige. In geheimer, stiller Glut will ich nur Dir angehören und kein anderes Weib jemals lieben, hast Du mir das Ja der Erhörung zugeflüstert!

punkt findet, von dem aus fast perpendiculär der Abhang 125 Fuß tief in die Wellen des Flusses abfällt. Bis zu dem Anfangspunkte dieser Strecke war der Zug Nr. 12 angelangt und Alles war in gewöhnlicher Ordnung, nur hatte der Locomotivführer aus Nachlässigkeit 48 Minuten Zeit verloren. Die lange Strecke von Narrowsburg bis Port Harris sollte benützt werden, die verlorene Zeit einzuholen, und so begann der Zug am Rande des Abgrundes mit einer Schnelligkeit von 35 Meilen die Stunde dahinzuschießen. Eine Weile folgten die Wagen der dahinbrausenden Locomotive, aber plötzlich erschreckte die Passagiere im dritten Waggon ein heftiger Stoß, die Klingelschnur wird von den Entsetzten abermals und abermals gezogen, aber vergebens — der Zug jagt weiter, indessen die Sprünge der letzten vier Waggons ihren Insassen nur zu deutlich anzeigen, daß dieselben von den Schienen gerathen und im nächsten Augenblicke dem Verderben geweiht sind. Lange hielt die Ungewißheit nicht an; den heftigen, jeden Augenblick wiederholten Stößen der über die Schwellen gerissenen Waggons konnten die Verbindungsketten nicht Widerstand leisten. Noch ein heftiger Stoß und der vorderste der vier Waggons hat sich von dem Zuge befreit, der hinterste stürzt unmittelbar darauf hinab auf das Plateau unterhalb der Bahn, tiefer hinab, in Trümmer zerschellt, zu dem Flußbette des schäumenden Delaware, indeß ein herzzerreißender Schrei, der aus dem süßen Schlaf in den Rachen des Todes gestürzten Passagiere die Nacht durchhallt. Einen Augenblick noch und die übrigen drei Waggons folgen mit Donnergepolter in die schreckliche Tiefe hinab. Nach momentaner Stille schallt von dort das Hilf- und Schmerzengeschrei der Verwundeten herauf, bald auch dringt von dort unten ein schwacher Lichtschein herauf, der aber im Kurzem sich vergrößert und als gewaltiger Brand weithin die Gegend beleuchtet. Der eine der Waggons steht in Flammen und die unglücklichen Opfer der Fahrlässigkeit jammern in seinem Innern in Todesnoth, weil sie dem hungrigen Elemente nicht entgehen, nicht aus ihrem Gefängnisse hervorkommen können. Unterdessen sauste die Lokomotive mit den ersten Waggons weiter, und erst nach einiger Zeit kam es dem Lokomotivführer so vor, als ob er einige seiner Waggons verloren habe. Der Zug wurde zum Stehen gebracht und dampfte zurück, dem Orte des Schreckens zu. Der aufgehende Mond und die Flammen des brennenden Waggons zeigten den glücklich entronnenen Passagieren ein grauenvolles Bild der Zerstörung und des Todes in seinen schrecklichsten Gestalten. Alle begaben sich mit Anstrengung der äußersten Kräfte daran, die wenigen Ueberlebenden aus den Flammen zu retten. Es war eine verzweifelte Arbeit, da es fast an allen Werkzeugen gebrach. Nach vielen Stunden hatte man endlich die Todten wie die Lebenden den Abhang hinauf und in die unbeschädigten Waggons geschafft, und dieser Leichenzug dampfte die noch übrigen 16 Meilen weiter bis Port Harris. Von der Station trug der Telegraph die Kunde nach allen Richtungen hin, und für ärztliche Hilfe und Unterstützung und Pflege jeder Art war bald ausreichend gesorgt. Nicht lange dauerte es auch, so wurden die Leichen eingesargt und die am entsetzlichsten Verstümmelten dem Anblicke des Publikums entzogen. Zwei ganze Kisten voll abgerissener Gliedmassen wurden auf dem Schauplatze des Unglücks gesammelt. Wunderbare Rettungen sind auch hier vorgekommen. Ein Schauspieler fand sich acht Schritte von dem Waggon, in dem er hinabgestürzt, aufrecht stehend, heil und unversehrt. Von einem Leichnam, der bis zur Unförmlichkeit verbrannt war, fand sich nur ein Bein mit der Hose zum Theile unbeschädigt. In der Hosentasche aber war eine Unfall-Versicherungs-Police von 5000 Dollars. Was über die Ursache der schrecklichen Katastrophe verlautet, ist das alte Lied von schlechten, ausgefahrenen Schienen. Die Vorwürfe, welche der Direktion gemacht werden, beantwortet letztere mit dem Hinweis auf den großen Börsenkampf, den die Eisenbahn-Könige Drew und Vanderbilt um den Besitz der Bahn führen. Drew, der die Bahn noch beherrscht, behauptet, die 10,000,000 Doll., welche er kürzlich in neuen Aktien ausgegeben, für neue Stahlschienen bestimmt zu haben. Indessen sei er durch die Gerichte abgehalten, sein Vorhaben auszuführen.

Einsturz der Linzer Donaubrücke.

Ueber den Einsturz der Linzer Donaubrücke berichtet das „Linzer Abendblatt" vom 5. ds. Mts.: Heute Mittags 2 Uhr ereignete sich eine Katastrophe, welche ganz Linz mit Schrecken erfüllte. Der Remorqueur „Theiß", welcher sich auf dem Strome in der Nähe des Gasthofes „zum rothen Krebsen" befand, bugsirte an einem Taue ein mit 3000 Zentner Getreide befrachtetes Schleppschiff zwischen dem zweiten und dritten Joche vom Linzer Ufer bei dem gegenwärtig hohen Wasserstande von 8 Fuß 10 Zoll durch die Brücke. Hiebei geschah es nun, daß die Steuermannshütte auf dem Schleppschiffe durch den Querbalken der Brücke weggerissen wurde und das Schleppschiff in Folge Nachlassung des Taues die Richtung verlor, in Mitte des Stromes hinausfuhr und sich quer vor das sechste und siebente Brückenjoch legte. Neugierde trieb mehrere hundert Personen auf die Brücke, um möglichst nahe den Unfall besehen zu können. Das Schleppschiff, welches

wohl bei einer Viertelstunde in der Lage blieb, fing allmählich an sich zu senken; kaum war das Schiff unter Wasser, so erfolgte ein furchtbares Gekrache und das sechste und siebente Joch stürzte sammt den darauf Befindlichen ein. Auf den im Strome dahintreibenden Trümmern befand sich der k. k. Statthaltereibeamte Franz Hable, der in der Nähe der Straßerau gerettet wurde. Der halbe Theil des untergegangenen Schleppschiffes tauchte am linken Ufer auf und blieb dort auf einer Untiefe, mit der Spitze über das Wasser ragend, liegen. Mehrere Personen kamen unter das einstürzende Gebälke und wurden von zu Hülfe eilenden Personen, namentlich von Leuten der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft mittelst Kähnen gerettet. Einer der Ersten war der am Donauufer wohnende Goldschläger Herr Friedrich Nirschl und dessen Sohn, welche den Handlungskommis Bergmann retteten. Leider mißglückte ihnen der Versuch, auch ein Weib vom Lande zu retten, vom dem sie nur ein seidenes Kopftuch erhaschen konnten. Geradezu wunderbar ist der Sturz einer Steuermannsfrau, welche mit ihrem Säuglinge u. einem kleinen Kinde auf der Brücke stand, ohne verletzt zu werden auf das unter dem Wasser befindliche Schleppschiff auffiel und von dort nebst ihren Kindern vollkommen unversehrt gerettet wurde. Einen eigenthümlichen Eindruck machte die Rettung der Holzweiber, welche sammt ihren Kindern und ihrer Bürde aus dem Wasser gezogen wurden. Noch läßt sich der ganze Umfang des Unglücks nicht ermessen, und man vermuthet, daß außer obiger Weibsperson noch zwei, also im Ganzen drei Personen, ihr Leben dabei einbüßten. Die Bestürzung in vielen Familien wegen fehlender Angehörigen ist noch sehr groß, obwohl sogleich ein Dampfer den Verkehr mit dem jenseitigen Ufer herstellte und dadurch die Gelegenheit zu gegenseitiger Nachforschung geboten wurde. Der durch dieses Unglück entstandene Schaden ist um so größer, weil außer der Wiederherstellung der weggerissenen beiden Joche auch noch die Abtragung anderer Joche und die Reparatur der ganzen Brücke nothwendig werden wird; Sachkundige schätzten ihn auf einige hunderttausend Gulden. Die Störung des Verkehrs ist eine bedeutende, da außer der Eisenbahn auch die Gas- und Telegraphenleitung zerstört wurde. Wie wir hören, wird eine Abtheilung Pionniere eine Nothbrücke herstellen. Die „Tagespost" schreibt noch: Eine Frau mit zwei Kindern schwamm sammt dem Trottoir der Brücke, auf dem sie beim Einsturze standen, eine Strecke und wurde gleich mehreren Anderen gerettet. Der Schlepper ist in der Mitte gebrochen; eine Hälfte desselben liegt zu Urfahr, die andere an der Straßerinsel. Zwei Matrosen ertranken. (Nach einem Telegramm des „W. W." waren Abends 5 Uhr bereits 13 Leichen aufgefangen worden.)

Mannichfaltiges.

(Illustration zum Schulgesetz.) Die Bewohner des freundlichen Orts Hohenfeld in Franken erhielten neuerdings einen herzlich schlechten Prediger zum Pfarrer; doch glaubten sie sich dadurch einigermaßen entschädigt, weil er ein geborenes Lehrertalent sein sollte, und bald zeigte sich auch Gelegenheit, sich als solches erproben zu können. Der Lehrer des Orts starb und der Herr Pfarrer erbot sich, bis zur Ankunft des Verwesers die Schule zu halten. Da aber der Schneider der Gemeinde eine große Thätigkeit zu Gunsten einer Adresse fürs Schulgesetz entwickelte, so legte in der Kopfrechnenstunde der Pfarrer dessem Knaben die Frage vor: „Wie viel ist ein halbes Schock?" — der Knabe stutzte. „Ich will dir's einmal sagen, geb' Acht!" — Mit erhobener Stimme rief der Schulmann:

„Zu einer Truppe Reiter
„Zähl' achtundzwanzig Schneider,
„A Gas und einen Bock,
„Die machen ein halbes Schock."

Dem armen Knaben ging jetzt erst recht ein Mühlrad im Kopfe herum. Er schwieg, feuerroth. Der Schneider aber fühlt sich in seiner Zunftehre verletzt und trägt eine Ehrenkränkungsklage im Kopfe herum, ist wüthend gegen den Urheber seines Leides, zieht sich einen Schoppen um den andern zu Gemüth und rächt sich einstweilen an dem Pfarrer dadurch, daß er mit der Adresse für's Schulgesetz von Haus zu Haus rennt und Unterschriften sammelt.

Von dem bekannten Reisenden Kohl soll folgende witzige Characteristik der europäischen Hauptstädte herrühren: Amsterdam marchantirt; Athen conspirirt; Berlin medisirt; Brüssel debattirt; Dresden wundert sich; Dublin bettelt; Edinburgh träumt; Florenz gafft; Frankfurt zählt; Genua lacht; Hamburg ißt; Hannover schläft; Kassel schnarcht; Konstantinopel badet sich; Kopenhagen schminkt sich; Leipzig liest, aber blos sein Tagblatt; Lissabon schmollt; London gähnt; Lyon arbeitet; Mainz freut sich auf den Cardinal; Manchester packt; Mannheim flucht; Marseille singt; München trinkt; Neapel schwitzt; Palermo fächelt sich Kühlung zu; Paris plaudert; Pest schwatzt; Petersburg schweigt; Rom betet; Stockholm amüsirt sich; Turin schmückt sich; Venedig liebt; Warschau seufzt; Wien verdaut.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 39. Donnerstag, den 14. Mai. 1868.

Stilles Gedenken.

Denk ich Dein
Wenn in dem Hain
Jegliches Geräusch verklungen,
Weckt Dein Bild,
So klar und mild,
Eine Flut Erinnerungen!

Herbe Lust
Durchströmt die Brust
Wie bei schwülem, fernen Wittern,
Wo voll Duft,
Bei stiller Luft,
Doch die Blumen ahnend zittern!

Süße Ruh'
Wie fliehest Du
Mit dem Roth vom Himmelsbogen!
Komm und hüll'
Nun ein und still'
Meines Herzens bebend Wogen!

Welt und Liebe.

Novelle von Achim Lothar.

1.

„Frohen Muthes verlasse ich Dich, Du geräuschvolle, stets gewerbtreibende Stadt mit Deiner unermüdlichen Geschäftigkeit, in die ich mich niemals zu finden wußte, in der ich immer fremd blieb mit meiner Sehnsucht und meinen Träumen, und Euch, Ihr thätigen, unternehmenden Kaufleute, die Ihr stets mit Euren Waaren beschäftigt, wie diese selbst von hier nach der Messe und von der Messe wieder hierher reist! Lebt wohl, Ihr schmalen volkreichen Straßen, mit Euren hohen Speichern und Euren Lastträgern, ihr wohlbekannten Philister mit Euren verwischten Gesichtern, die Ihr mich mit einem dichten Nebel zu umspinnen suchtet, nur wenig werde ich Euch vermissen!"

So rief Maximilian, als er mit seinem Freunde Arwed durch das Thor von *** dem Ufer des Flusses zuschritt, auf dem das Dampfschiff ihrer wartete.

„Dort in Chile," fuhr er fort, „im fremden Welttheil will ich mir eine Lebensanstellung erwerben, die meinem Streben, meinen Wünschen entspricht. Ist die Bahn, welche sich mir öffnet, auch keine leichte, so fühle ich doch Muth und Kraft, sie zu betreten. Bin ich nicht neunzehn Jahre geworden, ist es nicht endlich Zeit, daß ich das lästige Joch des Kaufmannsstandes abschüttle, welches meinen Neigungen stets hemmend entgegentrat und mir nur die Stunden der Nacht für meine Flöte überließ? Gern verlasse ich Europa, in dem es ohne Bekanntschaften so schwer hält sich einen Weg zu bahnen durch die Masse jener Virtuosen, in deren technischer Vollendung die Seele der Musik öfter untergeht als aufgeht, um mich in Chile einzig meiner Kunst hinzugeben, die ich liebe wie meine Braut. Wenn die Musik auch dorten noch nicht auf jener hohen Stufe der Ausbildung steht, wie bei uns, so haben die Chilenen doch einen offenen Sinn dafür und der Künstler findet einen schönen Wirkungskreis, diesen zu erweitern und anzuregen."

„Und Constanze?" fragte Arwed.

„Constanze!" seufzte Maximilian. „Nur in der Ferne darf ich hoffen die Mittel zu finden, die im Stande sind mir den Besitz der Geliebten zu verschaffen. Ich verlasse sie nur um sie mir zu gewinnen. Wenn ich nach Verlauf einiger Jahre zurückkehre, dann denke ich mir eine Exist nz erworben zu haben, die mich berechtigt ihr meine Hand anzubieten. Liebe und Musik sind die Sterne, die mir beständig vorleuchten werden auf meinem Pfad! — Und wenn ich dann einsam umher gehen werde in jener ungeheuren Natur, in jener riesenhaften Vegetation, zu welcher Affen, Oczen und Schlangen eine abenteuerliche Staffage bilden, und wenn mein Herz sehnsüchtig schwillt nach Constanzen, dann ist meine Flöte die liebende Vertraute, die mir tröstend zur Seite steht."

„Welche Begeisterung und Schwärmerei!" entgegnete Arwed lächelnd, indem er Maximilian freundlich die Schulter klopfte. „Deine freudige jugendfrische Phantasie weiß überall Rosen auf dem ungeebneten Dornenwege des Lebens auf-

zufinden. Nun, ich beneide Dich darum! — Es ist doch herrlich, wie Du, stets umgeben von dem bunten Treiben der Handelswelt, von der prosaischen Wirklichkeit voll von ungebrochener Jugendkraft einzig in Poesie, Liebe und Kunstenthusiasmus aufzugehen. Und wenn Du so viel Zuversicht selbst an einen Irrthum setztest, so wäre sie dennoch schön und Du dennoch beneidenswerth! — Ich bin längst über dergleichen hinaus, und gehe nicht so leichten Muthes, mit so kühnen Erwartungen in die Fremde als Du, Maximilian! Und doch ziehe ich meinem Liebchen entgegen, während Du von ihm scheiden mußt Aber es ist auch keine Kleinigkeit, die Bühne zu verlassen, auf der ich geglänzt, um einem blonden, allerliebsten, aber eifersüchtigen Kinde nach England, in's Land der Steinkohlen und Dampfmaschinen, zu folgen. Ich gestehe, daß ich nur schweren Herzens dem Schauplatz Lebewohl sage, auf dem ich, vom hellen Lampenlicht bestrahlt, so schöne Triumphe feierte; wie viele schöne Augen grüßten mich zärtlich, wenn ich im gold- und silbergestickten Königsmantel und wallenden Federhut erschien, wie manchen dieser Augen wußte ich Thränen der Rührung zu entlocken! Ja, das wird nun vorbei sein; Miß Marian wäre in Verzweiflung über jeden Beweis von Interesse, den man mir gäbe, und hätte schlaflose Nächte, wenn ich mir einfallen ließe, jemals wieder ein anderes Händchen als das ihrige zu küssen; ich muß mich also fügen, treu sein und die Bahn des Ruhms verlassen, für die mich Miß Marian's Neigung hinfüro entschädigen muß. So verliere ich halb, und halb gewinne ich. — Ist Marian nicht reizend mit ihrer zarten, blühenden Farbe, ihrem himmelblauen Auge und der reichen Lockenfülle? Schade übrigens, daß diese fast zu blond ist!"

„Ich verstehe eine Liebe nicht, Arwed," sprach Maximilian, das schöne, sinnende Auge zu ihm aufschlagend, „die wie die Deinige nur bedingungsweise ist, die ihre Grenze findet. Die wahre Liebe ist unbegrenzt wie der unendliche Himmel über unserm Haupte und ewig wie — —"

Maximilian hatte noch nicht ausgeredet, als sie vor dem Abfahrtsorte des Dampfschiffes anlangten. Die Gegend vor ihnen leuchtete im Glanz eines schönen Juliabends; der blaue Himmel mit seinen schiffenden Wolken spiegelte sich in dem bewegten Flusse und auf den Inseln breitete sich noch ein goldener Sonnenstrahl über den Rasen, gleich einem liebenden Weibe, das sich fest an die Brust des Freundes schmiegt. Die frische Wasserluft wehte kühl und wohlthuend. Mit stolzer Freudigkeit ragten die stolzen Seeschiffe mit ihren prächtigen Masten in die Höhe, die in langen Reihen auf der Rhede liegend eine Straße zu bilden schienen. Von Zeit zu Zeit vernahm man das Tönen der Schiffsglocke oder die melancholische Melodie eines englischen Volksliedes. Schwarzäugige Matrosen mit gebräunten Gesichtern in rothen Jacken und gelben Strohhüten schaukelten sich lustig im Tauwerk oder rauchten mit behaglicher Trägheit nach vollbrachtem Tagewerk ihre Pfeifen. Die verschiedenartigsten Leute in Reisekleidern drängten sich schon an den beiden jungen Männern vorbei, um an Bord zu gehen. Arwed folgte ihnen rasch und auf dem Verdeck umhergehend, bald hier, bald dort ein Gespräch anknüpfend, dann wieder einen flüchtigen Blick auf die Stadt werfend, die mit ihren grauen Dächern und Thürmen hinter ihm lag, bemerkte er erst spät, daß Maximilian noch immer unruhig am Ufer hin und her ging.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verhaftung des Grafen Gustav Chorinsky in München.

Wiener Blätter veröffentlichen ein ihnen aus München zugekommenes Aktenstück, welches über die Scenen, die der Verhaftung des Grafen Gustav Chorinsky in jener Stadt vorangegangen, volles Licht verbreitet. Es ist dies der Bericht des Polizei-Directors von München, Hrn. v. Burchtorff, welchen derselbe über seine Begegnung mit dem Statthalter von Niederösterreich und dessen Sohn in detaillirter Weise seinerzeit erstattet hat. Er lautet:

Als ich am 23. Nov. Abends zwischen 9 und 10 Uhr von dem Jour habenden Beamten die Nachricht von der Auffindung der Leiche der Gräfin Chorinsky-Ledske erhalten, und die bei derselben vorgefundenen Papiere, insbesondere eine letztwillige Verfügung vom Jahre 1864 durchgesehen hatte, in welcher von dem Grafen Gustav Chorinsky, ihrem Manne, die Rede ist, der sie ungerecht verstoßen habe, faßte ich sogleich die Meinung, daß, wenn überhaupt ein Verbrechen vorliegen würde, dasselbe vielleicht von dem Manne der Ermordeten ausgegangen sein könnte. Ich habe deßhalb, nachdem die entsprechenden polizeilichen Maßnahmen wegen Sicherung des Thatbestandes getroffen waren, an die k. k. Polizei-Direktion Wien ein Telegramm abgesendet. In diesem Telegramm habe ich um Verständigung der Verwandten von dem Falle gebeten, und neben dem Manne der Verstorbenen absichtlich ihre Schwägerin Gräfin Auersperg genannt, um die Betreffenden vollständig sicher zu machen. Am Montag, den 25. November erschien in Folge des Telegramms Graf Chorinsky sen., Morgens 8 Uhr, auf mei-

nem Bureau, stellte sich mir als k. k. Statthalter von Niederösterreich mit dem Bemerken vor, daß er mit seinem Sohne Gustav Chorinsky, k. k. Oberlieutenant, hieher gekommen sei, und mich um die näheren Umstände des Ablebens seiner Schwiegertochter bitten müsse. Es war mir sogleich sehr auffallend, daß der junge Graf, obgleich bei den Ereignissen am nächsten betheiligt, nicht bei mir erschien, und auf meine Frage, wo er sich aufhalte, erhielt ich vom Grafen Chorinsky zur Antwort, daß er in dem Gasthofe „zum bayerischen Hof" zurückgeblieben sei, weil er zu aufgeregt und erschöpft sei. Ich theilte sodann dem Grafen Chorinsky sen. mit, daß die Ursache des Todes seiner Schwiegertochter nicht festgestellt und nur wahrscheinlich sei, daß sie Gift bekommen haben müsse. Darauf fragte Chorinsky, ohne daß ich den wahrscheinlichen Giftstoff bezeichnet habe: „Doch nicht etwa Cyankali?" Die Aeußerung ist vielleicht durch den Umstand zu erklären, daß dieser Giftstoff ein spezifisches Wiener Präparat ist, mir war sie jedoch sehr auffallend. Im Verlaufe des weiteren Gesprächs fragte ich ihn auch, ob er oder sein Sohn nicht die Leiche der Unglücklichen sehen und von ihrer letzten Wohnung Einsicht nehmen, sowie dem Leichenbegängnisse beiwohnen wollten? Alles dies wurde an dem Vormittage entschieden abgelehnt, so daß ich mir den eigentlichen Grund ihrer Reise nach München nicht erklären konnte. Sie wollten damals nach Angabe des Grafen Chorinsky sen. noch am nämlichen (Tage) Abende nach Wien zurückkehren. Bei einem längeren Gespräche mit dem Grafen Chorinsky sen. theilte er mir seine Familien-Verhältnisse mit, namentlich auch den Lebenslauf seines ältesten Sohnes, Gustav Chorinsky, daß derselbe seit ungefähr drei Jahren von seiner Frau freiwillig getrennt sei, und zwar in Folge heftiger Auftritte in seinem eigenen Hause; daß er (Chorinsky sen.) bei dem Wiedereintritte seines Sohnes in die österreichische Armee die Heiraths-Kaution, 12,000 fl. öst. W., gestellt habe und seit der Trennung seiner Schwiegertochter die Zinsen hieraus mit monatlich 50 fl. derselben an ihren jeweiligen Aufenthaltsort unter der Adresse „Madame de Ledske" mit Angabe der Wohnung versendet habe.

Auf meine weitere Frage, ob sein Sohn nicht irgend eine Verbindung mit einer Dame in Wien habe, antwortete er mit aller Bestimmtheit, „es sei ihm davon nichts bekannt, und er glaube es auch nicht, weil sein Sohn ein ganz eingezogenes und sparsames Leben führe, so daß er mit ihm jetzt in allen Beziehungen zufrieden sei." Graf Chorinsky sen. sagte mir damals nicht, daß er, ehe er zu mir kam, bereits auf der österreichischen Gesandtschaft gewesen sei und von dem Legationsrathe Zwerzina umständliche Aufschlüsse über die in der Stadt kursirenden Gerüchte über die Ermordung der Gräfin Chorinsky und die muthmaßlichen Motive hiezu erhalten habe. Er theilte mir dies erst kurz vor seiner Abreise am Mittwoch Abends mit, und suchte damit den Umstand zu rechtfertigen, daß er seinen Sohn nicht mit zu mir gebracht habe. Ich führte den Grafen dann zum Herrn Untersuchungsrichter und hatte vor, den jungen Grafen in seinem Gasthause aufzusuchen. Durch ein dringendes Geschäft hievon abgehalten, blieb ich auf meinem Bureau bis ungefähr 12 Uhr, wo Graf Chorinsky sen. wieder erschien. Ich erklärte ihm hierauf, nunmehr seinen Besuch erwiedern zu wollen und mich mit ihm in seinen Gasthof zu verfügen, wobei ich die Absicht hatte, den jungen Grafen zu sehen und kennen zu lernen, weil ich ihn wahrscheinlich außerdem nicht zu Gesicht bekommen hätte. Es schien dies dem Grafen Chorinsky nicht sehr angenehm zu sein, gleichwohl ging ich mit ihm durch das Fingergäßchen auf den Promenadeplatz und hier fiel mir auf, daß Graf Chorinsky nicht unmittelbar in den Gasthof hineingehen wollte, sondern mich auf dem Platze selbst, angeblich, um die dortigen Monumente zu sehen, herumführte, obgleich er diese Monumente keines Blickes würdigte. Als er gegenüber der Einfahrt zum Gasthof gelangte, gingen wir direkt auf dieselbe zu und ich war überrascht in dieser Einfahrt und zwar ziemlich im Schatten verborgen einen Mann zu sehen, welchen mir der alte Graf als seinen Sohn vorstellte. Er schien mir sehr bestürzt, als er hörte, daß ich der Polizei-Direktor sei und ihn besuchen wolle, und wir verfügten uns zusammen auf das rückwärts über zwei Stiegen gelegene Zimmer, welches die Grafen innehatten. Hier fragte ich den jungen Grafen, ob er die Leiche von seiner Frau und ihre letzte Wohnung nicht sehen wolle, ob er dem Begräbnisse nicht beiwohnen wolle. Er lehnte dies bestimmt ab, unter dem Vorgeben, daß er von seiner Frau schon seit Jahren nichts habe wissen wollen, und daß er theils von der schrecklichen Nachricht, theils von der Reise zu sehr erschöpft und überdies nur in Reisekleidern sei, welche er bei seiner schnellen Abreise von Wien habe entlehnen müssen. Mir machte dieser Mann, anscheinend 35 bis 36 Jahre alt, nach seiner äußeren Erscheinung, sowie nach seinem scheuen und zurückhaltenden Benehmen den subjectiven Eindruck, daß an seiner Schuld nicht gezweifelt werden könne. Er hatte Beinkleider und einen Rock an, die offenbar nicht für ihn gemacht waren, und schien meinen Blicken möglichst auszuweichen. Da Graf Chorinsky sen. an diesem Vormittag noch den österreichischen Gesandten Grafen Trauttmanns-

dorff sprechen wollte, so erbot ich mich, ihn sammt seinem Sohne in das Gesandtschafts-Lokal zu führen, und wir gingen zusammen, und ich in der Mitte, vom „bayerischen Hofe“ in die Ludwigsstraße. Auf diesem Wege blieb der junge Graf mehrmals zurück, schaute sich scheu und verlegen um, namentlich wenn uns ein Gendarm begegnete, und erkundigte sich angelegentlich nach der Aufgabe der Gendarmen. An dem Gesandtschaftshotel angekommen, glaubte ich nichts Anderes, als daß die beiden Grafen in dasselbe eintreten würden, allein der junge Graf blieb zurück, angeblich weil er nicht entsprechend angezogen sei. Ich ging sodann mit ihm die Ludwigsstraße entlang, und hier theilte er mir mit, daß er keine Zivilkleidung besitze, daß er die Kleider, die er anhabe, behufs seiner Reise nach München habe entlehnen müssen, daß er, da die Zinsen aus dem Heiraths-Kautions-Kapital von seiner Frau bezogen wurden, lediglich auf seine Gage angewiesen sei, und daß ich mir wohl deßhalb denken könnte, wie schlecht seine pekuniären Verhältnisse stünden. Ungefähr um halb 2 Uhr verließ ich ihn, nachdem ich zuvor schon seine genaueste Ueberwachung angeordnet hatte. Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr ward ich wieder in der Ludwigsstraße, wo ich beide Grafen, welche inzwischen in ihrem Hotel Mittag gemacht hatten, wieder traf und sie einlud, bis 6 Uhr Abends zu mir auf das Bureau zu kommen. Da ich inzwischen zu dem Minister des Innern gerufen worden war, kam ich erst um halb 7 Uhr auf mein Bureau, wo Graf Chorinsky sen. auf mich wartete, während der junge Graf die ganze Zeit vor dem Polizei-Gebäude auf- und abging. Erst auf meine dringende Aufforderung, doch zu mir heraufzukommen, trat er bei mir ein, und nun erfuhr ich, daß die Beiden ihren Entschluß geändert hatten, daß sie nicht mehr an diesem Abende abreisen, sondern dem Leichenbegängnisse gleichwohl beiwohnen wollten. Nachmittags 3 Uhr hatte ich einen Besuch von dem österreichischen Legationsrathe Zwerzina empfangen und von demselben erfahren, daß der österreichische Offizier, welcher sich vor mehreren Wochen an ihn um Recherchen über den Aufenthalt der Madama de Ledske gewendet hatte, der österreichische Oberlieutenant Graf Chorinsky gewesen sei, daß der Letztere damals nicht gekannt, aber nun aus Anlaß dieses fraglichen Ereignisses gehört habe, daß der Statthalter Chorinsky ein Ehrenmann sei, dieser sein Sohn aber nichts tauge und ihm schon viel Verdruß und Kummer gemacht habe; es sei diese Aeußerung um so bezeichnender, als Graf Trauttmansdorff ein Mann von ungemein mildem und nachsichtigem Urtheil sei.

Alle diese Wahrnehmungen und Mittheilungen ließ ich durch meinen Kommissär Bauer an das Untersuchungsgericht gelangen, und hielt in Erwartung des Verhaftungsbefehles die beiden Grafen auf meinem Bureau zurück. Als der Haftbefehl ungefähr um 8 Uhr bei mir eintraf, eröffnete ich sofort denselben den beiden Grafen, worüber der jüngere in die größte Bestürzung gerieth und die Zulässigkeit seiner Verhaftung deshalb bestritt, weil er österreichischer Unterthan und überdies Offizier, deßhalb der Militär-Gerichtsbarkeit allein untergeordnet sei.

Alle Belehrungen unter Hinweis auf unsere strafgesetzlichen Bestimmungen brachten ihm keine andere Ueberzeugung bei, was insoferne von Bedeutung sein mag, als es die Unvorsichtigkeit seiner Reise von Wien nach München erklären kann. Graf Chorinsky sen. entfernte sich von mir, um einerseits die Rücknahme des Haftbefehls und andererseits um die diplomatische Intervention zu erwirken, und blieb anderthalb Stunden aus, während welcher Zeit ich mit dem Grafen allein war. Während dieser langen Zeit zeigte sich der Graf im höchsten Grade exaltirt, verpfändete hundertmal sein Ehrenwort, daß er unschuldig sei, und äußerte unter anderm auf meine Frage, daß seine Frau eine heftige, leidenschaftliche Person gewesen, daß er sie hasse, unauslöschlich hasse, daß sie sein ganzes Lebensglück gestört habe u. dgl. Als nach der erfolgten Zurückkunft des Grafen Chorinsky die Abführung des Sohnes in die Frohnfeste ins Werk gesetzt wurde, fiel der Sohn wiederholt dem Vater um den Hals und ich beobachtete, daß er ihm etwas ins Ohr flüsterte, was ich, da es überdies, wie es schien, in czechischer Sprache war, nicht vernehmen konnte. Der Graf Chorinsky sen. besuchte mich am Dienstag und Mittwoch fast zu jeder Zeit und auf viele Stunden, und ließ mir bei seinem Abschiedsbesuche einen Brief lesen, welchen sein Sohn an ihn geschrieben hatte aus dem Gefängnisse. In diesem Briefe ist unter vielen Unschulds-Betheuerungen der Auftrag enthalten: „Sage meiner Juli, daß ich unschuldig bin.“ Auf meine Frage, wer denn diese Julie sei, mit welcher sein Sohn in so intimen Verhältnissen stehe, antwortete er: „Sie heiße Ebergenyi, und habe er von diesem Verhältnisse erst in den letzten Tagen (durch seinen Sohn) Kenntniß erhalten.“ Schließlich bemerkte ich, daß Graf Chorinsky sen. gleich beim erstenmale, als er bei mir war, und dann später wiederholt sagte, sein Sohn habe gleich bei der Nachricht von dem Tode seiner Frau den Entschluß gefaßt, sogleich nach München zu reisen, und er, der Vater, habe ihn nur nicht allein reisen lassen wollen

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 40. Sonntag, den 17. Mai. 1868.

Das Posthorn.

Sternlein ziehen droben leise
An dem blaugewölbten Zelt;
Schauen von dem Himmelskreise
Auf die stille Erdenwelt.

In des Haines grünem Raume
Geh ich singend noch allein;
Wie in einem süßen Traume
Webt um mich der Dämmerschein.

Duftig athmen Busch und Sträuche,
Blütenknöspchen regt sich nicht,
Und der Mond, der volle, bleiche,
Gießt darauf sein zitternd Licht!

Drunten aus des Thales Enge
Tönt ein Posthorn, süß und bang;
Und die weichen milden Klänge
Hallen in dem Grund entlang.

Echo wird in Bergen munter,
Und erfaßt des Hornes Lied,
Trägt es in den Wald hinunter
Weckt die Blumen und entflieht!

In der Ferne matt ersterben
Bald die Töne leis' und sacht,
Wie ein liebesehnend Werben
Um die Gunst der Sommernacht!

Welt und Liebe.

Novelle von Achim Lothar.

(Fortsetzung.)

Die helle Abendröthe spiegelte sich in den silbernen Fluthen und spielte in Maximilians schönem glänzend braunen Haar, das das jugendliche Antlitz umwallte; in seinen dunkeln, schwärmerischen Augen malte sich jene Bewegung, welche die freudige Ungeduld, mit der er in die Ferne blickte, und die Bangigkeit, mit der ihn der letzte bevorstehende Abschied erfüllte, abwechselnd in seiner Brust hervorriefen. Da endlich näherte sich Maximilian mit raschen Schritten ein junges Mädchen, schön und frisch wie eine junge Rose. Sie eilte lebhaft auf ihn zu. Es war Constanze. Sie blickten sich innig und schweigend an. Dann flüsterte sie leise und rasch. Es waren jene letzten Abschiedsworte zweier Liebenden, bei welchen die Brust vor Beklemmung kaum zu athmen vermag und in denen man fühlt, daß eine ganze Ewigkeit nicht hinreichen würde, alles das auszusprechen, was man sich noch sagen möchte. Das letzte Läuten der Schiffsglocke mahnte zum Abschied — da plötzlich, von Weh überwältigt, sank Constanze an Maximilians Brust. Wie viel Innigkeit, wie viel Leidenschaft lag in dieser letzten Umarmung! Es war nur ein Augenblick, den sie an seinem Herzen ruhte, aber ein Augenblick, in dem sich Alles zusammendrängte, was sie fühlten an fluthendem Schmerz und an Begeisterung der Liebe. Es waren zwei heilige Flammen, die in ihrem Herzen loderten und sich im glühenden Abschiedskusse vereinigten. Dann riß sich Maximilian los, um Arwed auf's Schiff zu folgen.

Und Constanze stand allein am Ufer. Dort sah sie noch die grüßende Gestalt des Geliebten, vom Abendroth verklärt, aber ach! bald, nur zu bald verschwand Alles in Nebel und Dämmerung. Ihr Busen hob sich so ungestüm wie die bewegten Wellen zu ihren Füßen und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen, während ein frischer Wind ihr Antlitz kühlte. Langsamen Schrittes trat sie den Rückweg an. Arme Constanze! — Als sie zu Hause anlangte, sank sie halb betäubt auf ihr Lager, um am andern Morgen mit herbem Kummer zu erwachen. Es gibt nichts Trostloseres, als das Erwachen nach einer bitteren Trennung. Man ist sich selber kaum bewußt, der Kopf schmerzt noch von den vielen vergossenen Thränen, das Herz fühlt sich so verlassen und sucht vergeblich einen Ruhepunkt, die Sonne scheint so verletzend zudringlich in das verwirrte Antlitz, alle Alltäglichkeiten des Daseins drängen sich so rücksichtslos zu uns her und jedes schmerzhaft freudige Untertauchen in die Vergangenheit, diese einzige Tröstung, wird gedämpft und gestört.

Die beiden Freunde unterdessen gingen, den trügerischen Wellen der See preisgegeben, jeder seiner neuen Bestimmung entgegen. Arwed nur bis nach England zu der niedlichen reichen

Braut, Maximilian nach Chile. Auch Maximilian war der Abschied schwer geworden, aber dennoch blickte er mit freudiger Hoffnung in die Zukunft. Sein Geist beschäftigte sich schon lebhaft mit der Lebensaufgabe, die ihn erwartete und bei dem Schaukeln der aufgeregten Wellen componirte er eine wilde, zärtliche, geniale Phantasie, in welcher sich seine Bewegung, seine Träume, seine Liebe und seine Wünsche, mit dem Gebrause der Meereswogen und dem geflüster der Seewinde zusammenklingend, in begeisterte Harmonien auflösten. Und wenn sein Auge in die weiteste Ferne schweifte, so malte ihm die Erinnerung, die Mirage des Herzens, nach allen Weltgegenden hin, auf den umschleierten Horizont, die theuren Züge der Geliebten.

2.

Sechs Jahre waren verflossen, als Arweb einmal wieder die Stadt aufsuchte, der ihn Marians Hand einst entführte. Maximilian hatte ihm geschrieben, daß er nächstens nach der Heimath zurückkehren würde, und der Freund wußte nichts Eiligeres zu thun, als ihn gleich zu bewillkommen, um so mehr da er sich freute, sich bei dieser Gelegenheit einmal wieder die Welt allein anzusehen. Denn obgleich auch Arweb das bequemste, angenehmste Leben geführt hatte, obgleich er von allem nur erdenklichen Luxus und Comfort in seiner prächtigen Wohnung umgeben war, so war er doch recht verstimmt gewesen, und der Gedanke, daß er doch eigentlich seinen Beruf verfehlt habe, trieb schwarze Wolken in seinem Gemüthe auf. Und manchmal ergriff ihn an der Seite seiner zärtlichen, von Juwelen strahlenden Gemahlin eine Sehnsucht nach seiner früheren sorglosen Lage, nach seiner ehemaligen ärmlichen Behausung, die er doch oft so glücklich betreten, nachdem er auf der Bühne die Gestalten der Dichter glänzend verwirklicht hatte und ihm der Beifallsruf noch in die Ohren klang. Wohl war Marian liebenswürdig, aber sie war auch eifersüchtig, und eine eifersüchtige Gattin ist noch schwerer zu ertragen als eine eifersüchtige Braut, und er, der warme Verehrer alles Schönen und aller Schönen, mußte sogar seine Blicke in strengen Grenzen halten, um nur Marians Stirnrunzeln, ihren Vorwürfen und Ohnmachten vorzubeugen, denn er liebte keine Runzeln, selbst wenn sie sich auf einem alabasterweißen Antlitz bildeten, keine Vorwürfe, selbst von den rosigsten Lippen, und keine Ohnmachten, die nur seinen Zorn reizten. Sich nun einmal so strenger Aufsicht auf ein Weilchen zu entziehen und wie ehemals seiner fröhlichen Natur freien Lauf zu lassen, war ihm sehr erwünscht.

Das erste was Arweb nach Ankunft beschäftigte, war Constanzen aufsuchen. Maximilian hatte ihn in seinem letzten Briefe schon so gut wie zur Hochzeit eingeladen, obgleich Constanze noch nicht einmal von dem baldigen Eintreffen ihres Geliebten wissen konnte, da sie sich nicht hatten schreiben dürfen. Arweb sann nach, ob er ihr diese frohe Nachricht mittheilen, ihr die Ueberraschung nehmen oder lassen solle, als er sich ihrer Wohnung näherte, aber er mußte unmuthig wieder umkehren, da er dort hörte, Constanzens Eltern seien gestorben und auch sie längst fortgezogen, wohin, das wußte die alte Frau ihm nicht zu sagen, die ihm die Thür geöffnet hatte.

Aber der Zufall sollte Arweb bald mit Constanzen zusammenführen. Als er einen Bekannten in seinem anmuthigen, am Flusse belegenen Landhause aufsuchte, bei dem sich viel Gesellschaft einzufinden pflegte, hörte er lebhaft von einer jungen Frau sprechen, deren Gemahl kürzlich gestorben war, welchen sie mit bewunderungswürdiger Ausdauer gepflegt hatte. Man bedauerte sie allgemein, da ihre Ehe eine der glücklichsten gewesen sei, man pries ihre seltenen Vorzüge, jeder wußte etwas Anderes an ihr zu rühmen. Mit Ungeduld erwartete man ihr heutiges Kommen, da es das erstemal war, daß sie wieder in der Gesellschaft erschien. Endlich trat sie ein, eine junge bleiche Frau, mit feinen interessanten Gesichtszügen und zartem leidendem Aussehen, die die schwarzen Trauerkleider nur noch bleicher machten. Arweb wurde ihr vorgestellt und erkannte zu seiner äußersten Ueberraschung, trotz ihrer Veränderung, auf den ersten Blick in ihr Constanzen. Er verbeugte sich und schlug seine Augen wie fragend zu ihr auf, die ihm ernst und freundlich die Hand reichte: das war es, als spiele ein schmerzliches Lächeln um ihre Lippen. Arweb fühlte sich in Maximilians Seele gekränkt, der so gläubig, so kindlich und hingebend der Geliebten dachte, dem es nicht einfiel, daß das Meer und die Jahre und das Leben das gegebene Wort lösen konnten. Später, da die Gesellschaft einen Spaziergang in den Park unternahm, fand Arweb Gelegenheit sich wieder Constanzen zu nähern und sagte ihr mit eisiger Kälte:

„Ich bin so lange abwesend gewesen, Verehrte, daß ich nun genöthigt bin meinen Glückwunsch zu der beglückenden Verbindung, die Sie eingingen, mit dem herzlichsten Bedauern zu vereinigen, daß diese nur von so kurzer Dauer sein konnte. Nun ja freilich, in sechs Jahren ereignet sich schon mancherlei, und so lange ist es ja wohl her, daß ich mit Maximilian diesen Ort verließ?"

„Arweb," sprach Constanze sanft, „Sie sind bitter. Ich fühle aus Ihren Worten heraus,

daß sie mich härter beurtheilen als ich es verdiene; das thut mir weh, von Ihnen weh, Arwed, da Sie Maximilians Freund sind! Dabei schwankte ihre Stimme von unterdrückten Thränen.

„Ich bedaure Sie gekränkt zu haben!“ war Arweds kühle Antwort.

„Möchte mich die übrige Welt verdammen,“ fuhr sie fort, „ich würde nichts darnach fragen, aber Sie, Arwed, Maximilians Freund, das schmerzt mich. Rechtfertigen will ich mich nicht, aber doch wenigstens vor Ihren Augen erklärt, entschuldigt dazustehen, ist mir das innigste Bedürfniß. O Arwed, Sie sind gut und edel; ich lernte sie ganz kennen durch Maximilian, der Sie liebt, Arwed, hören Sie mich an! — Muß ich nicht um seinetwillen die Liebe zu rechtfertigen suchen, die er einst für mich faßte?“ fragte sie bewegt, und ein schwermüthiges Lächeln überflog ihre Züge, so traurig, wie wenn ein Sonnenstrahl über Gräbern spielt. „Darum also,“ rief sie lebhaft, „hören Sie meine Lebensschicksale, Erlebnisse, die mein Mund noch keinem bekannte! Ich mache mir die strengste Aufrichtigkeit zur Pflicht!“ —

Arwed war gerührt durch ihren Schmerz, durch die Innigkeit ihres Wesens, und konnte nicht umhin, ihr seine Theilnahme auszusprechen.

Sie schlugen einen einsamen Weg ein, in welchem die Gebüsche sich zu Lauben wölbten, und gingen weiter, bis sie eine Bank fanden, auf der sie sich niederließen; Constanze blickte lange stillschweigend in die verschleierte Ferne, welche ihnen die Aussicht auf den Fluß eröffnete. In den Wipfeln der Bäume ließen sich einzelne Vogelstimmen vernehmen und die Gräser der Wiese wiegten sich im Abendwinde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonnenfinsterniß am 18. August.

Das Jahr 1868, in welchem die Norddeutsche Flotte ihren ersten Ausflug in fremde Weltmeere versucht, gibt dem Bunde Gelegenheit, der astronomischen Wissenschaft, der unumgänglichen Schützerin und Leiterin der Seefahrer, einen treuen Dienst zu leisten. Daß hierzu die Anregung vom norddeutschen Reichstage ausgehe und durch ihn die erforderlichen Mittel bewilligt werden mögen, befürwortet eine Bittschrift, welche Herr A. Bernstein in Berlin, durch seine naturwissenschaftliche Schriften rühmlichst bekannt, an den Reichstag des Norddeutschen Bundes richtet. Ihr Hauptinhalt ist folgender:

„Am 18. August dieses Jahres tritt eine Sonnenfinsterniß ein, welche durch glückliches Zusammentreffen der Umstände zu der wichtigsten wird, die jemals die historischen Zeiten gesehen. Sie verspricht die ergiebigste für die Wissenschaft zu werden, wenn es nicht verabsäumt wird, ein Natur-Phänomen in rechter Weise zu benutzen, das sich jedenfalls im Laufe der nächsten Jahrhunderte in so glänzendem Grade nicht wiederholen wird. Wegen ihrer großen Erdferne am 18. August erscheint der Durchmesser der Sonne verhältnißmäßig klein; dagegen ist der Mond in größter Erdnähe und sein scheinbarer Durchmesser daher bedeutend groß. Außerdem ist der Mond im aufsteigenden Knoten seiner Bahn, so daß der Schattenkegel über den Aequator der Erde läuft und somit die Zeitdauer der Finsterniß wesentlich verlängert wird. Dieses Zusammentreffen günstiger Umstände bewirkt, daß die totale Verfinsterung eine Zone von 2000 Meilen Länge und 30 Meilen Breite einnimmt; ihre Dauer steigt bis auf 6 Minuten 50 Sekunden, eine Zeitdauer, wie sie gleich groß in geschichtlichen Jahrtausenden nicht vorgekommen ist und in allen berechneten Finsternissen nächster Jahrhunderte nicht statthaben wird. Die totale Verfinsterung tritt kurz nach Sonnenaufgang auf der Insel Perim und in Aden ein; durchzieht im Laufe des Vormittags Vorder-Indien; erreicht Mittags Tenasserim, wird Nachmittags in Anam, dann auf Borneo, Celebes und vielen Inseln aus der Gruppe der Molukken sichtbar und gelangt endlich gegen Abend nach Neu-Guinea. Wenn in methodischer Vertheilung wissenschaftliche Stationen auf den geeigneten Punkten errichtet werden, so ist das Gesammtresultat als ein äußerst reiches vorauszusehen. Nun haben die englischen Astronomen schon Indien zu ihrem Beobachtungsbezirke gewählt; Frankreich richtet sein Augenmerk auf zwei Hauptstationen, in Kambodscha und Malakka. Oesterreichische Astronomen haben Aden gewählt. An der Spitze aller Aufgaben steht die der messenden Astronomie, deren Arbeiten für den mechanischen Kalkul, wie für die Geodetik von größter Bedeutung sind. Totale Sonnenfinsternisse sind für diese Messungen deßhalb von so großer Wichtigkeit, weil sie die korrekteste Ortsbestimmung der beiden Himmelsgestirne darbieten. Von der dießmaligen wird auch eine bessere Bestimmung des Sonnenhalbmessers zu gewinnen sein. Ferner wären genauere Untersuchungen über das Zodiakalicht vorzunehmen. Dazu tritt aber noch eine wesentliche Aufgabe. Störungen im Laufe des Merkur lassen vermuthen, daß noch ein unbekannter Planet zwischen Sonne

und Merkur existire. Da man diesen Himmelskörper wegen seiner Sonnennähe weder am Tage, noch in den Morgen- und Abenddämmerungen aufzufinden im Stande war, und eben so wenig dessen Vorübergänge vor der Sonnenscheibe beobachten konnte, so bilden die Momente totaler Sonnenfinsternisse die einzige Gelegenheit seiner Sichtbarkeit. In den Finsternissen der letzten zehn Jahre war das Suchen vergeblich. Nur eine so überaus große Zeitdauer, wie sie die zu erwartende Finsterniß darbietet, kann ein günstiges Resultat zur Folge haben. Obwohl voraussichtlich die französische Expedition hierauf besonders ihr Augenmerk richten wird, so darf sich doch die norddeutsche Expedition dieser Aufgabe nicht ganz entziehen. Ferner erfordern die bereits gutachtlich begonnenen Untersuchungen der Photosphäre der Sonne, wie die der oft wahrgenommenen Corona, und am allermeisten die der flammenden Hervorragungen, der Protuberanzen ihre aufmerksamen besonderen Beobachter. Die Spektraluntersuchung, die Photometrie und namentlich die Photographie sind unentbehrliche Hülfswissenschaften der Astronomie und speziell für das in Rede stehende Phänomen geworden, auf welche man jetzt nicht mehr verzichten kann. Wenn die norddeutsche Marine ein Schiff zur Disposition stellt, so wird die Ausstattung der Expedition mit den nöthigen astronomischen Instrumenten bei den reichen Anstalten in Deutschland nicht allzu schwierig sein. Auch Astronomen werden sich zahlreich einstellen, größere Schwierigkeiten wird es haben, tüchtige Spektral-Analytiker ausfindig zu machen. Die Zahl der photographischen Apparate und der sie handhabenden Photographen kann nicht groß genug angeschlagen werden. Hier gilt es, die Photosphäre und Protuberanzen der Sonne, die nur bei solchen Gelegenheiten wahrnehmbar sind, in objektiven Bildern zu verewigen. Will man auch nur zehn gelungene Bilder während der Finsternißzeit anfertigen, so muß man die dreifache Zahl der Apparate und die sechsfache der Techniker in wohlgeordneter Reihenfolge der Thätigkeit zur Disposition haben. Sollten zwei Stationen errichtet werden, so wären diese telegraphisch zu verbinden. Ein disponibles Personal der Feldtelegraphie, mit Leitungs- und Schreib-Apparaten ausgerüstet, würde diesen Dienst mit Ehren der Wissenschaft leisten. Rechnet man hierzu die große Reihe der Physiker, die sich gern an der Expedition betheiligen würden, wenn ihnen wenigstens freie Fahrt und Kost während derselben gewährt würde, so leuchtet es ein, daß die Gesammtkosten nicht allzu hoch bemessen sind, wenn man sie auf 6000 Thaler veranschlagt, und es ergeht deßhalb an den Reichstag die Bitte: die Bundesregierung zur Veranstaltung einer solchen Expedition aufzufordern und die dazu nöthigen Mittel bis auf die Höhe von 6000 Thaler als außerordentliche Ausgabe zu bewilligen."

Mannichfaltiges.

Ein Korr. aus Laibach erzählt: Ein Kater, der in der Nähe der Stadt seine Siesta hielt, wurde von einem Habicht als gute Prise betrachtet und im Fluge mit seinen Krallen gepackt und unfreiwillig unter schreiendem Proteste in die Lüfte gehoben. In der Entfernung einer guten Stunde ließ sich der Habicht langsam zur Erde nieder, um dort wahrscheinlich sein fettes Mahl zu beginnen. Aber kaum spürte der Kater festen Boden unter seinen Füßen, als er sich auch seiner Haut energisch zu wehren anfing und nach dem Kampfe den Habicht zu den Todten legte. Der siegreiche Kater räumte dann ohne Weiteres den Kampfplatz und begab sich in seine Heimath. Der ziemlich große Habicht wurde von nachgeeilten Beobachtern dieser Szene aufgehoben und mitgenommen.

Der kaiserliche Prinz von Frankreich, über dessen Fähigkeiten die „K. Z." eine Schilderung gebracht, zeigt einiges Zeichentalent, aber große musikalische Begabung. Der Kaiser will aber nicht, daß dieses Talent des Knaben ausgebildet werde. „Ich will nicht," hat er zur Kaiserin gesagt, daß mein Sohn ein Koburg werde."

Die „Tribüne" erzählt aus Berlin: „Ein schwäbischer Herr, der kürzlich in einer Restauration des Zollparlaments einer längeren Unterredung zwischen zwei hochbejahrten Mitgliedern der preußischen Rechten zugehört hatte, wandte sich mit der Bemerkung kurz um: „Wir Schwaben werden erst mit dem vierzigsten Jahre klug, aber hier scheint es noch später zu werden."

(Gehende Fische.) In Indien hat man „gehende Fische" entdeckt. Ein Forscher wird deren mehrere für die zoologische Gartengesellschaft in London mitbringen. Diese Fische sollen die Luft direkt von der Atmosphäre einathmen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 41. Donnerstag den 21. Mai. 1868.

Wann?

An Hulda aus der Ferne.
(Aus den „Liedern aus dem Jugendsturm")

Mein Herz, wann heilet Deine Wunde?
„Wenn Liebchen kehrt zum Liebesbunde."
Mein Herz, wann hörst Du auf zu leiden?
„Wenn ich die Einz'ge nicht muß meiden."
Mein Herz, wann fühlst Du keine Schmerzen?
„Wenn ruh'n ich kann an Ihrem Herzen."
Mein Herz, wann hörst Du auf zu klagen?
„Wenn ich an Liebchen Brust darf schlagen."
Mein Herz, was hast für Sie für Triebe?
„Die heil'gen Triebe reiner Liebe."
Mein Herz, hat Sie Dich eingenommen?
„Ich weiß nicht, wie es ist gekommen."
Mein Herz, willst Du denn nimmer schweigen?
„Ich kann es nicht, bin Ihr ja eigen."
Mein Herz, wann wirst Du nicht mehr pochen?
„Wenn ich vor Leid im Tod gebrochen."

Julius Kuttor.

Welt und Liebe.

Novelle von Achim Lothar.
(Fortsetzung.)

Endlich begann sie:

„Daß mein Verhältniß mit Maximilian der schönste Morgentraum meines Lebens war, Sie wissen es! Er war meine erste, einzige Liebe. Als er diesen Ort verlassen hatte, war er einzig der Gegenstand meiner Träume und Gedanken, ich vergegenwärtigte mir beständig seine treuen dunkeln Augen, seine tönende zum Herzen sprechende Stimme, sein warmes, begeistertes Gemüth. Mein Vater hatte jede Hoffnung zu einer einstigen Verbindung mit ihm gänzlich vernichtet; ich war ein keckes, entschlossenes Mädchen, aber doch mußte jede Kraftanstrengung, alle Energie brechen an seinem eisernen Willen. Maximilian, ein unbemittelter Künstler, ich, die Tochter eines Gesandten. Mein Vater hätte mich eher sterben lassen als eingewilligt. Ich war in Verzweiflung. Ich konnte nicht begreifen, wie man zwei Herzen trennen könne, die so heiß für einander schlugen, und meine aufgeregte Mädchenphantasie schuf sich tausend abenteuerliche Pläne, wie ich dem Geliebten folgen wolle, allen Lebensformen zum Trotz, meine Fesseln muthig zerbrechend. So waren zwei Jahre vergangen. Wie erschrack ich, als eines Morgens mein Vater freundlicher als sonst bei mir eintrat, und indem er mich auf die Stirne küßte mir anzeigte, daß er mich mit Arnold, einem jungen Diplomaten, verlobt hatte. Ich wurde bleich wie der Tod, mein Herz schlug heftig vor Empörung und Schmerz und „Maximilian!" rief ich mit namenloser Angst, als wenn ich von dem Freund, der durch Meere von mir getrennt, in einem fernen Welttheil lebte, mir Schutz und Hülfe hätte anrufen wollen, wie ein Schiffbrüchiger verzweifelnd die Arme ausbreitet nach dem rettenden Anker, von dem er schon unermeßlich weit fortgetrieben ist. Nach einer heftigen Scene verließ mich mein Vater und ich war betäubt, als endlich meine Mutter mich aufsuchte; diese war milder; sie trocknete meine Thränen und sprach mir freundlich zu: sie stellte mir vor, wie ungewiß es sei, ob Maximilian jemals wiederkäme, und selbst im unwahrscheinlichen Falle, daß er mit derselben Liebe zurückkehrte, würde mein Vater doch unerbittlich bleiben, darum müsse ich mir selber muthig eingestehen, daß ich Maximilian auf ewig verloren hätte, und da ich versicherte niemals einen Andern lieben zu können, würde ich mich ja doch ohne Liebe verheirathen müssen, wenn ich nicht eine alte Jungfer werden wollte. „Bedenke doch, eine alte Jungfer! den Frauen zur Schadenfreude, den Männern zum Spott!" war ihr beständiger Refrain. „Mach' dem Vater keinen Kummer, füge Dich, Kind," rief sie zärtlich bittend und ging.

Mehrere Tage verstrichen, in welchen man mich meinem eigenen Nachdenken überließ, und wie ich ruhiger geworden war, mußte ich, wenn auch wider Willen, den Worten meiner Mutter Gehör geben. Zum Erstenmale dachte ich über meine Lage nach. Sollte ich denn alle meine Tage in vergeblichem Liebessehnen zubringen? Hatte man mir doch jede Hoffnung auf Maximilian vernichtet! — Ich war stolz, und bei dem Gedanken unvermählt zu bleiben, fürchtete

ich mich vor der trübseligen Rolle, welche eine alte Jungfer, den Vorurtheilen der Welt zufolge, einmal zu spielen verurtheilt ist. Eine alte Jungfer, den Frauen zur Schadenfreude, den Männern zum Spott! — O Arwed, der Egoismus ist so mächtig in der Brust des Menschen und den Mädchen wird es in der Welt so schwer gemacht ihrem Gewissen nach zu handeln; man legt so oft ihre Schwäche als Tugend aus und verurtheilt ihre Stärke! Halb Berechnung, halb Verzweiflung, halb Gehorsam — ich gab nach."

Constanze schwieg einen Augenblick und eine Thräne fiel auf den blitzenden Trauring an ihrer Hand, die Arwed sanft drückte. Dann sagte sie:

„Erst als ich den Brautschmuck angelegt hatte, begriff ich ganz den Schritt, den ich vorhatte, und es erfaßte mich ein wahrer Abscheu vor einer Welt, in der die eignen Eltern ihr Kind zum Verrath an dem Geliebten veranlassen können. Ich fühlte einen entsetzlichen Riß durch mein Dasein gehen, der niemals auszufüllen sei. — —

Ich war also verheirathet und mußte mich gewöhnen Arnold beständig an meiner Seite zu sehen. Schon während des Brautstandes hatte ich oftmals Vergleiche zwischen ihm und Maximilian angestellt und leidenschaftlich von dem Ersteren Alles verworfen was nicht mit dem Wesen des Letzteren übereinstimmte, und in der That konnte es nicht leicht zwei verschiedenartigere, sich widersprechendere Naturen geben, als diese beiden. Arnold besaß viele Weltkenntniß und Lebensklugheit und seinen praktischen Verstand mußte ich oft wider Willen anerkennen, aber Alles was mit den kühnen Flügeln des Geistes und der Phantasie sich über die Wirklichkeit hinauswagte, konnte er nicht begreifen, und dann erschien er mir oft mit seinen Urtheilen und Ansichten, als wenn er mit der Elle in der Hand den Himmel messen wollte. Ich habe Arnold's Wesen oft mit einer Stadt verglichen, in welcher man überall geordnete Plätze, genau abgezirkelte, sorgfältig gepflasterte, vielbetretene Straßen antrifft mit reichgefüllten Läden und bequemen, großen, steifen Häusern, meinen Maximilian hingegen mit einer frischen, sanften wilden Landschaft. Da wären tausend aus der übersprudelnden Jugendkraft erwachsene, kühne, geniale Gedanken, die wie hochaufgeschossene Bäume ihre vollen Kronen in's Himmelblaue tauchten, in dem die Wolken der Phantasie schifften, da wären strömende Waldbäche der Liebe, auf welchen der Götterschaum der Begeisterung wie Diamanten blitzte, und darüber hin ergossen ihre mannigfache Beleuchtung, bald helles Sonnenlicht, bald milder Mondschein und süßes Sternengeflimmer! — — Doch wo verliere ich mich hin! Ich wollte Ihnen von meiner Ehe erzählen!

Als ich Arnold als einen wirklich guten und edlen Menschen kennen gelernt hatte, der mir stets mit Treue und Freundlichkeit begegnete, da mußte ich mir sagen, daß ich eine zwiefache Untreue begangen. Nein, eine Frau, die ihren Geliebten nicht heirathen kann, darf sich zu keiner andern Ehe entschließen, ohne sich zu erniedrigen. Das heißt Untreue, sich einem guten, rechtschaffenen Manne hinzugeben, der uns vertrauensvoll die Hand reicht, mit dem Bilde eines Andern im Herzen, das heißt, das ganze Leben zu einer einzigen Lüge machen! Wie viel Falschheit an jedem Tage; dem Einen zu lächeln, dem Andern zu denken, dem Einen die Hand, dem Andern das Herz, die Küsse des Einen mit gemalter Zärtlichkeit zu dulden, während die leidenschaftlichen Gedanken sich hinsehnen zu dem Andern. Wehe, wehe den Frauen, die sich zu diesem Schritt verstehen! Wehe, wehe allen Denjenigen, die zu gedankenlos und zu gefühlsarm sind, um in diesem Zustand ihre eigene Erniedrigung und Schlechtigkeit zu fühlen!" — —

Erschöpft sank Constanze zurück und lehnte ihr Haupt auf die Hand. Dann richtete sie sich auf und sprach bittet:

"Wissen Sie, Arwed, man nennt mich eine tugendhafte Frau, und es ist wahr, nach den strengsten Anforderungen der herkömmlichen Moral habe ich ein ganz fleckenloses Leben geführt. Wenn das Tugend ist, so verachte ich die Tugend; — Wie viel eher wollte ich einem heißen, liebebedürftigen jungen Herzen verzeihen, das vielleicht an einen kalten Gatten geknüpft, von einem neuen bestrickenden Reiz plötzlich getroffen, hingerissen und verführt, im Rausche der Leidenschaft die einst unüberlegt versprochene Treue bricht, als mir diese bewußte, vorbedachte Untreue, zu der man mich verleitete! — Verrath an Arnold, Verrath an Maximilian!"

„Ach Maximilian, Maximilian!" rief sie unter strömenden Thränen, „es bricht kein Morgenroth an, das mir nicht sein theures Antlitz malte, die leisen Stimmen der Abendwinde flüstern mir beständig seinen Namen, die rauschenden Wellen der Musik sprechen mir von seiner Liebe und mein Herz, mein Herz — —"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Dämmerung umschleierte die Gegend, schwarze Wolken zogen am Himmel; nur vom Landhause her fiel durch das dunkle Gebüsch ein heller Lichtstrahl. Arwed war tief erschüttert; dieser seltene Frauencharakter mit seiner Leidenschaft und seiner Aufrichtigkeit erregte sein lebhaftes Interesse. Er hatte nun gar nicht den Muth Constanzen Maximilians nahe Ankunft anzukündigen, da er nicht wußte, wie sie diese Nach-

richt aufnehmen würde; schien sie doch selbst eine Scheu zu empfinden, Arwed nach ihm zu fragen; freilich war sie wieder frei, aber bei ihrer Art des Fühlens und Empfindens war zu befürchten, daß sie doch ihre Ehe als ein Hinderniß zwischen sich und Maximilian ansehen würde. Und Maximilian! was wird dieser dazu sagen, Constanzen so wiederzufinden? — „Aber sie lieben sich doch beide noch," dachte Arwed dann wieder, dessen fröhliche Natur immer bald wieder die Oberhand gewann, „und weiß die Liebe nicht alle dunklen Wolken zu verscheuchen?"

„Constanze," sagte er mit herzlichem Tone, „Maximilian liebt Sie noch wie ehemals; er hat mir geschrieben; er kehrt in Kurzem voll Hoffnung zu Ihnen zurück!"

Eine dunkle Röthe überflog Constanzens bleiche Züge und ein beglücktes Lächeln verklärte ihr Antlitz. „Er liebt mich? flüsterte sie kaum hörbar und sank ohnmächtig zurück.

(Schluß folgt.)

Brand eines Dampfers auf dem Michigan-See.

Amerikanische Blätter berichten:

„Der Dampfer „Sea Brid" hatte in dieser Saison vier Fahrten gemacht und befand sich auf der fünften, als er von dem schrecklichen Unglück betroffen wurde. Als das Schiff sich am Morgen des 8. April (gegen halb 7 Uhr) auf der Höhe von Waukegan befand, sah man aus dem Gepäckhaufen, nahe der Damen-Kajüte, Flammen emporlodern, die so schnell um sich griffen, daß nach Verlauf von 10 Minuten der hintere Theil des Dampfers in Flammen eingehüllt war. Der Aussage eines der Geretteten zufolge, bemächtigte sich Aller an Bord — die Offiziere nicht ausgenommen — sofort die größte Verwirrung, so daß kein ernstlicher Versuch gemacht wurde, die Boote in die Fluth hinabzulassen. Herr Hanneburn, einer der drei Geretteten, schätzt die Zahl der an Bord gewesenen Personen auf 100. Unter denselben befanden sich 8 bis 10 Damen und 7 bis 8 Kinder. Hanneburn sah die Flammen aus dem Stroh und den Sachen, die außerhalb der Damen-Kajüte lagen, emporschlagen und rief sofort: „Feuer!" Es währte nicht lange, so erschienen die vom Entsetzen ergriffenen Passagiere auf dem Deck. Das Feuer griff so schnell um sich, daß Herr Hanneburn der Ueberzeugung ist, es müsse schon lange gebrannt haben, ehe er die Flammen sah. Nach Hanneburn's Ansicht hatten nicht alle Damen und Kinder Zeit, ans Freie zu gelangen und es werden wohl manche Personen in ihren Kojen verbrannt sein. Ein Theil der Mannschaft machte den Versuch, die Rettungsboote herabzulassen, aber ohne Erfolg.

Herr Chamberlain, der ebenfalls gerettet wurde, sagte, er habe einen Bediensteten aus der Damen-Kajüte kommen sehen, der ein Gefäß voll Asche und glühender Kohlen trug, dessen er in der Nähe der Damen-Kajüte über Bord warf. Einige Funken mögen durch den Wind zurückgeweht worden sein und das schon erwähnte Material entzündet haben. Schon nach einer Stunde brannte es an der genannten Stelle lichterloh und zehn Minuten später war das ganze Hintertheil des Schiffes in Flammen. Ein Geräusch, das von einer Kessel-Explosion herrührte, hat keiner der beiden Geretteten vernommen.

Capitän Yates von dem Schooner „Cordelia" sagt, daß er um die genannte Zeit einen brennenden Dampfer gesehen habe. Er war vier oder fünf Meilen davon entfernt, fuhr hin und es gelang ihm, zwei Passagiere zu retten, einer war im Wasser und einer auf dem Dampfer. Er glaubt nicht, daß noch andere Personen gerettet worden sind, hat von einem der Geretteten erfahren, daß, nachdem der Dampfer in Brand gerathen war, das Steuerruder sich sperrte und verursachte, daß der Dampfer sich im Kreise herumdrehte, während die Maschine noch arbeitete. Der Dampfer „Cordelia" verließ das Wrack nicht mehr, als bis es auf den Wasserrand niedergebrannt war.

Der dritte Gerettete, ein Herr Namens James H. Leonard, erzählte seine Rettung folgendermaßen:

„Früh gegen 4 Uhr ging ich auf das Verdeck und sprach den ersten Steuermann des Dampfers in Betreff der Entfernung von Chicago und ich erfuhr von ihm, daß die Stadt etwa 20 Meilen von dem Schiffe entfernt sei. Dann ging ich in die Koje zu meiner Frau und bald darauf hörte ich den Alarmruf „Feuer!" Ich ging hinaus, um zu sehen, was es gab, und fand das Boot in Flammen. Ich stürzte hinzu, um meine Frau zu retten, aber die Flammen verwehrten es mir und schnitten die Verbindung mit den Kojen ab. Ich sah und hörte, nachdem ich auf den Alarm die Koje verlassen hatte, von meiner Frau nichts mehr."

Herr Leonard glaubt, daß nicht mehr als 30 Passagiere an Bord gewesen seien. Eine große Anzahl landete in Milwaukee, und er glaubt, daß die Anzahl der Ausgestiegenen viel größer, als die Zahl Derer gewesen sei, die in jenem Hafen an Bord gekommen sind. Als es Herrn Leonard an Bord zu heiß wurde und er zur Ueberzeugung kam, daß die Zerstörung des Dampfers unvermeidlich sei, sprang er in das Wasser und da er ein tüchtiger

Schwimmer ist, so wußte er bald ein Brett zu ergreifen und bald nachher gelang es ihm, den in der Nähe daran vorbeitreibenden Radkasten zu erklettern. Er klammerte sich an denselben, trieb darauf mit den Wellen südöstlich und landete 3 Meilen nördlich von Evansdown, nachdem er sich auf einem Fragment des Wracks 12 Stunden lang, naß bis auf die Haut und mit steifgefrornen Kleidern, aufgehalten hatte. Herr Leonard hat etwa zwanzig Passagiere in das Wasser springen sehen. Einige derselben schwammen eine Zeit lang umher, andere schienen sogleich unterzusinken. Er sah eine Frau über Bord springen. Er glaubt, daß etwa zehn Frauen an Bord waren, die alle in den Flammen umgekommen sein müssen. Man machte einen Versuch, die Boote des Dampfers in das Wasser zu lassen, aber die Schnelligkeit mit der die Flammen um sich griffen, machte das Vorhaben unmöglich. Die See war nicht sehr wild und die Boote hätten sich leicht halten können, wenn man sie nur hätte hinablassen können. Kein Versuch wurde gemacht, die Maschinen zum Stillstand zu bringen, bis endlich das Feuer der weiteren Bewegung derselben Einhalt that. Deßhalb geschah es, weil das Ruder derangirt worden war, daß das Schiff sich im Kreise herumdrehte. Sachverständige glauben, daß, wenn man sogleich beim Ausbruch des Feuers der Bewegung des Dampfers Einhalt gethan hätte, die Boote hätten in das Wasser gelassen und alle an Bord befindlichen Menschen gerettet werden können.

Mannichfaltiges.

(Trinkometer und Stupfometer) Als „höchst wichtige Erfindung" für alle Bier- und Weintrinker wurde in letzter Zeit der „Trinkometer" angekündigt, eine niedliche Miniaturuhr, deren Zeiger nach jedem ausgetrunkenen Glase um eine Stunde vorspringt." Seither will aber eine Frau den „Stupfometer" erfunden haben, „welcher die Ehemänner jedesmal beim Austrinken eines Glases Bier oder Wein tüchtig rüttelt und sie an den Heimweg erinnert.

Von dem spanischen Marschall Narvaez bringen die französischen Blätter folgenden schlechten Witz. Als der Marschall im Sterben lag, ermahnte ihn ein Priester, seinen Feinden zu vergeben. „Feinde?" antwortete Narvaez, „ich habe schon lange keine mehr, ich ließ sie alle erschießen."

In der Gesundheit des Menschen spielt das Wasser keine geringe Rolle. Man begreift daher das Interesse, das kürzlich ein Vortrag des Herrn Univ.-Prof. Dr. Buchner in München im bayerischen Gartenbau-Verein über diesen Stoff erregte, wobei das Vorhandensein verschiedener Bestandtheile des Wassers auch durch chemische Experimente veranschaulicht wurde. Redner zeigte u. A. den durch Verdampfen erzeugten ganz weißen Niederschlag der noch jungfräulichen Thalkirchner Quellen, während das Wasser eines Pumpbrunnens der Stadt München in dem Gefäße eine ganz schmutzige Kruste zurückließ, die davon herrührt, daß dieser Brunnen, wie leider so viele andere, durch eine nahe liegende Abtrittgrube verunreinigt worden ist.

(Aus einem Musikalien-Katalog.) Nachstehende Lieder fanden sich mit Angabe des Preises also annoncirt: Ich bin ein freier Mann und singe für 5 Sgr. — Aennchen von Tharau 4händig. — Es waren einmal zwei Schwestern für gemischten Chor. — Auf, tapfere Brüder sammelt Euch $7^1/_2$ Sgr. — Der Feind ist da, die Schlacht beginnt mit Violinbegleitung. — Fordere Niemand $2^1/_2$ Sgr. — Gott erhalte Franz den Kaiser 4stimmig. — Einsam bin ich doppelchörig. — Was ist des deutschen Vaterland? Gemischter Chor. — 's ist Alles eins, ob ich Geld hab' oder 5 Sgr. — Blaue Aeuglein sind gefährlich für Streichinstrumente. — Drei munt're Burschen saßen 8händig für 2 Pianoforte's eingerichtet. — Bekränzt mit Laub für 4 Männerstimmen. — Was klappert am Dach mit Guitarre. — Gib, blanker Bruder, gib mir Wein für vollständiges Orchester. — Im kühlen Keller sitz ich hier Solo mit Viola. — Fünfhunderttausend Teufel für den Baß arrangirt.

Marl: Du, was is denn dös, a Flügel-Adjutant?

Seppl: Nu, dös is halt a Adjutant, der weit fortflieg'n kann.

Marl: Fliegt nachher so Daner alleweil alloa?

Seppl: O na! Bis jetzt hat sich noch a Jeder an schönen Engel mitgenommen.

Marl: Dös muß aber a Leb'n sein.

Seppl: Wie im Paradies! Verlaß di d'rauf.

(Die zwei berühmten Löwen) des gefallenen Königs Theodor werden aus Magdala nach England gebracht. Die Kette, welche sie verbindet, ist von massivem Gold, desgleichen die Ringe an jeder Tatze.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 42. Sonntag den 24. Mai. 1868.

Am Weiher.

1.

Blumentrauer.

Heiß glüht der Sonne letzter Strahl
Noch auf den Teichesweiden,
Eh' sie von diesem stillen Thal
Voll Flammenglut muß scheiden.

Den Blumen hat ein banges Weh
Die Herzchen ganz umfangen,
Und trauernd in den tiefen See
Sie ihre Köpfchen hangen.

Der Windhauch ruhet liebematt
Im stillen Waldesraume,
Und schweigend hangen Blüt und Blatt
An jedem Strauch und Baume.

Die Vöglein selber schweigen still
Mit ihren vollen Chören,
Weil von den Sängern keiner will
Die Blumentrauer stören!

2.

Das Dorfglöckchen.

Fern aus dem stillen Dörfchen schallt
Des Abendglöckchens Klang,
Und leise zieht es durch den Wald
Und übern See entlang.

Tief auf den Weiher, klar und hell,
Beugt sich das Rohr so müd;
Der Wind, sein steter Spielgesell,
Pfeift drin ein Abendlied.

Und auf den Fluren, lau und weich,
Ruht nun ein Frieden hold,
Als wenn von dieser Erde gleich,
Ein Klausner scheiden wollt'!

Welt und Liebe.

Novelle von Achim Lothar.

(Schluß.)

3.

Unruhig ging Maximilian auf dem Schiffe umher, welches ihn nach so langer Abwesenheit wieder der Heimath zuführen sollte. Wie wogt Alles in ihm auf und ab, seine kühnsten Hoffnungen, seine schönsten Träume sollen endlich verwirklicht werden! Er hatte sich in der Fremde Vermögen erworben, er war ein großer Künstler geworden und durfte nun stolz der Geliebten die Hand bieten. Dieses Ziel hatte ihm während sechs Jahren beständig vorgeschwebt, es hatte ihm Muth und Kraft gegeben, sich rastlos durchzuarbeiten, es hatte ihn beglückt und getröstet in der fremden Welt. Er hatte ihr keine Zeile schreiben dürfen, und ebensowenig Nachricht von ihr erhalten, aber was bedarf die Liebe der Worte, dachte Maximilian, weiß sie sich doch mitzutheilen durch alle Lebensfernen hindurch! Wenn leuchtende Sternschuppen vom Himmel fielen, meinte er es wären Grüße von Constanzen, wenn er ihrer innig dachte, meinte er Constanze müsse es fühlen, wenn er seine begeisterten Melodien spielte, meinte er sie müßten wiederklingen in Constanzens Träumen. Nicht der leiseste Zweifel an ihrer Treue schlich sich in sein gläubiges Gemüth, solch ein Zweifel wäre ihm eine Sünde erschienen. Sein ganzes Dasein schmolz dahin, eine poetisch harmonische Liebessymphonie. Maximilian schwärmte noch voll gläubiger Hingebung für den Gegenstand seiner Liebe, ohne daß schon der Mehlthau der Erfahrung auf die goldenen Flügel seiner Begeisterung gefallen wäre; er gehörte zu jenen frischen, ursprünglichen Charakteren, die an ewige Treue glauben, weil sie sie lebendig fühlen in der eignen Brust.

Wie freudig bewegt schlägt sein Herz der Heimath entgegen. Aber was ist das? Täuscht denn das spähende Auge? Ist das die Vaterstadt mit ihren fünf stolzen Thürmen? Zwei davon sucht er vergeblich am Horizont. Welche Trümmer, welche Verwüstung! Der große Brand hat eben die halbe Stadt in Asche gelegt. Maximilian wird so beklommen, so ängstlich zu Muth. Welch ein trauriger, niederschlagender Anblick, überall Schutt und Zerstörung; noch sind die Spritzenleute auf den Trümmern mit Löschen beschäftigt, Pulverwagen fahren hin und her, die man zum Sprengen gebraucht hat; überall begegnet er aufgeregten Volksmassen, entsetzten Gesichtern; Blockwagen mit geretteten Sachen rasseln an ihm vorüber; fast wird er überfahren

von einem Leichenwagen, den man auch zum Retten benutzt hatte und der, vollgepackt mit Modeartikeln, Blumen, Gaze- und Atlasroben, eine Satyre auf sich selbst zu sein scheint. „Wo ist Constanze?" ruft es mit namenloser Angst in seinem Innern. Athemlos stürzt er durch die Straßen; er kann sich in seiner eigenen Vaterstadt nicht mehr zurecht finden; überall Schutt und Asche; vergeblich suchte er die Stelle, wo Constanze einst gewohnt; sie ist nicht mehr zu erkennen. Mit wehmüthigem Lächeln lies't er die Namen einiger alten Freunde von den, wie durch eine Ironie des Schicksals allein unversehrt gebliebenen Hausschildern der zerstörten Häuser ab. Endlich begegnet er Arwed, der ihn mit Innigkeit begrüßt. Der Freund zieht ihn mit sich fort in seine Wohnung und weiß kaum was auf all die stürmischen Fragen Maximilians erwiedern. Er muß ihn schonend aber bestimmt Constanzens Lebensschicksale mittheilen, sein erstes Zusammentreffen mit ihr schildern. Da lehnt sich Maximilian schweigend zurück und eine Thräne tritt in sein dunkles, schwärmerisches Auge. Armer Maximilian! Auch für Dich ist jetzt endlich der Augenblick gekommen, der fast keinem von uns geschenkt wird, jener Augenblick, in welchem das leuchtende Ideal aus unserer Brust gerissen wird und nicht mehr mit der Wirklichkeit übereinstimmen will, in dem unsere schönsten Hoffnungssterne verlöschen, wie die ausgebrannten Lichter am Weihnachtsbaum. Ihm wurde so kalt und beklommen zu Sinn, er war sich nie in seinem Leben so einsam vorgekommen, als an diesem ersten Abend in der Heimath; er hätte wieder zurückgehen mögen auf's Schiff, er wünschte sich auf den tiefsten Grund des Meeres. Dann verlangte er wieder lebhaft nach Constanzen, er wollte sie sehen, sie sprechen.

Arwed hoffte Alles von diesem Wiedersehen; nach der ersten Aufwallung, dachte er, würde sich der Schleier der Vergessenheit über die Vergangenheit breiten und sie sich in alter Liebe zusammenfinden; freilich, wenn er in letzter Zeit zuweilen solche Hoffnungen gegen Constanzen aussprach, hatte sie immer schmerzlich den Kopf geschüttelt und gesagt: „O nein, nein! Und wenn es auch selbst Maximilian wollte, ich könnte doch nicht nach all der Schmach den Myrthenkranz auf's Neue in mein Haar flechten. Wenn er nun so gläubig, so hingebend vor mir stünde wie ehemals, müßte ich nicht täglich fühlen, daß ich seiner nicht mehr werth bin?"

Mit tausend sich durchkreuzenden Gefühlen in der Brust, ging Maximilian zu Constanzen. Wie hatte er sich noch vor Kurzem Alles so anders gedacht! Ach, nur so selten ist ein Wiedersehen, wie es die Phantasie sich ausgemalt! — Ehe er an die Thür klopfte, verweilte er einen Augenblick, um sich zu sammeln und gefaßt vor der Geliebten zu erscheinen. Dann trat er ein. Im nächsten Augenblick lagen sie sich einander in den Armen; dann betrachteten sie sich mit inniger Rührung. Constanze blickte wie geblendet auf Maximilians herrliche Erscheinung, er war ganz derselbe geblieben, nur war er noch schöner und männlicher geworden; ein dunkler Bart umschattete anmuthig Kinn und Oberlippe; während ein milder Ernst auf seiner jugendlichen Stirn ruhte, strahlte aus seinen Augen wie ehemals schwärmerische Gluth. Wohl fand Maximilian bei Constanzen noch das Lächeln wieder, das ihn einst bezaubert und beseligt hatte, wohl noch den zärtlichen Blick, den er so oft in seinen Träumen wiedergesehen, aber auch fremde Züge hatte der Schmerz auf dies geliebte Antlitz geschrieben. Es konnte nicht leicht einen größeren Contrast geben als diese beiden Gestalten, diesen frischen, lebenskräftigen jungen Mann, und diese leidende, todtenbleiche junge Frau.

Stundenlang verweilten Maximilian und Constanze zusammen im ersten Gespräch; was sie sprachen, keiner hats gehört. Aber für Constanzen war die heftige Aufregung dieses Wiedersehens zu groß gewesen, denn als Maximilian endlich aufstehen wollte, um sie zu verlassen, sank sie leblos an seine Brust, an der sie die letzten Seufzer aushauchte; ein plötzlicher Blutsturz hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Der hinzueilende Arwed fand Maximilian bewußtlos in den Armen der todten Constanze. —

* * *

Maximilian ist ein großer Künstler geworden und hat in vielen Städten Triumphe eingeerntet. Sein Spiel, seine Compositionen haben Euch Alle enthusiasmirt und entzückt, aber all diese Erfolge können nicht die tiefe Wehmuth von seinem Wesen bannen, die sein Dasein wie mit einem schwarzen Flor bedeckt hat.

Mannichfaltiges.

(Ein Geizhals.) Vor einiger Zeit starb in Wien der 73jährige frühere Juwelenhändler Karl Stelnau. Derselbe war als armer Knabe nach Wien gekommen und hatte bei einem Goldarbeiter eine Stelle gefunden, in welcher er auch blieb, bis er Geselle geworden war. Er wußte sich derart das Vertrauen seines Herrn zu erwerben, daß ihm dieser endlich nicht nur seine Tochter zur Frau gab, sondern ihn als Compagnon in das Geschäft aufnahm. Bald darauf starb der alte Mann und hinterließ dem Paare sein ganzes

Vermögen. Kurz nach dem Tode seines Schwiegervaters wurde er aber von einem Gauner um Juwelen im Werthe von nahezu 20,000 Gulden betrogen, und trotz aller Nachforschungen gelang es nicht, den Verbrecher zu entdecken. Seit dieser Zeit begann der Geiz des Mannes sich zu bemächtigen, er gönnte weder sich, noch seiner Frau oder seinem Sohne das Nöthigste. Nach wenigen Jahren starb seine Frau nach längerem Krankenlager, ohne daß er es für nöthig erachtet hätte, einen Arzt herbeizuholen, sein Sohn stürzte sich in einem Alter von 18 Jahren von der Mölkerbastei in den Stadtgraben, weil ihm sein Vater die nöthige Unterstützung zum Besuche der Universität verweigerte. St. legte im Jahre 1849 sein Geschäft zurück und ward einer jener gefürchteten „Vampyre der Residenz," vulgo Geldverleiher, mit welchen Wien nur allzureichlich versehen ist. Niemand kam aber hiebei in seine Wohnung; ein altes Weib öffnete den Ankommenden die Wohnungsthür und wies auf eine zweite, massiv aus Eisen hergestellte Thür, welche anscheinend aus der Küche in das Zimmer führte. An diese mußte man klopfen, worauf ein Schubfenster geöffnet wurde und der Kopf des Wucherers zum Vorscheine kam. Hier wurde das Geschäft besprochen und abgeschlossen, ohne daß es dem Außenstehenden gelang, auch nur einen Blick in das Gemach, in welchem St. sich befand, zu werfen. Anfangs dieses Monats stürzte er in der Türkenstraße so unglücklich über einen Stein, daß er sich einen Arm und einen Fuß brach und in das allgemeine Krankenhaus gebracht werden mußte, woselbst er auch starb. Er hatte seit Jahren nichts Warmes genossen und nur von Brod und Speck gelebt. Als seine Wohnung geöffnet wurde, fand sich außer einem Stuhl und einem angestrichenen Tische nicht das geringste Einrichtungsstück vor, die Stelle des Bettes vertrat ein Bund Stroh mit mehreren darüber gelegten Lumpen. Dagegen erblickte man zwei eiserne Kassen, welche mit Silbermünzen, Banknoten Obligationen gefüllt waren, es sollen sich mehrere hunderttausend Gulden vorgefunden haben, welche nun an den noch lebenden Bruder des Verstorbenen fallen.

Nach einem alten Witze nannte Jemand seinen Hund „Wiedu." Die Pointe steckt nämlich in der spaßig sein sollenden Antwort, wenn man um den Namen des Hundes fragt. Einst aber wurde der Bediente dieses Herrn von einem ansehnlichen Manne gefragt, wie der Hund heiße. Um nun den Respekt durch das vertrauliche Du nicht zu verletzen, antwortete er: „Wie Sie, Euer Gnaden."

(Ein neuer Don Juan.) Der Pesther „Loyd" erzählt: Es dürfte sich in Paris zugetragen haben, wenn es sich nicht bei uns ereignet hätte und wir halten es für nöthig, vorauszusenden, daß der nahezu unglaubliche Schwindel, von dem wir im Nachstehenden erzählen, buchstäblich wahr ist und seit einigen Tagen in den Kreisen unserer Stadt viel besprochen wird. Ein — wie die Leute, die ihn kennen, sagen — ziemlich geistreicher junger Mann, von eleganter Tournüre und außerordentlich „einnehmenden" Benehmen hat sich in unserer Stadt mit vier, in Ofen mit zwei, in Wien mit drei und neuestens in Waitzen mit einem Mädchen verlobt und mit den meisten dieser Glücklichen, wenn man von dem Unterschiede von Tagen absieht, zur selben Zeit. Mit einigen der Damen verlobte er sich als „Doktor Bleier," mit den andern als „Doktor Pick," in Wien als reicher Gutsbesitzer und immer und überall mit Uneigennützigkeit Denn der herumreisende zehn- oder vielleicht gar zwanzigfache Verlobte ist Doktor, wie er angibt (er weist sich mittelst eines Index aus), hat eine Anstellung in Vilagos erhalten und beansprucht sonst nichts, als ein hübsches, tugendhaftes Mädchen. Bei den unterschiedlichen Verlobungsfesten und sonst bei Diners und Soupers der so unversehens beglückten Schwiegerältern ißt und trinkt der feine Herr, was der liebe Gott nur wachsen ließ, läßt sich nebenbei auf Rechnung der jeweilig an die Reihe kommenden Schwiegerältern elegante Anzüge machen und ist manchmal in ganz kleinen momentanen Geldverlegenheiten, aus denen er natürlich bereitwilligst und liebreich gezogen wird. Der edle Kumpan ist trotz der Bemühungen der Wiener und Pesther Behörden nicht einzufangen und während eifrige Gerichtsaugen ihn allenthalben suchen, schmachtet er wahrscheinlich wieder zu den Füßen einer Neuangeführten und denkt: Ein freies Leben führe ich, ein Leben voller — Verlobungen.

(Eine Engelmacherin.) In Königsberg ist in diesen Tagen eine sogenannte „Engelmacherin", eine Arbeiterwittwe, verhaftet worden, die man in Verdacht hat, von all' den kleinen unehelichen Kindern, welche ihr gegen ein geringes Honorar in Pflege gegeben worden sind, seit dem Dezember vorigen Jahres sechs zu „Engeln" gemacht zu haben. Die „Engelmacherei" ist eine schwarze Seite unserer modernen sozialen Zußände, eine scheußlich teuflische Erscheinung, welche ihre Schattenseiten wirft nicht nur auf das arme, verkommene Proletariat sondern auch auf die sogenannten höheren Stände 2c. Wer sein uneheliches Kind, der Kostenersparniß wegen, rasch los werden will — in

London, in Berlin, wie in andern Haupt- und Residenzstädten — der gibt sie zu einer „Engelmacherin". Je geringer das Kostgeld ist — 1 Thlr. 10 Sgr. bis 2 Thlr. pro Monat präu.! — desto eher wird das Kind zu den Engeln versetzt. Es ist gar nicht nöthig, derlei Kinder zu vergiften, zu ersticken, ihm Nadeln zum „zufälligen" Verschlucken zu geben, ach nein, man läßt es allmälig verhungern. Dann ist das Kind an irgend einer der vielen Kinderkrankheiten gestorben, es wird auf dem Armenkirchhof umsonst begraben und die Pflegemutter, deßhalb „Engelmacherin" genannt, sagt: „der liebe Gott hat den Engel zu sich genommen!" Sie bewirbt sich, neue uneheliche Kinder in Pflege zu bekommen, um von den „pränumerando" erhaltenen Pflegegeldern so viel als möglich zu ersparen; bei der Noth der Zeit und in der Armuth wird dafür Sorge getragen, daß das Kind so rasch wie möglich, jedenfalls noch vor Monatsschluß, zu den Engeln versetzt wird.

(Die Preußen kommen!) Vor Kurzem machten die Mitglieder eines Wiener Rudervereins eine Uebungsfahrt stromaufwärts gegen Greifenstein. Die Mitglieder dieses Vereins tragen Mützen, welche in Schnitt und Farbe denen der preußischen Kommodekappen ähnlich sind. Ein Bauernjunge sah in der Nähe von Höflein an der Donau die kühnen Schiffer, er hatte aber im Jahre 1866 auch die Preußen gesehen und hielt daher die Mitglieder des Wiener Rudervereins für nichts weniger als für feindliche Preußen, welche mitten im Frieden auf Requisitionen ausfahren. „Hoda, die Preußen kema", rief er einem Manne zu, und Beide setzten nun die ganze Gegend in Furcht und Allarm. Ein Urlauber von Heß Infanterie klärte endlich die erschreckten Landleute, die mit Roß und Wagen bereits die Flucht ergreifen wollten, genügend auf und erst im Wirthshause überzeugten sich die tapferen Bauern, daß sie eine Gesellschaft von fidelen Wienern vor sich hatte, welche blos Requisitionen in der Küche und im Keller des Wirthes gegen baare Bezahlung vornahmen.

In Zürich hat Dr. A. Fischer das Projekt der Herstellung einer Gotthardbahn wieder mit großem Eifer aufgenommen; bei demselben soll es sich nun nicht mehr um den fünf Stunden langen Tunnel, sondern um Ausführung einer Ueberschienung nach dem Systeme Fell oder Seiler handeln. — Die Eisenbahn über den Mont-Cenis nach dem System Fell ist vollendet. Eine internationale Kommission hat die Kollaudation bereits vorgenommen. Das „Genfer Journ." berichtet darüber also: „Die Rückreise über den Berg geschah in 5 Stunden 37 Minuten, den Aufenthalt von 1 Stunde 15 Minuten inbegriffen. Der staunenswertheste Theil des Rückweges ist das Herabsteigen von der Paßhöhe, die 1400 Kilometer über dem Meere liegt. Man legt den Abhang, der an einzelnen Stellen ein Gefäll von 84 Millim. per Meter steigt, in 30 Min. zurück. Schon der Gedanke daran erregt Schwindel. Aber man fühlt sich bald sicher, wenn man die Lokomotiven und Züge manövriren sieht. Dank der Ergänzungs-Bremse, die eine beliebige Vermehrung des Druckes auf die Schiene erlaubt, kann man den Lauf des Zuges, selbst wenn er mit großer Geschwindigkeit den Abhang hinab führt, hemmen. Ein Pferd läßt sich nicht gelehriger leiten, als diese Berglokomotiven.

Ueber Ehen unter Blutsverwandten veröffentlicht Dr. Bernier in Kentucky (Nordamerika) nachstehende interessante und statistische Notizen. Er gibt an, daß in den öffentlichen Kranken- und Irren-Anstalten des Staates Kentucky 10 Prozent der Tauben und Stummen, 5 Prozent der Blinden und 15 Prozent der Idioten Sprößlinge aus Ehen sind, welche zwischen Vettern und Basen geschlossen wurden. In Folge dessen ist in der Legislatur von Kentucky ein Gesetzvorschlag eingebracht worden, welcher Ehen zwischen Blutsverwandten verbietet.

(Le style c'est l'homme.) Belgische Blätter enthalten folgenden Brief eines Metzger-Lehrlings aus Verviers an seine Eltern: „Es gefällt mir hier sehr gut, mein Meister hat mir schon die Haut abziehen lassen, und mir gesagt, wenn ich so fortführe, so würde er mich zu Ostern schlachten lassen. Neues weiß ich nicht zu schreiben, als daß es mir gut geht, und daß man neulich im Walde zu Polleur einen Mann an einem Baume hangen gefunden hat, ich hoffe mein Brief wird Euch ebenso finden. Euer dankbarer Sohn Jean."

(Eine Naturmerkwürdigkeit.) In Großmeringen bei Stendal hat eine Hündin, der man ihre Jungen genommen, einen jungen Hasen auf dem Felde gefangen, den sie jetzt säugt und so behandelt, als wenn sie eines ihrer Jungen hätte.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 43. Donnerstag den 28. Mai. 1868.

Am Weiher.

3.

Sonnenuntergang.

Nun sinkt die Sonne ganz darnieder
Und streuet scheidend eine Glut
Von Purpur an den Himmel wieder.
Wie rosenrothes Liebesblut.

Die Wölkchen alle sich entzünden
An diesem mächt'gen Flammenstrom,
Und ihre Gluten laut verkünden
Der Schöpfungsliebe Opferdom.

Ich möchte in die Flammen tauchen
Wohl meinen ganzen düstern Schmerz,
In einem Seufzer ihn verhauchen
An diesem großen Weltenherz!

4.

Wellentraum.

Müde Welle geht zur Ruh,
Sinkt im Teich zurück —
Sternlein sehen droben zu
Mit dem stillen Blick.

Schau'n herunter lieb und leis'
Auf des Weihers Raum:
Durch den klaren Wellenkreis
Zieht ein lichter Traum.

Die Todtenhand.

Von A. v. Sternberg.

An der südlichsten Grenzmarke Lithauens liegt das alte Schloß Wenzislawa. Es war zweihundert Jahre hindurch im Besitz der Grafen Wenzislaw-Solari, eines alten aus polnischem und italienischem Blut gemischten Feudalgeschlechts, dessen Schicksale an und für sich einen interessanten Beitrag zur Geschichte Polens im siebzehnten und einen Theil des achtzehnten Jahrhunderts bilden. Am Anfang der Regierung Katharinens wurde ein Graf Wenzislaw-Solari des Verraths angeklagt, seiner Güter beraubt und er selbst verbannt; es gelang ihm jedoch sich genügend zu rechtfertigen und seine Besitzthümer wurden ihm unter gerichtlichen Formen wieder zugesprochen. Allein der Besitz auf dem Papier war noch lange kein reeler Besitz. Während seines Exils war das Stammgut Wenzislawa einem Grafen Harrwach, von dem Zweig Harrwach-Sohnkirg zugesprochen und diesen, der ein Günstling des Hofes war, aus dem einmal gewonnenen Vortheile zu vertreiben würde dem Grafen schwer, vielleicht unmöglich geworden sein, wenn nicht glückliche Umstände ihm zu Hülfe gekommen wären. Während der Prozeß noch im Gange war starb der Graf Harrwach, und sein Sohn, weit entfernt das Zerwürfniß zwischen seiner Familie und der des rechtlichen Besitzers des Schlosses noch weiter fortzuspinnen, hatte keinen eifrigeren Wunsch, als sich den alten Grafen zum Freunde zu erwerben, um von ihm dessen Nichte zu erhalten, in die er sterblich verliebt war. Er entsagte also allen seinen Ansprüchen, wies die rabulistischen Künste der Advokaten zurück, und auf das Wort des alten Grafen vertrauend, machte er sich zum armen Manne, großmüthig alles hingebend für seine Liebe. Als dies geschehen war wurde er vom alten Grafen abgewiesen; es wurde ihm angedeutet, daß der Sohn des ränkesüchtigen und nach unrechtmäßigem Besitz strebenden Mannes nie sich Hoffnung machen dürfe mit dem Familienstamm der Grafen Wenzislaw-Solari vereinigt zu werden. Diese Abfertigung war doppelt kränkend, da sie zugleich den Schein der Arglist und des Treubruchs an sich trug. Zwar läugnete der alte Graf jemals sein Wort zu jener Heirath gegeben zu haben, auch befand sich kein schriftliches Dokument darüber in Händen des jungen Mannes, allein der offene und rechtliche Charakter des Bewerbers, der seine Ehre zum Pfande setzte, dieses Versprechen vom Grafen erhalten zu haben, nahm seine zahlreichen Freunde und einen großen Theil des Publikums zu seinen Gunsten ein. Seine Sache gewann noch mehr Theilnahme und Anhänger als sich das Gerücht zu verbreiten begann, mit jener Rechtfertigung des alten Grafen stände es nicht zum besten und es hätten sich bald nach der gerichtlichen

Entscheidung Rechtstäuschungen verschiedener Art durch erkaufte Papiere und Zeugen ausgestellt. Nach diesen Entdeckungen waren Advokaten von anerkannt rechtlicher Gesinnung auf die Seite des Grafen Harrwach getreten, aber auch sie vermochten nicht den Entschluß des jungen Mannes, seinen Ansprüchen freiwillig zu entsagen, umzustoßen. Der alte Wenzislaw nahm seine Besitzungen in Empfang, vollkommen ruhig und sich sehr wenig darum kümmernd, daß er einen blühenden und edelherzigen Jüngling vom Gipfel seiner Hoffnungen in das tiefste Elend und den ausdauerndsten Kummer gestürzt hatte. Da ihm darum zu thun war, die Gnade Katharinens sich zu sichern, verheirathete er seine Nichte einem russischen Fürsten, unter der Bedingung, daß dieser den Namen Wenzislaw-Sokari mit dem seinigen verbinde, im Fall die Familie mit dem alten Grafen ausstürbe.

Aber wenn der Oheim auch kein Mitgefühl zeigte, so zeigte dieses doch um so mehr die Nichte. An einen Mann verheirathet, der nicht ihre Wahl war und den sie nicht liebte, hörte sie nicht auf ihrer Neigung zu folgen. Der Briefwechsel wurde fortgesetzt und mit Hülfe treuer Vertrauter Zusammenkünfte veranstaltet. Die Liebenden betrugen sich dabei mit Vorsicht und der Verdacht wurde nicht rege. Der Graf Harrwach hielt sich unter einem erborgten Namen in Petersburg auf. So lange dienstliche Verhältnisse den Fürsten an den Hof fesselten, konnte dieses Wagniß ungefährdet fortgehn, allein als er seinen Abschied nahm und auf seine Güter in der Nähe von Moskau zog, zeigte sich für den Grafen keine Möglichkeit seiner Geliebten zu folgen. Er benutzte diese Zeit gewaltsamer Trennung, um eine Reise nach Deutschland zu unternehmen und eine Erneuerung des Prozesses zu versuchen, indem er das erste und bedeutendste Tribunal damals, das Reichskammergericht zu Wetzlar, um eine Untersuchung und Entscheidung anging. Die gerichtlichen Formen, die dieses berühmte Gericht anwendete, waren von einer ermüdenden Ausdehnung und Mannigfaltigkeit; einem Prozeß, den man vor diesen Schranken anhängig machte, war immer eine auf Jahrzehnte hinaus berechnete Dauer zugesichert. Der junge Graf, zwar nicht ohne Verbindungen und einflußreiche Freunde, aber selbst ohne Geldmittel, mußte sich der ganzen Strenge und dem phlegmatischen Gange der Rechtsformen unterwerfen und konnte dabei noch sein Glück preisen, daß man überhaupt seinen Prozeß annahm, da dieser alterthümliche Gerichtshof unter einer berghohen Last unerledigter Streitsachen seufzte und wegen dieser Rückstände sich bereits den Unwillen des Kaisers Joseph und die Machtsprüche des mit ihm rivalisirenden Gerichts, des Reichshofraths in Wien, zugezogen hatte. Ein Jahr war vergangen, und noch hatte sich nicht eine Feder in dieser Angelegenheit gerührt, als der Prozeßführer schon völlig den Muth verlor. Die Unthätigkeit, der Unmuth, den eine sorgenvolle Existenz erregte, und vor allem die Entfernung von der Geliebten machten seine Länge unerträglich, und er beschloß, komme es auch wie es wolle, einen gewaltsamen Schritt zu wagen. Er entwarf tausend abenteuerliche Pläne: bald am Wiener Hof, bald am Petersburger wollte er in Hast und jugendlicher Leidenschaftlichkeit seine Sache selbst führen und die persönliche Theilnahme der Monarchen für einen Fall, der ihm einzig in seiner Art erschien, in Anspruch nehmen. Die Klugheit und Mäßigung, nie sehr von ihm berücksichtigt, wurden jetzt im Taumel trostloser Aufregung gänzlich bei Seite gehalten. Die Briefe der Fürstin hatten Trauer und schwermüthiges Leid geathmet; sie hatte sich Mühe gegeben, den Entfernten zu trösten und zu erheitern, aber sichtlich hatte der Kummer diese Versuche vereitelt. Das Geschick endete diese Pein der Trennung schneller als die darunter Leidenden es hoffen durften.

Auf der Reise nach Wien begriffen trifft der Graf mit dem Fürsten und seiner Gemahlin zusammen, die die Bäder von Spaa aufsuchen. Er schließt sich ihnen an, der Fürst selbst läßt eine Aufforderung dieser Art ergehen, es scheint, daß er nicht dem mindesten Verdacht Raum gebe, allein ein geheimes Gespräch mit der Fürstin flößt dem Grafen Besorgnisse ein und empfiehlt ihm mehr als jemals Vorsicht. Der Fürst ist von Spähern benachrichtigt und gewarnt worden, er nimmt die Maske der Freundschaft gegen den Grafen vor, um diesen sicher zu machen. Die Katastrophe bleibt auch nicht lange aus. Eine Zusammenkunft wird erspäht, die Liebenden überrascht und ein Duell ist die Folge, in welchem der Fürst auf dem Platze bleibt. Der Graf entflieht und sucht ein Asyl in der Schweiz, während die Fürstin sich zu einer Verwandten ihres Oheims begibt. Da der Fürst ohne Hinterlassung eines Testaments gestorben, so fällt sein Vermögen in Folge früherer Verfügungen einer Seitenlinie seines Hauses zu und seiner Wittwe bleibt nur ein geringer Pflichttheil. Zugleich mit dem Verluste, der sie hier trifft, langen auch aus Schloß Wenzislawa Nachrichten an, die die Hoffnungen der unglücklichen Frau auch nach dieser Seite hin niederreißen. Der alte Graf hatte noch in seinen späten Lebensjahren eine Ehe geschlossen und in deren Folge sein ganzes Besitzthum, im Fall er Erben erhalten sollte, diesen zugewendet. Es ließ sich nicht erwarten, daß diese Hoffnung in Erfüllung gehen werde, und so konnte sich die Fürstin immerhin als Haupt-

erbin ansehen, denn im Wesentlichen waren, diese Klausel ausgenommen, die Verfügungen des Testaments nicht geändert worden. Jetzt erhielt sie aber die Nachricht zugleich von dem Tode des Grafen und von der Wittwe, die sich in gesegneten Umständen befände. Mit einem furchtbaren Schlage waren hiemit alle Hoffnungen der Liebenden vereitelt, ihre Stellung in der Welt, ihre Aussicht auf die Zukunft, ihre Anwartschaft auf das Glück, welches ihnen das Schicksal nach Ertragung langer Leiden schuldig zu sein schien, alles war der Raub weniger unglücklichen Wochen geworden. Es mußte jetzt ein Entschluß gefaßt werden und so begab sich denn die Fürstin auf die Hinreise. Sie traf auf Schloß Wenzislawa ein, um die schuldige Theilnahme der Wittwe zu bezeugen und zugleich für die erste ratblose und trostlose Zeit einen sichern Verbleib zu finden, denn zu der Familie ihres verstorbenen Mannes die sie haßte und in ihr die Ursache des Todes des Fürsten sah, wagte sie nicht zurückzukehren. Die Gräfin Wenzislawa-Solari war eine noch ziemlich junge Dame von einfachen Sitten und sanfter Gemüthsart; sie nahm ihre Nichte, die sie nicht kannte, mit Theilnahme und Freundschaft auf; sie achtete nicht darauf, daß der Ruf dieser schönen Frau zerrüttet war, daß der Hang und die Leidenschaften der jungen Weltdame sehr weit abwärts lagen von dem ruhigen Sinn und dem friedlichen, durch keinen Kummer und keinen Vorwurf getrübten Lebenslauf, wie sie ihn selbst führte. Die Fürstin ihrerseits wandte jene Mittel an, die der verführerischen Anmuth zu Gebote stehn um in der Sprache der Zärtlichkeit, Heuchelei von Wahrheit zu unterscheiden. Im Grunde des Herzens haßte die Fürstin das arme Wesen das sich zwischen sie und das Glück hingestellt hatte, sie haßte sie wie Weltfrauen, deren Götze Kälte und Selbstsucht ist, hassen können, aber war irgend etwas im Stande diese gehässige Stimmung zu mildern oder gar zu ertödten, so war es die innige und rücksichtslose Hingebung mit der die gleich junge Tante das Vertrauen ihrer Nichte sich zu erwerben wußte. Das Zusammenleben der Frauen begann eben einen ruhigen und sichern Grund zu gewinnen als die Zukunft eines Gastes, der beiden unerwartet kam, diese Ruhe unterbrach. Dieser Gast war der Graf Harrwach. Er kam der Wittwe unerwartet, weil sie ihrer Nichte das Versprechen abgenommen hatte, diesen gefährlichen Feind ihrer Ruhe und ihres Rufes vor einer günstigen Gestaltung der Verhältnisse nicht wieder sehen zu wollen, und der Fürstin kam er unerwartet, weil sie in der That den Mahnungen wenn auch nicht ihres Gewissens, doch der Klugheit Gehör gegeben, und vor Ablauf des Wittwenjahrs dem Grafen ein Wiedersehen untersagt hatte. Aber er war nun da, und die beiden Frauen hatten weder Muth noch Standhaftigkeit genug, beharrlich auf seine Entfernung zu dringen. Des Grafen äußere Erscheinung war nicht mehr so gefällig und anmuthig wie sie in glücklichern Jahren gewesen. Sein ganzes Wesen zeigte Zerrüttung und Spuren eines wilden, ausschweifenden Lebens. Das Trostlose seiner Lage hatte ihn zu Mitteln greifen lassen, die die Welt immerdar einem Geiste bietet, der allen innern Halts entbehrend nach frivoler und betäubender Zerstreuung greift. Seine Gefühle hatten an Wildheit gewonnen was sie an Reinheit verloren. Er glaubte ein Recht zu haben mit der ganzen Welt zu grollen, und er that dies indem er seiner finstern und spottenden Laune in den Zusammenkünften mit der Frau, die seine Schuld und seine Liebe theilte, freies Spiel ließ. Diese Zusammenkünfte waren eine Pein und nicht mehr eine Freude . . . Die Fürstin hatte ihre Beständigkeit und ihre Geistesstärke nöthig, um einen rohen und verzweifelnden Liebhaber in den Schranken zu halten, er versah es nach allen Seiten hin, zuerst mit der Geliebten selbst, die er nicht schonungsvoll und edel behandelte, dann mit der Gräfin, die er geflissentlich Hohn und Kälte fühlen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Von einem ohne Arme geborenen Violinisten, Hermann Unthan, erzählt die „Kreuzztg.": Derselbe ist 19 Jahre alt und der Sohn eines ostpreußischen Dorfschulmeisters. Mit seinen Füßen kann er Vieles ausführen, wozu wir die Hände gebrauchen, und seine Fußschrift zeigt eine große Regelmäßigkeit der Züge. Der junge Mann ist im Violinspiel durch den Professor Schuster in Königsberg ausgebildet worden. Der Virtuose sitzt auf dem Stuhle und hat die Geige auf einem Bänkchen vor sich liegen. Die beiden ersten Zehen des linken Fußes halten und führen den Bogen, während die Zehen des rechten Fußes die Töne greifen, wie die Töne auf einer Zither gegriffen werden. In Leipzig spielte er am 4. d. M. eine Andante aus dem ersten Konzert von de Beriot, eine Phantasie von Singelée und eine Romanze von Meyerbeer.

(Wie reich das Gemüthsleben der Deutschen ist,) beweist die Menge von Ausdrücken, die sich auf's Herz beziehen: Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding. Das Herz kann voll werden, schwer

und leicht werden; es fällt ein Stein davon. Das Herz pocht vor Angst, es schlägt vor Furcht, es zuckt vor Schmerz, es thut weh vor Sehnsucht, es bebt vor Erwartung, es klopft vor Freude, es zittert vor Wonne, es lacht vor Lust, es jauchzt vor Seligkeit, es flammt in Liebe, es jubelt und es blutet. Das Herz wird verwundet, gefesselt, erobert. Es gibt kalte und warme Herzen. Die Herzen finden sich, sind vereint. Der eine trägt das Herz auf der Zunge, der Andere hält es unter Schloß und Riegel. Der Mund geht von dem über, dessen das Herz voll ist. Der Feige hat ein Hasenherz, der Sanfte ein Taubenherz, der Muthige ein Löwenherz. Der Edle ist großherzig, der Pedant engherzig, der Schwächling mattherzig. Die Herzensgüte, Herzallerliebste wird geherzt, ihr Blick dringt in's Herz. Herzlich sein, kommt aus dem Herzen, herzig sein, geht zu Herzen. Was uns noch berührt, liegt uns am Herzen, wo wir vertrauen, schütten wir unser Herz aus. Wir fühlen einen Stich im Herzen, doch das Herz heilt wieder. Wir erleben Herzzerreißendes und endlich bricht das Herz.

Die Berliner Montagszeitung erzählt: „Ein von fälligen Wechseln und Schuldscheinen hart bedrängter hochgeborener junger Krieger äußerte dieser Tage auf die Frage, wie es ihm gehe: „Schlecht, wie Rumänien! „Wie Rumänien? war die erstaunte Gegenfrage. „Ja", fügte er erläuternd hinzu, „ich leide auch an — Judenverfolgungen." „Acceptiren Sie doch", sagte der Bankier L., „das Prinzip des humoristischen Budgetausschusses in Wien" und zeigen Sie öffentlich an: „Zur Deckung derjenigen Summer, welche mir zum Leben fehlen, sind meine Gläubiger verpflichtet."

Auch die Staatsanzeiger haben lichte Augenblicke eines gesunden Humors. In den Motiven zum Tabaksteuergesetz wird die Besteuerung des Tabaks bekanntlich aus dem Grunde empfohlen, weil die Einschränkung dieses narkotischen Genusses „sanitätisch und wirthschaftlich eher vortheilhaft, als nachtheilig wirkt." Ein Berliner Korrespondent des Würtemb. Staatsanzeigers bemerkt hiezu: „Es ist Dieß von Seiten Preußens eine eigenthümliche Lehre, wenn man an die Cigarrenrequisitionen des Jahres 1866 zurückdenkt. Darnach hätten ja damals die preußischen Generale „sanitätisch" für ihre Soldaten schlecht gesorgt."

(Englische Justiz.) Ein engl. Friedensrichter gab kürzlich ein eigenthümliches Urtheil ab. Eine Verordnung verbot nämlich, die Pferde in einem dortigen großen Teiche in die Schwemme zu reiten; nun erklärten aber mehrere Zeugen, sie hätten einen Bauer mit seinen Pferden aus dem Teiche kommen sehen. Der Richter zog die genauesten Erkundigungen ein, ob irgend Jemand den Mann mit seinen Pferden habe in den Teich hineingehen sehen, und da dies nicht der Fall war, entschied er in folgender Weise: Die Zeugen erklären, den Angeklagten mit seinen Pferden aus dem Teiche kommen, ihn aber nicht hineinreiten gesehen zu haben. Da nun die Verordnung blos das Hineinreiten, aber nicht das Herauskommen aus dem Teiche verbietet, so finde ich mich bewogen, den Angeklagten von der Klage zu entheben und ihm jede Bestrafung zu erlassen.

Ein entsetzliches Unglück ereignete sich am 3. Mai Abends in Lüneburg in einer auf dem Marktplatze aufgestellten Menagerie. In den Zwinger eines braunen Bäres begaben sich der Besitzer nebst dessen 5–6jährigem Töchterchen, um Produktionen mit dem Thiere vorzunehmen. Während der Vater schon einen andern Käfig bestiegen hatte, befand sich das Töchterchen noch eine Weile allein bei dem Bären, um diesem, wie so oft, aus einer Düte Bonbons zu verabreichen. In dem Augenblicke, als das Mädchen eben die Düte öffnete, sprang die Bestie plötzlich auf dasselbe los, packte das Kind mit der Tatze bei der Kehle und in das Gesicht und hätte dem Leben der Kleinen jedenfalls sofort ein Ende gemacht, wenn nicht der Besitzer, sowie dessen Frau in der fürchterlichsten Angst in den Käfig geeilt wären und das Kind der Bestie entrissen hätten. Dem Kind ist ein großes Stück aus der Backe gerissen und soll leider wenig Aussicht vorhanden sein, dasselbe am Leben zu erhalten.

Sinnsprüche für's Leben.

Läuft dein Schiff auf falscher Bahn — so lenke.
Fliegt dich gern der Leichtsinn an — bedenke.
Treibt dich edler Sinn und Muth — so handle.
Ist dein Weg gerad und gut — so wandle.
Drückt ein Leid dich heimlich still — so trage.
Wenn das Glück nicht blühen will — so wage.
Faßt die Flamme dich, der Zorn — so dämpfe.
Stachelt dich der Sinne Sporn — so kämpfe.
Will's im Guten nicht mehr fort — so treibe.
Fühlst du dich am rechten Ort — so bleibe.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 44. Sonntag den 31. Mai. 1868.

Abendphantasie.

1.

Goldgesäumte Wölkchen schweben
Nach dem blumenvollen Süden,
Wo die Zephyrweste weben
Um Orange- und Myrthenblüten.
Wo in Straßen, Dämmrungsdüster,
Sanft die Mandoline klingt,
Und der Liebe süß Geflüster
Schmeichelnd durch die Lüfte dringt!

Wo durch stolze Marmorhallen
Flüchtige Gestalten gleiten;
Fromme Beterinnen wallen
Wenn die Horaglöckchen läuten.
Wo die Nacht mit heil'gem Dunkel
Auf das Meer hernieder lauscht,
Bei der Sterne Goldgefunkel
Man die süß'sten Küsse tauscht!

Ferne Länder, glanzumwoben,
Breiten sich vor meinen Blicken,
Und die leichten Wölkchen droben
Eilen hin mit Luftentzücken.
Ach! mit ihnen möcht' ich ziehen
Zu den Ländern mittagwärts,
Vor den schönsten Donna's knieen
Und zu sinken an ihr Herz!—

2.

Wenn die Saite ist gesprungen,
Sie verstummt für immer bleibt.
Wenn ein schönes Lied verklungen
Ist es ach! so bald verstäubt!

Aber in den Sand des Leben,
Wo die Seele trüb und bang,
Tönet oft mit süßem Beben
Noch ein wundervoller Klang.

Leise hält es Dich umschlungen,
Wie ein ferner Glockenschall —
Von dem Lied, das einst verklungen,
Ward's vielleicht ein Widerhall?

Die Todtenhand.

Von A. v. Sternberg.

(Fortsetzung.)

Die schwächliche junge Frau, die in dem Zustande worin sie sich befand, ein erhöhtes rücksichtvolles und würdiges Betrages verlangen durfte, mußte Auftritte mit ansehen und Reden anhören, die die wilde unbeschäftigte Laune eines Wüstlings verriethen, der sich eine Freude daraus machte seine Umgebung zu quälen und in steter Aufregung zu erhalten. In Folge ernstlicher Zerwürfnisse war dem Grafen verboten worden, die Gemächer zu betreteten, in denen die Kranke für gewöhnlich sich aufhielt, selbst die gemeinsame Mittagtafel war aufgehoben worden und die Einwohnerschaft von Schloß Wenzislawa sah sich nur in den Abendstunden, wo die Fürstin, die ein großes Talent für Musik hatte, die Harfe spielte, und der Graf, wenn er sich so gelaunt fühlte, mit dem Kaplan und der Gräfin eine Partie l'Hombre spielte. Selten geschah es, daß die Nachbarn auf den angrenzenden, weitentlegenen Gütern als Gäste sich einstellten, dagegen waren zwei ältliche Damen, Verwandte der Gräfin, die beständigen Genossen der kleinen Gesellschaft. Diese Versammlungen nun wurden des zunehmenden leidenden Zustandes der Hausfrau wegen eingestellt, und besonders war dem Grafen der Zutritt nicht mehr gestattet. Man sah ihn also nur wie ein irrender Geist die langen Corridore durchschweifen die in den Flügel führten, in welchem die Fürstin wohnte.

Eines Abends, es war tief im November — der Sturm trieb in Stößen Wolken von Schnee gegen die hohen Fenster und zog in melancholischem Getön durch den Kamin — trat der Graf ins Schlafgemach der Fürstin, wo sie saß, das Haupt schwermüthig auf die Harfe gelehnt, in deren Saiten ihre Finger tränmerisch mit den Tönen spielten. Sie hatte die Kammerfrau schon verabschiedet, und war eben im Begriff sich zur Ruhe zu begeben, als der späte Besuch sie aufschreckte. Der Graf blickte in ihr kummervolles Antlitz mit der Miene des Hohns und des Trotzes, dann setzte er sich zu ihr und

nahm ihre Hand von den Saiten weg, indem er rief: „Nicht immer die sanften Akkorde! Es scheint mir, daß das Schicksal uns aufruft, das träumerische Spiel kummervoller Phantasien mit entschlossenem und kräftigem Handeln zu vertauschen." Als die Fürstin ihn fragend anblickte, fuhr er fort: „Was glauben Sie, Emilie, daß ich Ihnen vorschlage? Welchen Entschlusses halten Sie mich für fähig?" „Nur eines edlen!" erwiederte sie rasch. „Nicht doch! Ist man edel mit mir verfahren? Hat die Welt klug und gütig sich gegen mich benommen? Nein; ich bin betrogen worden; man hat mit meiner Einfalt und meinem guten Glauben gespielt. Ich habe mit den müßigen Worten und Zuschauen nichts erreicht, ich bin dessen nun völlig müde und werde handeln."

„Und was wollen Sie erstreben?"

„Ihren Besitz."

Die Fürstin brach in Thränen aus; sie verhüllte ihr Gesicht und mit angstgepreßter Stimme brachte sie die Worte hervor: „Wir leiden was wir verschuldet haben."

„Nein; wir leiden, weil wir nicht den Muth haben das Schicksal zu zwingen uns glücklich zu machen! Hören Sie mich ruhig an, Emilie. Sie sind kein gewöhnliches Weib, Sie besitzen im hohen Grade die Energie des Willens, die nur das Eigenthum großer und starker Herzen ist. Hören Sie mich an. Ich bin aufs äußerste gebracht; ein Leben wie ich hier führe, vermag ich nicht länger zu ertragen, und wenn ichs vermöchte, ich wäre Ihrer nicht würdig. Wollen Sie mir beistehen meine Kette zu brechen? Wollen Sie mich, sich selbst befreien? Es ist jetzt ein günstiger Zeitpunkt, er möchte nie wiederkommen. Wir können jetzt mit einem Schlage zum Besitz unserer, durch den schmählichsten Betrug uns entzogenen Rechte und zugleich zum Endziel unsrer Wünsche gelangen."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiederte die geängstete Frau und blickte scheu zu ihm empor, aber sein flammendes Auge, das mit seiner ganzen Wildheit und Schärfe auf sie gerichtet war, machte sie erbeben, und sich schnell abwendend rief sie: „O ich jammervolles, unglückliches Weib!"

„Eine Thörin sind Sie, Emilie, die die Sprache der Klugheit und des Muthes vorgiebt nicht ertragen zu können. Ich bin aber nicht erschienen um Ihr Zartgefühl zu schonen. Mit einem Wort, es ist ein Verbrechen, an welchem ich Ihnen die Theilnahme zumuthe. Sie sehen, ich nenne die Sache beim rechten Namen, erschrecken Sie jetzt, treiben Sie Ihre Grimassen bis ans Ende, und wenn Sie dann fertig sind, so machen Sie sich bereit zu handeln."

Die Fürstin erhob sich und stürzte in die Arme ihres finstern und drohenden Freundes. „Ums Himmelswillen, Gustav!" rief sie. „Haben Sie vergessen, welche Schuld schon unser Gewissen belastet? Schwebt nicht der Schatten schon eines Gemordeteten vor Ihrer Seele, wollen Sie eine zweite Blutschuld auf die erste häufen? Und mir, mir wagen Sie die unselige Wissenschaft, noch mehr die thätige Theilnahme zuzumuthen! Gustav! Wie tief, wie tief sind wir gesunken!"

Der Graf riß sich gewaltsam aus ihren Armen, indem er rief: „Wohl! Sie wollen lieber, daß ich sterbe! Es sei; Sie sollen mich nie wiedersehen!"

Er wollte fortstürzen, doch die umschlingenden Arme der armen gepeinigten Frau hielten ihn mit der ganzen Gewalt leidenschaftlichen Taumels zurück. Sie kettete sich an ihn, sie ließ sich von ihm eine Strecke weit schleppen, und erst als er zu bleiben versprach, ließ sie seinen umklammerten Arm los und fiel wie ohnmächtig auf den Teppich des Zimmers hin.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Erzählung diese Auftritte, die sich öfter wiederholten, hier näher auszuführen. Wir lassen den Schleier fallen über diese dunklen, mitternächtlichen Stunden, in denen das Verbrechen sich vorbereitet. Wir haben es einzig mit der geschehenen That und ihren Folgen zu thun, und Schloß Wenzislawa, wie es hier in der Einleitung unsrer Erzählung sich darstellt, verschwindet vor unseren Blicken, und wir betreten diese alterthümlichen Räume wieder, nachdem ein Zeitraum von nahe an zwanzig Jahren vorübergegangen. Die Verhältnisse und die Personen haben sich geändert. Nach dem Tode der verwittweten Gräfin kam das Schloß an den Grafen Harrwach als dem Gemahl der Fürstin. Die Vermählung wurde in der Stille gefeiert, unmittelbar nach jenem Todesfalle. Doch sollte die Fürstin nicht lange im Genuß ihrer Glücksgüter und der neuen, gesicherten Existenz bleiben; in dem zweiten Wochenbette starb sie und Schloß Wenzislawa wurde verödet. Der Wittwer zog es vor, anstatt in den düsteren Mauern ein einsames, von allen Genüssen abgeschlossenes Leben zu führen, in die Kaiserstadt zu ziehen, und sich dort den Zerstreuungen und Vergnügungen hinzugeben, die sein Reichthum und sein Rang ihm in großer Menge zuführten. Seinen Sohn, den einzigen, der ihm aus seiner kurzdauernden Ehe geschenkt worden, nahm er mit um ihn in einem militärischen Institute erziehen zu lassen. Der Knabe wuchs heran, und wurde ein kräftiger, edler und schöner Jüngling. Die stürmisch bewegte Zeit damals gönnte der Jugend Lorbeern. Der junge Graf Harrwach errang in kecken Waffenthaten Ruhm und Ehre, und je tiefer das Gestirn des Vaters sich neigte, desto glänzender stieg das des Sohnes empor. Die

ewig denkwürdigen Schlachten von 1812, 13 und 14 brachten unsern jungen Helden abwechselnd vom russischen Boden auf das deutsche und französische Gebiet, bis der Friede ihn ins Vaterland zurückführte. Hier wartete ein Ehebund seiner. Ein junges, reiches und liebenswürdiges Mädchen, schon lange durch zärtliche Bande mit ihm verknüpft, ward jetzt seine Gattin. Die Vermählung ward in Petersburg mit großem Glanze gefeiert, und unmittelbar nach Beendigung der Feste reisten die Vermählten nach Schloß Wenzislawa, um dort einige Sommermonate zuzubringen.

Wir treten jetzt in den Glanz der festlichen Räume, den die glückliche Liebe geweiht hat. Ein junges Paar, von den frischen Rosen eines durch Unschuld geheiligten, durch Schönheit erhellten Liebeskranzes geschmückt, wandelt in die düstre Burg alterthümlichen Grauns und noch nicht verschwundener Schrecken. Die Gemächer, die geschmückt und durch neue helle Farben erheitert waren, bildeten einen seltsamen Kontrast gegen jene, die in ihrem finstern unheimlichen Zustande geblieben waren. Besonders ruhte der Flügel, den die verwittwete Gräfin bewohnt hatte, einsam und verschlossen, und die dahin führenden Gallerien und Korridore hallten nur von dem Schritte eines flüchtigen Dieners wieder, wenn sich zufällig einer dahin verirrt hatte. Der Aberglaube des Volkes, immerdar thätig, wo es gilt alte Schlösser mit unheimlichen Bewohnern zu bevölkern, behauptete, daß es auf jenem Flügel spuke. Man wollte dort wehklagende Gestalten gesehen haben, die sich bei jeder Annäherung im Dunkeln der langen Gänge verloren. Gewiß ists, daß die neuen Ankömmlinge wenig Lust bezeigten sich jene dumpfen mit Moderhauch gefüllten Ruinen aufschließen zu lassen. Der alte Graf, der es für seine Pflicht hielt das junge Paar nach Schloß Wenzislawa zu begleiten, hatte voraus verkündet, daß er nur wenige Stunden dort bleiben würde, weil, wie er behauptet, das alte öde Haus mit seinen kolossalen Dimensionen und unmodischem Zierrath ihm verhaßt sei. Bei der Ankunft des Grafen ging jedoch eine seltsame Veränderung mit ihm vor. Es war als wenn ein Zauber ihn festgehalten hätte, er blieb nicht allein auf Bitten seiner Kinder den einen Tag, sondern eine Woche verging und man hörte ihn nicht von der Abreise sprechen. Zuletzt ließ er sich jene Gemächer aufschließen, die er vor zwanzig Jahren zurück bewohnt hatte, und hier — zur Verwunderung aller Hausgenossen — richtete er sich häuslich ein. Auf die Frage ob er hier zu bleiben gedenke, erwiederte er in einem sonderbaren, gereizten Tone: „Und wo gehörte ich hin, wenn nicht hierher? Ich will hier leben und sterben!" Dieser Entschluß kam so plötzlich und war so auffallend, gänzlich der früher geäußerten Sinnesweise entgegen, daß alle darin die Vorboten einer veränderten Gemüthsstimmung des alternden Mannes erkannten. Und in der That, man konnte bemerken, daß er tiefsinnig und schwermüthig wurde, daß er Augenblicke hatte, wo sichtlich ein dunkler Geist sich seiner bemächtigte und mit eisernem Drucke das stolze Haupt niederdrückte, das bis jetzt so leichtsinnig und spottend in das bunte bewegte Leben geschaut hatte.

(Fortsetzung folgt.)

„Ein alter Schleswig-Holsteiner."

Ein Correspondent der „Weser-Ztg." berichtet in sehr humoristischer Weise über das Festmahl des Zollparlaments zu Kiel:

„Wo das brennende Herz mit dem logischen Zusammenhange der Rede sich brouillirt, wo die Geschäftsordnung nicht stricte vorschreibt, daß immer nur ein Redner oder höchstens zwei zusammensprechen sollen, wo die Bravos, die Ahas und Ohos die lauteste Stimme der parlamentarischen Größen übertönen, die Hochs um so lauter schallen und bei der neuen Rede um so heftiger noch nachschallen, als man nicht immer genau weiß, wem das Hoch des letztes Toastes galt: da hat der Reporter einen schwierigen Stand. Im Anfange ging es noch leidlich. Vice-Admiral Jachmann forderte auf, auf das Wohl des Schirmherrn des norddeutschen Bundes, des Präsidenten des Zollvereins, des obersten Befehlshabers der Flotte zu trinken. Er erwähnte auch die verbündeten Regierungen, aber daß sie zu kurz kamen, wurde von den aufgeregten Gemüthern von der andern Seite des Mains wohl bemerkt. Graf Solms-Laubach, als Landratte, wie er sich ausdrückte, ließ die deutsche Flotte leben, die nicht eine blos norddeutsche wäre, denn sie käme ganz Deutschland zu Gute. Oho! Der Rector Magnificus der Kieler Universität klirrt mit seinem Glase, um sich zum Wort zu melden. „Es wird einem alten Schleswig-Holsteiner gestattet sein . . ." Weiter kam er nicht, denn gleichzeitig sprach Professor Sepp aus München, und er hatte das Glück, in seiner Umgebung den Lärm niederzuschlagen, was dem Rector Magnificus mit seiner dünnen Stimme, die noch durch einen steifen weit aus der weiten Kravatte hervorragenden Hemdenkragen geschwächt wurde, nicht gelang. Der bayerische Professor sprach von dem Obersten v. d. Tann, von dem Hammer, unter den die deutsche Flotte gekommen, wir

Bayern haben keine Sondergelüste, Baseler Frieden, Bruderhand, wir können Preußen nicht entbehren, wir Bayern werden ihm nicht bloß gegen Frankreich sondern auch gegen Rußland helfen, nicht blos im Norden gibt es tüchtigen Matrosenschlag, bei Lissa haben Deutsche gesiegt, (Aha!) wir stehen zu Ihnen, aber stehen Sie auch zu uns, Allianz zwischen Preußen und Oesterreich, Krieg muß kommen, (Oho!), glorreicher Sieg, Jachmann hoch! Stürmisches Hoch folgte. Rector Magnificus. „Es wird einem alten Schleswig-Holsteiner ....“ Präsident Dechend hat inzwischen das Wort. Er läßt auf das „Gedeihen und Blüthe“ des Bundesrathes, des Parlaments und des Zollvereins anstoßen. Rector Magnificus: „Es wird einem alten Schleswig ....“ Hoch! hoch! nämlich das Comite der vereinigten Eisenbahnen, das mittlerweile von Waldeck in langer Rede gefeiert ist. Hessischer Bevollmächtigter Hofmann: „Wir Männer zanken uns (Bamberger'scher Antrag), es leben die Frauen. Hoch! hoch!“ Aus andern Regionen der Tafel schallt es gleich stürmisch: Hoch! denn eben hat gleichzeitig Professor Edel aus Würzburg diejenigen Redner leben lassen, die den Muth des Schweigens heute haben. Rector Magnificus: „Es wird einem alten ...“ Ruhe, Ruhe! Wer spricht? Prof. Hänel schüttet seinen deutschen Enthusiasmus aus. Hurrah hoch! Wen läßt er denn leben? Das Parlament? Nein. Bismarck? Bewahre, er läßt die deutschen Stämme leben. Rector Manificus: „Es wird einem ...“ „Aber meine Herren“, ruft der auf einen Stuhl gesprungene Graf Stolberg-Wernigerode aus, „so lassen Sie doch meinen politischen Antipoden Lasker auch zu Worte kommen.“ Lasker will sprechen. Die Capelle des Stabshautboisten der Stammdivision der Flotte der Ostsee spielt „Hab ich Dich nur allein“, Lied von Gumbert. Musik stille; Lasker verherrlicht Molke. Rector Magnificus: „Es wird ...“ Bravo! Bravo! Es gilt dem württembergischen Minister von Linden, der sich freut, daß heute zum ersten Male die leidige Competenzfrage nicht auf das Tapet kommt. Gelächter. Graf Stolberg-Wernigerode, wieder auf dem Stuhle: Vincke-Olbendorf hat das Wort! Vincke macht vergebliche Versuche. Er verzichtet auf das Wort. Steinmetz übertönt mit mächtiger Stimme den Lärm: Die Ehre des norddeutschen Bundes for ever! Rector Magnificus: „Es ..“ Die Musik spielt Chor der Zigeuner aus „Troubadour.“ Völk erzwingt sich wieder Aufmerksamkeit. Der Taumel der Begeisterung erreicht seinen Höhepunkt, denn Völk verspricht, mit seinen Brüdern aus dem Süden als Missionär für die deutsche Sache zurückzukehren. Linden spricht schon wieder: Steinmetz ist ein Mars, aber auch Mars hat die Liebe gekannt. Er citirt aus Arndt: Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn! Schiller, Schiller, ruft die Versammlung. Rector Magnificus: „Es ..“ Badischer Bevollmächtigter Kilian: Es lebe Bismarck! Scheel-Plessen: (Redner ist von der Journalistentribüne unverständlich.) Unruh-Bomst macht Verse. Bei jedem Reime ruft das hohe Haus: Ha! Ha! Capitän zur See Held: Die Gäste aus dem Süden sollen leben! Rector Magnificus, der während der ganzen Mahlzeit gestanden hat, mit dem Glase in der Hand und dem Toaste im Herzen, setzt sich und verzichtet auf das Wort.“

Mannichfaltiges.

(Zu beachten.) In Rhodt wurde vor Kurzem ein starker Mann bei der Arbeit in seinem Weinerg von einer Fliege, die „Leichengift“ bei sich hatte, gestochen. Ohne die schrecklichen Folgen zu kennen, arbeitete derselbe Freitag und Samstag noch fleißig fort, und zwar ohne große Schmerzen in Arm und Brust zu verspüren; Sonntag Mittag verlor er die Sprache und Abends 10 Uhr war er eine Leiche.

(Adelige Exklusivität.) Die „Neue Freie Presse“ schreibt: „Das Nonplusultra adeliger Exklusivität, welche sich noch über den Rand des Grabes hinaus erstreckt, ist wohl folgender aus Laibach vom 6. Mai berichtete Vorfall. Im verflossenen Monat starb in einem Pfarrort Oberkrains die Frau eines Bauernhofbesitzers und wurde auf dem Friedhofe in nächster Nähe eines pensionirten Hauptmanns von adeliger Geburt zur Ruhe bestattet. Aber in dieser sollte sie wider Erwarten gestört werden. Man erzählt, daß ein Mitglied jener adeligen Familie die plebejische Grabesnachbarschaft unerträglich fand und es erwirkte, daß der bäuerliche Leichnam 18 Tage nach der Beerdigung in nächtlicher Stille ausgegraben und in etiquettenmäßiger Distanz wieder eingebettet ward. Die zum Grabe der Mutter gekommene Familie kniete vor einem leeren Grabe. Die Indignation der Verwandten und der Pfarrgemeinde überhaupt ist groß. Der Pfarrer beruft sich jedoch dem Vernehmen nach auf eine Anordnung der politischen Obrigkeit.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 45. Donnerstag den 4. Juni. 1868.

Altes Leid.

Am Wiesenquell bei dunklen Bäumen
Saß ich oftmals in Sommertagen,
Und hört' in meinen stillen Träumen
Die Wellen leise murmelnd klagen!

Ich sah die Wiesen sich bekleiden
Mit farbigbunten Blütenflocken,
Doch dünkte mir's wie altes Leiden
Zu duften aus den Blumenglocken.

Ich hört' die Vöglein munter singen,
Versteckt in grünen Laubesgittern;
Doch schien ein Schmerz hindurch zu klingen
Wie abendlich ein Blütenzittern.

Ich sah den Himmel sich entzünden
Wie purpurrothes Liebesbluten;
Doch wollt ein Zucken mir verkünden
Den Schmerz von diesen Rosengluten.

Ja, überall auf meinen Wegen,
Im Wald, im Feld und auf den Auen,
Trat mir ein tiefes Weh entgegen,
Umklang mich ein geheimes Grauen!

Und doch sucht in dem grünen Haine,
Umduftet von des Lenzes Kindern,
Mit sich verborgen ganz alleine,
Das Herz den alten Groll zu lindern!

Die Todtenhand.

Von A. v. Sternberg.

(Fortsetzung.)

Aber nicht er allein, auch die jungen Vermählten sollten die Macht der drohenden und finstern Kräfte verspüren, die in diese Räume gebannt war. Ein scheinbar zufälliges, leicht hingesprochenes Wort rüttelte zuerst an das Geheimniß, und lockerte seine Siegel. Der junge Graf war zum Besuch in der Nachbarschaft, die Gräfin, seiner Zurückkunft harrend, saß in ihrem Schlafgemach, und ließ sich von ihrer Kammerfrau die Haarflechten lösen. In der Stille der Nacht vernahmen beide Frauen ein leises Pochen, das von der Saalthür herzukommen schien. Die Kammerfrau ging hin um nachzusehen ob jemand Einlaß begehre, fand aber niemanden. Als sie von ihrem Gange zurückkehrte war sie bleich und bebte.

„Was ist dir Afanasja?" sagte die Gräfin.

„Ach, gnädige Frau, wir wohnen in einem verwünschten Schlosse. Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu."

„Hast du etwas erlebt?"

„Nein."

„So schweige. Du weißt, daß ich die Märchen nicht liebe, mit denen ihr euch in euren Spinnstuben tragt."

„Ein Märchen, gnädige Frau? Sie nennen das ein Märchen wenn jemand ein so schreckliches Zeichen an seinem Leibe hat? O Himmel, die Heiligen mögen mir gnädig sein, ich habe da vorlaut unsinniges Zeug geschwatzt."

Die Gräfin wurde aufmerksam, sie blickte die Frau schärfer an, die die Zeichen der äußersten Verwirrung und der Scham in ihrem Antlitz zeigte, und nach einer langen Pause, und mit sichtlicher Ueberwindung brachte sie die Frage hervor: „Von wem sprichst du?"

„O meine Herrin, weiß wohl die Zunge der Thorheit andres als Thorheit zu schwatzen? Ich bitte Eure Gnaden, lassen Sie ungesagt sein was ich da gesagt habe."

„Rede! ich will es; von wem sprichst du?"

Die Kammerfrau flüsterte jetzt: „Der alte Georg, der Kastellan, hat mir erzählt, oder nein, der nicht, der spricht ja nie ein Wort, sondern Petrow will es von dem alten Georg gehört haben, daß hier im Schloß vor langen, undenklichen Jahren eine grausenvolle Mordthat geschehen sein soll, und daß seitdem jeder Bewohner des Schlosses, das heißt die Männer allein, die Frauen bleiben verschont, die Abzeichen an seinem Leibe tragen muß. Der alte Graf soll auf der linken Schulter ein großes, feuerrothes Maal haben, und der junge Graf —"

„Still, ich höre Schritte im Gange —"

„Ah, es ist der gnädige Herr selbst —"

„So kannst du gehen."

Die junge Gräfin wußte sehr wohl, worauf sich die Anspielungen ihrer geschwätzigen Kammerfrau bezogen, es war dasselbe fatale

Räthsel, dessen oft versuchte Auflösung ihr schon manchen Kummer gemacht hatte. Sie war überzeugt, daß niemand anders um den geheimnißvollen Makel wußte, und nun hörte sie zu ihrem Schreck, daß er bereits ein Gegenstand der abergläubischen Untersuchung der Dienerschaft geworden. Es war nämlich die linke Hand des jungen Mannes, die der Himmel weiß, welch ein Zeichen an sich trug oder auf welche irgend wundersame Weise verunstaltet war, kurz diese Hand wurde nie ihres Handschuhs entledigt, der sie Tag und Nacht bedeckte. Es kann unter hundert Fällen dies ein Umstand sein, der sehr wenig Bedeutung hat, gewöhnt sich doch das Auge an manchen Makel, der anfangs es empfindlich beleidigt, so an einen fehlenden Arm, an ein fehlendes Bein, wie viel leichter könnte es sich demnach bei einem gesunden, schönen und kräftigen jungen Mann daran gewöhnen, daß die eine Hand stets bekleidet erscheint; allein wenn die Phantasie sich einmal hineinmischt, wenn die Neugier einer jungen Frau es sich zur Aufgabe gemacht hat hinter ein Geheimniß zu gelangen, das vielleicht gar keins ist; dann erhält gerade ein solcher Makel, der sich täglich dem Blicke zeigt, bei aller seiner scheinbaren Geringfügigkeit eine wichtige Bedeutung. Natalie, dies war der Name der jungen Frau, fühlte, daß das Glück ihrer Ehe davon abhinge zu erfahren, warum der Handschuh von der linken Hand nie weiche. Jetzt da eben die Schwätzerin das Zimmer verlassen hatte, da die Phantasie der Zurückbleibenden noch voll schreckhafter Bilder war, jetzt heftete sie die Blicke auf jene mysteriöse Hand und es schien ihr, als wenn unter den Falten des feinen weißen Handschuhes etwas wie eine Metallfeder sich bewegte, als wäre unter der Hülle eine künstliche eiserne Hand befindlich, und sie schrie auf, indem sie lebhaft vor den Liebkosungen ihres Mannes zurückwich: „Um Gotteswillen, Adolf, sag, hast du etwa eine eiserne Hand?" — „Liebes Herz, erwiederte er lachend, nicht eine Hand von Eisen, nein eine Teufelskralle habe ich — willst du sie sehen?" — „O, scherz nicht. Ja ich will sie sehen!" Der Graf nestelte einen Augenblick an den Knöpfen des Handschuhes, dann plötzlich hielt er inne und sagte, indem eine leichte Röthe seine Stirn und Wange färbte: „Nein, ich thu's nicht; ich bin zu eitel, auch will ich dein Auge mit dem Anblick von etwas Häßlichem verschonen, denn meine Hand ist häßlich." — Sie hing sich an seinen Hals und versuchte halb scherzend, halb leidenschaftlich die Knöpfe des Handschuhes selbst zu lösen. „Laß das!" rief er. „Nein! entgegnete sie eigensinnig. Ich muß nun einmal diese Thorheit zu nichte machen. Wie? Du sagst deine Hand sei durch eine Narbe, die du im Krieg erhalten, verunziert; kann aber eine Narbe jemals einen Mann, und noch dazu einen Krieger verunzieren? Erlaube mir, daß ich also deinen Worten keinen Glauben beimesse; es muß etwas anderes sein — ja, ja etwas ganz anderes! Laß mich sehen! Siehst du, der einfältige Handschuh weicht schon!"

Er drängte sie mit Ernst von sich zurück und rief noch immer scherzend: „Madame, Sie werden zudringlich! Geh zu Bette, mein Engel! Träume daß ich eine Teufelskralle habe und daß ich in der Nacht dich damit erwürge." Sie wich vor ihm zurück, verhüllte ihr Antlitz und rief mit erstickter Stimme: „Es ist entsetzlich! Wie kann man mit der Ruhe und dem Frieden einer armen Frau spielen!" Er schlang seinen Arm um ihren Leib, bog ihren abgewendeten Kopf zu sich herüber und raubte ihr einen Kuß. Der zweite wurde schon freiwillig gegeben und der Friede war geschlossen. Die Hand mit dem Handschuh durfte auf der schönsten Schulter ruhen. Plötzlich rief sie: „Ach! deine Hand ist so kalt, ich fühls durch den Handschuh durch, nimm sie fort von meiner Schulter! Es ist als wenn die Hand eines Todten auf mir läge! — „Du bist ein Kind!" sagte er und zog die Hand weg, aber sein Gesicht wurde dabei bleich wie der Tod.

Es war nur eine kurze Zeitfrist vergangen und die melancholische und brütende Gemüthsstimmung des alten Grafen war in entschiedene Krankheit, die ihn ans Bett fesselte, übergegangen. Der Tag der Abreise der Familie war schon bestimmt gewesen, jetzt wurde der Aufenthalt auf Schloß Wenzislawa aufs ungewisse hinaus verlängert. Das Fieber nahm einen bösartigen Charakter an, und dem Kranken mußte eine aufmerksame Pflege gewidmet werden. Der ausdrückliche Wille des Leidenden bestimmte den alten Kastellan Georg zu seinem Krankenwärter. In den Nächten, wo das Fieber am ärgsten wüthete, saß der Greis auch unausgesetzt am Siechenbette und litt es nicht, daß irgend Jemand anders sich demselben nahte, selbst der Sohn und die Tochter durften dies nicht. Eines Tages, als Georg in die oberen Gemächer kam, um eine Medikamentflasche zu holen, hielt ihn die Gräfin an und fragte ihn nach mancherlei. Sie wünschte ihn gerne sprechen zu machen und zuletzt brachte sie eine gefüllte Börse hervor, indem sie rief: „Dies ist Dein, Alter, wenn Du mir treulich berichtest, welcher Art Geheimniß und Wunderlichkeit hier im Schlosse waltet. Vertrauen kannst Du mir schenken, ich werde nichts weiter erzählen."

Der Alte schüttelte das Haupt und murmelte vor sich hin: „Ein Weib, und nichts weiter erzählen!" Dann sagte er laut: „Vergebt, gnädige Frau. Was alte Leute von der Welt und der

Welt Lauf wissen, das müssen sie, wenn es keinem nutzt es zu erfahren, mit in das Grab nehmen. Was ich weiß, ist von der Art, daß es nie über meine Lippen gehen wird; seid darum versichert, daß Ihr nie von mir etwas erfahrt."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hinrichtung in Wien.

In Wien wurde am Samstag der Raubmörder Ratkay gehenkt. Derselbe war in das Zimmer seiner Wirthsfrau, bei der er erst wenige Tage wohnte, in früher Morgenstunde gedrungen, hatte dieselbe, welche noch schlafend im Bette lag, mit einem Hobel erschlagen und dann aus Kisten und Kasten Geld und Werthgegenstände mitgenommen. Ratkay war schon vor dieser Unthat auf den Weg des Verbrechens gewandelt; während seiner Haft hatte er sich grobe Widersetzlichkeiten zu Schulden kommen lassen und einen Aufseher sowie einen Mitgefangenen am Leben bedroht. Es sprachen keine Milderungsgründe für den zum Tod Verurtheilten, und der Kaiser bestätigte kürzlich das Urtheil. Da der gegenwärtige Justizminister sich als Abgeordneter mit der denkbarsten Entschiedenheit gegen die Todesstrafe erklärt hatte, war erwartet worden, den Wienern würde das traurige Schauspiel einer Hinrichtung erspart bleiben. Der Kaiser ließ jedoch der Justiz ihren Lauf, und es leuchtet ein, wenn angegeben wird, daß der Minister eine Sache der kaiserlichen Gnade nicht wohl zur Kabinetsfrage machen konnte. Ueber die letzten Lebensstunden und den Akt der Hinrichtung bringen Wiener Blätter spaltenlange Berichte. Von dem Berichte, welchen die „N. Fr. Pr." unter'm 30. Mai gibt, bildet Folgendes nur einen kleinen Auszug. Das genannte Blatt schreibt: Die letzten Stunden vor seiner Hinrichtung, d. i. von der Stunde, wo ihm die Urtheilsvollstreckung bekannt gegeben worden, bis zu dem letzten Momente seines Lebens, hat sich Ratkay sehr bußfertig gezeigt und beschäftigte sich ausschließlich mit einer reumüthigen Verabschiedung von der Welt. Im Laufe des gestrigen Tages erbat er sich, von zweien seiner ehemaligen Freunde und zwei Landsleuten, zwei Soldaten, von seiner Geliebten und von zweien seiner ehemaligen Zellengenossen Abschied zu nehmen. Diese Bitte wurde ihm denn gewährt; er empfing die Gäste unter Thränen, bat sie um Verzeihung, bot ihnen Sträußchen, die er selbst gebunden hatte, an und sagte: „Ja, ich sehe es ein, ich habe es verdient." Sobald die Gäste sich entfernt hatten, brach er vollends zusammen und blieb durch einige Zeit bewußtlos. Nachdem er sich wieder erholt hatte, wurde er in den Hofraum geführt, wo er eine Weile spazieren ging, eine Cigarre anbrannte und rauchte. Nach ungefähr einer Stunde kam er in die Zelle zurück und sank erschöpft nieder. Seine tiefe Erschütterung hatte einer ruhigen Ergebung in sein Schicksal Platz gemacht. Häufig las er in einem Erbauungsbuche und pflog Unterredung mit dem Seelsorger. Gestern beschäftigte er sich viel mit Binden frischer Blumen zu Kränzen und Bouquets. Gestern Abends, am Vorabende vor dem letzten Gange zum Richtplatze, nahm Ratkay noch ein Nachtmahl und blieb schweigsam bis 1 Uhr nach Mitternacht wach. Schlag 5 Uhr Morgens wurde er in die Hauskapelle geholt, wo der Hausseelsorger eine stille Messe las, der er andächtig unter vielen Seufzern anwohnte. Nach der Messe empfing er die heilige Kommunion und verharrte dann einige Zeit im stillen Gebete. Er wurde in die Zelle zurückgeführt, wo ihm ein Frühstück, eine Schale schwarzen Kaffee's und ein Glas Slibovitz, gereicht wurde. Das Frühstück nahm er zum Theile zu sich. 3/4 7 Uhr trat der Hausseelsorger in die Zelle des Delinquenten und sprach ihm tröstend zu, bis der Kerkermeister Zemlitzka mit der Meldung eintrat, daß es Zeit sei. Der Aufseher Steininger trat heran, um dem Delinquenten die Hände zu fesseln, worüber Ratkay zusammenschrak. Der Hausseelsorger trat ermahnend heran und sagte: „Liebes Kind, Sie haben mir versprochen, Alles geduldig zu tragen, was man noch über Sie verhängen sollte. Halten Sie also Ihr Versprechen." Ratkay hielt geduldig seine Hände hin und ließ sich fesseln. Der Seelsorger gab ihm das Bild des Gekreuzigten sammt einem Blumenstrauß in die Hände. Schlag 7 Uhr trat Ratkay, von dem Seelsorger unter dem Arme geführt, an den Wagen heran, grüßte die Umstehenden und mußte in den Wagen gehoben werden. Vom Landesgerichte bis zum Richtplatze war das Gedränge so groß, daß die Wagen oft minutenlang stockten. Unterwegs sprach Ratkay gar nichts, hörte geduldig auf die Zusprüche des Priesters, küßte wiederholt das in den Händen gehaltene Kreuz; außerhalb des Linienschrankens wurde er von einer Ohnmacht befallen, und der Priester labte ihn mit vorsorglich mitgenommenem Hirschhorngeist und Essigäther. Außerhalb der Linie war die Menge zu einem dichten, undurchdringlichen Knäuel angewachsen: Staubwolken wirbelten hoch auf. Es ertönten Rufe: „Lebe wohl!" und nur mit Mühe langte die Kommission um 8 Uhr auf dem Richtplatze an. Die Gerichtskommission

übergab den aus dem Wagen vom Seelsorger und Aufseher gehobenen Delinquenten dem Scharfrichter. Gestützt von zwei Aufsehern, sank der Delinquent vor dem Priester in die Knie und erhielt die Absolution und den priesterlichen Segen. Der Priester hob ihn auf, umarmte ihn, gab ihm auf beide Wangen den Friedenskuß, machte ihm auf Stirne, Mund und Brust das Zeichen des heiligen Kreuzes. Der Aufseher Steininger entfesselte den Delinquenten; die Knechte des Scharfrichters zogen ihm den Rock aus, legten seine Hände übereinander, banden sie mit einer Rebschnur zusammen, zogen mit einem Stricke, der nach rückwärts zusammenlief und in der Nähe des Schulterblattes angebracht war, die Oberarme zusammen, die Verlängerung dieses Strickes wurde zwischen den Beinen durchgezogen und mit dem Bande an der Hand vereinigt. Der Delinquent trat einen Schritt zurück und wurde mittelst eines eingreifenden Strickes an einem in einem Rade befindlichen Seile befestigt. Die Knechte drehten das Rad, der Scharfrichter bestieg den Schemel, legte dem in die Höhe gezogenen Delinquenten die Schlinge um den Hals, befestigte dieselbe an dem rückwärts des Galgens angebrachten Haken, hob leicht den Unterkiefer des Delinquenten in die Höhe, und Ratkay war todt. Die ganze Operation war das Werk einer Minute. Ratkay hatte nichts mehr empfunden, als die Exekution vollzogen wurde, denn er war bewußtlos. Doch die Menge johlte und johlte beim Anfahren des Delinquenten, als er aus dem Wagen gehoben wurde und als das Urtheil an ihm vollstreckt war, in wahrhaft empörender Weise. Der Gerichtete blieb bis 6 Uhr Abends auf dem Galgen, dann wurde er im Beisein der Gerichtskommission abgenommen, in einen von dem Arimathäa-Vereine gespendeten Sarg gelegt und zur Ruhe bestattet. Georg Ratkay hatte gestern Abends sein Testament gemacht und zu Erben seines aus 300 fl. bestehenden Vermögens seine Mutter und seinen Bruder eingesetzt.

Mannichfaltiges.

(Eine Rabenmutter.) Aus Neusalz a. O., 14. Mai, wird der „N. Pr. Ztg." geschrieben: Am gestrigen Tage wurde hier im Johanniterkrankenhause ein kleines verwachsenes Mädchen eingeliefert. In dem Nachbardorfe Heinzendorf fiel es seit längerer Zeit bei einem reichen Bauer der Magd auf, daß die Hausfrau nach der Essenszeit mit einem kleinen Theil davon ging. Einmal allein, spürte sie dem Gange nach, kam an ein Gewölbe und suchte sich den Eingang zu verschaffen, was ihr auch gelang. Zu ihrem Schreck fand sie hier eine Kiste, aus der ihr krähenähnliche Töne entgegenkamen. In dieser Kiste befand sich das obenerwähnte verwachsene Wesen. Es ist ein Mädchen, das mit dem dritten Jahre verschwand und nun seit 19 Jahren in die Vergessenheit gekommen ist. Wie das möglich ist, muß die bevorstehende Untersuchung ergeben. Die Mutter ist die Stiefmutter und muß im Einverständniß mit dem Vater gehandelt haben.

(Eine Lutherreliquie.) Viele der näheren und ferneren Umwohner des prachtvollen in seinen wesentlichen Gebäudetheilen trefflich erhaltenen Benediktinerstifts Ottobeuren wird es unbekannt sein, daß die dortige Pfarrgemeinde unter dem überreichen Schatze an Ornaten, der ihr Eigenthum ist, auch ein Meßgewand des Dr. Luther in Verwahr hat. Nach der uns über die Herkunft dieses denkwürdigen Rücklasses gegebenen Erzählung soll Luther, als er im Jahre 1510, schon damals entrüstet über die Versunkenheit des römischen Klerus jedoch noch fest an der alten Kirche hängend, von Rom nach Deutschland zurückkehrte, dieses Meßgewand mit sich gebracht, und in demselben in dem schon damals hochberühmten Benediktinerstifte die Messe zelebrirt haben. Mit der Absicht wiederzukehren, ließ er das Meßkleid bei seiner Weiterreise nach Augsburg zurück. Nach einer andern Erzählung hatte der damalige Prälat späteren Proklamationen Luthers auf sein Eigenthum kein Gehör gegeben. Das merkwürdige Kleidungsstück ist unzweifelhaft von hohem Alter, vollkommen gut erhalten und von reicher Gold-Brocatstickerei auf dunkelgrünem Sammetgrunde.

(Rascher Geschäftsgang.) In Kalifornien geht Alles rasch. Kürzlich war auf dem Wege nach San Juan Nevada der Postwagen um 5 Uhr Früh um 3000 Dollars beraubt; um 7 Uhr ward eine Belohnung auf die Entdeckung der Thäter gesetzt; um 12 Uhr waren dieselben ermittelt; um 2 Uhr Nachmittags war das ganze Geld zur Stelle geschafft; um 5 Uhr wurden die Räuber erschossen und um 6 Uhr wurden sie begraben.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 46. Sonntag den 7. Juni. 1868.

Gruß an den Wind.

An Hulda.

(Aus den „Liedern aus dem Jugendsturm.“)

Die Luft ist jetzt so lau und lind,
Durch's dunkle Laub haucht leis der Wind;
Ich lagre hier und denke Dein:
O könnt' ich Dir zur Seite sein!

Sag' an, du Wind, du kühler Wind!
Willst Botschaft bringen, wie gesinnt
Der treue Minnesänger ist,
Der ihrer nimmermehr vergißt? —

O Wind, willst du mein Bote sein? —
Umfächle Sie recht sanft und fein;
O künd' ihr, wie's zu ihr mich zieht,
Und säusle ihr mein Sehnsuchtslied.

Und wenn Sie traurig um mich zagt,
Und ob ich ihr getreu, dich fragt:
So hauch' Sie an mit diesem Kuß,
Und künde: Dieß ist Ottmars Gruß.

Julius Kuttor.

Die Todtenhand.

Von A. v. Sternberg.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Alte hatte in seinem verknöcherten Antlitz so deutlich die Furchen und Züge eisernen Sinnes, daß als er seine kleinen, grauen, durchbohrenden Augen auf die arme junge Frau richtete, dieser der Muth sofort schwand, weitere Versuche mit dem Graukopf anzustellen. Er entfernte sich mit seiner Mixtur und lange noch im Gange hörte sie ihn murren und zanken. Aber ihre Neugier, einmal fieberhaft wach gewesen, ließ sie nicht ruhen. Sie warf einen dunkelfarbigen Mantel um und schlich dem Alten nach durch die hallenden, düstern Gänge. Wenn er seinen Gang aufhielt oder zufällig seitwärts schaute, drückte sie sich an die Wand hin, oder verbarg sich in eine Nische. So gelangte sie unbemerkt ins Krankengemach, wo noch keine Lampe angezündet war. Hier stellte sie sich hinter einen weit vorspringenden hohen alterthümlichen Schrank. Sie fühlte das Unrecht, das sie that, ihre Wangen glühten vor Scham und Furcht, aber unter der Zwangherrschaft ihrer Leidenschaft seufzend, fand sie nicht Zeit über das Unerlaubte und zugleich Gefährliche ihres Wagnisses nachzudenken. Mit vorgebeugtem Körper, die langen blonden Locken aufgelöst, das Auge starr in die Finsterniß gerichtet, so lehnte sie lauschend vor und klammerte sich an eine der schwarzbraunen gewundenen Säulen des Schrankes; ihre Seele war ganz Schrecken und Aufruhr, als sie folgendes kurzes Gespräch vernahm. „Ich sage Dir, Georg, alter Bösewicht, Du sollst Licht anzünden, und zwar heute fünfzig, hundert — tausend Lichter! Hörst Du!“ — „Ich höre, Herr. Aber ich fürchte, beim heiligen Gregor, daß die große Helligkeit die Aufmerksamkeit der Schwätzer und Neugierigen auf unser Zimmer lenken wird!“ — „Schurke, Du willst also lieber, daß sie im Dunkeln, wie in voriger Nacht, zu meinem Bette schleicht? Daß ich die leeren Augenhöhlen dicht über mir mich anstarren sehe, daß ich etwas tasten und rupfen fühle an meinem Betttuch und daß sie — o ich werde wahnsinnig, wenn es noch einmal geschieht!“ — „Herr, es wird nicht geschehen! Wenn wir aber die vielen Lichter anzünden, glaubt Ihr denn, daß sie wegbleibt?“ — „Ja, ja, ich hoffe es. Der große Glanz wird die todte Frau zurückhalten. Sie kann sich nicht sehen lassen in ihrem schmutzigen Atlasrocke, an dem die Würmer hängen. Ich sage Dir, ein Weib ist immerdar putzsüchtig und eitel, selbst wenn sie schon im Grabe gelegen. Sie wird nicht kommen, wenn es hell ist, denn sie sieht gar zu scheußlich aus! Hu!“ — Er wand sich im Bette und stöhnte laut. „Ihr solltet dieses Schloß verlassen, Herr, das heißt wenn Ihr gesund seid!“ hub Georg wieder an. „Alter Narr! meinst Du, daß ich mit gutem Willen auch nur eine Nacht hier geblieben, wenn ich wegzueilen geburft hätte. Aber als alles schon bereit war zu meiner Abreise, als der Wagen schon vorgefahren war, wer meinst Du stand in der Hausthür und winkte mir zurück? Wer? Die todte Frau mit ihrem Kinde

auf dem Arm. Dort auf dem Portal stand sie, Du kannst die Säule hier aus dem Fenster sehen, wenn Du Dich etwas weit vorbeugst, es ist die dritte von links an gezählt, an dieser Säule lehnte sie. Mir wurde schlimm; ich taumelte zurück und die Umstehenden riefen: dem Herrn ist nicht wohl, er kann nicht fahren. So blieb ich denn und so oft ich auch später wieder Versuche machte zu entkommen, immer und immer kam das gräßliche Bild aus Nacht und Verwesung heraus, mich mit weitvorgehaltener Hand zurückzudonnern. O dieses Teufelsschloß!"

„Scheltet nicht, Herr, betet lieber!" — „Mein Weib betet im Himmel für mich; wenigstens versprach sie es auf ihrem Todtenbette, aber entweder nutzt ihr Bitten nichts oder — sie ist nicht in den Himmel gekommen!" — „Ja, Herr, sie ist. Wißt Ihr nicht wie sie es Euch immer widerrieth? Noch bis auf den letzten Augenblick Gott und die Heiligen in Euer Gewissen führte, Eure Hand selbst noch zurückhielt, als Ihr sie ausstrecktet das Thürschloß zu fassen und die Kammer zu öffnen? Die arme Frau, aber was sollte sie thun gegen zwei Männer, die einmal zu der That entschlossen waren?" — „Die arme Frau? O sie hat auch ihren Theil hübsch unaufgefordert gethan, sie war es die — als der Sargdeckel — doch horch, war es nicht als knisterte es dort hinter dem Schranke? Steh auf und sieh nach!" — „Herr, es ist nichts. Wir sind allein! Wie sollte denn Jemand da sein? Ich bitte Euch, wie ginge denn das an?" „Nun denn, sie war es die, als die Hand des Kindes noch aus dem Sarge heraushing, mich darauf aufmerksam machte damit ich nicht den Deckel zuhämmern sollte, bevor die Hand hinein wäre, und sie nahm die Hand und schob sie hinein. Ich sage Dir, die kleine blaue Todtenhand des Kindes und schob sie schaudernd in den Sarg! Wahrlich ich, hätte das nicht gekonnt. Und sie in dem Zustande, in welchem sie sich befand. Ich rief sie an und faßte sie am Arm und sagte leise: Emilie, das kann üble Folgen haben für mein, für unser Kind! Sie wurde bleich, taumelte, hielt sich an der Ecke des Marmortisches am Spiegel, aber es war einmal geschehen. So kam denn mein armer Junge mit einer Todtenhand zur Welt; mit einer Hand, die er Niemanden, selbst seinem Weibe nicht zu zeigen wagt, weil das grausame Geständniß der That seiner Eltern auf dieser Hand geschrieben steht. Es ist eine kalte, blau gefärbte Todtenhand, die an seinem blühenden Leibe befestigt ist, wie ein häßlich Gewürm an das der jungen Rose. O diese Hand ragt aus dem Grabe empor und hascht nach einem Opfer, das sie fassen mag." — „So sagt Ihr immer; aber es wird nichts Schlimmes geschehen. Die Heiligen werden alles zum Guten lenken. Habt Ihr nicht Messen lesen lassen und auf den Altar eines Gnadenortes in Deutschland eine wächserne Hand niedergelegt, gezeichnet mit dem segenbringenden Wundermal des Herrn?" — „Wird dadurch meinem Kinde das schändende Zeichen genommen?" — „Nein, Herr, das Zeichen bleibt, aber die Gnade wird sich auch zu ihrer Zeit einstellen. Das Zeichen muß bleiben, denn heißt es nicht: Ich will die Missethat strafen bis ..." — „Ach, siehst Du? bis ins tausendste Glied? Du willst mich trösten, alte Natter, und Du tödtest mich," — Georg sank auf's Knie, arbeitete sich mühsam bis zum Bette hin, ergriff die Hand des Kranken und rief: „Nicht zürnen, Herr! Der Spruch entschlüpfte ohne Wollen und Wissen meinem Munde. Wie könnte ich Euch tödten wollen? Ist Euer Tod nicht auch der meine? Die Menschenkinder, die damals lebten als wir jung waren, sind fast alle dahin; kaum daß ein paar Schulkameraden mir noch leben. Nein, Herr, wir gehören zusammen. Ich habe an Eurem Tische gesessen, Euer Brod gegessen, Euren Wein getrunken, Herr, wir gehören zusammen! Ein Richterspruch für uns beide!" — „Ein Richterspruch? Georg Du irrst. Was kann der Knecht gegen des Herrn Befehl? Und befahl ich Dir nicht in jener fürchterlichen Nacht . . ." — „O ich bitte Euch, schweigt." — „Nein, laß mich sprechen. Das Bekenntniß erleichtert die Brust. Laß mich jene Nacht noch einmal mit allen ihren Schrecken vor unser waches Seelenauge hinzaubern. Erinnere Dich, ich hieß Dich wach bleiben, Du wußtest nicht weßhalb. Um zwölf Uhr erblicktest Du mich aus dem Zimmer meiner Gemahlin hervortreten; Du sagtest ich habe gezittert, aber ich zitterte nicht; heftig wüthete Erbitterung und Wuth in meinem Herzen gegen den Mann, der mir das Erbe gestohlen, und gegen dieses Mannes Frau, die diesen Diebstahl vor der Welt rechtfertigte und heiligte. Als ich über die Schwelle des Zimmers hinaus war, blieb die Thür offen und heraustrat . . ." — „Die Fürstin, Eure Gemahlin, Herr; aber sie sah blaß wie der Tod aus." — „Wir gingen beide den Gang hinab. Ich winkte Dir auf den andern Flügel hinaus uns zu folgen. Du sagtest mir, die Wöchnerin schliefe und die Frauen hätten sich eben entfernt um ihrerseits ein Stündchen zu ruhen." — „Gewiß so wars; da drang ein dumpfes Seufzen aus der Kammer. Schnell! rieft Ihr! ehe es zu spät wird, und ich sah Euch, Herr, und Eure Gemahlin in dem Gemach der Kranken verschwinden. Eine kurze Weile darauf kam die Fürstin hervor, und rief das ganze Schloß zusammen; man schickte nach dem Arzte — zu spät, Mutter und Kind waren dahin. Krämpfe hieß es

hätten sie getödtet. Sie hatte ein todtes Kind zur Welt gebracht und diese Geburt hatte ihr selbst den Tod gegeben. Nun, sie war ihr Lebtag eine schwache Frau. Niemand zweifelte an dieser Aussage. Nur Ihr, Herr, und die Fürstin Eure Gemahlin waren bei dem Tode zugegen gewesen. „Es ist gut, Georg, du weißt dein Eulenlied trefflich auswendig. O Himmel! wo fand ich Muth die That zu vollbringen! Welch ein Entsetzen erfaßt mich wenn ich daran denke, wie ich mit der Schwachen rang, wie sie im Todeskrampf riesige Stärke erhielt, wie sie mich fortschleuderte und ihre hervorquellenden blutgefärbten Augen sich in meine innerste Seele bohrten und sie mir zurief: Mörder! schone wenigstens meines Kindes! Nimm mein Leben, rette das seine! O es war um das Erbarmen eines Tigers wach zu rufen. Ein Weib ist ein hülflos Geschöpf; aber doppelt hülflos und darum doppelt heilig in dem Moment wo sie Mutter werden soll! Der Wilde fühlt es, das Thier weiß das — und ich — meine Mörderhand zuckte nicht zurück! Zünde Licht an, Georg, zünde Licht an, denn ich glaube sie dort stehen zu sehen; dort in der Ecke am Schrank! Ich sehe eine Gestalt, die sich lang und langsam aus dem Dunkel erhebt. Sie ists!" — „Nein, Herr, sie ist es nicht. Aber ich gehe; bleibt ruhig. Ruft mit Eurem Aechzen nicht das Schloß wach, ich bitte Euch!" — „O, daß der Tod über mich käme, diese Stunde, diese Nacht noch, daß ich meiner Qual ledig wäre! Aber nein, nein! da stellt man einen Sarg neben den ihren, und da öffnet sich Nachts, wenn die Todten leben dürfen, ihre vermorschte Lade und die Hand des Kindes greift zu mir herüber — um in meinem Herzen zu wühlen! O Licht, Licht!" — Georg entfernte sich schnell und diesen Augenblick, wo die Thüre offen blieb, benutzte die Gräfin um diesem furchtbaren Gemach zu entschlüpfen. Sie langte wie von nachflatternden Grabeslarven verfolgt halb ohnmächtig in ihrem Zimmer an. Jetzt war das Räthsel gelöst, aber der Friede war zugleich aus ihrer Brust verscheucht. Sie unterlag die Nacht durch ebenfalls einer schmerzlichen und langwierigen Krankheit, die ihr Leben bedrohte. Als sie genas vernahm sie, daß unterdeß der alte Graf gestorben war. Georg hatte sich aus dem Schlosse verloren, man wußte nicht wohin. Der Graf reiste mit seiner Gemahlin ab, mit dem festen Entschluß nie wieder Schloß Wenzislawa zu betreten. Er hielt diesen Entschluß.

Zwanzig Jahre waren vergangen und die äußeren, sowie die häuslichen Verhältnisse des Grafen hatten sich sehr verändert. Die Hoffnungen, die dem Beginn des Lebensweges vorangeleuchtet, hatten sich nicht erfüllt; ein Sturm wühlte unter den Blüten dieses kräftigen und stolzen Baumes. Die Reichthümer, die sich der Vater mit räuberischer Hand erwarb, sollten dem Sohn keinen Segen bringen. Graf Harrwach gab sich in verdoppeltem Maße wie es sein Vater gethan, den wilden Genüssen der Hauptstadt hin, sein Vermögen schwand, seine Gesundheit wurde zu Grunde gerichtet, er wurde seiner Frau untreu, und sie ihm. Die frivole Existenz die sich im Wirbel einiger Zerstreuung und Genüsse umhertreibt, die jedes moralischen Haltes entbehrt, die sich der Welt verkauft und zuletzt von ihr weggeworfen und zertreten wird, dieser ohnmächtige Zustand zwischen Stolz und Schande fand recht eigentlich sein Abbild in ihm. Der Ehrgeiz dieser Unglücklichen treibt sie zu einem wahnsinnigen Wettlauf mit dem vom Glück Begünstigten. Der Graf setzte sein hohes Spiel nicht aus, als er inne ward, daß sein Vermögen zu Grunde gerichtet war, er verdoppelte seine Wagnisse und trügerische Gewinnste gaben ihm einen Theil des Verlorenen wieder, um es ihm später mit noch größerem Verluste wieder zu nehmen. Wir müßten das ganze Leben, Jahr für Jahr eines Verschwenders nach der Mode vor den Blicken des Lesers hier entrollen, wenn wir die stufenweise Entsittlichung und den immer tieferen Sturz des leichtsinnigen und zuletzt verbrecherischen Mannes schildern wollten. Denn selbst das Verbrechen scheute er nicht, als sein Elend eine gewisse Höhe erreicht hatte. Er wurde Falschspieler und als solcher das Opfer der Verfolgungswuth eines erbitterten Feindes, der ihn nicht schonte und im Angesicht der glänzenden Kreise der Gesellschaft seine Ehre und mit dieser seine Existenz öffentlich vernichtete. Der Gebrandmarkte entfloh und fand im Hause eines ehemaligen Dieners eine kümmerliche Zufluchtstätte. Hier überfiel ihn die Armuth und Verzweiflung, er wandte sich, um auf kurze Stunde, dem Anblick dieser Schrecknisse zu entfliehen, dem Laster in seiner niedrigsten Gestalt zu. In dem durch Trunk und Verzweiflung in gleicher Weise entsittlichten Gemüthszustande spielte diese Scene, die wir ihrer grellen Färbung wegen rasch dem Leser vorüber führen wollen und mit der unsere Erzählung schließt.

In dem kleinen dunklen Stübchen, das den beiden Eheleuten eingeräumt ist, und wo noch manches Möbel, mancher glänzende Flitterputz an die ehemaligen Tage des Glanzes erinnert, sitzt die Frau des Unglücklichen und wartet bis tief in die Nacht hinein seiner Zurückkunft, so wie wir sie einst auf Schloß Wenzislawa haben erwarten sehen. Aber welche Veränderung in der Person selbst und deren Umgebung. Damals eine junge Frau, im Schmuck der Schönheit, der unentweihten Jugend, jetzt zwar immer noch ein schöne Gestalt, aber gebeugt und entstellt durch ein üppiges und zugleich kummer-

volles Leben. Keine Kammerfrau hilft ihr die kleinen Angelegenheiten der Toilette ordnen, auch lauscht sie nicht freudig wie damals auf die sich nahenden Schritte, es erfüllte sie im Gegentheil Schrecken und Besorgniß da diese Zeichen sich künden, denn sie merkt, in Folge einer traurigen Erfahrung, in welchem unglückseligen Zustande sich der nach Hause Kommende befindet. Sie öffnet ihm die Thür und alles was sie zur Begrüßung über die Lippen bringen kann ist ein frostiges und zugleich furchtsames Willkommen. Er antwortete nicht, sondern wirft sich auf den Lehnstuhl, der am Bette steht, indem er sich das Haar aus der Stirne streichelt und mit unruhigen und wilden Blicken die Frau, die vor ihm steht, betrachtet. Als sie glücklich waren, nannten sie sich „Du"; jetzt ist das kalte und frömmliche „Sie" an dessen Stelle getreten. Folgendes Gespräch entspann sich: „Sie sehen mir heute etwas angegriffen aus, Natalie; ich will nicht hoffen, daß Sie sich unwohl fühlen." Diese scheinbar freundliche Aeußerung erweicht das Herz der armen Frau und sie ruft mit einem dankbaren und zärtlichen Blicke: „Ja, Adolph, mir ist nicht wohl. Der Kummer drückt mich; unsere Lage geht mir zu Herzen!" — „Pa! Madame! das ist kein Grund zur Trauer. Kleine Mißhelligkeiten gibts überall im Leben. Man muß im Unglück Philosoph sein. Geben Sie auf meine Worte acht. Ich prophezeie Ihnen, daß nicht das Jahr zu Ende gehen wird und wir werden wieder in unserem hübschen Palaste sein, umgeben von der Schaar unserer Taucheni chtse von Dienern und unserer nicht weniger Taugenichtse von Freunde. Aber vor den Letzteren werde ich auf meiner Hut sein, darauf kann ich Ihnen mein Wort geben. Wir wollen solid leben und uns nur mit dem kleinen Vergnügen einen erlaubten Zeitvertreib machen diejenigen zu stürzen, die uns gestürzt haben." „Ach, Adolf, Niemand als unser eigener Leichtsinn hat uns gestürzt." — „Der Ihrige vielleicht, Madame, das könnte sein, und ich will mich darüber nicht streiten, kommen Sie her und geben Sie mir einen Kuß." — „Unmöglich; jetzt nicht; Sie sind auf eine Weise aufgeregt, die mich beleidigt und abschreckt.„ — „O mein Kind, sind Sie noch von so zarten Nerven; nun denn ohne Kuß — Sie ennuyiren mich." — „Adolf!" — „Dieser Ton ist verbraucht. Noch einmal Sie und Sie allein machen mein Unglück aus! Warum sind Sie mir gefolgt? Bedurfte ich dieser melancholischen Gesellschaft? Warum sind Sie nicht bei einem Ihrer Freunde geblieben, deren Sie, wie die Welt sagt, eine so große Anzahl haben." — Sie sind entsetzlich! Erfahren Sie denn, daß unser Elend mein eitles und thörichtes Herz gewendet hat, daß ich Ihnen ins Elend folgte und mir die schwerste aller Pflichten, die ein Weib dem Manne schuldet, auferlegte um mich mit meinem Gott, mit der Tugend zu versöhnen." — „Das sind Redensarten; es muß hier in der Nähe einer Ihrer Genossen verborgen sein." — „O ich Unglückliche!" — „Keine Thränen, wenn ich bitten darf; in einer Hütte weint man nicht, denn man findet kein Publikum, das unsere rührende Attitude beklatscht. Kommen Sie, setzen Sie sich hierher. Wir wollen überlegen wie wir unseren Einzug in die Residenz halten wollen, ich will mit Ihnen überlegen, welche Robe Sie anlegen sollen, wenn wir zum erstenmal wieder bei Hofe erscheinen. Kommen Sie, kommen Sie, mein Schätzchen. Wie? Sie wollen nicht? So habe ich Kraft genug Sie zu mir herzuziehen!" — „Fort Unglücklicher; nicht diese Hand an meinen Körper!" — „Also immer noch diese Hand! deren Bekleidung Sie noch nicht haben abstreifen können. Nicht wahr, es ärgert Sie, daß Schmeicheln und Bitten, diese unfehlbaren Waffen ihres Geschlechtes, nichts über dieses Stückchen weißes Leder vermocht haben? Ich glaube es. Es ist auch unartig von mir, Sie nicht in das Geheimniß eingeweiht zu haben. Es ist ein lustiges, amüsantes Geheimniß; eine Geschichte zum Todtlachen. Doch Sie müssen nun, Sie mögen wollen oder nicht, diese Hand ertragen lernen; da ist sie wieder." — „Fort! fort mit der Todtenhand!..." — „Todtenhand? Wer sagt Ihnen das? Wer gibt Ihnen gerade diese Bezeichnung ein? Reden Sie?" „Welch ein Ton! Ihre Miene, Ihr Blick jagt mir Entsetzen ein." — „Das soll es auch, Weib! Wer sagt Dir, daß diese Hand eine Todtenhand heißen kann. Sprich! ich will, ich muß es wissen. Es kostet Dich Dein Leben, wenn Du es nicht eingestehst!" — „O Gott!" — „Still! Sie entfliehen mir nicht. Keinen Lärm gemacht. Was wir mit einander abzumachen haben geht keinen dritten etwas an. Was wissen Sie?" — „Daß ich den Sohn eines Mörders heirathete! Hinweg von mir!" —

Wir ziehen hier den Vorhang vor und erwähnen nur, daß wenige Monate später der Graf als Mörder seiner Gemahlin vor den Gerichten stand. Er wurde zur Verbannung verurtheilt, da ein Gnadenspruch das Henkerbeil von seinem Haupte abwandte. Das Schloß Wenzislawa fiel an eine Seitenlinie der Grafen Wenzislawa-Solarf zurück. Das Gedächtniß dieser düstern und wundersamen Begebenheit ist noch frisch unter dem jetztlebenden Geschlecht und die näheren Umstände der grauenvollen Geschicke lassen sich bis ins genaueste Detail nachweisen. —

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francονia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 47. Donnerstag, den 11. Juni 1868.

Die Krötenhexe von Oldisleben.

Von Otto Moser.

Zu den furchtbarsten und reizendsten Gegenden des Thüringerlandes gehört ohne Zweifel die güldene Aue, ursprünglich der Landstrich am oberen Heleneflußt, von welchem der heimgekehrte Kreuzfahrer Graf Bodo von Stolberg versicherte, daß er ihm tausend Male lieber sei, als das ganze gelobte Land. Dieser Behauptung hat auch noch Niemand widersprochen, denn die güldene Aue stand von jeher in dem trefflichsten Rufe, weshalb die Grenznachbarn nach und nach den ursprünglich ziemlich beengten Landstrich immer weit ausdehnten, so daß der Name jetzt von Nordhausen bis hinab nach Freiburg an der Unstrut gilt. Alte Schriftsteller vergleichen die güldene Aue mit einem Körper, an welchem Wallhausen und Brücken Fuß und Leib, Kelbra das Herz und Heeringen das Haupt bilden. Andere fügen auch noch Arme hinzu, deren einer über Artern und Gehofen bis Memleben, der andere bis Röblingen und Anstädt reicht.

Und in der That, sie ist ein wunderherrliches Stück Erde, diese güldene Aue! Wer das reizende Unstrutthal bis zu der alten Veste Wendelstein heraufwanderte, der blickt von den Höhen auf ein Thal herab, welches gleich einem Panorama im weiten Halbkreise sich von Westen nach Osten erstreckt. Ueber leichte, mit üppigen Saaten bedeckte Anhöhen und dunkle Waldspitzen schaut des Thales Wetterprophet, der altehrwürdige Kyffhäuser mit seinem gewaltigen Thurme herüber, einem Riesen gleich, dessen finstere Stirn die Sturmhaube deckt. An hellen Sommerabenden aber, wenn die Sonne hinter dem Berggipfel schwand, glüht die Geisterburg, in deren Grundfesten Kaiser Friedrich der Rothbart einer besseren Zeit entgegenharrt, in flüssigem Golde, das immer matter und matter endlich in rosigem Purpur verschwimmt. Weiter nördlicher schließen sich die Höhenzüge an, welche hinter Wallhausen, der uralten Kaiserpfalz, und Sangerhausen hinlaufend, die südliche Grenze des Unterharzes bilden. Gleich einem dunklen Vorhange schließen ihre bewaldeten Rücken die Fernsicht nach Norden, neugierig aber schaut über sie hinweg des greisen Brockens Silberhaupt, doch nur wenn freundliches Wetter herrscht. Terrassenförmig, von mehreren Thälern durchschnitten, steigt die Gegend von der Unstrut und Helme bis dahin sanft empor, wo der dunkle Saum waldiger Bergeshöhen sich dem blauen Firmament anschmiegt. Dort schimmert von steiler Höhe herab die einst so gefürchtete Beiernaumburg, vormals eins der gefürchtetsten Raubschlösser, das die Rache der Geschädigten mehrmals erstürmte und zerstörte, welches aber trotzdem immer wieder aus seiner Asche emporstieg.

Von hier aus erstreckt sich abermals eine bogenförmige Höhe südöstlich nach der Unstrut herüber, auf deren Vorsprunge die alte berühmte Kaiserpfalz Allstädt thront. Nicht fern davon, beim Dorfe Kalbsrieth, einigen sich friedlich Helme und Unstrut, einst die viel bestrittenen Grenzflüsse der alten Sachsen und Thüringer, deren Gewässer sich hundert Male von ihrem Blute rötheten. Zur Linken zieht sich bergaufwärts die Straße nach Querfurt, im Thale selbst aber zählt das entzückte Auge mehr als zwanzig größere und kleinere Ortschaften, in deren Mitte Arterns Saline dunkle Rauchwolken emportreibt. Sonst bildet dieses ganze Thal das liebliche Bild einer regen, lohnenden Thätigkeit, einer glücklichen, bis jetzt noch nicht durch Uebercultur aus ihrem patriarchalischen Frieden aufgescheuchten Bevölkerung. Es ist jedoch leider sehr wahrscheinlich, daß die von Halle nach Nordhausen führende Eisenbahn, welche im Jahre 1866 das Thal der Welt erschließen wird, diesem Frieden ein Ende macht, wie es ja drüben im Süden des prächtigen Thüringerlandes der Dämon des Dampfes auch schon gethan und mit dem gleißenden Firniß der höheren Cultur Natur und Menschen arg bepinselt hat.

Wo vor vielen Jahrtausenden die Wässer der Unstrut sich Bahn brachen durch den Bergrücken der Schmücke, ragen auf den Wänden des zerrissenen Höhenzuges die altersgrauen Ruinen der weitberühmten Sachsenburg empor, einer altsächsischen Markveste, welche den Engpaß vertheidigte, der die Pforte zum Thale der güldenen Aue bildet. Im Anfange des vierzehn-

ten Jahrhunderts gehörte die Burg dem Junker Hans von Bendeleben, welcher längere Zeit dem Grafen von Hohenstein als Knappe gedient und von diesem mit dem Schlosse belehnt worden war. Junker Hans liebte Lust und Fröhlichkeit, deshalb langweilte er sich gar sehr auf der hohen einsamen Burg und würde gern seinen Aufenthalt in einer thalwärts gelegenen Ortschaft genommen haben, wenn nicht der Lehnseid von ihm gefordert hätte, die Veste zu bewohnen. Der alte Ortspriester, ein Mönch des nahen Klosters Oldisleben, meinte zwar, der Junker möge sich nur unter den Töchtern des Landes ein Weib aussuchen und die stille Burg mit fröhlichen Nachkömmlingen bevölkern, aber Hans schüttelte dazu bedenklich den Kopf. Nach seiner Meinung war nämlich der heilige Ehestand eine Fessel, die selbst den besten Mann zu Boden drückt und ihm Freiheit und Lebensmuth beeinträchtigt. Zu diesen Ansichten pflegte dann der alte Mönch zu lächeln oder er drohte wohl auch mit der Rache des Liebesgottes, welcher sich nicht ungestraft verhöhnen lasse, aber Hans schwur hoch und theuer, seine Brust sei gepanzert gegen solche Narrethei und sein Sterbestündlein werde ihn als lustigen Junggesellen finden.

Nicht ganz derselben Ansicht wie Junker Bendeleben war Jobst von Breitenbauch, der Voigt des nahen Heldrunger Schlosses. Friedrich von Heldrungen, dem die Herrschaft gehörte, lag im kaiserlichen Bann, und Rudolph der Habsburger hatte unter seinen wohlversuchten Kriegsleuten, die ihm bei Zerstörung der thüringischen Raubnester ersprießliche Dienste geleistet, für das Voigtsamt keinen Besseren aufzufinden vermocht, als den tapferen, umsichtigen Breitenbauch, welchen er mit eigener Hand im Lager von Ilmenau zum Ritter geschlagen. Derselbe war ein ehrsamer Junggesell, dessen Haar bereits zu ergrauen begann, und zugleich ein heiterer Kumpan, der vor einem Dutzend gefüllter Humpen ebensowenig zurückschreckte, als vor ebensovielen gezogenen Schwertern. Hans von Bendeleben gehörte zu des Ritters treuesten Genossen bei Becherklang und Waidwerk und nur selten verging ein Tag, wo Beide nicht zusammen kamen. In Allem ein Herz und eine Seele erklärte sich bisweilen auch der Ritter für einen Feind des Ehestandes, doch munkelte man seit einiger Zeit der Voigt von Heldrungen scheine in die Tochter des Müllers zu Oldisleben verliebt zu sein und reite häufiger dorthin, als seine Geschäfte mit dem Abte des Klosters solches erheischten.

Es war an einem prächtigen Sommerabend, als Hans von Bendeleben, nachdem er mit seinem ritterlichen Freunde in Heldrungen wacker gezecht, gemächlich nach Sachsenburg zurück ritt. Indem er sich aber bei Oldisleben der Unstrut näherte, vernahm sein Ohr plötzlich den reizenden Gesang einer Mädchenstimme, welcher aus dem dichten Gebüsche am Strande des Flusses hervorzudringen schien. Trotz seiner Vorurtheile gegen den Ehestand war Hans keineswegs unempfindlich für weibliche Schönheit und immer lustig und zu Schalkstreichen geneigt, beschloß er, sich nach dem Ufer hinüber zu schleichen, und die Sängerin, welche wahrscheinlich in stiller Nachtstunde die enthüllten Glieder in den Fluten der Unstrut kühlte, tüchtig zu erschrecken. Das Roß an einen Baum bindend schlüpfte Hans vorsichtig in die Büsche und spähte nach der Sängerin, denn die Nacht war mondhell.

Der lustige Edelmann hatte erwartet ein hübsches Bauernmädchen zu finden, deshalb war sein Erstaunen nicht gering, als er auf dem Rasen des Ufers ein wunderschönes, in leichtes Gewand gehülltes Weib erblickte, das von den Blüten und Zweigen des Busches halb verborgen, das liebliche Haupt auf den schneeigen Arm gestützt, sinnend vor sich niederschaute. Da kam es über den Lauscher wie ein Zauber! Festgebannt vor Entzücken blickte er nach dem herrlichen Gebilde.

(Fortsetzung folgt.)

Zusammenstoß bayerischer und preußischer Truppen bei Seybothenreuth am 29. Juli 1866.

Ueber den unglücklichen Zusammenstoß bayerischer und preußischer Truppen bei Seybothenreuth am 29. Juli 1866 entnehmen wir der offiziellen Darstellung Folgendes: „Das Kriegsministerium hatte auf die Kunde der Invasion des 2. preußischen Reservekorps die schleunige Concentrirung der wenigen augenblicklich verfügbaren Abtheilungen in einen größeren Truppenkörper in Oberfranken oder der Oberpfalz beschlossen und eingeleitet, dessen wesentlichste Aufgabe gegenüber der nach verschiedenen Andeutungen vorausgesetzten Absicht eines feindlichen Vordringens an die Donau und südwärts derselben darin bestehen solle, die von Osten und Nordosten fast offenen Zugänge dorthin zu decken und das Vorschreiten eines überlegenen Feindes nach dem Süden Bayerns soviel immer thunlich zu verhindern oder zu erschweren, um zu ausgedehnten Gegenmaßregeln Zeit zu gewinnen. Zur Bildung dieses „Ostkorps" wurden die vierten Bataillone des Leib- und des 7. Infanterie-Regiments, das Reservebataillon des 11. Regiments, 2 Reserve-Jäger-Compagnien und eine halbe gezogene Batterie des 4. Ar-

tillerie-Regiments, dann außerdem die im Nordosten Bayerns stehenden Truppen bestimmt. Am Abende des 26. Juli traf der definitiv mit der Commandoführung über das Ostkorps betraute Generalmajor Fuchs in Kemnath ein und übernahm den Oberbefehl. Aber schon am 28. Juli früh 6 Uhr erhielt er ein Telegramm des als Landeskommissär für Oberfranken fungirenden Regierungsraths Bucher, welcher ihm in offizieller Weise Mittheilung über den Eintritt eines Waffenstillstandes machte, und zugleich den Befehl des Ober-Commandos eröffnete, so viel Land zu decken, als nur immer möglich. „„Die Colonne Höfler rücke deshalb nach Hochstadt und Hollfeld vor. Bayreuth sei, so viel man wisse, noch von den Preußen frei.““ Mit Beziehung auf diese unzweifelhaft als authentisch zu betrachtende Nachricht verfügte Generalmajor Fuchs, daß das 4. Bataillon (Wirthmann) des 13. Regiments nach Waldeck und Umgegend, jenes des 7. (Stöckel) nach Waldsassen, Mitterteich, Erbendorf und Eschenbach, jenes des 14. (Michels) nach Kulmain und Kemnath, das Reservebataillon (Lauböck) des 11te nach Weiden, die beiden Jäger-Compagnien nach Furth, das 4. Bataillon (Joner) des Leibregiments aber mit der halben Batterie an den nun vor allem wichtigen Punkt, nach Bayreuth, rücken solle. Dieses Bataillon erhielt die Weisung falls die genannte Stadt von den Preußen besetzt gefunden würde, weiter rückwärts Stellung zu nehmen, und brach sofort nach Kirchenlaibach auf; nur die 8. Schützenkompagnie unter Hauptmann von Parseval blieb zurück, bis die Bahn fahrbar gemacht war, dann folgte dieselbe mittelst Extrazug nach, um das Bataillon womöglich unterwegs aufzunehmen. Indeß traf der Zug nicht auf die Colonne, und Hauptmann v. Parseval beschloß daher, um die Ankunft in Bayreuth nicht zu verzögern, mit seiner Compagnie allein vorauszufahren. Etliche hundert Schritte vor der Stadt gab ein Bahnwärter das Signal zum Halten und meldete, der Feind, welcher vor kaum 10 Minuten eingerückt sei, habe bereits den Bahnhof mit 30 Dragonern besetzt. Der Hauptmann ließ augenblicklich aussteigen und dem gegnerischen Commandanten durch einen Parlamentär mittheilen, daß sein Bataillon bei eingetretener Waffenruhe befehligt sei, die Garnison Bayreuth zu beziehen. Der feindliche Offizier erklärte, es sei ihm von Einstellung der Feindseligkeiten nichts bekannt; er wolle sich übrigens bei seinem Höchstkommandirenden erfragen, und, bevor er Antwort erhalten habe, (dieselbe erfolgte verneinend Abends $^1/_2$10 Uhr) nichts gegen die bayerischen Truppen unternehmen. Ueber diese Verhandlungen war es $^1/_2$6 Uhr Abends geworden, und Hauptmann v. Parseval, welcher dem General Fuchs über seine Lage telegraphisch berichtete, zog sich jetzt auf der Creussener Straße bis Ober-Connersreuth zurück, woselbst nach 6 Uhr auch das Bataillon anlangte. Major Graf Joner beließ die 13. bei der 8. Schützen-Compagnie in Ober-Connersreuth, ging mit der 14., 15. und 16. nach St. Johannes, und schickte die 7. Schützen-Compagnie als Verbindungsglied an den Durchschnittspunkt der Bahn mit der Straße nach Colmdorf vor. Auch er hatte sich mit dem feindlichen Commandanten in's Benehmen gesetzt; jedoch noch ehe von diesem ein definitiver Entscheid gegeben ward, erhielt er (etwa um 8 Uhr Abends) die Meldung, daß der Gegner Infanterie auf Wägen nach Untersteinach führe, und daß eben eine größere Colonne mit Geschützen in Bayreuth einrücke. Zugleich bekam er ein Telegramm des Generals, das ihn anwies, „bei Creussen-Weidenberg Stellung zu nehmen.“ Er setzte sich nun mit der 15. und 16. Compagnie nach Weidenberg in Bewegung, befahl der 14. Compagnie nach Creussen zu rücken, und ließ durch einen Offizier, welcher überdies beauftragt war, die in Aussicht gestellte Erwiderung des feindlichen Commandanten entgegenzunehmen, seine 3 detachirten Compagnien gleichfalls zum Rückmarsch anweisen. Hierüber brach die Abenddämmerung herein, und bald lag tiefes Dunkel über der ganzen Gegend. Hauptmann Rudhart, welcher die 14. Compagnie führte, hatte sich nach Antritt seines Marsches um zu recognosciren zur Vorhut begeben, wurde aber schon bei St. Johannes durch ein Mißverständniß von der Compagnie getrennt, und nahm dies erst wahr, als er, in der Nähe der von Bayreuth nach Seybothenreuth führenden Straße plötzlich überfallen und beschossen, sich auf seine Truppe zurückziehen wollte. Mit den wenigen Leuten, die ihm geblieben und 12 Mann der Wagenbedeckung, welche sich ihm angeschlossen hatten, gelangte er Nachts $^1/_2$2 Uhr nach Seybothenreuth. Seine Compagnie war inzwischen den beiden vom Major geführten Compagnien nach Weidenberg gefolgt. Die 7. Schützen-Compagnie war zwischen 8 und 9 Uhr von Colmdorf abmarschirt, kam zwischen 12 und 1 Uhr nach Seybothenreuth, und verbarrikadirte sich dort. Eben daselbst langte fast gleichzeitig der dem General Fuchs beigegebene Generalstabs-Hauptmann Schanzenbach an und dieser dirigirte die gesammte in Seybothenreuth anwesende Mannschaft mit anbrechendem Morgen nach Kemnath. Die 8. Schützen- und 13. Compagnie hatten um $^1/_2$10 Uhr den Befehl zum Abmarsch erhalten, und waren über die nördlich von Ober-Connersreuth befindliche Anhöhe gegen die Weidenberger Chaussee abgerückt, als Hauptmann v. Parseval durch einen Unteroffizier den Befehl erhielt, in Ober-Connersreuth

zu warten. Er wollte nun die vorausmarschirende 13. Compagnie an sich ziehen; allein ehe dieselbe von der vorgeschickten Ordonanz erreicht ward, sah sie sich plötzlich am sogenannten Rollwenzelhaus auf's Heftigste angefallen, und wurde getrennt. Der eine Zug gelangte am nächsten Morgen ohne besonderen Unfall nach Weidenberg zum Bataillon, der andere aber, welcher um Mitternacht nach dem Dorfe Emtmannsberg gekommen war, dort einige Stunden gehalten und mit Tagesanbruch seinen Marsch gegen Seybothenreuth fortgesetzt hatte, wurde zunächst dieses Ortes von Reiterei überfallen, und nachdem von 84 Mann 18 getödtet oder verwundet waren (unter letzteren auch der Compagnie-Commandant, Oberlieutenant Frhr. v. Aretin) gefangen. Die 8. Schützen-Compagnie war allein nach Ober-Connersreuth zurück gegangen, hatte diese Ortschaft aber augenblicklich wieder verlassen, als man vom Rollwenzelhaus her feuern hörte. Auf der Höhe angelangt, wurde auch sie beschossen, wobei ein Mann fiel. Trotz aller Eile gelang es nicht mehr, mit der 13. Compagnie Fühlung zu gewinnen. Im Rollwenzelhaus fand sich nur mehr ein einziger preußischer Soldat. Hauptmann v. Parseval setzte sich nun in Marsch nach Weidenberg und langte um ½3 Uhr am Morgen des 29. dortselbst an. Generalmajor Fuchs hatte auf die erste Nachricht über die Situation des Bataillons Joner dem Reservebataillon des 11. Regiments Ordre geschickt per Eisenbahn von Weiden nach Kemnath zu gehen, um dem ersten zur Aufnahme zu dienen. Es war aber die Kunde eingegangen, daß der Feind, auch aus Böhmen vordringend, Waidhaus schon besetzt halte, und darum hatte der eben in Weiden befindliche Hauptmann Schanzenbach das abberufene Bataillon dort zurückgehalten. Der General billigte dieses Verfahren. Ebenso bestätigte er zunächst den von genannten Offizier bei seiner schon erwähnten Anwesenheit in Seybothenreuth an den Major Grafen Joner nach Weidenberg erlassenen Befehl, auf der Hauptstraße längs des Gebirges direkt nach Kemnath zu marschiren, welchem dieser unmittelbar nach dem Empfang (½7 Uhr Morgens) Folge leistete. Als aber Generalmajor Fuchs mittlerweile die Gewißheit erlangt hatte, daß Seybothenreuth nicht vom Gegner besetzt sei, sandte er bald darauf dem zurückmarschirenden Bataillon die Contreordre entgegen, dorthin zu rücken, weil er es von da mittelst der Eisenbahn transportiren lassen wolle. Der Major erhielt diesen neuen Befehl gegen ½8 Uhr, und schlug sofort die bezeichnete veränderte Marschrichtung ein. Inzwischen war jedoch, wie erwähnt, nächst Seybothenreuth die Gefangennahme der von Emtmannsberg dahin gelangten Abtheilung erfolgt, ohne daß der General oder Major Graf Joner von diesem Ereigniß erfuhren. Schon in der Nähe von Döberschütz bemerkte dieser jetzt feindliche Infanterie in seiner linken Flanke, gegen die er sich durch die herangezogene Arrieregarde (8. Schützen-Compagnie) zu sichern suchte. Das Bataillon war noch nicht bis an die Bahn gelangt, als es plötzlich durch Artillerie beschossen wurde. Zugleich entwickelte der Feind Infanterie und Cavallerie. Der Marsch wurde eiligst fortgesetzt, so daß die auf's Aeußerste erschöpfte, gleichwie das ganze Bataillon fast nur aus Rekruten bestehende Plänklerkette in dem unwegsamen Terrain nur sehr schwer zu folgen vermochte. Endlich ist die Kreuzung der Straße mit dem Bahndamme erreicht; allein wegen des erwarteten Zuges, welcher das Bataillon zurückführen soll, sind die Schlagbäume herabgelassen, und während nun die Tête der Colonne sich durch die schmalen Durchgänge zwängt, attakiren die Mecklenburger Dragoner gegen die Queue. Hauptmann v. Fleckinger, der mit seiner Compagnie das Bataillon schließt, läßt kehren und schlägt den Angriff durch eine wirksame Decharge ab. Inzwischen ist die Passage frei gemacht worden, und das Bataillon überschreitet rasch den Bahndamm. Der einzige mögliche Ausweg lag nunmehr gegen Creussen. Dieser wurde denn auch eingeschlagen, und der Rückzug dorthin, gedeckt durch die Compagnie des Hauptmanns v. Parseval, allerdings aber unter schweren Verlusten, bewerkstelligt. Letztgenannter Offizier traf mit der Arrieregarde eine Stunde nach dem Bataillon in Creussen ein, übernahm dort von dem verwundeten Major das Commando, und setzte mit den 300 Mann, die übrig geblieben waren, nach kurzer Rast seinen Marsch auf Kirchenthumbach fort. Hier requirirte er Wägen, schaffte seine Mannschaft nach Pressat, und fuhr mit derselben auf der Eisenbahn nach Weiden. Der Verlust betrug: 6 Mann todt, 1 Offizier (Major Graf v. Joner-Tettenweiß,) 1 Mann, 1 Pferd verwundet, 7 Offiziere (Hauptmann Gradinger, Oberlieutenant Frhr. v. Aretin, dann die Unterlieutenants Galler, Schwarz, Baur, Uebelacker und Del-Moro) von denen 4, dann 243 Mann, von denen 21 auch verwundet waren, dann 1 Pferd, vermißt und gefangen; im Ganzen 8 Offiziere, 250 Mann, 2 Pferde. Der Feind war eine größere Strecke gegen Creussen nachgefolgt, dann wendete er sich westwärts. Am 31. Juli rückte die Avantgarde des Großherzogs von Mecklenburg in Nürnberg ein und nun erklärte derselbe dem Generalmajor Fuchs seine Bereitwilligkeit zu unterhandeln.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 48. Sonntag den 14. Juni. 1868.

Das Abendglöckchen.

Horch! wie aus dem stillen Grund
Weich des Glöckleins Töne klingen!
Aus des Waldthals engen Rund
Trägts die Luft mit langen Schwingen.
Und zitternd in des Abends Strahl
Die Töne aufwärts schweben,
Bis fern sie in dem Widerhall
Des Echos leis' verbeben.
Glöcklein Du
Rufst mir zu:
Müder Pilger! zur Ruh! zur Ruh!

Wie des Glöckleins leiser Klang
Schwand, o Herz, Dein heißes Sehnen;
Nur das Echo, dumpf und bang,
Wecket oftmals noch die Thränen!
Doch Geduld nur, der herbe Schmerz
Wird, ein Echo, verschwinden,
Wenn das wilde, klopfende Herz
Ruht in kühligen Gründen!
Glöcklein Du
Rufst dazu
Müder Pilger! zur Ruh! zur Ruh!

Die Krötenhexe von Oldisleben.

Von Otto Moser.

(Fortsetzung.)

Die Jungfrau erhob sich und schlüpfte in das Gebüsch. Hans schlich ihr klopfenden Herzens nach — jedoch die geheimnißvolle Erscheinung war verschwunden. Sinnend schaute der Edelmann vor sich nieder, da bemerkte er eine ungeheure häßliche Kröte, die langsam den Uferrand hinabkroch und sich kopfüber ins Wasser stürzte. Nachdenklich bestieg Hans sein Roß und ritt heim.

Bereits am frühen Morgen des nächsten Tages klopfte der Voigt von Heldrungen an das Thor der Sachsenburg, denn die beiden Freunde hatten einen Jagdzug verabredet nach der Niederung von Seehausen, wo ein ungeheurer Bär die Bevölkerung in gewaltigen Schrecken und alle Verehrer des Waidwerks in nicht geringe Aufregung versetzte. Während Hansens Knecht die Hunde koppelte und das Jagdzeug herbeischaffte, saßen die zwei Edelleute beim Frühstück, der Ritter lustig und voller Späße wie immer, Hans aber ernst und zerstreut. Als der Ritter die trübe Laune des Freundes nicht weichen sah, wurde er hitzig und begann gegen den finstern Geist zu Felde zu ziehen.

Was ficht Dich an, Gesell! polterte er. Sitzest Du doch da wie der selige Prior Eustachius zu Memleben, wenn ihn der Medicus verurtheilte einen Becher Quellwasser zu trinken! Weshalb zerrst Du die Mundwinkel hinab bis auf den Gürtel und aus welchem Grunde starren Deine Augen wie die Spundlöcher eines Fasses? Bist Du krank, Hans?

Nicht krank, Jobst, wohl aber — weißt Du, ich habe in voriger Nacht bei meinem Heimritt ein wundersames Abenteuer erlebt! Kennst Du den kleinen Haag, nicht weit vom Mühlwaag bei Oldisleben, dort wo der Weg nach der Brücke einbiegt? Da habe ich im Mondeslicht ein wunderschönes Frauensbild gesehen, mit Augen wie Violen, Haaren wie Goldgespinnst und Händen —

Händen wie Maulwurfspfoten, ergänzte der Ritter. Und die Arme in die Seiten stemmend, brach Jobst über den eigenen Scherz in ein schallendes Gelächter aus. Hans Bendeleben, alter Zech- und Kampfgenosse, nimm die Zügel zusammen, rief er. Schließe den Helm, senke die Lanze und setze die Sporen ein, denn beim heiligen Genitiv sei's geklagt, Du kriegst einen schweren Strauß mit dem dickbäckigen Buben, der bei Frau Venus im Hörselberge wohnt und den die Meister Maler und Bildschnitzer mit Handbogen und Bolzen und an den Schultern mit Flederwischen abkonterfeien!

Dein lustiges Geschrei verletzt mich, brummte Hans. Wenn ich nur erfahren könnte, wer das liebliche Mädchen gewesen ist!

Am Ende war es des Müllers alte Schlüsselmagd, oder Evchen Fister, des Pfarrherrn zu Gorsleben zahnlose Schwester! antwortete der Ritter. Kennst Du Kune Kürbiß, die alte

Kohlenbrennerin aus dem Finnwalde? Vielleicht hat diese ihre alten, hageren Gebeine bei nächtlicher Weile vom Kohlenstaube gereinigt und dazu das Lied von dem Reitersknechte gesungen, der während der Berennung der Beyernaumburg in großer Hungersnoth seine Hausfrau aufgefressen hat.

Laß Deine Fratznarrenspäße, oder ich werde grob, rief Hans. Es ist kein geringes Unglück, daß ein Mann von meinen Grundsätzen im Liebesgarn festsitzt, ohne das Zaubernetz zerreißen zu können. Was wird Bruder Bonifacius sagen, wenn er erfährt, daß ich verliebt bin!

Trink aus, und nimm den Speer, mahnte Jobst. Dieses Gefäß aber leere ich hiermit feierlichst auf den Kindersegen der zukünftigen Hausfrau dieses Schlosses, das, wie ich jetzt nicht mehr bezweifle, auf seinem Thorthurme nächster Zeit eine Weiberhaube aufziehen wird.

Junker Hans nahm Jagdspieß und Hüfthorn. Vielleicht heilt mich das Waidwerk, sagte er, denn ich bin wirklich krank im Herzen und kanns nicht bergen, obgleich ich mich scheue, es zu gestehen. Fort Jobst, in den frischen, grünen Wald! Hier im engen Gemach drückt mir's die Brust wie ein böser Alp.

Erst spät kehrten die beiden Freunde nach der Sachsenburg zurück. Hier verzehrten sie noch ein tüchtiges Mahl und dann ließ der Ritter sein Roß vorführen, um heimzureiten. Von Sachsenburg bis Heldrungen ist kaum eine halbe Stunde Weges. Langsam ritt der Voigt in der schönen, stillen Nacht dahin, als unsern seines Schlosses das Pferd einen Seitensprung that, daß Jobst fast aus dem Sattel gestürzt wäre. Des Ritters Hand fuhr nach dem Schwerte, denn er vermuthete den Angriff eines Wegelagerers, aber vor ihm erhob sich eine weibliche Gestalt, die auf dem Rücken ein kleines Bündel trug.

Wer bist Du, nächtliche Wandlerin? fragte der Voigt.

Ein armes Weiblein, das eine Gnade von Euch begehrt, antwortete eine zarte Stimme. Wollt Ihr ein Werk der Gnade und Barmherzigkeit üben, so nehmt dieses Bündel und legt es noch diese Nacht an den Wassergraben Eures Schlosses. Dort wird es ein Mann abholen, den ich dorthin beschieden.

Das ist mir eine seltsame Zumuthung, brummte der gutmüthige Ritter. Weshalb trägst Du denn das Bündel nicht die kurze Strecke selbst dorthin?

Weil ich sterbensmüde bin und nicht mehr weit zu laufen vermag, antwortete das Weib. Nehmt das Bündel, Herr und legt es an den Graben, wo neben der Aufziehbrücke der alte Nußbaum steht! Mit diesen Worten drückte die Fremde dem Reiter ihre Bürde in den Arm und sprang mit hellem Lachen in das Gebüsch.

Der verblüffte Voigt murmelte einige mit Flüchen vermengte Stoßseufzer und gab dem Pferde die Sporen, denn ihm wurde ganz unheimlich zu Muthe, namentlich als in dem Bündel sich etwas Lebendes zu regen begann. Am Schlosse angelangt stieg der Ritter ab, um das anvertraute Packet zu dem bezeichneten Orte zu legen. Die Neugierde aber besiegte die erwachte unheimliche Empfindung dergestalt, daß Jobst die Umhüllung löste, um sich den Inhalt der Bürde anzusehen.

Mit einem Schrei des Entsetzens schleuderte Jobst das Bündel von sich. Im falben Lichte des Mondes erblickte er einen Wechselbalg, oder Kielkropf, ein gräuliches Ungethüm mit großen, starren Kalbsaugen und ungeheurem rothhaarigen Kopfe, der wie ein Rabe aus weitgeöffnetem, zahnlosen Maule dem Ritter heiser entgegenkrächzte. Kaum berührte der Körper des Kielkropfs die Erde, als das Ungethüm mit entsetzlichen Sprüngen um den Voigt herumtanzte und sich dann mit wieherndem Gelächter kopfüber in den Graben hinabstürzte, daß das Wasser hoch emporschäumte.

Mit Mühe nur vermochte Jobst sein von Entsetzen erfaßtes Roß zu bewältigen. Es brauste und schäumte und zerrte am Zügel, bis sein Reiter den Eingang zum Schlosse erreicht hatte. Bangen Herzens suchte der Voigt das Lager. Wußte er doch jetzt, daß die Erscheinung am Wege eine Unstrutnixe gewesen war, die ihm einen Kielkropf gehangen hatte, von dem jetzt allerlei Unheil zu befürchten stand. Und in der That begann auch das Scheusal alsbald seine boshafte Thätigkeit. Des Nachts warf er die Wächter mit Schlamm oder benetzte sie mit Wasser, erhob ein lautes Lärmgeschrei oder krächzte wie ein Rabe. Bei Tage kollerte er sich hohnlachend im Wasser, erklomm heimlich den Grabenrand und richtete Unheil in den Gemächern und namentlich den Küchenräumen an, beschmutzte die Vorräthe, zernagte die Stränge der Eimer, daß sie in den Brunnen hinabstürzten und trieb sonst noch allerhand Unfug. Vergeblich versuchten die Oldislebener Mönche den Kielkropf durch Orakelgespräche zu verscheuchen — er setzte seine Plackereien nur um so lebhafter fort.

Der sonst so lustige Ritter Jobst hatte durch die Neckereien des Kielkropfs seine gute Laune gänzlich verloren, und wagte kaum noch, das ihm anvertraute Schloß zu verlassen. Um so trübsinniger war deshalb auch Junker Hans, der ebenfalls in dumpfem Brüten das Zimmer hütete und an die reizende Frauengestalt am Unstrutufer dachte. Alle seine Forschungen nach derselben waren vergeblich gewesen, nur ein alter

Knecht hatte bedeutsam das Haupt geschüttelt und gemeint, den Schloßherrn möge wohl ein Wassergeist geäfft haben. Selbst von dem Freunde verlassen, lebte Hans fast nur dem Weinkruge, welcher bisweilen auf kurze Zeit seinen Liebesharm zu lindern vermochte. Nur selten noch strich er in Wald und Flur nach Wild herum, und doch war es bei einer solchen Gelegenheit, wo seinem Herzen Linderung werden sollte. Als er nämlich einst spät des Abends aus der Waldhöhe niederschritt, wandelte unfern von ihm jene reizende Frauengestalt vom Unstrutufer, in ein seltsam schillerndes Gewand gehüllt. Auf seinen freudigen Ruf blieb die Jungfrau stehen, das schöne stolze Blauauge auf den Jäger gerichtet.

Ist es nicht erlaubt Herr, diesen Grund und Boden zu betreten? fragte die nächtliche Wandlerin.

Im Gegentheil, seid herzlich willkommen auf meinem Gebiet, stotterte voller Entzücken der Junker. So Ihr gestattet, werde ich Euch schützend zur Seite bleiben, denn nicht selten ist in diesen Gründen ein wilder Eber, oder wohl gar ein Bär heimisch.

Die wilden Thiere fürchte ich nicht, erwiederte mit sanfter Stimme die Jungfrau. Gehabt Euch wohl, Herr!

Geht nicht so schnell von mir, bat der Junker. Seit ich vor etwa Monatsfrist in einer milden Nacht zuerst Euer Antlitz sah, Euren bezaubernden Gesang hörte, durchglüht mich verzehrende Leidenschaft. Zürnet nicht ob dieses Geständnisses, das mich mit himmlischer Hoffnung erfüllt.

Lebt wohl, Herr Edelmann! wiederholte die Unbekannte.

Und ich soll Euch nicht wiedersehen, holde Jungfrau? bat Hans.

Warum nicht? antwortete lächelnd das Mädchen. In jeder Freitagsnacht bis zur Mitternachtsstunde könnt Ihr mich an der Stelle finden, wo der Waldbach in das Thal herniederrauscht.

Mit diesen Worten schlüpfte die Gestalt des geheimnißvollen Mädchens in die Büsche und war so spurlos verschwunden, daß der Junker weder ihre Fußtritte noch das Rauschen der Zweige vernahm.

In der nächsten Freitagsnacht stand der Junker schon zur Zeit des Sonnenuntergangs an der bezeichneten Stelle, und mußte lange harren, ehe die Unbekannte erschien. Beide setzten sich am Waldbache auf einen Felsblock und Hans wiederholte seine Liebesbetheuerungen mit der glühendsten Leidenschaft.

Wollt Ihr mich zu Eurem Weibe machen? fragte die Jungfrau.

Gewiß und wahrhaftig, rief der Junker. Sagt an Euren Namen und Euer Herkommen, und wäret Ihr des geringsten Mannes Tochter, so will ich mein Wort halten und Euch heimführen als liebes Gemahl auf die Sachsenburg.

Mein Name heißt Kritta, antwortete das Mädchen; alles Uebrige muß Euch noch Geheimniß bleiben. Nicht arm aber ziehe ich in Euer Haus, sondern bringe großen Reichthum mit, an Berggold, Perlen und Edelgestein. Nächstkommende Freitagsnacht verkündet mir Euren Entschluß!

Wozu bedarf es da der Ueberlegung, rief freudig der Junker. Hier meine Hand Jungfrau, ich bin der Eure für Zeit und Ewigkeit!

Nun wohl, mein trauter Bräutigam, so nehmt dies Pfand meiner Liebe, erwiederte Kritta, einen Ring mit köstlicher Perle an des Junkers Finger steckend. Jetzt aber muß ich scheiden bis auf Wiedersehen in nächster Freitagsnacht. — Schwindelnd vor seligem Entzücken taumelte Hans nach der Burg zurück. —

Wenige Tage nach Hans von Bendelebens nächtlichem Verlöbniß ritt der Voigt von Heldrungen nach Oldisleben, um mit dem Abte die jährliche Zinsrechnung abzuschließen. Vorher aber stattete er, wie gewöhnlich, dem Müller seinem holden Töchterlein einen Besuch ab, und so kam es, daß er erst spät im Kloster anlangte und die übrigen zinspflichtigen Edelleute bereits schon beim Becher traf. Das stille Asyl der Mönche durchhallte lautes Gelächter und lustiges Geschrei und als Jobst die Thüre zum Refectorium öffnete, schlug eben der alte Dietrich von Rüxleben mit schwerer Faust auf den Tisch und bat mit donnernder Stimme um Gehör.

Holla, Ihr ehrsamen Männer, bevor wir uns vollständig betrinken, möchte ich noch etwas Wichtiges zu Eurer Kenntniß bringen, zum Schutz vor Schaden und Unglimpf! rief er. Seit kurzer Zeit haust wieder der Werwolf und die Wasserhexe in unserer Gegend und erst vor wenigen Tagen haben sie in Etzdorf ein Grab geöffnet und die Leiche gefressen. Heute Morgen hat man bei Bretleben den zerrissenen Körper eines Schäfers gefunden und wie ich höre, haben die Unholde auch einen Kielkropf in den Heldrunger Wallgraben gesetzt. Der Werwolf soll ein Bauer aus den Unstrutdörfern zwischen Kindelbrück und Artern sein!

Hole der Teufel die Unholde! fluchte Jobst. Freilich sitzt ein Kielkropf in meinem Graben und zehn Schock Meißner Groschen wollte ich geben, wenn ich ihn loswäre!

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

In Aalen (Würtemberg) kam ein eigenthümlicher Selbstmord vor. Ein Taglöhner, Vater von 6 Kindern, ging, um sich zu erhängen, am hellen Tage nach dem Walde. Unterwegs traf er auf seine Kinder, von denen er das jüngste mitnahm, sagend, sie beide sterben jetzt zusammen; die älteren sprangen sofort mit der Nachricht zur Mutter nach Hause. Die Frau eilte sogleich nach dem Walde und traf dort ihren Mann noch unter einer Eiche sitzend und das Kind im Grase spielend. Sie suchte ihn zu trösten und aufzurichten und zu bewegen, mit ihr nach Hause zu gehen, was ihr scheinbar gelang. Während sie nun aber mit ihm, das Kind auf dem Arm, an dem Saume des Waldes dahinging, sprang er plötzlich in diesen hinein, erkletterte, ehe sie es verhindern konnte, die unteren Aeste ein Buche mit außerordentlicher Geschwindigkeit und traf, taub gegen die Bitten der armen Frau, Anstalt zu Ausführung der That. Vor ihren Augen schlang er den Strick um den Ast und den Hals und stürzte sich vom Baume herab. Die Frau konnte ihn vom Boden aus so weit erreichen, daß sie ihn in die Höhe halten konnte, da aber Niemand zu ihrer Hilfe in der Nähe war, konnte sie hiedurch nicht verhindern, daß der Tod eintrat.

(Die Staatsausgaben von Europa.) Kolb berechnet in seiner neuen Ausgabe der Statistik, daß die Einkünfte aller europäischen Staaten sich auf die ungeheure Summe von ungefähr 2800 Millionen Thaler belaufen, wovon, nach Abzug der Erhebungskosten und des Aufwandes für Betrieb der Staatsanstalten, beiläufig 2240 Millionen netto verbleiben. Da aber der Bedarf (Hört! Hört!) auf 2500 Mill. steigt, so ergibt sich, alljährlich unter normalen Verhältnissen (Seht! Seht!) ein auf 260 Mill. Thaler veranschlagtes Deficit (Seufzt! Seufzt!) Von der Hauptsumme erfordern die Höfe 59 Mill. = $2_{,63}$ pCtr., das Militär 780 Mill. = $44_{,82}$ pCt., (Klagt! Klagt!) und die (größtentheils durch das Heerwesen entstandenen) Staatsschulden 834 = $37_{,93}$ pCt. (Jammert! Jammert!) Die genannten drei Posten nehmen sonach allein 1673 Mill. oder $74_{,76}$ pCt. hinweg und nur ein Viertheil bleibt für Deckung der unmittelbaren geistigen und materiellen Bedürfnisse der Staaten. (Schreit! Schreit, ihr Völker Europas!)

Die Chloroform-Narkose hat seit ihrer Erfindung und Einführung schon manche Opfer gefordert; auch in letzter Zeit haben wir eines bedauerlichen Unglücks zu erwähnen, das auf der chirurgischen Klinik des Professor Billroth in Wien vorfiel. Es kam nämlich ein Mann, seiner Kleidung nach dem Arbeiterstande angehörend, auf das Ambulatorium mit einer Verletzung des kleinen Fingers der rechten Hand, welche auch mit einer Verletzung der betreffenden Arterie komplizirt war, in Folge deren der Kranke einen großen Blutverlust erlitten haben mußte, was das bleiche Aussehen desselben auf den ersten Blick erkennen ließ. Behufs Untersuchung der Wunde wurde die Chloroform-Narkose vorgenommen, da der Kranke sehr empfindlich war und über rasende Schmerzen klagte. Aber kaum wurde die Narkose eine Minute lang fortgesetzt, als der Kranke aufhörte zu athmen und Symptome der Asphyxie sich einstellten. Mit bewunderungswürdiger Ruhe und Kaltblütigkeit, die in derartigen Fällen den gewiegten Operateur nicht zu verlassen pflegt, wurden Rettungsversuche angestellt. Prof. Billroth machte die Tracheotomie (Eröffnung der Luftröhre behufs Einblasung von Luft) die sonst eine längere Zeit in Anspruch nimmt, in der verhältnißmäßig kurzen Zeit einer Minute. Nun wurden die künstlichen Respirationsversuche eingeleitet und durch eine halbe Stunde fortgesetzt, aber vergebens, der Kranke verschied am Operationstische.

(Wunderbares Ereigniß.) Dem Nouvell. Vaudois wird aus Moudon folgendes, ans Wunderbare streifende Ereigniß gemeldt: Der Sohn einer in Denezy wohnenden Familie Deppierraz, ein Knabe von 11 Jahren, sieht ein Paar Tauben auf das Dach des väterlichen Hauses sich niederlassen. Sofort erwacht in ihm der Gedanke, die Tauben zu fangen, und er klettert schnell bis zur First des Daches empor, um sein Vorhaben auszuführen. Aber die Tauben fliegen fort; der Junge will nach ihnen haschen, verliert das Gleichgewicht, kollert die steile Dachböschung hinunter und stürzt in die Tiefe. Sein Schwesterchen, ein Kind von 9 Jahren, hat den Fall gesehen, stürzt hinzu und will den Bruder mit seinen Aermchen auffangen. Das Kind wird natürlich unter der Wucht des Sturzes zu Boden gerissen und man glaubt beide Kinder todt. Da erheben sich Beide unversehrt vom Boden; die Vorsehung hat die Hingebung und Geistesgegenwart eines Kindes nicht unbelohnt gelassen.

Aufschrift über einer Schlosserwerkstätte:

Wenn an jedes lose Maul
Ein Schloß müßt' ang'legt werden,
Dann wär' die edle Schlosserkunst
Die beste Kunst auf Erden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 49. Donnerstag den 18. Juni. 1868.

Unendliche Liebe.

O sag', was hab' ich Dir Leids gethan,
Daß Du mich nimmermehr schauest an?
Daß Du die Aeuglein niederschlägst
Und zu mir keine Liebe mehr hegst?

O wüßtest Du meine bittre Qual
Du schautest mich an viel tausend Mal!
O wüßtest Du, wie vor Lieb' ich krank
Du sagtest bei jedem Worte: Dank!

Ja, wenn der Himmel ein Tintenmeer,
Und jedes Sternchen ein Schreiber wär,
Und Jeder schriebe mit sieben Händ',
Sie schrieben meiner Liebe kein End'!

Die Krötenhexe von Oldisleben.

Von Otto Moser.

(Schluß.)

Holt Euch Rath bei der weisen Frau von Gorschleben, rieth Henne von Harras, Jobst's Nachbar. Als meine Kühe Blut molken und plötzlich mein Hengst lahm wurde, half die Alte in wenigen Stunden und nannte uns sogar die Hexe, durch deren Sprüchlein das Vieh bezaubert war. Wir verbrannten die Unholdin, und seit jener Zeit hat man in Harras nimmer wieder von Zauberei gehört. Die vermaledeite Krötenhexe hat sich schon seit Jahren hier oben nicht sehen lassen, sondern bei dem Wendelsteine, Memleben und weiter hinab ihr tolles Wesen getrieben. Dort hat sie mehrere Kielkröpfe abgesetzt, und es ist noch in frischem Gedächtniß, wie ein solcher Unhold vor kaum zehn Jahren am Wendelsteiner Schlosse einen Thurm untergrub, daß er mit einigen Knechten in den Graben hinabstürzte. Habt ein aufmerksames Auge auf Euer Haus, Herr Jobst!

Noch heute werde ich hinüberreiten nach Gorschleben und bei der weisen Frau guten Rath holen, antwortete mit erneuter Herzensangst der Ritter. Und in der That ließ es ihm auch keine Ruhe. Er leerte schleunig einige Becher und noch war das Gelage in vollem Gange und Dietrich von Rürleben bemüht, die Schandthaten der nächtlichen Unholde zu verkünden, als Jobst sein Roß bestieg und hinüber nach dem unweit entlegenen Dorfe ritt, wo er nach der weisen Frau fragte. Er fand eine uralte, eisgraue, in sich zusammen gebrochene Greisin, die schwach und hülflos in einem Lehnstuhle hockte. Der Ritter erzählte sein Erlebniß mit der Krötenhexe, und die Alte nickte dazu bedeutsam mit dem Haupte.

Hört mich an, Herr, begann sie mit zitternder Stimme. Ein fast hundertjähriges Leben hat mich belehrt, daß die Krötenhexe ihren eigentli- Wohnsitz am Sachsenburger Schlosse hat, unfern der Stelle, wo die Wipper mit der Unstrut zusammen trifft; doch zieht sie auch oft stromunterwärts. Nun wißt Ihr wohl, daß es Menschen gibt, die durch teuflische Gewalt sich in ein Wolfsthier verwandeln können, indem sie einen Zaubergürtel anlegen. Als solche streifen sie des Nachts umher und zerreißen Menschen oder graben Leichen aus, denn deren Fleisch ist ihre Lieblingkost. Solche Werwölfe sucht die Krötenhexe zur Buhlschaft aus, welcher die Kielkröpfe entspringen. Hat aber die Krötenhexe einen solchen Genossen gefunden, dann feiert sie mit ihm in den Freitagsnächten ihre scheußliche Buhlschaft in holder Jungfrauengestalt, die sie vom Aufgange des Abendsternes bis zum Tagesgrauen beibehält. In dieser Gestalt hat sie auch schon manchen christlich frommen Mann berückt. Sie hochzeitet sogar mit ihm, aber beim ersten Tagesgrauen nach der Hochzeit verwandelt die Hexe sich wieder in eine scheußliche Kröte, welche den Liebsten durch ihren giftigen Hauch betäubt und ihm dann das Blut aussaugt. So fand man den Junker Geusau in Schönwerda und den Edelmann auf Gehofen am Morgen todt und ohne Gemahl im Brautbett. Weder Gebet noch Beschwörung vermag diese Unholde zu bannen, nur einzig und allein die Mistelstaude lähmt ihre Kraft und zwingt sie, ihre natürliche Gestalt wieder anzunehmen. — Behaltet fest, was ich Euch jetzt sage: Unfern der Oldislebener Mühle steht ein alter Tannenbaum, zwischen dessen Aesten Mistelzweige aufschießen.

Brecht in der Mitternachtsstunde einen solchen und werft genau mit dem ersten Schlage der Mittagsglocke drei Blätter desselben in Euren Schloßgraben, so wird der Kielkropf nach drei Tagen beim ersten Morgengrauen abziehen. Doch laßt vorher den Boden nach dem Heldbache mit Wasser besprengen, weil er sich auf trockener Erde nicht wohl zu bewegen vermag, und dann müßt Ihr zum eigenen Schutz ein Zweiglein der Mistel im Wamms tragen, so seid Ihr gesichert vor der Unholde Rache.

Der Schloßvoigt legte eine gefüllte Börse auf den Tisch.

Nehmt das Geld zurück, sagte die Alte. Für Geld diene ich Niemand! Wollt Ihr mir später lohnen, so stiftet im Kloster Oldisleben für meine arme Seele eine Messe. — Gott schütze Euch! —

Die Alte senkte ihr Haupt und schloß die Augen. Vergeblich bemühte sich der Ritter nochmals Antwort von ihr zu erhalten. Nachdenklich ritt er heim, denn die Erzählung der Greisin erfüllte ihn mit allerhand Besorgnissen. Als aber die Mitternachtsstunde herannahte, trabte er nach Oldisleben hinüber, band sein Pferd an einen Baum und ging nach der Gruppe dichtbelaubter Bäume, nahe am Flußufer, unter welchen die Pyramidengestalt der bezeichneten Tanne sich scharf am sternenhellen Himmel abzeichnete. Der alte Kriegsmann warf eine Strickleiter an, und stieg auf den Baum, wo er schon zwischen den niedrigsten Aesten die gesuchte Mistelstaude fand. Bei dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde, die dumpf vom Kloster herüber die stille Nacht durchdrang, brach der Ritter die Pflanze. Eben wollte er mit seiner Beute das Wäldchen verlassen, als vom nahen Ufer ein seltsamer Laut ertönte, ähnlich dem Bellen eines Wolfes, dem als Antwort ein gurgelndes Krächzen folgte. Jobst stutzte und drückte sich unter ein dichtes Gebüsch. Zu seiner maßlosen Ueberraschung sah er plötzlich seinen Freund, den Klostermüller, herankommen, der eine schwere Kanne und zwei Becher trug und Beides nur wenige Schritte von dem Lauscher auf den Rasen stellte. Gleich darauf ging der Müller wieder nach dem Ufer und kehrte mit einer reizenden Jungfrau zurück. Beide trugen ein schweres, in weißes Linnen gehülltes Bündel, das sie neben der Kanne niederlegten.

Küsse mich, Schatz, damit mir das Mahl mundet, rief der Klostermüller, die Jungfrau zu sich in das Gras niederziehend. Das Mädchen aber sträubte sich gegen die Liebkosungen. Laß uns essen, Genoß, antwortete sie, denn ich hungerte schon den ganzen Tag nach diesem frischen Gericht. Mit diesen Worten streifte sie die Umhüllung des Bündels auseinander, und Jobst erkannte mit Grausen das starre Antlitz einer Leiche. Der Ritter hatte manches Entsetzliche gesehen auf seinen Kriegszügen, jetzt aber stieg ihm das Haar zu Berge und schlotterten ihm die Knie, als die beiden Scheusale Stücken Fleisch von dem Todten abrissen und mit häßlichem Schmatzen verzehrten.

Ein köstlicher Bissen! stöhnte der Müller. Mußte ich doch lachen, als sie gestern den Todten so feierlich in die Erde senkten, ohne Ahnung, daß seine Auferstehung so nahe sei. Trink, Schätzchen, der Wein ist gut! Komm her und küsse mich, denn ich will diese Nacht noch einen kleinen Streifzug unternehmen, um vielleicht einen verspäteten Wanderer oder Kirmeßgast zu erhaschen. —

Der Klostermüller umgürtete sich mit dem Zaubergürtel, zog eine kleine Büchse mit Salbe hervor und bestrich sich die Brust und das Gesicht. In wenigen Augenblicken war das Aeußere des Müllers gänzlich verändert. Sein Mund hatte sich in einen scheußlichen Wolfsrachen, Hand und Fuß in Klauen verwandelt. Mit wilder Gier stürzte sich das Unthier dumpf heulend auf die Leiche zum ekeln Fraß.

Den Lippen des Ritters entfuhr ein Schreckensruf.

Wir sind belauscht, heulte der Werwolf, auf den Busch zustürzend.

Jobst von Breitenbauch riß das Schwert aus der Scheide und führte auf das Unthier einen gewichtigen Streich, aber wirkungslos prallte die Klinge zurück. Eben wollte der Werwolf den Ritter mit Zahn und Klaue fassen, als dieser der Mistelstaude gedachte, und sie dem Unholde entgegenstreckte. Kaum berührte der gefeite Zweig den Werwolf, als er augenblicklich in seiner wahren Gestalt dastand. Jetzt hatte das Schwert des Ritters eine bessere Wirkung. Die schwere Klinge sauste so gewaltig auf des Klostermüllers unbedecktes Haupt herab, daß eine fürchterliche Wunde aufklaffte und er heulend in die Büsche taumelte. Von der halbverzehrten Leiche aber sah der Schloßvoigt eine ungeheure häßliche Kröte schleunig hinwegkriechen, und sich in das Wasser stürzen.

Der Ritter lief nach seinem Pferde und jagte schreckensbleich nach Heldrungen zurück. Als er dort anlangte, krächzte und tobte der Kielkropf ärger als jemals, daß die Schildwachen sich bekreuzigten und scheu auf den Wasserspiegel hinabschauten, wo der Wechselbalg sich kollerte und tolle Purzelbäume schlug. Er schien zu wissen, was ihm bevorstand. Nachdem zur Mittagstunde des nächsten Tages der Voigt drei Blätter der Mistelstaude ins Wasser geworfen, sah man den Kielkropf mit Beginn der von der weisen Frau in Gorschleben verkündeten Zeit aus dem Graben emporklettern und nach dem nahen Heldbache hinüberkriechen. Die ganze

Besatzung des Schlosses wohnte dem Abzuge des gefürchteten Gastes bei, und überschüttete ihn mit Schimpfworten und Verhöhnungen. Damit allein aber sollte der Kielkropf nicht wegkommen. Der Schloßkoch, welchem das Ungethüm den meisten Schaden und Aerger angethan, lief mit einem tüchtigen Knüppel vor die Veste hinaus und begann jämmerlich auf des Kielkropfs häßlichen, dickgeschwollenen Froschleib und auf seine dünnen Arme und Beine loszuschlagen. Dieser krächzte und heulte fürchterlich, aber unfähig, sich zu vertheidigen, kroch er so schleunig als möglich weiter, um Schutz im Gewässer des Baches zu finden. Als jedoch Die im Schlosse des Ungethüms Unvermögen bemerkten, liefen auch noch Andere zu und unterstützten des Koches Racheact, daß der Gezüchtigte in ein gräßliches Jammergeheul ausbrach. Da brauste plötzlich das Wasser des Baches auf, und am Ufer zeigte sich die scheußliche Gestalt der Krötenhexe.

Laßt das Kind unangefochten, ich wills Euch lohnen! rief die Unholdin.

Haut zu! haut zu! jubelte der Schloßvoigt.

Schone mein Kind, und ich will Dir eine wichtige Nachricht verkünden! wiederholte die Krötenhexe.

Nun wohlan! schrie Jobst von Breitenbauch. Ist Deine Nachricht von Gewicht, so soll, auf mein adeliches Wort! der Kielkropf ruhig seines Weges ziehen, wo nicht, erhält er eine zweite Züchtigung! Sage an, was ist es?

Hütet Euch, Ihr im Schloß, der Grund des Thurmes ist unterwühlt! krächzte das Wassergespenst.

Vermaledeites Gezücht, Du lügst; rief erschrocken der Voigt.

Es ist so — nun laß mein Kind seines Weges ziehen! erwiederte die Krötenhexe. Und schnell umfaßt sie den noch immer heulenden Kielkropf und beide Scheusale stürzten sich in ihr heimisches Element. — Ein schnell herbeigerufener Baumeister konnte an dem Grunde des Thurmes keine Spur von Zerstörung entdecken, und so meinte man, die Krötenhexe habe zur Rettung ihres Kindes eine Unwahrheit gesagt.

An demselben Tage noch ritt Jobst von Breitenbauch hinüber nach der Sachsenburg, um dem Freunde seine Bedenklichkeiten hinsichtlich der geheimnißvollen Jungfrau mitzutheilen, doch verschwieg er ihm die nächtliche Scene bei der Oldislebener Mühle. Er wollte zur Schonung der armen Käthe, des Klostermüllers Tochter, gegen Niemand davon sprechen, zumal da man den Müller, welcher am Morgen nach jener Nacht mit gespaltenem Haupte todt vor seinem Hause gefunden worden war, für ein Opfer mörderischer Rachsucht oder räuberischen Anfalls hielt. Und so kam es denn auch, daß der Werwolf als ein christlich frommer Mann in geweihter Erde bestattet, und seines blutigen, geheimnißvollen Todes wegen allgemein bedauert wurde.

Hans von Bendeleben erschrak nicht wenig über Jobst's Mittheilung und trotzdem, daß sich sein liebeglühendes Herz dagegen sträubte, beschloß er doch, die Probe mit der Mistelstaude an der Braut versuchen zu lassen. Die Liebenden hatten für nächste Freitagsnacht eine Zusammenkunft auf der Sachsenburg verabredet, und so wurde beschlossen, daß der Heldrunger Voigt, wie zufällig, daselbst zum Besuch eintreffen und Kritta mit dem verhängnißvollen Zweige berühren solle. Der Ritter war fest überzeugt, daß sein Freund von dem Scheusal zum Opfer ausersehen sei, Hans aber hoffte noch immer, Jobsts Befürchtungen würde in Nichts zerfließen.

Der Freitag neigte sich zu Ende, und strahlend schimmerte am Himmel der Abendstern, da wanderte von der Niederung herüber die reizende Kritta. Der Junker eilte ihr entgegen und führte sie durch das Pförtchen am Thore nach einem traulichen Plätzchen am Bergesrande, in dessen Nähe sich der tiefe Brunnen bis zum Spiegel der Unstrut hinabsenkte. Hier saßen die Liebenden Hand in Hand, der Junker nicht ohne ein stilles Grausen, bei der Ungewißheit, ob das liebliche Wesen an seiner Seite ein verkapptes Scheusal sei.

Schon senkte sich tiefe Dämmerung über das Thal, da trabte der Heldrunger Voigt auf das Schloß zu und man hörte bald die Zugbrücke fallen und ihn in die Sachsenburg einreiten. Gleich darauf stand er vor den Liebenden. Noch hatte er aber seinen Gruß nicht ausgesprochen, als er erschrocken zurück fuhr und mit bebender Stimme ausrief: Allmächtiger Gott — *das ist die Kötenhexe!*

Krittas Augen glühten, ihr Mund zuckte und ihr liebliches Antlitz entstellte ein gräßliches Grinsen. Sie war von der Bank aufgesprungen, und starrte den Ritter mit Wuthblicken an. Jobst aber riß das Wamms auf, ergriff die Mistelstaude und schlug die Braut des Sachsenburgers damit auf die Schulter. Er hatte sich nicht geirrt. Das Weibsbild stürzte in Zuckungen zu Boden und aus dem grünen, schillernden Gewande, das sie trug, wälzte sich eine ungeheure, scheußliche Kröte mit blutunterlaufenen Augen und giftdampfendem Rachen. Das Unthier erfaßte den Junker und zerrte ihn nach dem Rande des Brunnens.

Bist mein verlobter Schatz! röchelte die Kröte, indem sie ihr Opfer nach dem Brunnenrande niederdrückte.

Der Ritter hob die Mistelstaude zu Hansens

Rettung. In demselben Augenblicke aber schaute das fahle, scheußliche Gesicht des Kielkropfs über den Rand des Brunnens, und seine langen, mageren Arme erfaßten den Unglücklichen mit unwiderstehlicher Gewalt. Noch ehe der entsetzte Ritter von dem Mistelzweige Gebrauch machen konnte, stürzten die Ungeheuer sich mit dem, vom Schreck gelähmten Junker hinab in den gähenden Schlund.

Des Voigts Hülferuf versammelte alsbald sämmtliche Schloßbewohner, aber Niemand wagte sich am schwankenden Seile in die unheimliche Tiefe hinab. Lange noch hörte man tief unten im Brunnen heiseres Gelächter, Krächzen und dumpfes Plätschern, endlich aber wurde es grabesstill. — In der Burg hat man weder die Krötenhexe, noch den Kielkropf jemals wieder gesehen, die zerfleischte Leiche des Junkers von Bendleben aber wurde am nächsten Tage, unfern des Mühlwaags bei Oldisleben, am Ufer der Unstrut auf eine Sandbank gespült.

Als der tief erschütterte Voigt nach Heldrungen heimkehrte, fand er daselbst des Klostermüllers Käthchen mit rothgeweinten Augen. Mein Vater ist todt und begraben, Herr, sagte sie, und ich stehe einsam da und schutzlos, wenn Ihr Euch meiner nicht annehmt, denn weder Vater noch Mutter hinterließen mir Freundschaft! Hegt Ihr noch immer treue Gesinnung für mich, so nehmt mich, wie Ihr versprochen, zu Eurer Hauswirthin mit Allem Gut, was ich besitze.

Käthe, sagte der gutmüthige Voigt, Du sollst nicht verlassen dastehen, sondern ich will redlich halten, was ich versprochen! Nach Oldisleben magst Du nicht heimkehren, auch ist Deine Anwesenheit dort unnütz, da auf meine Veranlassung der Prior bereits einen Verwalter Deines Gutes bestellt hat. In meinem Thurme befindet sich ein gastliches Gemach, dort magst Du mit meiner Schaffnerin Barbara hausen, bis ich Dich vom Altar weg in meine eigene Wohnung führen darf. — Er rief die alte Frau und diese nahm Käthen freundlich auf und richtete das Thurmzimmer für den hübschen Gast gar wohnlich ein. Jedoch das Unheil hatte sein Ende noch nicht erreicht. Nur wenige Stunden sollte das arme Kind des Ritters Gastfreundschaft genießen. Kaum hatte Käthchen ihr müdes Haupt auf weichem Pfühle zur Ruhe gelegt, als plötzlich mit donnerähnlichem Getöse der gewaltige Thurm zusammenstürzte und sie, sammt der alten Schaffnerin, unter seinen Trümmern begrub.

Die Leichen der beiden Verunglückten ließ der Schloßvoigt im Kreuzgange des Klosters Oldisleben zur Erde bestatten und stiftete ihrem Andenken hundert Seelenmessen. Insgeheim erzählte er nun auch dem Vater Abte die Schreckensgeschichte jener Nacht, wo er den Werwolf erschlug. Auf des frommen Mannes Befehl wurde die Leiche des Klostermüllers ausgegraben und mit mehreren Zauberstücken, darunter auch dem wiedergefundenen Gürtel und der Salbenbüchse, zu Asche verbrannt. Ob die weise Frau in Gorschleben, welche am Morgen nach dem Brunnensturze des Junkers mit umgedrehtem Halse todt auf ihrem Lehnstuhle sitzend gefunden wurde, durch die Unholde ihr Ende fand, hat man nie ermittelt. Zur Erinnerung an die grauenhaften Ereignisse aber erblickt man an dem wieder aufgebauten Thurme des Schlosses Heldrungen noch jetzt das verwitterte Bild einer Kröte mit der kaum leserlichen Inschrift: „tu Kreta hasst mich vil gecost." Der Ritter Jobst soll bald darauf ins Kloster Oldisleben gegangen und dort als Mönch gestorben sein.

Mannichfaltiges.

Aus Uri wird folgende Familienidylle berichtet: Eine Frau, des dreimaligen Versuchs zur Vergiftung ihres Mannes geständig, war vor 5 Jahren zu 10jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Nun erscheint derselbe Ehemann, der von Rechts- und Frauenwegen schon 5 Jahre todt sein sollte, neulich vor dem Landrath und bittet unter Thränen um Begnadigung seiner liebevollen Ehehälfte, mußte aber aus Rechtsgründen mit seinem Gesuch abgewiesen werden. Er muß also noch 5 Jahre warten, um so oder so selig zu werden.

In der Nähe von Palermo wurde unlängst einer der gefürchtetsten Banditen getödtet. Er hieß Santaniello. In der Nähe von Palermo befindet sich ein Flecken, Namens Bracigliano, in dem ein Hirtenknabe, Namens Antonio, Fiore, wohnte. Dieser erwarb sich die Huld des Räubers, besuchte ihn alle Sonntage, aß mit ihm und brachte zuweilen auch die Nacht mit ihm zu. Fiore beschloß, seinen Freund zu verrathen. Er begab sich zum Syndikus von Bracigliano und erbot sich, Santaniello auszuliefern. Sein Antrag wurde angenommen und am 9. Mai, Morgens gegen 5 Uhr, stieß Fiore dem schlafenden Banditen sein Messer in den Leib. Santaniello erhob sich und wollte sich wehren, aber Fiore fiel über ihn her, umfaßte und erstickte ihn. Fiore wurde mit Belohnungen überhäuft, weil er die Gegend von einem Ungethüme befreit hat, das seit 8 Jahren 42 Menschen umgebracht, 300 gebrandschatzt, einer Anzahl Nasen und Ohren abgeschnitten, mehr als 6000 Stück Schafe geraubt und ein Dutzend Scheunen in Brand gesteckt hatte u. s. w.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 50. Sonntag den 21. Juni. 1868.

Sängergruß
des
Gesang-Vereins Schweinfurt
an
alle Sängerbrüder des Gesang-Vereins Lohr
zur 25jährigen Stifungsfeier
am 21. und 22. Juni 1868.

Wir haben hoch erfreut den Ruf vernommen,
Der aus dem Alltagsleben uns geweckt —
Wir sind im raschen Flug zu Euch gekommen,
Uns hat kein Hinderniß zurückgeschreckt:
Denn wer ein Freund des Edelsten und Schönen,
Läßt bei Vereinen gern ein Lied ertönen.

Wir bieten traulich wie zum Fest und Spiele,
So auch im Ernst die brüderliche Hand,
Und bringen Euch der Herzensgrüße viele
Von treuen Freunden aus dem Frankenland!
Es grüßen Alle Euch, in deren Namen
Wir — ein Decad nur — zu der Feier kamen.

O würde doch auf der Begeist'rung Schwingen
Hier jedes Leid auf immer ausgesöhnt!
O möchte es der Kraft des Wort's gelingen,
Die in dem deutschen Lied so mächtig tönt!
O könnten dauernd Alle sich verbünden!
Wir möchten — was geschah — daheim verkünden!

Herbert.

Schein und Sein.
Novelle von Carl Wartenburg.

Langsam und keuchend zogen an einem heißen Julitage vier magere Postpferde einen großen, gelben Eilwagen zu einer ziemlich steilen Anhöhe der Landstraße hinauf, die von D . . ., der Hauptstadt des Landes, nach Kleinau führte, einem Provincialort von vielleicht viertausend Einwohnern, der zugleich die Grenzstation zweier hier zusammenstoßenden Postverwaltungsbezirke bildete. Es war um die vierte Nachmittagsstunde, und glühend trafen die Sonnenstrahlen die weiße staubige Chaussée, links und rechts von meilenweit sich dahinziehenden Nadelholzwaldungen eingesäumt, deren Tannen und Fichten einen duftigen Harzgeruch ausströmten.

Von diesem Opferduft der öden Landschaft, wie von der Hitze betäubt, schliefen nicht nur die Reisenden, die in dem Fond des Wagens saßen, sondern auch der Postillon, welcher auf dem hohen Kutscherbocke nach einem harten Kampfe zwischen Moral- und Naturgesetz unverantwortlicher Weise das erste gegen das

zweite hatte unterliegen lassen. Aber auch die Waldvögel regten sich nicht, sondern saßen still und lautlos im frischen Schatten der grünen Zweige, und außer dem zuweilen aus der Waldestiefe hervortönenden Rufe des Kuckucks und dem leisen Summen einer Wolke von Mücken und Fliegen, welche die schwitzenden Pferde umschwirrten, unterbrach nichts die lautlose Stille, welche über der Landschaft lagerte ...

— Der Schlaf des Postillons, dem man, da kein Condukteur die Post begleitete, die alleinige Obhut der Passagiere und der Güter anvertraut, war übrigens in der That ein unverantwortlicher; denn noch zwanzig Schritte, und die Anhöhe der Landstraße war erreicht, und von hier ab lief die Straße neben einem tiefen Waldgrunde hin, in welchen schon manches Fuhrwerk hinabgestürzt war.

Ruhig schliefen indessen die beiden Passagiere, welche im Innern der Postkutsche saßen, den Schlaf der Gerechten. Außer ihnen konnte man durch die heruntergelassenen Wagenfenster ein junges, reizendes Mädchen in eleganter Reisekleidung bemerken, die ihr von blonden Locken umwalltes Köpfchen an die Brust eines gut gekleideten, ältlichen Mannes von wohlbehäbiger Gestalt und rothwangigem Gesicht gelehnt, sanft schlummerte. Die ungleiche Bewegung des Wagens hatte ihr den Strohhut vom Kopfe gleiten lassen, und hätte sich ein neugieriger Beobachter an das Wagenfenster der langsam dahinrollenden Postkutsche geschlichen, so würde er ungestört das liebliche Gesicht des kaum achtzehnjährigen Mädchens mit dem zarten, weißen Teint, der rosigangehauchten Wange, den feinen Lippen, zwischen denen perlengleiche Zähne hervorblitzten, haben bewundern können.

Da flog eine der Mücken, welche die arggeplagten Pferde summend umschwirrten, durch das offene Wagenfenster, und ein empfindlicher Stich auf die Stirn schreckte mit einem Male den alten Herrn aus seinem Schlummer empor.

„Verwünschter Quälgeist!", rief er nach der Mücke schlagend und sich dann mit dem Taschentuch die gestochene Stelle reibend. „Nicht einmal ein Mittagsschläfchen kann man vor diesen abscheulichen Mücken und Fliegen halten!"

Das plötzliche Emporschnellen des alten Herrn hatte auch das junge Mädchen aus ihrer schlummernden Ruhe geweckt und sich leicht mit dem Rücken der kleinen Hand über die Augen streichend, fragte sie mit munterer Stimme:

„Aber mein Gott, was hast Du denn, Papa, daß Du so plötzlich auffährst und mit wem sprichst Du denn?"

Und die Hände von den Augen niedersinken lassend, blickte sie den Vater mit ihren dunkelblauen, schönen, glänzenden Sternen erstaunt an.

Der alte Herr aber hörte diese Frage nicht; denn völlig ermuntert hatte er sich, noch immer mit dem Tuche die Stirn reibend, zum Wagenschlag hinaus gebeugt, um sich zu orientiren und zu sehen, wie weit es noch bis nach Kleinau wäre.

„Meiner Treu!" rief er, den Kopf ins Innere des Wagens zurückziehend. „Kind, wir müssen tüchtig geschlafen haben, denn wir sind schon der Höhe der Chaussée ganz nahe und von da bis nach Kleinau ist es kaum eine Stunde. Sieh dich nur um, Lina, da drüben ist der Vogelsberg und dort kannst Du die Thurmspitze der Sanct Salvatorkirche erblicken. Aber ich möchte doch um Alles in der Welt wissen, warum der Postilion so langsam fährt? Der Wagen schleicht ja wie eine Schnecke auf der Chaussée hin. He! Schwager!"

Aber der Postillon rührte sich nicht und der Wagen, der in diesem Augenblicke abwärts zu rollen begann, wäre, da der Kutscher keine Hemmkette angelegt hatte, unfehlbar die steile Anhöhe hinab und in den Waldgrund gerollt, wenn nicht ein kräftiges: „Halt!" von einer jugendlichen Männerstimme gerufen und ein entschlossener Griff in die Zügel der Pferde zum Stillstehen gezwungen und den Postillon aus seinem Nachmittagsschläfchen aufgeschreckt hätte. Die Reisenden, welche sich die Ursache dieses plötzlichen Stillstehens nicht gleich erklären konnten, beugten sich aus den Wagenfenster heraus und der alte Herr war nicht wenig verwundert, eine ihm bekannte Stimme zu hören, die dem Pestillon heftige Vorwürfe über seinen unverantwortlichen Leichtsinn machte, Vorwürfe, die der Pferdelenker wider die Gewohnheit dieser Leute ruhig hinnahm . . . Allein auch dem jungen, sich gleichfalls zum Wagenschlage herausneigende Mädchen schien die Stimme nicht ganz fremd zu sein und mit sichtlicher, ungeduldiger Neugierde in den Zügen wartete sie auf den Augenblick, daß der Fremde, der bei den vordersten Pferden stand, sichtbar werden würde.

Jetzt ging er auf das Wagenfenster zu, aus welchen die junge Dame herausblickte und der erstaunte, leise Ruf:

„Herr Möllingen!" — „Fräulein Schwarzbach!" tönte von den Lippen der Beiden, der jungen Dame und des Herantretenden, der ein junger, fünfundzwanzigjähriger Mann ein der Uniform der —schen Postbeamten war.

Noch ehe es aber zu einer weitern Erklärung zwischen ihnen kommen konnte, hatte sich schon der alte Herr mit den Worten: „Ei! schönen guten Tag, Herr Sekretär Möllingen" ins Gespräch gemischt und rasch fuhr er dann nach der gesprächigen Weise älterer Leute fort:

„Klang mir doch die Stimme, die dem Postillon die Reprimande gab, so bekannt, nur

wußte ich für den Augenblick nicht, wem sie angehörte . . . Aber sage mir doch, Lina, riefst Du nicht eben den Namen des Herrn Postsekretärs? Und Sie, Herr Möllingen, scheinen meine Tochter auch zu kennen? Woher kommt denn diese Bekanntschaft? Herr Möllingen ist doch erst seit einem halben Jahre in Kleinau und während der Zeit bist Du ja, Lina, fortwährend in der Pension in D . . . gewesen. He?" —

Und indem der gutmüthige alte Herr eine Prise aus der silbernen Dose nahm, blinzelte er die beiden jungen Leute mit einem schmunzelnden Lächeln an, das Jene unwillkürlich in eine leichte Verlegenheit brachte. Endlich begannen sie zu gleicher Zeit:

„Herr Möllingen war —"

„Fräulein Schwarzbach lernte ich —"

Der alte, muntere Herr unterbrach diese stockenden, beiderseitigen Erklärungen.

„Aber was bleiben Sie denn hier auf der staubigen Landstraße stehen, Herr Möllingen? Steigen Sie doch in den Wagen und fahren Sie mit uns nach Kleinau hinein. Ihr Spaziergang hat heute lang genug gedauert; und ohnedieß scheint es mir, als ob sich dort über dem Vogelsberge und dem Wettersteine", und er deutete dabei auf einige bewaldete Berggipfel, „Gewitterwolken aufthürmten. Also eingestiegen und dann vorwärts Schwager. Er hat überdieß seine Schlaftrunkenheit wieder gut zu machen, denn wenn Herr Möllingen nicht glücklicher Weise dazu gekommen wäre, so —."

(Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch des „Lessing".

Ueber das Unglück, von dem das Bremer Schiff „Lessing" am 23. v. Mts. betroffen wurde, liegen jetzt ausführliche Berichte vor. Zwischen den Orkaden und den Shetlandsinseln liegt das kleine Eiland Faira oder Fara, das von etwa 250 Menschen bewohnt wird, welche sich von Vogelfang, Fischerei und Viehzucht ernähren; die Insel umgürtet ein Kranz von steilen Felsen, und weit in's Meer hinein erstrecken sich die Riffe. Am Morgen des 23. Mai glaubte der Kapitän des „Lessing", der widriger Winde wegen die Umfahrt um Großbritannien dem Wege durch den Kanal hatte vorziehen müssen, an der Insel bereits vorbei zu sein. Ein starker Nebel lag auf dem Wasser. Plötzlich gewahrte man Land; das Wenden mißglückte; das schöne starke Schiff lief auf den Skeep-Craig, eine Stelle, wo die Felsen am steilsten sind, und saß bald in einer kleinen Bucht zwischen Riffen fest, die hoch über die Masten hinwegragten. Bis zum letzten Augenblicke, in dem die äußersten Anstrengungen sich als erfolglos erwiesen, hatte an Bord Niemand eine Ahnung des Unglücks; ein jäher Stoß zerbrach die Mitte des Schiffs und weckte zugleich die armen Auswanderer, die größtentheils noch in ihren Kojen ruhten, aus ihrem Schlafe. An Bord befanden sich 20 Mann Besatzung und an Passagieren 355 Erwachsene, 69 Kinder und 27 Säuglinge. Mit großer Gewalt stürzten sofort die Wogen in die Räume des Schiffs; in jäher Flucht mußten Alle das Zwischendeck verlassen, um nicht zu ertrinken. Der Kapitän setzte sogleich das eine Boot aus und drang mit demselben bis zum Fuße des einen der beiden scharfen, 3—400 Fuß hohen Felsens vor, zwischen denen das Schiff eingeklemmt war; er kletterte auf die Oberfläche des Riffs, um die Scene seines Unglücks zu übersehen; es war wenig Aussicht auf Rettung. Mittlerweile waren die Insulaner gewahr geworden, was sich zugetragen hatte; unverzüglich thaten sie das Aeußerste für die Rettung der Schiffbrüchigen; in der That haben diese armen Eilandsbewohner gegen ihre unerwarteten Gäste viel Muth und Güte gezeigt. Da dem Schiffe von der See aus nicht nahe zu kommen war, so war die einzig ausführbare Art der Rettung die, daß die muthigen Fischer von Faira ihre kleinen Boote in eine Höhle brachten, welche durch die Felsen ging und in die Bucht mündete, wo das Wrack lag. Diese Fahrt gelang. Nachdem die Männer, Weiber und Kinder unter großen Mühen an Bord der kleinen Boote gebracht waren, hatten die Insulaner eine Zwischenpause in den Wellenschlägen abzupassen, um wieder durch die Felsenhöhle hindurchzukommen; sonst würden ihre gebrechlichen Fahrzeuge von der Fluth ergriffen und gegen die Felsen geschleudert worden sein. Auch dies Manöver gelang; man fuhr aufwärts nach einem Theile des Felsens, welcher minder steil und nicht so zackig war; dort wurden die sämmtlichen Schiffbrüchigen auf die Oberfläche der Klippe gezogen und von hier aus glücklich an's feste Land geschafft; die Kinder wurden den Männern auf die Rücken gebunden und auf diese Weise hinaufgebracht. Mehrere Stunden gingen mit der Landung hin. Sobald es das Wetter erlaubte, verließ der Steuermann des „Lessing" die Insel in einem Boote, um Hilfe zu holen; derselbe kam glücklich in Sunburgh an; am 26. Mai erreichte die Nachricht von dem Schiffbruche Lerwick, die Hauptstadt der Shetland-Insel Mainland. Sogleich wurde ein Schuner ausgerüstet und nach Faira gesandt. In drei Fahrten brachte dies Schiff die Unglücklichen nach Lerwick. Zuerst weigerten sich viele, ohne ihre in dem Wrack begrabene Habe

die Insel zu verlassen; sie gefährdeten sogar das Leben des Kapitäns. Nach und nach sah man indessen ein, daß an eine Bergung der Effekten nicht zu denken sei; nur dann und wann gelang es, von der Klippe aus einige Gegenstände aufzufischen. In der Fluthzeit war das Wrack fast ganz unter Wasser; zur Ebbe war aber auch nicht in den Schiffsraum zu kommen; jeder Versuch, an Bord zu gehen, war mit Lebensgefahr verbunden. Am 3. Juni verließen die letzten Passagiere und die Mannschaft Faira, um sich ebenfalls nach Lerwick zu begeben. Der Zuwachs von nahezu 500 Personen zu der Bevölkerung dieses Ortes, der so schon übervölkert ist, war äußerst bedenklich. Die Bequemlichkeiten waren sehr beschränkt, und da die armen Auswanderer meistens nur mit den Kleidern, die sie auf dem Leibe trugen, gerettet wurden, demnach kein Zeug wechseln konnten, ohne Betten und Bettwäsche waren, und schon dadurch, daß sie mehrere Tage lang dem Wetter ausgesetzt gewesen, schwer gelitten hatten, war die Gefahr, daß ansteckende Krankheiten unter ihnen ausbrachen, nicht gering. Sie wurden in einem Theil des Stadthauses und des Gefängnisses, sowie in zwei Zimmern auf dem Fort, auch in einigen Lagerhäusern, die sofort ausgeräumt wurden, untergebracht. Nach den letzten telegraphischen Nachrichten ist der Gesundheitszustand befriedigend gewesen; allein manche herzzerreißende Scene ist auf Faira und in Lerwick vorgekommen. Die Unglücklichen werden in Bremen erwartet, (nach neueren Nachrichten sind dieselben bereits dort eingetroffen) wo ein Aufruf zu ihrer Unterstützung erschienen ist.

Mannichfaltiges.

(Zur Geschichte Serbiens.) Es war im Anfange dieses Jahrhunderts, als Milosch, der Stifter des Hauses Obrenowitsch, zuerst auf dem Schauplatze der Geschichte erschien. Czerny Georg (der schwarze Georg) hatte sich an die Spitze der Serben gestellt und suchte das türkische Joch abzuschütteln. Rußland, schon damals die Idee des Panslavismus erweckend und nährend, unterstützte den Aufstand. Im Jahre 1804 und 1805 jagte Georg die türkischen Truppen zum Fürstenthume hinaus und unterwarf sich alle Städte mit Ausnahme des stark befestigten Belgrad. Einer seiner Unterführer war Milosch Obrenowitsch, der von einem gewöhnlichen Bauernknecht sich nach und nach zum Viehhändler emporgearbeitet hatte. Unter Georg Czerny zeichnete er sich durch wilden Muth, aber auch durch rohe Grausamkeit aus. Czerny selbst war in seiner Jugend Sauhirt gewesen. Er stand in engem Zusammenhange mit der Hetärie, der von Rigas gegründeten griechischen Verbrüderung, die sich über die ganze europäische Türkei erstreckte und die Befreiung derselben von dem Moslemismus zum Ziele hatte. Milosch verfolgte stets nur persönliche Zwecke. Im Jahre 1805 wurde Czerny zum Fürsten von Serbien ernannt, und trotz den fortwährenden Intriguen Rußland's, das den demokratischen Geist des kriegerischen Fürsten fürchtete und haßte, hielt er sich bis zum Jahre 1813. Von den Türken alsdann mit großer Uebermacht angegriffen, von Rußland verrathen, von Milosch Obrenowitsch, seinem ersten Anführer verkauft, getäuscht und betrogen, mußte er weichen und zog sich nach Oesterreich zurück. Serbien blieb hierauf der Tummelplatz türkischer Willkür, bis im Jahre 1815 Milosch sich an die Spitze seiner Landsleute stellte und nach blutigen Kämpfen die Türken aus Serbien vertrieb. Im Jahre 1818 wurde Milosch als Wojwode Serbiens vom Sultan anerkannt. Ein Jahr später kehrte Georg Czerny zurück, um den Gesammtaufstand der Südslaven und Griechen gegen die Pforte zu organisiren. Das Volk jubelte ihm zu, und der Funke der Insurrektion glühte bereits in der Moldau, in Bosnien und Thessalien. Da ließ Milosch durch gedungene Meuchelmörder den gefürchteten Nebenbuhler aus dem Wege räumen, und wenige Monate später wurde er von den großen des Landes zum erblichen Fürsten Serbiens erwählt. Milosch regierte bis zum Jahre 1839, die Erbitterung seines eigenen Volkes vertrieb ihn dann aus Serbien. Sein Sohn Milan und nach dessen Tode sein zweiter Sohn Michael herrschten bis zum Jahre 1842. Dann mußte auch Michael flüchten, und das Volk erwählte den Sohn des Helden Czerny zum Fürsten, der bis zum Jahre 1858 unter dem Namen Alexander Georgewitsch an der Spitze des Landes stand. Russischer Einfluß stürzte ihn, der alte Milosch kehrte auf den Fürstenstuhl zurück, und nach dessen Tode kam abermals sein Sohn Michael zur Regierung.

(Kollegialer Rath.) Katharina von Rußland erhielt von dem persischen Schah ein Schreiben, das folgende merkwürdige Stelle enthielt: „Ich hoffe, meine vielgeliebte Schwester, Gott werde Dich vor der Liebe zu starken Getränken bewahren. Ich, der ich Dir schreibe, habe Augen wie Rubinen, eine Nase gleich einem Karfunkel, und Wagen glühen mir, wie von Feuer, weil ich mich jener unglücklichen Neigung hingegeben habe; auch muß ich nun meine Tage und Nächte auf dem Bette des Jammers verbringen."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 51. Donnerstag den 25. Juni. 1868.

Das Lied vom Durst.

Ein schlimmes Ding zu jeder Frist
Bleibt's immer, wenn man durstig ist
Und kann den Durst nicht stillen
Mit seinem besten Willen.

Der Durst nach Ruhm und Lorbeer rafft
Dahin gar oft die schönste Kraft,
In's Gras muß mancher beißen
Und kann berühmt nicht heißen.

Der Durst nach Liebe, wie man weiß
Macht Vielen Herz und Stirne heiß,
Und was nicht sehr vergnüglich
Die Letztere vorzüglich.

Doch kann schon gar nichts Schlimm'res sein,
Als wie da ist der Durst nach Wein,
Probatum est, seit Jahren
Hab' ich's an mir erfahren.

Der Durst nach Lieb', der Durst nach Ruhm
Versiecht, man weiß oft nicht warum,
Nicht so der Durst nach Flaschen,
Die uns die Kehle waschen.

Der Durst nach Wein ist immer neu,
Der Durst nach Wein ist immer treu,
D'rum gebt Euch d'rein geduldig,
Doch — bleibt den Wein nicht schuldig.

Schein und Sein.

Novelle von Carl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

II.

Möllingen gab dem alten Herrn einen Augenwink, indem er dabei verstohlen auf Lina deutete, und Herr Schwarzbach schwieg, um seiner Tochter einen nachträglichen Schrecken zu sparen, der ihr gewiß eingejagt worden wäre, wenn sie erfahren hätte, welcher Gefahr sie nur um eines Haares Breite entgangen war.

Dann stieg der junge Postbeamte zu den beiden Reisenden in den Wagen und rasch rollte darauf dieser die Anhöhe hinab, der im Thale liegenden Stadt zu. Während der Fahrt bis dahin gab es nun zwischen den Dreien eine Menge Erklärungen, Fragen und Antworten, wobei Herr Schwarzbach erfuhr, daß Möllingen bevor er nach Kleinau versetzt worden, in D... stationirt gewesen sei, derselben Stadt, wo Lina bis jetzt in Pensionat gelebt, daß das Postgebäude in D . . . der Pensionsanstalt zufälliger Weise gegenüber gelegen habe und daß das Fräulein einst einen Brief an den Papa — die Mutter war schon lange todt — selbst auf die Post und an den Schalter gebracht, wodurch Möllingen den Namen der jungen Dame erfahren habe, ohne daß Beide jedoch näher bekannt mit einander geworden wären. Dann sei er versetzt worden und von der Residenz abgereist, ohne das Fräulein zuvor noch ein Mal gesehen zu haben, und die gegenseitige Verwunderung, sich so plötzlich auf der Chaussee bei Kleinau zu treffen, erscheine sonach sehr erklärlich . . .

„Und Sie haben mir," sprach Herr Schwarzbach zu Möllingen, als dieser geendet, „niemals gesagt, daß Sie meine Lina in D . . . gesehen, obgleich wir uns fast täglich im Casino getroffen haben und oft zusammen dort Schach gespielt?"

Möllingen erröthete leicht und suchte eben in seiner Verlegenheit nach einer Antwort, als der Postillon mit einem Male lustig schmetternd ins Horn stieß und das Rasseln des Wagens, welches jedes Gespräch verstummen machte, ihn von einer Entgegnung auf Herrn Schwarzbach's Frage befreite.

„Wir sind in Kleinau," sprach Herr Schwarzbach, „ich fühle es, auch wenn es der Postillon nicht durch sein Blasen verkündet, an dem holperigen Pflaster . . . Da, da Lina ist das Posthaus und siehst Du dort die alte Barbara und den alten Hans stehen?"

Jetzt rollte der Wagen durch das enge, niedrig gewölbte Stadtthor, der Postillon blies eine lustige, helle Fanfare, die alle Bewohner der schmalen Gasse an die Fenster rief, und eine Minute später hielten die dampfenden Pferde vor dem Postamte, vor welchem Barbara und Hans standen, um die Schachteln und Koffer ihrer jungen Herrin in Empfang zu

nehmen und das liebe Fräulein zu bewillkommnen.

„Gottlob! nun wären wir endlich wieder zu Hause," stöhnte der wohlbeleibte Herr Schwarzbach, als er sich mit Hülfe des alten Hans mühsam vom Wagentritte herunterließ, während Lina auf der andern Seite des Schlags leicht wie ein Vogel heraushüpfte. „Und für heute meinen besten Dank, Herr Möllingen, ich hoffe, daß Sie mich morgen mit einem Besuche beehren."

Herr Möllingen verbeugte sich dankend, Lina grüßte leicht erröthend, zupfte dann ihre schwarzseidene Mantille zurecht und eilte nun, von dem alten Dienerpaar gefolgt, dem nur wenige Schritte entfernten väterlichen Hause zu, das sie nach vierjähriger Abwesenheit heute wieder zum ersten Male betrat.

Herr Gottfried Schwarzbach, Lina's Vater, wohnte erst seit einigen Jahren in Kleinau. Früher hatte er einen mehre Meilen von seinem jetzigen Aufenthaltsorte im Hochwald gelegenen großen Eisenhammer besessen, den er kurz vor seiner Uebersiedelung nach der Stadt an einen gewissen Herrn Ranconi verkauft hatte.

Fleiß, Thätigkeit, glückliche Handelsconstellation und das nicht geringe Vermögen seiner verstorbenen Gattin, Lina's Mutter, Alles das hatte zusammengewirkt, um Herrn Schwarzbach zu einem reichen Manne zu machen, und als er nach Kleinau zog und hier um Gewinnung des Ortsbürgerrechts nachsuchte, schätzte er sich selbst mit siebenzig- bis achtzigtausend Thalern ab. Andere aber behaupten, der alte Herr sei zu bescheiden und wäre sicherlich seine wohlgezählten hunderttausend Thaler werth.

Der ehemalige Hammerwerksbesitzer würde übrigens trotz seiner sechzig Jahre doch nicht nach Kleinau gezogen sein, wenn er es nicht seiner Tochter Lina zu Liebe gethan hätte, seinem einzigen Kinde, das er wie seinen Augapfel hütete. Lina aber, die bei dem Tode ihrer Mutter vierzehn Jahre alt war, langweilte sich bald in der Einsamkeit des weit ab von Dörfern und Flecken gelegenen Hammerwerkes und sehnte sich nach der Stadt, nach Freundinnen und Unterhaltung. Und der zärtliche Vater, der von jeher gewohnt war, jeden Wunsch der einzigen Tochter, des Herzenslieblings, zu erfüllen, sah mit einem Mal ein, daß Lina Recht habe und daß sich dieselbe in Gesellschaft der alten Barbara, der Haushälterin, und der zwei Mägde, welche das gesammte weibliche Personal des Hauses bildeten, unmöglich wohl befinden könne.

Als ihm daher Herr Ranconi (ein geborener Hamburger), der sich in der Gegend niederzulassen wünschte, vortheilhafte Kaufanträge stellte, ging er darauf ein und siedelte nach Veräußerung des Eisenhammerwerks nach Kleinau über.

Indeß war auch die kleine Provinzialstadt nicht der Ort, wo sich eine junge Dame, wie Fräulein Lina Schwarzbach, die bei ihren körperlichen Vorzügen und ihrem dereinstigen Reichthume berufen schien, eine glänzende Rolle in der Welt zu spielen, hätte ausbilden können, und schon nach einjährigem Aufenthalt in Kleinau verließ sie dasselbe wieder, um in eine Pensionsanstalt für Töchter reicher Aeltern zu gehen, wo sie drei Jahre blieb und sich zur eleganten Dame von bester Gesellschaftstournüre entwickelte. Nach Verlauf dieser drei Jahre holte sie der Papa selbst aus der Pension ab, denn er sehnte sich zu sehr nach dem lieben Kinde, um länger ohne dasselbe leben zu können, und wenn es Fräulein Lina auch in der großen, volkreichen Residenz besser gefiel als in der kleinen, stillen Provinzialstadt, so mußte sie sich doch dieses Mal dem Willen des Vaters fügen, der erklärte: „ohne sein Linchen halte er es in Kleinau nicht länger aus."

Lina nahm von ihren guten Freundinnen, nach gegenseitigem Austausch goldgeränderter Stammbuchsblätter und Photographien, unter Thränen und den Schwüren ewiger Freundschaft Abschied, wobei nur das Eine sie zu trösten vermochte, daß Adele von Haller, eine ihrer intimsten Freundinnen, ebenfalls in kurzer Zeit die Pension verlassen und dann auf das, wenige Stunden von Kleinau gelegene Gut ihres Vaters zurückkehren sollte, so daß wenigstens die Aussicht auf öftere gegenseitige Besuche und Erinnerungsaustausch der Erlebnisse in der Pension und der Residenz als ferne Hoffnung durch den Schmerz der Trennung schimmerte und diese so leichter ertragen ließ.

So war denn Lina wieder wohlbehalten im väterlichen Hause angelangt, das sie nur dann wieder verlassen sollte, wenn der zukünftige Gatte —

Doch daran hatte Lina noch niemals ernstlich gedacht, und als sie sich am Morgen nach der ersten Nacht im Vaterhause in ihrem früheren Zimmer, welches Herr Schwarzbach zu einem wahren kleinen Feen-Boudoir hatte umwandeln lassen, bei einem ähnlichen Gedanken ertappte, sprang sie schnell auf und hüpfte trällernd an ihren eleganten Wiener Flügel, um eine neue französische Opernmelodie zu spielen.

Aber sie hatte kaum ein paar Tacte angeschlagen, als es an der Thür klopfte und gleich darauf Herr Schwarzbach im Morgenkleide, mit einem heitern Gruß, ins Zimmer seiner Tochter trat.

„Ah! guten Morgen, lieber Papa!" rief Lina, vom Clavier aufspringend und dem Vater

entgegeneilend, der einen zärtlichen Kuß auf die reine, weiße Stirn seines Kindes hauchte und mit väterlicher Besorgniß frug, wie sie zum ersten Male nach ihrer Rückkehr im älterlichen Hause geschlafen habe.

„O! ganz köstlich, lieber Vater“, antwortete Lina, indem sie, wie sie es früher als Kind gethan, das Wiener Morgenpfeifchen des Vaters, welches dieser nebst dem aus Stroh geflochtenen Tabaksfästchen mitgebracht ergriff und stopfte, und als mich heute früh das Horn des Stadthirten, der die Heerde hier unten zum Thore hinaustrieb“, und sie deutete auf das am Ende der Straße stehende Thor, „aus dem Schlafe weckte, fühlte ich mich so froh und wohl, wie es selbst in der Pension nie der Fall war. Und wenn ich erst hier wieder einige Bekanntschaften angeknüpft habe und Adele von Haller, die zu Michaelis die Pension verläßt, in die Nähe kommt, dann werde ich mich auch nicht eine Minute nach der Residenz zurücksehnen.“

„Also jetzt sehnst Du Dich immer noch, kleine Undankbare, und willst erst auf Bekanntschaften warten,“ antwortete mit scherzhaftem Vorwurfe Herr Schwarzbach, indem er leichte, blaue Rauchwölkchen aus der Pfeife emporwirbeln ließ, „um Dich vollends einzugewöhnen? Uebrigens scheint es sich mit Deinen Bekanntschaften machen hier in Kleinau recht gut anzulassen, hast Du doch schon vor dem Eintritt in die Stadt einen alten Bekannten aus Deiner Residenz wieder angetroffen.“

„Du meinst Herrn —,“ antwortete Lina, erröthete ein Wenig und hielt, ohne den Namen auszusprechen, stockend inne.

„Nun ja, Herrn Möllingen meine ich,“ entgegnete der alte Herr mit einem gewissen Lächeln, „bist Du denn so vergeßlich, daß Du Dich nicht mehr auf seinen Namen besinnen kannst. Gestern schienst Du Dich indessen sehr rasch des Namens zu erinnern, und wenn ich mich nicht irre —“

„Weißt Du wohl, daß Du recht anzüglich bist, Papa, mit Deinen Fragen und Bemerkungen?“ unterbrach ihn Lina, indem sie ihre kleine Hand auf seinen Mund legte, „wer sagt Dir denn, daß ich Herrn Möllingen's Namen vergessen habe?“

„Das würde auch, wenn es der Fall wäre, liebe Lina, sehr Unrecht von uns Beiden sein, denn weißt Du, daß wir gestern, wenn Herr Möllingen nicht dazu gekommen wäre und das Unglück verhütet hätte, sammt Wagen und Pferden in den Waldgrund gestürzt wären? Ich habe es Dir gestern, da Du von der Gefahr nichts bemerktest und um Dir nicht die Laune zu verderben, verschwiegen, doch heute kannst Du es erfahren.“

Lina, die plötzlich ernst geworden war, faltete erschrocken die Hände.

„Und wir haben Herrn Möllingen nicht einmal dafür gedankt — ich wenigstens nicht,“ flüsterte sie endlich.

„Nun dazu wirst Du heute Mittag Gelegenheit haben,“ antwortete Herr Schwarzbach, „denn wenn Du sonst nichts dagegen einzuwenden hast, was ich kaum glaube, so wird Herr Möllingen heute bei Tisch unser Gast sein. Ich habe ihn diesen Morgen einladen lassen. Du kannst Dich also mit Deiner Toilette darnach richten.“

Lina antwortete nichts darauf, sondern beugte sich zur Erde, um ihr heruntergefallenes Taschentuch aufzuheben, und Herr Schwarzbach begann von etwas Anderem zu sprechen, von der zukünftigen Einrichtung im Hauswesen, daß die alte Barbara nun das Regiment und die Schlüssel an die junge Gebieterin abgeben, daß Lina von heute an alle Morgen den Küchenzettel schreiben solle und ähnliche Dinge mehr, bis es zehn Uhr schlug, die Stunde, zu welcher Herr Schwarzbach „zum Wein“ ging, das heißt in die Weinstube des Herrn Spezereihändlers Höfer, wo sich die ältlichen Herren von den Honoratioren des Städtchens alltäglich zum Frühstück trafen.

Lina aber kleidete sich an, um bei einigen befreundeten Familien der Stadt, die sie früher während ihres einjährigen Aufenthalts in Kleinau kennen gelernt, Besuche zu machen.

Als sie von diesem Ausgange zurückgekehrt und nach schnell gewechselter Toilette um Mittag in den kleinen, ovalen, mit Gemälden, Statuen und Blumenvasen geschmückten Speisesalon, dessen Thüren in den Garten führten, trat, fand sie schon Herrn Möllingen in demselben, bei der Betrachtung einiger Oelgemälde. In das Anschauen der Bilder versunken hatte Möllingen den Eintritt der jungen Dame, die leicht wie ein Zephyr über den parquetirten Boden des Salons dahinschwebte, nicht bemerkt, und er blickte überrascht auf, als er plötzlich an seiner Seite das reizende Mädchen sah, das ihn lächelnd begrüßte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Eine westpreußische Dorfgeschichte erzählt der „Gemd. Gesell.“ aus Straßburg: Sie liefert einen zum Himmel schreienden Beweis dessen, was im „Staate der Intelligenz“ im 19. Jahrhundert noch möglich ist:

Auf dem Rittergute O. unweit von hier, hatte der Arbeiter Joseph Dombrowski mit seiner Familie im 4. Jahre Unterkommen. Der Mann, 60 Jahre alt, verrichtete Dienste als Hirt, die Frau, 55 Jahre alt, mit ihren erwachsenen Kin-

dern Scharwerksdienste. Gelegentlich des Neubaues eines herrschaftlichen Wohnhauses auf dem Gute zog der Mann sich beim Tragen schwerer Hölzer einen Bruch zu und erkrankte. An Stelle seiner wurde ein anderer Hirte gemiethet, und da der Mann mittlerweise arbeitsunfähig wurde, Seitens des Inspektors der Freizettel (Abzugs-Schein) ertheilt! — Jede andere Dorfkommune verweigert der Familie die Aufnahme. Der Arzt bescheinigte die Hülfsbedürftigkeit des Dombrowski nur in so weit, als er bei Anschaffung eines Bruchbandes zu weiteren Arbeiten ihn fähig erachtete und letzterer selbst bot seine Dienste als Hirt auf demselben Gute, wo er ein gesetzliches Domizil erlangt hat, wie zuvor, in bereitwilligster Weise an, ohne daß seine Bitten Gehör fanden. Verlassen konnte er den Ort nicht, da ihn eben kein anderer aufnimmt, und um sich der Familie in anderer Weise zu entledigen, wurde ihr nun vor einiger Zeit die von ihnen bewohnte alte Inst-Kathe über dem Kopfe zusammengebrochen und sie selbst mit ihrer Habe auf die Straße gesetzt. Ein Schwein wurde ihnen bei dieser Gelegenheit erschlagen und — nicht ersetzt. Von dem zeitweilig schönen Wetter begünstigt, bivouakirte die Familie seit jener Zeit unter freiem Himmel. Die mehrfach wiederholt in Anspruch genommene polizeiliche Hülfe gegen den Gutsherrn auf Gewährung von Unterkommen, blieb ohne Erfolg, wohl aber ließ der Gutsinspektor sich herbei, die Leute in fühlbarer Weise zum Abzuge zu mahnen. Hunger thut weh! — Seit 14 Tagen hatten die Alten warmes Essen nicht bereiten können, da den übrigen Dorfbewohnern strenge anbefohlen war, der Familie jeden Eintritt zu versagen, und so sah sich die Ehefrau gezwungen, entfernt von ihrer alten, im Schutte liegenden Baulichkeit, auf freiem Feld ein Loch aufzuwerfen und Feuer zur Anrichtuug einer Abendmahlzeit anzuzünden. Sogleich eilte der Gutsinspektor herbei, untersagte das Kochen auf dem Felde und gebot der Familie, sich auf und davon zu machen. Thränen und Gegenvorstellungen halfen nicht, und da in ihrer Verzweiflung soll die Frau ausgerufen haben: Ist mir Alles genommen und vernichtet, dann verbrenne ich meine Armseligkeit auch! Am Abende des 12. v. M. sahen wir die alten kranken Dombrowski'schen Eheleute durch einen Gendarmen nach der Stadt Straßburg eskortiren und dem Polizeigefängniß übergeben; — am 14. Früh, ist Dombrowski aus dem Gefängnisse, wo er 36 Stunden lang, getrennt von seiner Frau durch eine andere Zelle, das Wehegeklage hat anhören müssen, entlassen, und seine Frau in das Kriminalgerichts-Gefängniß abgeführt. Was über sie verhängt werden soll, ist ihm unbekannt. — Hat sie dort Unterkommen gefunden? Der Sohn dieser Alten kämpfte jüngst gegen Oesterreich im 44. Infanterie-Regiment, ist bei Tobitschau schwer verwundet, dafür dekorirt, bezieht eine Invalidenpension und hat auf dem Gute K. eine Nachtwächterstelle inne. In Thränen gebadet, schleppte der Alte sich zu ihm hin, wohl wissend, daß es auch seinem Sohne versagt ist, ihn dauernd aufzunehmen, daß es indeß vereinten Kräften gelingen wird doch wo ein Recht zu finden!! —

Mit einer Faber'schen Sprechmaschine werden seit mehreren Tagen in der Ofener Arena Produktionen veranstaltet; sie ist hinsichtlich der Selbstlaute und mehrerer Konsonanten eine ziemlich glückliche Nachahmung der menschlichen Sprechorgane. Die Wörter „Marianne," „Garibaldi," Caprera" u. m. a. werden mittelst dieser Maschine mit staunenswerther Klarheit, natürlich aber mit starrer todter Betonung, zu Gehör gebracht. In letzterer Beziehung haben die Leistungen dieser genial construirten Maschine mit dem „Sprechen" der Taubstummen viel Aehnlichkeit. Wörter mit Zischlauten, oder solche, die mit einem Lippenlaut endigen, bringt die Maschine jedoch nur undeutlich hervor. Die Dame, welche die Maschine durch das Drücken von Tasten in Bewegung setzt, entwickelt hierin eine genug große Fertigkeit, um die einzelnen Laute eines jeden Wortes mit der erforderlichen Raschheit mit einander in Verbindung zu bringen.

Ein eigenthümlicher Vorfall ereignete sich jüngst in Sievring. Die Familie des Fabrikanten August Kerz machte einen Ausflug nach dem Kahlenberg und schlug den Weg nach Sievring ein, da sich aber alle Familienglieder bereits müde fühlten, so suchten sie sich ein schattiges Plätzchen, wo sie sich niederließen und in Folge der drückenden Hitze bald in Schlummer sanken. Plötzlich hörte man einen Schrei und sah nun den 18jährigen Sohn Franz mit emporgesträubten Haaren, blutroth im Gesichte, wie rasend aufspringen; man eilte ihm zu Hülfe und suchte ihn festzuhalten, er riß sich aber los, da bekam er einen Hustenanfall und schleuderte eine ungefähr $4\frac{1}{2}$ Zoll lange Eidechse von sich. Das Thier war dem jungen Manne während des Schlafes in den offenen Mund geschlüpft und dann bis zum Gaumen vorgekrochen, hier aber, weil er die Hände an den Hals drückte, festgehalten worden. Dieß Alles hat aber derart auf den Unglücklichen eingewirkt, daß er seit dem irre spricht und mehrere Tobanfälle hatte, weßhalb er bereits in das Irrenhaus transportirt werden mußte.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 52. Sonntag den 28. Juni. 1868.

Aechte Perlen.

Siehst Du den Fischer dorten
In Meereswellen drin;
Er taucht hinab zum Grunde;
Was hat er wohl im Sinn?

Er sucht mit gier'gen Händen
Wohl einen reichen Fund,
Er sucht kostbare Perlen
Auf reichem Meeresgrund

Auch ich — ich tauche immer
Auf Meeresgrund hinab
Und hole schöne Perlen;
Wohl nie es schön're gab!

Dir armer, armer Fischer,
Dir wird nur Geld dafür;
Als beſſ'rer Lohn wird aber
Der schönste Himmel mir.

Das Meer, in das ich tauche,
Ist's Auge meiner Braut;
Als Perlen fließen Thränen,
Wenn ich hinein geschaut.

Schein und Sein.

Novelle von Carl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

II.

Einen Augenblick trat ein kleines, fast verlegenes Stillschweigen zwischen den beiden jungen Leuten ein; aber die gewandte Lina hatte bald ihre Fassung wieder erlangt, und nachdem sie dem jungen Postsekretär anmuthig für seinen Ritterdienst, wie sie sich ausdrückte, den er gestern ihr und ihrem Vater geleistet und dessen Bedeutung sie erst heute von Papa erfahren habe, gedankt, sprach sie schnell zu einem andern Gesprächsthema übergehend und indem sie auf eins der Gemälde deutete:

„Wenn ich nicht irre, betrachteten Sie in dem Augenblicke, in welchem ich in den Salon trat, dieses Bild von Leopold Robert dem Rival von Granet? Sind Sie ein Liebhaber des Genrefachs, wie es die französische Malerschule und insbesondere die beiden Matadore des Genrefachs, Leopold Robert und Granet, von welchem Letztern ich hier unten über dem Pfeiertischchen ein kleines Bild bemerke, aufgefaßt haben? Ich meines Theils liebe das hohe Genre der französischen Malerei durchaus nicht, und ziehe mir bei weitem die Landschaftsgemälde Eduard Bertin's, Roqueplan's und Tanneur's vor. Für mich haben nur jene Genrebilder einen Reiz, welche ein engbegrenztes Gemüthsleben zur Erscheinung bringen und darin sind doch nur die Niederländer und die Deutschen tüchtig."

Lina hatte sich während dieser Rede, die einer kleinen Vorlesung über französische Malerei, wie sie im Pensionat gehalten wurde, so ähnlich war, wie ein Ei dem andern, in einen Armsessel niedergelassen und schien, mit der Spitze ihres Sonnenschirms den leichten Staub von ihren kleinen, eleganten Stiefelchen klopfend, auf eine Antwort Möllingen's zu warten, während dieser im ersten Moment gar nicht wußte, was er auf diese hervorquellende Flut von ästhetischer Gelehrsamkeit, die so leicht und ohne alle Mühe aus dem Munde des jungen Fräuleins floß, erwiedern sollte. Nicht etwa aus Unwissenheit in diesen Dingen, denn Otto Möllingen war, ein vielseitig gebildeter junger Mann, der seine Schul- und Universitätsjahre wohl angewendet hatte, sondern aus Erstaunen über die kecke Sicherheit, mit welcher das junge Mädchen gleichsam spielend diese schwierigen kunstwissenschaftlichen Fragen erledigte. Lina aber, die, wie die meisten eben aus dem Pensionat gekommenen jungen Damen, gern mit ihrem Wissen und Talenten koquettirte, schien das Schweigen Möllingen's für Befangenheit oder gar Unwissenheit in diesen Dingen anzunehmen und war eben im Begriff, um ihre Empfindungen nicht aufkommen zu lassen, in ihrem Raisonnement fortzufahren, als die Thüre des Salons geöffnet wurde und Herr Schwarzbach hereintrat.

„Ihr Diener, Herr Möllingen, guten Tag liebe Lina," sprach er fröhlich, indem er seinen Hut in eine Fensternische legte und dem jungen Manne die Hand zum Willkommen reichte.

„Freut mich von Herzen, daß Sie meine Einladung angenommen haben . . . Sind ohnedies so selten in meinem Hause, obgleich Ihr Papa und ich von Jugend auf Dutzfreunde waren —"

Du kennst Herrn Möllingen's Vater, Papa?" fragte überrascht Lina, während der Bediente, der alte Hans, die Suppe auftrug und die kleine Gesellschaft sich am runden Tische niederließ.

„Ei, wie sollte ich denn mit Herrn Möllingen bekannt geworden sein! Herrn Möllingen's Vater und ich haben in einem Handlungshause zusammen gelernt und dann noch lange in einer und derselben Stadt conditionirt," antwortete Herr Schwarzbach, indem er dabei die Gläser füllte. „Aber Sie sind ja so schweigsam," sprach er, sich zu Möllingen wendend, fehlt Ihnen etwas oder ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?"

Lina, welche die Wortkargigkeit Möllingen's auch schon bemerkt hatte, dieselbe aber seinem Mangel an Gewandtheit sich auszudrücken zuschrieb, spottete scherzend:

„Herr Möllingen ist sehr sparsam mit seinen Worten, gleich dem Hindu, welcher meint: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold."

„Es ist wahr, ich bin niemals ein Freund von vielen Worten gewesen," vertheidigte sich Möllingen, „aber muß man, wie Sie, Herr Schwarzbach zu glauben scheinen, traurig oder unglücklich, oder, wie Sie, Fräulein Lina, meinen, wortfaul sein, wenn man es vorzieht zu schweigen, anstatt zu sprechen? Kann es nicht Augenblicke geben, wo uns die Freude, das Glück stumm machen — und wissen Sie nicht, ob dies in diesem Moment nicht vielleicht bei mir der Fall ist?"

Lina stutzte ein wenig und blickte den jungen Mann überrascht an.

Diese Antwort, in welcher sich Gefühl mit Galanterie innig verwoben, hatte sie, aufrichtig gestanden, Möllingen nicht zugetraut; und sie wurde in ihrem Urtheil über Möllingen, dem sie ein gutes Herz, aber wenig Esprit, wie man in der Pension sagte, zutraute, etwas irre.

Nach dem Essen, als Hans den Kaffe präsentirte und Herr Schwarzbach sich seine Cigarre anzündete, bat er seine Tochter, sie möge ihm ein Liedchen vorsingen und Lina erklärte sich bereit, wenn Herr Möllingen sie auf dem Flügel begleiten wolle.

Es lag unstreitig eine kleine Bosheit in dieser Aeußerung, denn wenn Möllingen nicht Clavier spielen konnte, mußte nothwendig eine demüthigende Entschuldigung folgen, und das junge Mädchen, von einem neckischen Gefühl getrieben, schien in einer solchen Situation, die für Möllingen nur peinlich sein konnte, für sich etwas Angenehmes zu finden. Zu ihrer Ueberraschung aber verbeugte sich Möllingen freundlich und antwortete:

„Ich bin sehr gern dazu bereit, mein Fräulein, wenn ich auch nur ein ziemlich schwacher Dilettant bin."

„O bitte! so nehmen Sie Platz;" sprach Lina rasch, während sie einige Notenhefte durchblätterte. „Ich sehe hier einen vollständigen Clavierauszug aus Figaro's Hochzeit und diese Oper hat herrliche Duette . . . Wie wäre es z. B. mit diesem hier, zwischen Figaro und Susanne? Es ist im ersten Act."

Und sie trällerte:

„Sollte einstens die Gräfin zur Nachtzeit Dir schellen."

„Würden Sie wohl die Partie des Figaro übernehmen können?"

III.

Als Möllingen Lina zum Singen bereit sah, blickte er einen Augenblick sinnend auf das Notenheft und antwortete dann mit einem gewissen, eigenthümlichen Lächeln, indem er leicht über die Tasten streifte: „Ich werde es versuchen." Dann beugte er sich tiefer auf das Instrument und begann mit leiser Stimme die ersten Worte des italienischen Textes des Duetts, das:

„Se a caso Madama la notte ti chiama din! din!"

zu singen.

„Wie? Sie können den Text auch italienisch singen?" rief Lina, immer erstaunter, an dem simplen Möllingen solche Talente zu entdecken, wahrhaftig, das —" sie wollte sagen: „hätte ich Ihnen nicht im entferntesten zugetraut," doch verbesserte sie sich, noch ehe sie die Worte gesprochen und sagte: „wahrhaftig, das ist köstlich, dann singen wir das Duett in der Sprache des Dante und Ariost."

Und sie begann jenes reizende Duett aus Mozart's „Figarro" dieser heitern Oper voll naiver, froher, übersprudelnder Lebenslust, mit glücklichem Ausdrucke vorzutragen.

Herr Schwarzbach, obgleich selbst durchaus nicht mit musikalischen Fähigkeiten begabt, hörte doch sehr gerne singen und Clavier spielen, und als er jetzt die beiden jungen Leute das Duett mit so viel Anmuth und Wohlklang vortragen hörte, murmelte er, sich vergnügt die Hände reibend und sich bequem in den gründamastenen Lehnstuhl zurücklegend:

„Zu Hause werde ich das Mädchen doch nicht behalten können und über kurz oder lang wird der Zeitpunkt kommen, daß sie heirathen will. Wenn ich mir aber einmal einen Schwiegersohn wünsche, dann ist mir der Möllingen unter Allen der liebste. Daß er nicht reich ist, thut nichts zur Sache; Gott sei Dank, mein

Linchen braucht keinen reichen Mann. Aber ich glaube, er hat das Herz auf dem rechten Flecke, und das ist in unserer Zeit viel werth. Und nebenbei bleibt Linchen, wenn sie Möllingen heirathet, in Kleinau, und ich muß mein Kind nicht in die weite fremde Welt hinausziehen lassen.

Wenn Fräulein Lina früher die Bekanntschaft mit Otto Möllingen nur als eine von sehr flüchtiger und vorübergehender Natur betrachtet, und bis jetzt kein tieferes Interesse für ihn gehegt hatte, als jenes, welches man für Menschen fühlt, mit denen man zwar in geselliger Verbindung steht, die aber sonst keine geistigen Berührungspunkte darbieten, so änderte sich dies nach dem ersten Besuche Otto Möllingen's im Schwarzbach'schen Hause bedeutend. Früher hatte Lina, die neben einem empfänglichen, leicht beweglichen Geiste eine, wenn auch etwas oberflächliche, doch ziemlich glänzende und beim ersten Eindrucke blendende Bildung besaß, den jungen Postsekretär für einen äußerst gutmüthigen, aber etwas blöden, befangenen Menschen, mit nicht besonders glänzenden Gaben ausgestattet, gehalten. Bei Lina's, durch ihren Bildungsgang genährten Vorliebe für das Glänzende, Aeußere, konnte der in sich zurückgezogene Möllingen, welcher zu jenen Gemüthsmenschen gehörte, die mehr nach Innen als nach Außen leben, ihr kaum ein tieferes Interesse abgewinnen, wenn sie auch den hochgewachsenen, schlanken, jungen Mann nicht ungern sah.

Seitdem sie aber die Entdeckung gemacht hatte, daß Möllingen bei aller Wortkargheit und dem Mangel an jener Kunst, seine Fähigkeiten vor den Augen der Welt glänzen zu lassen, doch nicht der simple, unbeholfene Mensch sei, für den sie ihn bisher gehalten, und vor Allem, seit sie mit ihm am Flügel jenes reizende Duett aus „Figaro“ gesungen hatte, dachte sie ungleich häufiger an den jungen Mann und ihre Blicke flogen oft die Straße entlang, bis zu dem großen, weiten Thorwege des Postgebäudes, in welchem Möllingen auf dem Bureau arbeitete. Seine Besuche im Schwarzbach'schen Hause wurden von jenem Tage an für Lina eine Art Ereigniß, dem sie mit klopfendem Herzen entgegen sah, um so mehr, als diese Besuche sich nicht sehr oft wiederholten, da Möllingen stets eine Menge Amtsgeschäfte zu besorgen hatte; denn die Schienen der Eisenbahn hatten Menschen und Städte noch nicht so nahe wie jetzt aneinander gerückt und die dampfende Lokomotive noch nicht den gelben Postwagen verdrängt. Traten Tage ein, an welchen Möllingen ganz frei vom Dienste war, dann wurde — da die öffentlichen Vergnügungen in Kleinau, als da sind: Concerte, Bälle, Thédansants u. s. w., nur auf den Winter beschränkt waren, man sich aber jetzt noch im Spätsommer befand — gewöhnlich ein Ausflug zu Wagen nach einem der umliegenden Orte veranstaltet.

Durch Lina's und Möllingen's Adern hätte nicht das warme, rasche Blut der Jugend strömen müssen, wenn Beide bei solcher Gelegenheit zu gegenseitiger Annäherung nicht in ein innigeres Verhältniß zu einander hätten treten sollen. Herr Schwarzbach, der diese größere Vertraulichkeit, dieses innigere Anschließen der beiden jungen Leute bemerkte, freute sich im Stillen darüber und rieb sich vergnügt die Hände, daß sein Wunsch — und alles Zuthun seinerseits — in Erfüllung gehen sollte. Allerdings hatte, wie schon bemerkt, ein gewisser Egoismus einen nicht geringen Antheil an diesem Vorgefühle schwiegerväterlicher Freude.

Indeß war es zwischen Lina und Otto Möllingen noch zu keiner Erklärung gekommen, woran vielleicht der Umstand Schuld sein mochte, daß, abgesehen von Möllingen's Schüchternheit, Fräulein Lina, seitdem sie den Zustand ihres Herzens erkannt und gefühlt, daß Möllingen ihr nicht mehr gleichgültig sei, es vermied, mit dem jungen Mann allein zu sein, gleich als fürchte sie: ein solches Alleinsein könne eine Erklärung oder irgend eine derartige Scene herbeiführen. Möllingen aber, der Lina mit tiefem, leidenschaftlichen Gefühle liebte, welches allen jenen innerlichen Gemüthsmenschen eigen, war in der That zu scheu, zu schüchtern, um dem jungen Mädchen selbst, auch mit bebender Lippe und stockender Stimme, zu sagen: „ich liebe Dich!“ Auf die Dauer aber vermögen junge, frische Herzen ein solches Geheimniß, das schwer wie ein Alpdruck auf ihnen lastet, nicht zu verbergen — und die Liebe macht endlich auch den Schüchternsten und Blödesten muthig und beredt.

An einem der letzten warmen Sommerabende traf Möllingen Lina, deren Vater auf eine Stunde in das Casino des Städtchens gegangen war, in jenem kleinen Gartensalon am Clavier sitzend und Phantasien spielend, die einen gewissen Anhauch von Melancholie und Sehnsucht verriethen. Die Thür des Salons war nicht geschlossen, sondern nur angelehnt, und Möllingen konnte, ohne daß das junge Mädchen ihn bemerkte, geräuschlos eintreten und ihren Träumen lauschen. Als der letzte Ton verklungen war und das junge Mädchen die Hände gedankenvoll in den Schoos sinken ließ und träumerisch in die vom Luftzuge bewegte, unstät hin und her flackernde Flamme der Wachskerze auf dem silbernen Armleuchter blickte, trat Möllingen leise zu ihr heran und flüsterte: „Guten Abend Lina.“ (Forts. folgt.)

Mannichfaltiges.

(Die Millionäre Preußens.) Im Jahre 1866 gab es in Preußen 144 Millonäre, davon in der Provinz Brandeburg 66, in Schlesien 29, in der Rheinprovinz 17, Westfalen 10, Sachsen 7, Pommern 6, Posen 5, Preußen 4. Die Provinz Brandenburg ist aus dem Grunde so reich an Millionären, weil dieselben aus allen Provinzen nach Berlin hinziehen. Unter den Millionären gibt es wieder arme und reiche; die armen müssen sich mit lumpigen 1—2 Milionen begnügen: ihrer sind 92. Dann kommen 38 Millionäre mit 2—3 Millionen, 11 mit 5—8 Millionen. Hoch über diesen ordinären Millionären stehen 3 Erz-Millionäre, davon einer im Regierungsbezirke Münster und zwei im Regierungsbezirke Oppeln. Zu diesen 3 Erz-Millionären ist nun seit dem Jahre 1866 noch als Erz-Erz-Millionär der Baron Rothschild hinzugekommen.

(Versäuerter Mist.) Wenn auch hier und da, die auf wissenschaftliche Forschung und praktische Beobachtung gestützten besseren Lehren über die Behandlung des Stalldüngers Eingang gefunden haben, so wird doch im Ganzen und Großen die Güte des Düngers noch zu wenig gewürdigt und allzusehr nur die Menge ins Auge gefaßt. In vielen bäuerlichen Höfen, in denen früherhin die Stallmist auf ebenem Boden oder gar an einer abhängigen Stelle des Hofes saß und in Folge dessen durch jeden Regen seine besten Stoffe ausgewaschen und fortgespült bekam und im Sommer durch Sonnenbrand bis zur Vermoderung ausgetrocknet wurde, hat man jetzt zwar Vertiefungen, sogenannte Düngerstätten angelegt, allein nicht selten sammelt sich in ihnen Jauche und Regenwasser dergestalt an, daß der Mist in ihnen schwimmt oder doch ganz mit Feuchtigkeit durchzogen ist. Als Beleg hiefür verweise ich auf die zahllosen Mistfuhren, welche von der Düngergrube aus den Hofraum und die Straßen verunreinigend triefen bis sie auf das Feld gelangen. Ein solcher Dünger, welcher förmlich tropft, wenn man ihn ausfährt, ist ein versäuerter Dünger. Zwar meinen Viele, ein solcher Mist sei gerade der beste; allein bei sorgfältiger vergleichender Beobachtung kann sich doch Jedermann leicht überzeugen, daß er gerade der schlechteste ist. Er wirkt, namentlich bei unmittelbarer Unterbring- und vor der Saat, nachtheilig auf die jungen Pflanzen. Roggen und Waizen gelangen nach einer Düngung mit solchem Miste nie zu einer befriedigenden Bestockung vor Winter und die Gerste wird erfahrungsmäßig dadurch spitz und gelb. Ueberdieß begünstigt ein solcher Dünger den Wuchs des Unkrautes, insbesondere der Quecken sehr stark. Es ist daher, wie es in der Provinz Rheinhessen allgemein gebräuchlich ist, dafür Sorge zu tragen, daß bei Anlegung von Düngerstätten unter denselben oder doch in ihrer unmittelbaren Nähe eine Jauchencisterne vorhanden und tief genug ist, um dem Uebermaße von Feuchtigkeit in dem Dünger einen Abzug zu gewähren, wie es denn auch unerläßlich ist, dafür besorgt zu sein, daß das Regenwasser von der Düngerstätte thunlichst ferne gehalten werde.

(Kölnischer Witz.) Ein Fremder kam zu spät zum Zuge nach Düsseldorf, wohin er durchaus noch an demselben Tage wollte, und fragte einen Dienstmann: „He, wann fährt der letzte Zug nach Düsseldorf?“ Der Dienstmann antwortete schalkhaft lächelnd: Ja, goote Freund, dat wähde meer Zwee wohl nitt erlewe! (Das werden wir beide wohl nicht erleben.)

(Im Lazareth.) Verwundeter Offizier: „Aber meine Herren Doctores, sagen Sie mir um Gotteswillen, was Sie an meinem Beine herumschneiden und stechen?“ — Die Doctoren: „Wir suchen die Kugel.“ — Officier: „Konnten Sie das nicht eher sagen, die habe ich in die Tasche gesteckt.“

Bei einem Wortwechsel bekam Jemand von zweifelhaftem Muth von seinem Gegner eine derbe Maulschelle. „War das Spaß oder Ernst?“ schrie er erbost. — „Ernst“, sagte ruhig der Andere. — „Nun, das ist Ihnen gerathen, solchen Spaß hätte ich mir auch nicht gefallen lassen.“

In Providence (Rhode-Island) stand ein Brautpaar vor dem Traualtar. Da stellte die Braut als Bedingung ihres Jawortes die Forderung, daß ihr künftiger Herr Gemahl dem Rauchen entsage. Der Bräutigam machte der Dame seines Herzens eine tiefe Verbeugung, setzte den Hut auf, zündete sich eine Havannah an, verließ die Kirche „und ward nicht mehr gesehen.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francopia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 53. Donnerstag den 2. Juli. 1868.

Mutterliebe.

Von V. Trottmann.

Dreimal glücklich ist zu preisen,
Dem an seiner Wiege sang
Mutterlieb' einst zarte Weisen
Mit dem leisen, trauten Klang.

Dem ihr Blick entgegenlachte,
O so voll, so innigtief!
Und bei dem sie betend wachte,
Wenn der kleine Engel schlief.

Den sie dann mit leisem Kusse
Von dem kleinen Lager hob,
Und mit scherzend frohem Gruße
Spendete ihr bestes Lob.

Mutterlieb', voll Schmerz und Wonne,
Wer kann dich ermessen wohl?
Bist ein tiefer, heil'ger Bronnen,
Stets von ew'ger Liebe voll! —

Schein und Sein.

Novelle von Carl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

III.

Das Mädchen zuckte zusammen und flüsterte: sich gegen den jungen Mann wendend: „Gott, wie Sie mich erschreckt haben", und die Hände zusammengefaltet an das stürmisch klopfende Herz drückend setzte sie hinzu: „Sie kommen ja geschlichen wie ein Dieb in der Nacht."

„Vielleicht wollte ich mir auch etwas rauben", antwortete Möllingen mit einem eigenthümlichen Lächeln, „und wenn es auch — "

Erschrocken über seine eigene Kühnheit stockte er plötzlich, und Lina, welche die nicht ausgesprochenen Worte Möllingen's errathen hatte, wurde purpurroth und beugte sich rasch nieder, um ein heruntergefallenes Notenheft aufzuheben.

„O! bitte Herr Möllingen", sprach sie dann rasch, um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen, und den Blick noch immer auf die Noten geheftet, „Sie thun mir wohl den Gefallen und begleiten mich zu diesem Liede, das mir heute Adele von Haller, die vor Kurzem aus der Residenz zurückgekehrt ist, und wie Sie wissen unweit unserer Nachbarstadt wohnt, zugeschickt? Es ist eine, mir noch nicht bekannt gewesene Composition Beethoven's „An die ferne Geliebte."

Statt der Antwort rückte Möllingen einen Sessel neben den ihrigen und ließ die Hand leicht über Tasten gleiten. Dann gab er Lina durch ein Neigen des Kopfes das Zeichen zum Anfang und das junge Mädchen begann mit ihrer melodischen Stimme die ersten Strophen jenes Liedes zu singen:

Auf dem Hügel sitz ich, spähend
In das blaue Nebelland,
Nach den fernen Triften sehend,
Wo ich die Geliebte fand,

jenes Liedes, welches durch die Composition des großen Meisters unvergeßlich geworden für alle Zeiten... Um die Noten genauer sehen zu können, mußte sich Lina über die Rückenlehne von Möllingen's Sessel beugen, so daß ihre Locken sich mit seinem Haar mischten und ihr Athem seine Wangen streifte... Die Gefahr einer solchen Situation für zwei junge, dem Leben und der Liebe entgegenschlagende Herzen ist groß und verhängnißvoll... Das junge Mädchen hatte noch nie mit so viel Leidenschaft gesungen, wie an diesem Abend, und als sie die Worte sang:

„Und ein liebes Herz erreichet,
Was ein liebend Herz geweiht",

da konnte Möllingen nicht länger an sich halten, ein heißer Schauer überflog ihn, und überwältigt von der Gewalt dieses Augenblicks, auf Nichts als auf die Stimme seines aufgeregten Gefühls hörend, sprang er vom Sessel auf und schloß stumm und wortlos das zitternde Mädchen in seine Arme ihr auf ihre erbleichende Wange einen Kuß drückend. Keines von den Beiden sprach ein Wort.

Den Arm um Möllingen's Schulter geschlungen und das Gesicht an seine Brust gedrückt, saß Lina neben dem jungen Manne und weinte, während dieser ihre Hand mit Küssen bedeckte.

So verging eine volle Stunde, bis die her-

untergebrannte Wachskerze mit Zischen erlosch und in dem Moment auch Herr Schwarzbach, ungewöhnlich spät aus dem Casino heimkehrend, in den Gartensalon trat. Zum Glück verbarg ihm die Dunkelheit die Verwirrung der beiden jungen Leute; und als die alte Barbara, von der Klingel des Herrn gerufen, mit frischen Wachskerzen im Salon erschien, hatten sich Beide so weit wieder gefaßt, daß selbst ein in dergleichen Dingen geübteres und schärferes Auge, als das des Herrn Schwarzbach, nichts von der Aufregung, von welcher Lina und Möllingen beherrscht wurden, entdeckt hätte…"

Der alte Herr war überdies heute Abend so guter Laune, daß er fast allein das Wort führte und Lina und Möllingen nur wenig zu sprechen nöthig hatten und ungestört ihren Gefühlen und Zukunftsgedanken nachhängen konnten; und als endlich die Schnurre des Nachtwächters die zehnte Abendstunde verkündete und Möllingen sich zum Fortgehen erhob, flüsterte ihm Lina beim „Gute Nacht-Gruß" ein so bedeutungsvolles „Morgen" mit einem Blick voll Glück und Liebe zu, daß in Möllingen's Brust fast eben so helle, glänzende Hoffnungssterne aufgingen, als die waren, welche über ihm am weiten, wolkenlosen Nachthimmel funkelten und ihr mildes Licht hernieder auf die schweigsamen Fluren der Erde gossen.

IV.

Wenn ein aufmerksamer Beobachter das Wesen der beiden Liebenden hätte beobachten können, so würde er leicht bemerkt haben, daß Möllingen's Gefühlsströmung tiefer ging als die Lina's, welche ihrer ganzen Charakteranlage nach zu jenen leicht beweglichen, dem Einflusse des Augenblicks unterliegenden Naturen gehörte. Ja, wenn das junge Mädchen wahr gegen sich selbst sein und ihr Inneres muthig und scharfsichtig hätte prüfen wollen, so würde sie sich haben gestehen müssen, daß bei allem ihren Gefühlsinteresse für Möllingen an jenem entscheidenden Abend im Gartensalon gewisse vorübergehende Factoren eine wichtige Rolle gespielt hatten — namentlich eine weichere, melancholische Stimmung, wie sie oft junge Mädchenherzen beschleicht; jenes ungewisse, das Spiel der Einbildungskraft und der sentimentalen Träume begünstigende Halbdunkel des warmen Sommerabends; die Musik und der Gesang; mit einem Worte: die zufällige Situation. Jene stumme, hingebende Erwiederung, mit der Lina das wortlose Liebesgeständniß Möllingen's aufgenommen hatte, schien nur zu sehr durch die Einwirkung des Moments bedingt.

Vielleicht lag die Schuld, daß sich Lina's Liebe zu Möllingen nicht mit derselben Stärke entwickelte, wie seine Neigung zu ihr, an ihm selbst, welcher, wie viele tiefe, innerliche Naturen, seinem innigen Gefühl für das junge Mädchen nicht jene glühende, beredte Sprache leihen konnte, wie sie das Ohr der Frauen und besonders sanguinischer Frauen, wie Lina eine war, so gern hört.

Möllingen konnte lange neben dem jungen Mädchen sitzen, ihre Hand in der seinigen haltend und sie mit dem zärtlichsten Ausdrucke betrachten, ohne daß dabei eine Sylbe über seine Lippen gekommen wäre…. Anfänglich schien Lina sich mit dieser stummen Verehrung begnügen zu wollen, aber bald verlangte ihr lebendiges Temperament Unterhaltung und Beschäftigung. Möllingen's schweigsames Wesen hauchte einen Anflug von Langeweile und rief bei Lina ein unbestimmtes Gefühl von Leere hervor.

Dem jungen Manne, welcher schon glücklich war, wenn er nur in der Nähe des geliebten Mädchens verweilen konnte, entging dieses zeitweilige — Unbehagen Lina's, wenn man jenen zuweilen bei ihr eintretenden Gemüthszustand so nennen darf.

So vergingen die letzten Wochen und Tage des Spätsommers und allmälig färbte sich das grüne Laub der Bäume braun und roth, die Luft wurde schärfer und klarer und über die gelben Stoppelfelder flogen, vom rauhen Herbstwinde gejagt, die silbernen Fäden des „Altenweibersommers", wie der Volksausdruck jenes leichte Gespinnst nennt. Aus den Waldthälern aber dampften schwere, dicke, kalte Nebel auf — die Vorboten der regnerischen Novemberstürme und des kalten Winters, der die Menschen von den sonnigen Fluren und den grünen Wiesen zurück an den häuslichen Herd und in die traulich warme Stube scheucht.

Der Wechsel der Jahreszeit bewirkte auch in dem geselligen Leben Kleinau's eine bedeutende Veränderung. Nicht nur die großen Mittelpunkte öffentlichen Lebens, die volkreichen Metropolen, besitzen ihre Herbst- und Wintersaison; auch die kleinen Städte feiern den geselligen Frühling der rauhern Jahreszeit mit Bällen, Soiree's, Theegesellschaften, Casinokränzchen und Harmoniekonzerten.

Kaum waren die ersten herbstlichen Regenschauer niedergerauscht und hatten die Einwohner Kleinau's von ihren Ausflügen und Sommerpartien nach den nahegelegenen Walddörfern und Meiereien in die Stadt zurückgetrieben, so begannen auch die musikalischen Mittwochskränzchen wieder und in dem zweimal wöchentlich, Dienstags und Sonnabends, erscheinenden „Stadt- und Landboten", dem Lokalblatte von Kleinau, erschien eine von dem Vorstande der Casinogesellschaft unterzeichnete Einladung zum ersten Herbstballe, zu dem alle Mitglieder der

Stadt wie der Umgegend freundlichst eingeladen wurden. Nun begann ein reges und lebendiges Treiben unter der jungen, tanzlustigen Welt des Städtchens. Ein erster Casinoball ist in einem kleinen Orte immer ein Ereigniß!

Es war natürlich, daß die ganze junge Herren- und Damenwelt in elegantester Toilette auf dem Balle erschien, diesem ersten, bedeutungsvollen Casinoballe, zu welchem sich Lina, deren Vater ein Vorstandsmitglied war, aus der Residenz eine prachtvolle Ballrobe nach der reinsten wiener Façon hatte schicken lassen. Möllingen hatte das Mißgeschick, daß der Postdienst gerade jetzt, wegen der in einer benachbarten großen Handelsstadt stattfindenden Messe und des dadurch bedeutend gesteigerten Verkehrs, ein sehr anstrengender war. Außerdem mußte er bis spät Abends einen kranken Kollegen ersetzen.

Um acht Uhr waren die allerdings nicht sehr ausgedehnten Räume des Casino von der jungen Damen- und Herrenwelt und den dazu gehörigen Vätern, Müttern, Tanten, Onkeln so überfüllt, daß man sogar, zum großen Verdruß einiger alter Herren, die Billardstube räumen und zum Buffetzimmer herrichten mußte. —

Lina, die ihre Freundin aus der Pension, Adele von Haller, auf dem Balle getroffen, war sehr heiter und ihre hübschen Augen glänzten von Lust und Vergnügen.

Unstreitig waren Lina und Adele von Haller aber auch die reizendsten Erscheinungen unter allen anwesenden jungen Damen, und als der Tanz begann und die beiden Freundinnen, Lina eine schlanke, feine Blondine, in Weiß und Rosa gekleidet, und Adele eine stolze Brünette in grünem Atlaskleide, mit leichter Grazie und vollendeter Kunst über den glatten Parquetboden dahinschwebten: da blitzte aus manches hübschen Mädchens Auge die Eifersucht über die ungetheilte Bewunderung, die den beiden „Löwinnen des Balles" von sämmtlichen Herren, älteren wie jüngeren, zu Theil wurde. Nach den ersten Tänzen trat eine kurze Pause ein.

Lina und Adele standen in einer Fensternische neben Herrn Schwarzbach, der sich eben mit Adelens Vater, einem begüterten Rittergutsbesitzer der Umgegend unterhielt, während Adelens Mutter eine runde, freundliche Landedeldame in der Nähe mit einigen älteren Frauen ihrer Bekanntschaft plauderte. (Forts. folgt.)

Ein Gift-Prozeß.

Der Buchbindermeister Wittmann in Posen ist vor dem dortigen Schwurgerichte angeklagt, sechs Personen binnen sechs Jahren aus Habsucht durch Gift um's Leben gebracht zu haben und zwar seine vier Ehefrauen und zwei Kinder. Wittmann ist am 11. September 1836 in Koblenz geboren und in Deutsch-Crone (Westpreußen) erzogen, wo sein Vater noch jetzt Gefangenwärter des Kreisgerichtes ist. Von 1851 bis 1855 erlernte er in Czarnikau die Buchbinderei und hielt sich in den folgenden vier Jahren als Gehülfe in Posen, Stettin, Wollin, Cammin und zuletzt in Berlin auf, wo er am 5. November 1859 das Zeugniß als Buchbindermeister erhielt. Als Geselle hatte er die längste Zeit in Wollin zugebracht, hier zu getrennten Zeiten 1 und 3/4 Jahre bei dem Buchbindermeister Pirsch in Arbeit gestanden und seine spätere erste Ehefrau, Emilie Marie, geborne Gehm, kennen gelernt, welche seit Jahren dem unverheiratheten Pirsch die Wirthschaft führte. Während Wittmann später besuchsweise in Wollin war, starb Pirsch plötzlich am 1. Januar 1859 und überließ sein in Hausgeräth und Handwerkszeug bestehendes Vermögen der damals noch unverehelichten Emilie Gehm, der er dasselbe, mit Rücksicht auf die ihm unentgeldlich geleisteten Dienste, in einer notariellen Urkunde bei Lebzeiten zugesichert hatte. Nach dem Tode des Buchbindermeisters Pirsch verabredete Wittmann mit der unverehelichten Gehm, daß er nach absolvirter Meisterprüfung das Geschäft übernehmen und sich mit ihr verheirathen wolle, und eine Tante der Gehm, die Wittwe des Seematrosen Harder, gab dem Wittmann zu seinem Aufenthalte in Berlin die Summe von 75 Thalern.

Dem Abkommen gemäß etablirte sich Wittmann bereits im November 1859 an Stelle des verstorbenen Pirsch als Buchbindermeister in Wollin und verehelichte sich am 16. Februar 1860 mit der mehrfach genannten Emilie Gehm, mit deren Mitteln er seine Niederlassung in Wollin ermöglicht hatte. Das Vermögen seiner Ehefrau hatte sich inzwischen durch den Tod der vorerwähnten Wittwe Harder vermehrt, die kurze Zeit nach Wittmann's Ankunft in Wollin und zwar ebenso plötzlich wie Pirsch verstorben war, und in ihrem zwei Monate zuvor errichteten Testamente die Emilie Gehm und deren Schwester Ulrike zu Erbinnen eingesetzt hatte. In der ersten Ehe sind dem Angeklagten zwei Söhne geboren worden: 1) Hugo August Heinrich Johannes, geboren den 4. November 1860; 2) Louis Emil Paul, geboren den 1. September 1862. Bald nach der Geburt des zweiten Kindes, und zwar am 17. September 1862, verstarb die erste Ehefrau des Angeklagten und hinterließ ihn und ihre beiden Kinder zu ihrem alleinigen Erben. Am 1. Februar 1863 erkrankte das älteste der beiden Kinder, Hugo August Heinrich Johannes Wittmann und verstarb be-

reits am 2. Februar 1863, indem es den Angeklagten als alleinigen Erben hinterließ. Am 15. Juni 1863 verheirathete sich Wittmann zum zweiten Male mit der unverehelichten Auguste Charlotte Höhn, Tochter des Tischlermeisters Höhn in Deutsch-Crone. Diese erkrankte bereits wenige Monate nach der Verheirathung und starb am 22. Dezember 1863, eine Woche nach Errichtung eines Testaments, durch welches sie ihren Ehemann zum alleinigen Erben ihres für seine Verhältnisse nicht unbedeutenden Vermögens ernannt hatte. Am 1. April 1864 verheirathete er sich zum dritten Male mit der unverehelichten Auguste Kornotzky, Tochter des Tuchmachers Kornotzky aus Jastrow, die ihm ein bedeutend größeres Vermögen in die Ehe brachte. Diese wurde im Sommer 1865 von einem todten Kinde entbunden, und starb am 12. August 1865, indem sie den Angeklagten und ihre Mutter zu ihren Erben hinterließ. Schon am 17. Oktober 1865 verheirathete Wittmann sich zum vierten Male und zwar diesmal mit der verwittweten Schiffskapitän Böse, Emma Katharina Elisabeth, geb. Schmidt, die ihm aus ihrer ersten Ehe ein 20 Monate altes Kind, Georgine Auguste Alwine Böse, zubrachte und mit diesem ein die Verhältnisse der früheren Ehefrauen übersteigendes Vermögen hatte. Schon wenige Tage nach der Verheirathung erkrankte dieses Kind und starb am 23. Oktober 1865, indem es allein von der Mutter beerbt wurde.

Nunmehr gab Wittmann, der schon vorher ausgesprochenen Absicht gemäß, seinen Wohnsitz in Wollin auf und zog nach Posen, indem er aus erheucheltem Zartgefühle für seine Ehefrau die Kindesleiche dorthin transportiren ließ, wo sie auf dem evangelischen Kirchhof beerdigt wurde. Am 13. Juli 1866 wurde die Frau Wittmann in Posen von einer Tochter entbunden, erkrankte dann plötzlich am 17. September und starb am 18. September 1866, nachdem sie durch ein wenige Monate zuvor errichtetes Testament ihren Ehemann zum alleinigen Erben eingesetzt hatte. Inzwischen war der Bürgermeister Falk zu Wollin verstorben, welcher bei der großen Zahl und der Auffälligkeit von rapiden Todesfällen in der Wittmann'schen Familie durch verschiedene Personen dringend zur Einleitung einer Untersuchung aufgefordert worden war, in dieser Beziehung aber nichts gethan hatte. Anfangs August 1866 trat der neue Bürgermeister Fischer sein Amt in Wollin an und machte schon in demselben Monate der Polizeidirektion zu Posen von dem gegen Wittmann herrschenden Verdachte Mittheilung. Während dieser die Vorbereitungen zur Beerdigung seiner Ehefrau traf, und, unter dem Vorgeben, diese sei an der Cholera gestorben, dazu bereits den Tag nach ihrem Tode bestimmt hatte, ermittelte die Polizei, daß bei der Krankheit der Frau Wittmann ein Arzt nicht zugezogen war, daß Wittmann auch andere Hülfe nicht in Anspruch genommen hatte; und der angeregte Verdacht war durch die schnelle Beseitigungsweise der Exkremente, so wie durch das Aussehen der Leiche bestätigt worden. Am 19. September 1866 wurde daher die Beerdigung der Verstorbenen, wozu der Geistliche in der Wittmann'schen Wohnung sich bereits eingefunden hatte und der Leichenwagen vor dem Hause stand, polizeilich inhibirt und unter Festnahme des Angeklagten eine Haussuchung in seiner Wohnung vorgenommen.

Bei dieser Nachsuchung wurde in einer verschlossenen Kiste ein Stück weißer, porzellanartiger Masse in der Größe einer Kinderfaust und im Gewichte eines Viertelpfundes vorgefunden, welches bei der chemischen Untersuchung als arsenige Säure oder sogenannter weißer Arsenik anerkannt wurde, und vermöge seiner Quantität geeignet war, noch Hunderte von Menschen zu tödten. Nunmehr wurde die Obduktion der Leiche der vierten Wittmann'schen Ehefrau veranlaßt und dabei ermittelt, daß sie nicht an der Cholera, sondern an einer akuten Magen-Darmentzündung gestorben war. Durch die demnächst stattgehabte chemische Analyse wurde eine sehr große Quantität weißen Arseniks in dem Körper der Verstorbenen gefunden, welches nach dem Gutachten der Gerichtsärzte unzweifelhaft den Tod herbeigeführt hat. Nach diesen Ermittlungen, denen sich andere anreihten, hat successive die Ausgrabung der Leichen der drei vorverstorbenen Ehefrauen des Angeklagten, ferner die der Leiche seines verstorbenen Kindes aus erster Ehe stattgefunden, nachdem zuerst die in Posen beerdigte Leiche seines Stiefkindes aus der vierten Ehe ausgegraben worden war. Ueberall wurden die Leichen unangegriffen von Würmern in einem Zustande mumienartiger Vertrocknung vorgefunden, überall wurde in den noch erhaltenen Eingeweiden der Leichen durch die sorgfältig angestellten chemischen Analysen die Existenz von Arsenik mit Evidenz festgestellt, und in allen fünf Fällen haben die Gerichtsärzte ihr Gutachten dahin abgegeben, daß die Verstorbenen durch Einflößen von Arsenik ihren Tod gefunden haben. Die Untersuchung hat ergeben, daß Wittmann in Wollin, wo er bis zum 1. April 1861 in der Große'schen Apotheke gewohnt, Gelegenheit gehabt hat, sich Arsenik zu verschaffen, resp. zu stehlen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 54. Sonntag den 5. Juli. 1868.

Der Thau.

Von V. Trottmann.

Es leuchtet mild der Abendstern,
Es ist so stille nah und fern,
Nur durch die Flur ein Flüstern geht,
Wie leises, leises Nachtgebet.

Zwei junge Herzen, treu und rein,
Noch wandeln durch die Flur allein;
Sie lieben sich, noch unbewußt,
Was Liebesschmerz, was Liebeslust.

Da tönt mit reinem Silberschall
Die Aveglocke durch das Thal,
Und mit kindlich frommem Sinn
Zu Angelus sie niederknie'n.

Das freut den Himmelsvater sehr,
Und eine Freudenthräne schwer
Hernieder auf die Erde sinkt
Und silberhell im Grase blinkt.

Die Menschen aber sagten dann,
Als Morgens sie die Thräne sah'n
Rings auf der weiten, grünen Au:
„Heut' Nacht, heut' Nacht fiel starker Thau!"

Schein und Sein.

Novelle von Carl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Plötzlich unterbrach sich Herr Schwarzbach in seiner Unterhaltung mit Herrn von Haller, indem er mit einem Ausdrucke leichter Verwunderung sprach:

Aber wer ist denn dieser elegante junge Mann, der eben mit meinem Nachbar Ranconi über den Saal geht? Meiner Treu! Er ist ein leibhaftiges Modejournalbild, so geglättet und gebügelt sitzt Alles an ihm. Doch still! sie kommen auf uns zu."

Durch ihres Vaters Bemerkung aufmerksam gemacht, blickte Lina und ihre Freundin nach der andern Seite des Saales, von welcher her Herr Ranconi mit einem überaus elegant gekleideten, schönen jungen Mann auf sie zuschritt.

„Sie entschuldigen, meine Herren und Sie, meine Damen," sprach Herr Ranconi sich verbeugend, „wenn ich Sie in Ihrer Unterhaltung störe.... Aber mein Neffe hier, Herr Henry Ranconi," und er deutete auf den sich mit der feinsten Eleganz verneigenden jungen Mann, „mein Neffe, der erst vor wenig Stunden angekommen ist und außer mir hier keinen Bekannten hat, wünschte einigen Mitgliedern der Gesellschaft vorgestellt zu werden und da mir Herr Schwarzbach am befreundetsten ist, so gebe ich mir hiermit die Ehre, Ihnen meinen Neffen zu empfehlen."

Nach Austausch der üblichen Complimente reichte Herr Schwarzbach dem jungen Manne die Hand.

„Obgleich dieser Augenblick der erste ist," sagte der Alte, „daß ich mit Ihnen spreche, so sind Sie mir doch durch die Empfehlung Ihres Herrn Onkels ein eben so lieber Bekannter, wie irgend Jemand, und ich bitte Sie, mich recht oft mit Ihrem Besuche in meinem, unweit des Geschäftslokals Ihres Onkels gelegenen Hause zu beehren. Zugleich erlaube ich mir, Ihnen meine Tochter vorzustellen. Herr Ranconi — liebe Lina", sprach er, mit einer Handbewegung auf den jungen Mann deutend. Und dann auf Fräulein Adele zeigend setzte er hinzu: „Fräulein Adele von Haller."

Der jüngere Herr Ranconi verbeugte sich vor den beiden jungen Damen und flüsterte mit einem verbindlichen Lächeln:

„Ich war bereits einer Ihrer lebhaftesten Bewunderer." Und als die beiden jungen Damen, überrascht von diesem Compliment, ihn fragend anblickten, setzte er hinzu: „Ich sah Sie Beide tanzen."

„Oh! Sie wollen über uns armen Kleinstädterinnen spotten," entgegnete Lina Schwarzbach, welche sich von dem ungezwungen Benehmen des jungen Dandy angezogen fühlte; aber wir sind zur Vertheidigung bereit. Nicht wahr, Adele?" sprach sie, sich zu der Freundin wendend, welche die Begrüßung Herrn Ranconi's mit einer gewissen Kälte erwidert hatte.

Adele war überhaupt ein kluges, welterfahrenes Mädchen, welches die Menschen fast beim ersten Zusammentreffen mit ihnen richtig zu würdigen verstand. Als sie daher von ihrer

Freundin durch deren Frage mit ins Gespräch gezogen wurde, antwortete sie mit einer gewissen Zurückhaltung im Tone:

„Ist denn Herr Ranconi ein Großstädter?"

Herr Ranconi biß sich auf die Lippen und eine Wolke verdüsterte auf einen Augenblick die Heiterkeit seiner, von einem sorgfältig frisirten Toupet umgebenen Stirn. In dieser Frage Adelens lag ein Zweifel an der großstädtischen, äußern Eleganz des jungen Mannes, der dessen Selbstgefühl schwer verletzte. Allein er war so klug, zu thun, als ob er Adelens Frage nicht gehört und engagirte Lina für den nächsten Walzer.

Bevor Lina antwortete, wechselte sie erst einen Blick mit ihrem Vater, und da die Miene des Herrn Schwarzbach zu sagen schien: „Ich habe nichts dagegen," so nahm Lina den Arm Ranconi's und trat mit ihm in die Reihe der sich eben zum Tanze Ordnenden. Der mit einer weißseidenen Schleife decorirte maitre de danse gab dem Orchester ein Zeichen und die heiteren, lustigen Weisen eines Strauß'schen Walzers klangen durch den Saal.

In diesem Augenblicke trat Möllingen in Ballkleidung zwar, aber mit ernster, fast düsterer Miene in den Salon und stellte sich, mit spähendem Auge die Geliebte suchend, an eine der Säulen, die das Orchester trugen. Anfänglich suchte sie sein Blick in der Nähe Herrn Schwarzbach's, der noch immer mit Herrn von Haller in der Fensternische plauderte. Da er sie hier nicht fand, durchirrte er die dichten Reihen der Tanzenden, welche an ihm in wirbelnder Eile vorüberzogen. Mit einem Male entfärbten sich die Wangen des jungen Mannes, ein scharfer, zuckender Schmerz zog sein Herz krampfhaft zusammen und sein Arm umklammerte die Säule, neben welcher er stand.

Aber welche Erscheinung konnte in dem mit so viel lieblichen, frischen, rosigen Mädchengesichtern gefüllten Saal einen so schmerzlichen Eindruck auf den jungen Mann hervorbringen? Doch wer war das junge Mädchen mit den blonden, flatternden Locken, die wie eine Sylphide an ihm eben vorüber geglitten, das glühende Gesicht an die Schulter ihres Tänzers gelehnt, und jetzt so vertraulich mit ihm scherzend, lachend, plaudernd stillstand, war das Lina, das Mädchen, welches er mit so warmem, vollem Herzen liebte? Und wer war ihr Tänzer? Der unbekannte, junge Mann mit der eleganten Tournure, den blitzenden, schwarzen Augen, dem sorgfältig frisirten Toupet und dem kleinen Bärtchen à la Henri IV., den er eben jetzt mit so zierlicher Nachlässigkeit zwischen den Fingern drehte? Wer war dieser Tänzer Lina's, gegen welchen sich in Möllingen's Brust beim ersten Anblick ein feindseliges, eifersüchtiges Gefühl regte, wie er es noch niemals beim Anblick irgend eines Mannes empfunden?

Da weckte ihn ein leichter, leiser Schlag von einer zarten Frauenhand, die sich auf seine Schulter legte, aus seinem Traume! Rasch drehte er sich um und sah Fräulein Adele von Haller vor sich stehen, die für diesen Tanz kein Engagement angenommen hatte. Sie kannte Möllingen, den sie öfters im Schwarzbach'schen Hause getroffen und wußte oder ahnte wenigstens etwas von seinem Verhältnisse zur Freundin.

V.

Adele von Haller trat dem jungen Manne näher.

„Nun warum so düster, mein Herr," sprach sie, während Möllingen einen etwas verwirrten Gruß stotterte, „Sie stehen wahrhaftig so starr und unbeweglich an dieser Säule, wie der steinerne Gast im Don Juan. Sind Sie vielleicht zu berauscht von den Herrlichkeiten dieses Casinoballes oder stellen Sie", schloß sie mit einem feinen Lächeln, „vielleicht Betrachtungen darüber an, wer wohl der elegante junge Mann sein mag, mit welchem Fräulein Lina Schwarzbach so eben diesen köstlichen Walzer tanzt? Von diesen Skrupeln kann ich Sie befreien."

„Sie kennen ihn?" frug Möllingen mit einer Hast und einem Tone, in welchem sich alle Gefühle des nicht an Verstellung Gewöhnten ausdrückten.

„Vor einer halben Stunde wurde er uns, das heißt Lina und mir, vorgestellt; es ist der Neffe des hiesigen Herrn Ranconi. Sie kennen ihn ja, den Besitzer der Eisenhandlung und den Käufer der Hammerwerke Herrn Schwarzbach's. Aber kommen Sie, kommen Sie; der Walzer ist zu Ende und ich sehe, wie Herr Ranconi Lina an ihren Platz zurückführt."

Mechanisch gehorchte Möllingen dieser Aufforderung und folgte dem Fräulein von Haller, die auf die Fensternische zuging, in deren Nähe die beiden jungen Damen ihre Sitzplätze hatten.

„Ah! Sind Sie endlich da, bester Möllingen," rief Herr Schwarzbach dem jungen Manne mit unverkennbarer, herzlicher Freude entgegen, „Sie haben heute lange auf sich warten lassen und Lina," setzte der alte Herr mit gutmüthigem Scherz hinzu, der aber Möllingen's Herz verwundete, „Lina hat sich unterdessen nach einem andern Tänzer umsehen müssen ... Doch hier kommen ja die Beiden."

Und er deutete auf das herantretende Paar: Lina und Ranconi.

Jetzt erst erblickte Lina Möllingen, dessen Augen mit einem seltsamen ernsten Ausdrucke auf ihr ruhten.

Eine leichte Verlegenheit lag eine Sekunde

lang in ihren feinen, schönen Zügen, doch faßte sie sich bald wieder und mit aller möglichen Unbefangenheit frug sie:

„Aber weßhalb so spät, Herr Möllingen, und noch dazu mit einem so ernsten, ich möchte fast sagen Aschermittwoch-Gesicht?"

Es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß sich die beiden Liebenden, deren Verhältniß noch kein offenkundiges war, vor fremden Zeugen mit dem ceremoniellern „Sie" anredeten. Möllingen selbst hatte sich auf diesen conventionellen Ton gestellt, sobald Fremde zu seiner Unterredung mit Lina traten und doch verwundete ihn heute dieses kalte, fremde „Sie" mit dem Lina ihn ansprach, und er legte eine Absichtlichkeit hinein, an welche das junge Mädchen vielleicht nicht entfernt dachte.

Er antwortete daher auch mit einem bittern Lächeln:

„Ich glaube nicht, daß irgend Jemand meine Abwesenheit bemerkt, oder mich vermißt haben wird — was liegt am Ende auch daran, ob ein Ballgast mehr oder weniger da ist... Ueberdies wurde ich auch," fügte er rascher und weniger herb hinzu, „überdies wurde ich auch auf dem Postbureau durch einen Vorfall höchst unangenehmer Art länger zurückgehalten, als mir lieb war."

„Durch einen höchst unangenehmen Vorfall, sagen Sie," fiel ihm hier Herr Schwarzbach ins Wort, der, die Mißstimmung Möllingen's bemerkend, dem Gespräch eine andere Wendung geben wollte, „und darf man fragen, worin diese Unannehmlichkeit bestand?"

Möllingen schwieg einen Augenblick und antwortete dann auf des alten Herrn Frage:

„Da die Sache vielleicht noch heute Abend oder spätestens Morgen im ganzen Orte bekannt sein wird, so begehe ich wohl keine Indiscretion, wenn ich davon spreche. Es ist, wie erst diesen Abend entdeckt wurde, auf dem hiesigen Postamte in den jüngst verflossenen Tagen ein Werthpacket mit declarirtem Betrag von 500 Thalern abhanden gekommen."

Diese Mittheilung war für die ehrlichen Leute, welche Möllingen's Worten mit Spannung lauschten, so außerordentlicher und überraschender Natur, daß dadurch für den Moment jedes andere Gespräch in den Hintergrund gedrängt wurde, und man bestürmte den jungen Mann mit einer Menge Fragen über das nähere Wie? und Wann? dermaßen, daß er sie beim besten Willen nicht beantworten konnte. Um die ungestümen Dränger aber los zu werden, setzte er noch hinzu:

„Ich kann Ihnen, meine Herren, nichts weiter sagen, als daß alle bis jetzt angestellten Recherchen vergeblich gewesen sind."

Trotz dieser bestimmten Erklärung würde Möllingen doch noch nicht von den Fragern in Ruhe gelassen worden sein, wenn nicht drei Trompetenstöße vom Orchester herab das Zeichen zum Beginn der Tafel gegeben hätten. Alles drängte sich nach dem Speisesaale und bald war an der reichbesetzten, mit Blumen und Aufsätzen geschmückten Tafel, beim funkelnden Rheinwein und schäumenden Champagner, der Gegenstand wieder in den Hintergrund gedrängt, um dem Scherz und Frohsinn eines heitern Festabends den Platz einzuräumen.

Nur Möllingen konnte sich nicht in jene harmlose Heiterkeit hinein scherzen und hinein — trinken, die man gewinnen muß, um sich an einem solchen Ballabende leidlich zu vergnügen; und die Neckereien Adelens, die sprudelnde Unterhaltung des jungen Herrn Henri Ranconi, welcher Lina's Tischnachbar zur Rechten war, während Möllingen links saß, konnten ihn eben so wenig aus seiner ernsten Einsilbigkeit wecken, als die kleinen Aufmerksamkeiten einer jungen, hübschen Dame, die ihm gegenüber saß und die sich vergeblich bemühte, den jungen, schweigsamen Herrn Postsecretär zum Reden zu bringen. Gewiß! es war ihm noch kein Casinoball so unerträglich vorgekommen, wie dieser.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Wien. (Der Magen des Schützenfestes.) Dem „Festblatt" entnehmen wir über die nicht unwesentliche culinarische Bedeutung des Schützenfestes folgende Notizen: 6000 Eimer Bier, 160,000 Flaschen Schützenwein, 20,000 Flaschen feine Weine, 6000 Flaschen echter Champagner und 4000 Flaschen Schaumwein haben die Bestimmung, ihren Inhalt in die Kehlen der Herrn Schützenbrüder laufen zu lassen und eine eigens für das Fest erbaute Sodafabrik liefert nicht weniger als 6000 Syphons und Kracherl pro Tag. Man höre nur, welche niedliche Bestellungen für die Bankets der deutschen Schützen bereits eingeleitet sind. Auf Flügeln des Dampfes langen aus Galizien achtzigtausend Pfund Fleisch, aus den Lenden wohlgemästeter Bukowiner geschnitten, an, eine Heerde von Hunderten von Kälbern und eben so vielen Schweinen ist bereit dem sicheren Tode geweiht und muß ihr junges Leben für die Schützengäste lassen, 20,000 Hühner werden aus Ungarn beigestellt, 3000 Gänse langen mit ordnungsmäßig ausgefolgten Heimathscheinen aus Sipelbau an, 2000 Enten werden freudig den Opfertod fürs theuere Vaterland erleiden. Aus 100 Centnern echten Prager Schinkens

werden die zartesten Theile zum „Aufgeschnittenen" ausgewählt, zwanzig Zentner westfälischer stellen das Gleichgewicht zwischen südlicher und nördlicher Geschmacksrichtung her, zehn Centner Veroneser Salami ergänzen die Elemente des „kalten Fleisches" und endlich sind 25 Centner Emmenthaler auch keine zu verachtende Zugabe. Die Küchengärten der Umgebung sind schon seit Wochen für die Bedürfnisse des Festes in Beschlag genommen, bedarf ja „unser Wirth" nicht weniger als 100,000 „Häuptel Salat«, eine Quantität, mit der man bequem den ganzen Schießstand pflastern könnte. — Aber, wird erschreckt die sorgsame Hausfrau fragen, wird auch genug Geschirr vorhanden sein, um dieses Chaos von Eßwaaren zu bewältigen? Sorgen Sie nicht, liebenswürdige Frau — es ist Alles reichlich vorhanden. Man servirt die Suppe in 440 Töpfen und auf 7000 Porzellantellern, 23,000 Stücke flache Speiseteller dürften für den ersten Anlauf genügen, 8000 Dessertteller, 1000 Saucieren, 1000 Fleischschüsseln, 500 Gemüse- und ebensoviel Salat- und Compotschüsseln bilden die für weitere Gänge bestimmten Geschirrbatterie. Freunde edlen Mokkas werden ihre Leidenschaft vollständig befriedigt finden und können den Göttertrank aus 4000 Schälchen schlürfen. — Aber noch eine Frage schwebt auf Ihren Lippen, schöne Dame, ich kenne sie schon. Sie fürchten, es werde nicht gewechselt werden können, und man wird vielleicht bei Paradiessaucen, Essigcrème und Chaudeau sich desselben Bestecks bedienen müssen? Fehlgeschossen! Zehntausend Paar Bestecke, ebensoviel Löffel dienen als Werkzeug und 200 Abwaschdamen werden unausgesetzt bemüht sein, die verschiedenen „Geschmäcke" gründlich zu beseitigen. — Das Glaswaarenlager des Festes ist imposant, die Scherben allein dürften hinreichen, um jede nationale Kluft auszufüllen, 15,000 Halbflaschen, 10,000 Bierkrügel, 9000 Seidel, 7000 Stengelgläser, 5000 Bordeauxflaschen, 2000 Salzfässer, 2000 Champagnergläser, 2000 Liqueurgläser, 2000 Wasserflaschen enthält das Inventar. — Herz, was begehrst Du noch mehr?

(Curiosum.) Ein Chemiker hat dem preußischen Kriegsministerium eine von ihm erfundene Granate vorgelegt, welche aus einer ungefährlichen Hülle besteht, und deren Ladung einen geringen Theil Pulver, dagegen eine größere Quantität Veratrin enthält. Wenn eine solche Granate in ein Bataillon geworfen wird und darin platzt, so verfällt die ganze Mannschaft eine halbe Stunde lang in ein so krampfhaftes Niesen, daß sie völlig kampfunfähig erscheint und ohne Blutvergießen gefangen genommen werden kann.

(Naives Mißverständniß.) Bei einem Zeugenverhör beim Landesgerichte zu Wien, so erzählt die Wiener „Presse", sollte ein Handwerker das Protokoll unterschreiben. Auf seine Entschuldigung, daß er nicht schreiben könne, bemerkte der Richter: „Drei Kreuze thun's auch." Der Mann versteht drei Kreuzer, und leicht erröthend zieht er zwei Kreuzer aus der Tasche, den Richter treuherzig bittend, ihm den dritten leihen zu wollen, er werde ihn am Sonntag sicher zahlen.

Der Hundskohl (Apocynum androsaemifolium), eine aus Nordamerika stammende immergrüne Staude, welche sehr gut im Topfe wächst, wird neuerdings wiederholt als eine das Zimmer zierende Fliegenfalle empfohlen. Diese Pflanze ist buschig, hat sehr viele Zweige, welche mit länglichen, bläulich-grünen Blättern dicht bedeckt sind und ist während des ganzen Sommers überschüttet mit blaßrothen, den Maiglöckchen ähnlichen Blumen, welche einen köstlichen Orangenduft aushauchen. Die fünf Staubfäden jedes dieser Blümchen enthalten einen Honigsaft, den die Fliegen sehr lieben und den zu naschen, sie die Blumen aufsuchen. Kaum aber haben sie von dem süßen Tranke genippt, so werden sie von den in den Blumenröhren befindlichen, reizbaren Zähnchen festgehalten und erdrückt. Fünf Fliegen können sich auf diese Weise nach- und nebeneinander in derselben Falle fangen, ehe die Blume welkt und ihre Opfer losläßt; da nun ein einziger Strauch gewöhnlich 10—20,000 Blüthen bringt, so kann man sich vorstellen, daß dadurch ein ganz artiger Fliegenschwarm vertilgt werden kann. Um den hier angegebenen Nutzen von ihm zu erzielen, muß man den Hundskohl natürlich in Töpfen im Zimmer pflegen; er gedeiht jedoch auch im freien Lande, in jedem guten Gartenboden und wuchert dort sogar oft so, daß er andere in seiner Nähe wachsende Pflanzen erstickt.

(Schiffsbrand.) Am 27. Juni Abends ist in Havre ein am Quai der Insel mit 751 Fässern Petroleum beladenes Schiff, die „Emma", in Brand gerathen. Dank den Bemühungen, die man aufbot, gelang es, die übrigen Schiffe welche dort vor Anker lagen, zu retten. Nur ein einziges erlitt durch das Feuer starken Schaden. Am 29. brannte die „Emma" noch und man befürchtet, daß, wenn die Wände derselben bersten, das Petroleum, welches in vollen Flammen steht, die Verwüstungen weithin tragen kann.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 55. Donnerstag den 9. Juli. 1868.

Das Epos in Landeck.

(Nach der Melodie: Die Hussiten ꝛc.)

Töne schwungvoll, süße Leyer!
Jede Zeile zu sechs Dreier
Zahlt mein Freund in Hietzing ja.
Drum: Fiat justitia
  Et pereat mundus!

Blanke Stüber sind mir lieber
Als der preußische Herr Stieber.
Ich bin in der That der Mann,
Der den Welfen nützen kann,
  Heiße Bernhard Fischer.

War in Leipzig Pharmaceute
— Welches sind gar brave Leute —
Wurde an die Luft gesetzt
Weil ich hätte schwer verletzt
  Allen guten Anstand.

Lebte sittsam. Trank aus Kitzing
Doppelbier und schrieb nach Hietzing
Daß ich sei ein Epiker.
Dies erfreuete gar sehr
  Meinen Freund Graf Platen.

Schrieb mir: „Dichten Sie ein Epos
Im Stil des Cornelius Nepos.
Poesie-Agitation
Wirket sehr. Das lehret schon
  Körner und Tyrtäos.

Da ich Sie nicht näher kenne
Und schon vor Begierde brenne,
Ins Complott Sie einzuweihn,
Schenk ich Ihnen reinen Wein
  Ein. Sie werden staunen.

„Preußen ist der Feind des Deutschen.
Und um Preußen auszupeitschen
Müssen wir mit Frankreich geh'n.
Preußen darf nicht mehr besteh'n
  Diesseits des Elbstromes!

„Denn die welfsche Machtentfaltung
Ist uns Pflicht der Selbsterhaltung.
Deßhalb jetzo aufgemuckt!
Preußen hat uns zwar verschluckt,
  Doch noch nicht verdauet.

„Sei's in Versen, sei's in Prose
Evoë! der Welfenhose!
Singen Sie rex Georg an
Und vergleichen Sie den Mann
  Mit Heinrich dem Löwen!

„Schonen Sie den Schützenkönig
Herzog Ernst nur möglichst wenig,
Wir bezahlen königlich.
Rechnen Sie durchaus auf mich;
  Beiliegend zehn Gulden!

„Schicken Sie den Brief, den feinen,
Der „Norddeutschen Allgemeinen",
Daß ihn drucken kann Herr Braß.
Hei! das freut Euch, Preußen, baß!
  Ihr ergeb'ner Platen."

Schein und Sein.

Novelle von Carl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Wenn Neid und Eifersucht zu Gericht sitzen, wird selten ein gerechtes, unparteiisches Urtheil gefällt — aber selbst der Neid der jungen fashionablen Herrenwelt Kleinau's und die Eifersucht Möllingen's mußten es zugestehen, daß der junge Herr Henri Ranconi, der Neffe des reichen Eisenhändlers, ein sehr hübscher, unterhaltender, witziger junger Mann sei, der es wunderbar verstanden, sich in Kurzem Zutritt in alle respektablen Familien des Städtchens zu verschaffen und sich in ihnen beliebt zu machen.

Gab es aber auch nur Einen unter ihnen, der hübschere Lieder zur Guitarre oder zum Clavier singen konnte, als er? Der so unterhaltend von fernen Reisen, großen Städten und sonderbaren Erlebnissen erzählen, solche witzige Bemerkungen machen und so allerliebste Gesellschaftsspiele arrangiren konnte, wie der junge Herr Ranconi?

Allerdings hatte seine Stimme keinen bedeutenden Umfang und wenig Metall, und manche unparteiische, alte Gesangskenner, die ihn bei einer Gelegenheit ein Duett mit Möllingen singen gehört, behaupteten, daß dessen Tenor

nicht nur besser geschult, sondern auch klangvoller, melodischer sei — aber trotz aller Schule und allem Metall konnte Möllingen doch nicht — wie vorzüglich die jungen Damen behaupteten — jene allerliebsten, eben in die Mode gekommenen Salon-Romanzen singen, die sich so weich und süß in das Ohr und das Herz des Zuhörers einschmeichelten und viel gefälliger klangen, als die alten Melodieen aus der „Zauberflöte“, dem „Fidelio“ oder „Figaro“, die Möllingen gewöhnlich sang und die man schon so oft gehört hatte!

Und dann hatte der junge Herr Ranconi bei seinem Vortrage so ein gewisses, erregtes, gefühlvolles Wesen, das schon von vorn herein für ihn einnahm und manche Mängel seines Gesanges übersehen ließ, ebenso verhielt es sich mit seinen anderen Eigenschaften. Es gab gewiß noch manchen Kleinauer, der ebenso viel gereist wie Herr Ranconi und auch recht leidlich erzählen konnte — Möllingen z. B. hatte selbst die reizendsten Gegenden Deutschlands: den Rhein, Oberösterreich, Steiermark, Tyrol, die Neckargegenden und das Taunusgebirge durchstreift und sein lebendiges Gefühl für Naturschönheiten hatte sich ihm Alles tief in die Erinnerung einprägen lassen; aber er sprach selten und nur dann von seinen Reisen und jenen Eindrücken, wenn er in einem Kreise Gleichgesinnter zu sein glaubte, die seine Empfindungen und Gefühle theilten. Anders Ranconi, der auch in der ihm fremdesten Gesellschaft und ohne besondere Anregung oder Aufforderung es verstand, das Gespräch auf die Herrlichkeiten der großen Städte, auf Paris, Wien, Berlin zu lenken und durch brillante Schilderungen die Gesellschaft zu fesseln verstand. Mit einem Worte: Ranconi wußte sich geltend zu machen, eine Fähigkeit, die Möllingen bei allen seinen Talenten vollständig abging.

Das wäre nun zwar an und für sich für Möllingen kein großes Unglück gewesen und Möllingen, der hinter Ranconi's äußern, glänzenden Firniß viel Hohlheit entdeckte, würde sich leicht darüber getröstet haben, aber leider hatte Lina nicht ein gleich scharfes Auge. Von Herrn Schwarzbach eingeladen, und durch seinen Oheim dem ältern Herrn Henri Ranconi besonders eingeführt, war der junge Herr Henri Ranconi ein oft gesehener Besuch im Schwarzbach'schen Hause und der gewandte, junge Mann wußte dies trefflich zu benutzen. War es nun — er wußte, daß Lina einst die einzige Erbin ihres reichen Vaters sein würde — war es nun Berechnung oder war es Eitelkeit, oder beseelte ihn wirklich ein tieferes Gefühl für das junge Mädchen — genug! er huldigte Lina auf eine Art, welche jedem scharfen Beobachter verrieth, daß diese Huldigungen mehr sein sollten, als der Ausdruck der gegen Damen üblichen Artigkeit.

Die eigenthümliche Stellung Lina's in dem väterlichen Hause gestattete ihm dies, ohne daß dabei auch nur der leiseste Schatten von Unziemlichkeit auf die Beiden gefallen wäre. Denn während sonst die Sitte, besonders in kleinen Städten, den Verkehr zwischen jungen, unverheiratheten Damen und jungen Männern in sehr bestimmte, genau vorgezeichnete Grenzen einschränkt, hatte Lina Schwarzbach, die an der Spitze des väterlichen Hauswesens stand, eine freiere, selbstständigere Stellung, als viele andere junge Mädchen.

Da es überdies der erste Winter war, den Lina seit der Rückkehr aus der Residenz in dem kleinen Städtchen verlebte, so glaubte Herr Schwarzbach es der Tochter schuldig zu sein, während der Winterzeit, gleichsam zum Ersatz für die entbehrten Vergnügungen der Hauptstadt, öftere Abendgesellschaften mit und ohne musikalische Unterhaltung zu geben. Diese neue, in dem kleinen Orte noch nicht dagewesene Mode wirkte ansteckend und bald gab es keine, nur irgendwie zu den Honoratioren sich zählende Familie, in der man nicht dem Beispiele Herrn Schwarzbachs gefolgt und wenigstens einige Routs oder Soireen veranstaltet hätte. Es verstand sich von selbst, daß Herr Henri Ranconi bei seinen vielen gesellschaftlichen Eigenschaften der Mittelpunkt dieser kleinstädtischen Wintersaison-Vergnügen wurde, und daß er bei allen diesen Gelegenheiten Lina's Begleiter zu werden suchte.

Und Möllingen? wird man fragen. That er nichts, um seinem Nebenbuhler Lina's Herz streitig zu machen?

Als er das erste Mal nach jenem Casinoballe wieder mit Lina zusammentraf, hatte er ihr allerdings einige jener zärtlichen Vorwürfe gemacht, wie sie bei derartigen Veranlassungen unter Liebenden ausgetauscht werden. Aber Lina hatte ihm geradezu ins Gesicht gelacht, ihn einen Schwarzseher und Hypochonder gescholten, der sich selbst muthwillig Sorge und Unruhe schaffe. Mit derartigen Redensarten hatte sie ihn auch später zu beruhigen gesucht, als er ihr dringender und ernster Vorstellungen über Ranconi's offenbare Bewerbung um ihre Neigung machte.

Ein rascher und entschiedener Entschluß hätte ihn noch jetzt von allen Zweifeln und Sorgen befreien können. Er hätte bei Hrn. Schwarzbach um die Hand Lina's anhalten müssen. Aber wenn ihm auch die günstige Meinung, die Herr Schwarzbach von ihm hegte, bekannt war und er auch wohl annehmen durfte, daß Herr Schwarzbach etwas von dem Verhältniß ahnte, das zwischen ihm und seiner Tochter bestand,

so hatte er doch nicht den Muth, um die Hand des einzigen Kindes des reichen Mannes anzuhalten, er, der unbemittelte, auf seinen Gehalt angewiesene junge Postsekretär. Und dann — und das war es, was ihn vor Allem schwankend machte — duldete Herr Schwarzbach nicht die öfteren Besuche des jungen Herrn Ranconi? Sah er nicht die Aufmerksamkeiten, die dieser seiner Tochter erwies? Und lag darin in dieser stillschweigenden Duldung seinerseits nicht eine Billigung dieses Verhältnisses?

Wenn auch Herr Schwarzbach, wie Möllingen ein Mal so kühn war zu vermuthen, vielleicht auch früher, vor der Ankunft des Herrn Ranconi, ihm keine abschlägige Antwort gegeben, würde er es sicherlich jetzt thun, da sich ein so reicher und in jeder Hinsicht annehmbarer Bewerber um die Hand seiner Tochter gefunden. Freilich wußte Möllingen nicht, daß Ranconi in Gegenwart Herrn Schwarzbach's gegen Lina eine fast ans Steife grenzende Zurückhaltung beobachtete und daß Lina, als ihr der Vater trotzdem einmal eine Bemerkung über Ranconi's Benehmen gemacht, durch eine geschickte Antwort jeden etwaigen Argwohn des alten, gutmüthigen Herrn beseitigt hatte.

Aber es trat noch ein anderer Umstand hinzu, der Möllingen's Gemüth niederdrückte und seine Thatkraft lähmte. Man wird sich noch jener Mittheilung Möllingen's auf dem Casinoballe über das geheimnißvolle Verschwinden einer Werthsendung von fünfhundert Thalern erinnern. Alle damals angestellten Nachforschungen hatten zu keinem andern Resultat geführt, als zu dem, daß das Packet in der That auf dem Postamte zu Kleinau abhanden gekommen sei; aber wie? und durch wen? das blieb vollkommen im Dunkeln.

Hatte schon dieser Vorfall einen unangenehmen Eindruck auf alle Angestellte des Postamts gemacht und unwillkürlich ein gewisses gegenseitiges Mißtrauen hervorgerufen, so steigerte sich dies bis zum höchsten Grade, als einige Wochen nach jenem Verschwinden des Geldbriefs abermals eine Werthsendung im Betrage von zweihundert Thalern spurlos verschwand. Die Aufregung, welche dieser eine Fall unter sämmtlichen Postbeamten hervorrief, ist kaum zu beschreiben. Auf einen Bericht des Postmeisters kam ein Specialkommissar der Oberpostbehörde nach Kleinau und es wurden die strengsten, umsichtigsten Nachforschungen angestellt, alle Beamte vom ersten Sekretär bis zum letzten Briefträger herab befragt und inquirirt, aber der Dieb blieb dennoch unentdeckt, und was die Postoffizianten betraf, so fand selbst der leiseste Verdacht gegen irgend einen derselben auch nicht die geringste Begründung. Daß sich trotzdem das Mißtrauen bis zu einer stillen, heimlichen gegenseitigen Beobachtung und Ueberwachung steigerte, ist leicht erklärlich. Das frühere, vertrauliche Wesen schwand und Scheu und Kälte trat an seine Stelle. Alle fühlten sich gedrückt und Jeder war froh, wenn er das Bureau verlassen konnte.

Dieser Zustand, dieses unerquickliche Verhältniß war es auch, welches auf Möllingen lastete und ihn in seinen Beziehungen zu Lina immer unentschlossener und schwankender machte. Er liebte das Mädchen mit aller Kraft eines frischen, treuen Herzens, aber es fehlte ihm der Muth, einen entscheidenden Schritt zu thun und eine Aenderung der Dinge herbeizuführen. Dazu kam ein glühendes Gefühl der Eifersucht gegen Ranconi, der Furie, jener entsetzlichen Leidenschaft, die dem davon Befallenen jede Minute seines Daseins vergiftet.

Und Möllingen fühlte ihre Qualen so heftig daß er oft meinte: das Herz müsse ihm brechen und er müsse den Verstand verlieren. Aber des Menschen Herz und Geist haben beide eine zähe Kraft und gewaltige Schläge muß das Geschick auf sie führen, um jenes zu brechen und diesen zu verwirren!

„Gestehe es nur! den Brief, den Du heute empfangen hast, war von Ranconi, eben so wie der neuliche, mit dem Couvert von rosarothem Papier ... Eine solche feste, ausgeschriebene Handschrift schreibt keine Dame, und es ist nichts als Unwahrheit, wenn Du sagst: diese Briefe wären von Adele von Haller."

„Aber mein Gott! Das wird unerträglich! Du machst Dich wirklich mit Deiner Eifersucht lächerlich. Warum sollen denn diese Briefe nicht von Adele sein? Vielleicht weil ich sie dir nicht zeige? Aber können denn Freundinnen keine Geheimnisse haben? Und tragen die Briefe nicht sämmtlich den Poststempel von Fichtenthal, bei welchem Orte das Gut des Herrn von Haller liegt? Und Herr Ranconi befindet sich doch, wie du weißt, hier und nicht in Fichtenthal. Wenn er also wirklich an mich schreiben wollte, müßte er doch seine Briefe hier und nicht dort auf die Post geben. Begreifst Du nun, daß auch an Dir das Sprichwort zur Wahrheit wird: Eifersucht macht blind?" (Forts. f.)

Mannichfaltiges.

Des Nationalökonomen **Horn** Schrift: Die dritte Milliarde! Zweite Studie über Frankreichs Finanzlage«, ist in einer deutschen Original-

Ausgabe bei Hartleben in Pest erschienen. Darin weist der Verfasser nach als Vervollständigung seiner ersten Schrift „Frankreichs Finanzlage", daß sich die jährlichen Beiträge des französischen Volkes an den Staat in Wirklichkeit auf drei Milliarden zweihundert Millionen belaufen. Das jährliche Gesammteinkommen von Frankreich, das Erträgniß seiner gesammten materiellen Thätigkeit beläuft sich auf fünfzehn Milliarden und der Staat verschlingt somit den fünften Theil des jährlichen Einkommens der ganzen Nation. Dieses Zahlenverhältniß läßt sich auch in anderer Weise rechtfertigen. Es sind höchstens zehn Millionen Familien in Frankreich, die im Stande sind, Steuern zu zahlen; von diesen sind wenigstens acht Millionen genöthigt, mit einem Verdienst von 1000 bis 1200 Francs sich zu begnügen. Da im Durchschnitte 300 Francs Steuer jeder Art auf die Familie kommen, so haben die Armen nicht blos den fünften Theil, sondern den vierten Theil ihres Gesammterwerbes an den Staatsschatz abzuliefern. Die beiden Budgets des Krieges und der Marine nehmen allein 1200 Millionen für sich in Anspruch; sie verzehren das Gesammteinkommen von 1,200,000 Familien, von mehr als fünf Millionenen Köpfen!! Mit seinem Eisenbahnwesen steht Frankreich hinter Belgien, England, Holland, der Schweiz u. s. w. zurück, eigentlich an neunter Stelle. Seine Handelsmarine nimmt erst den dreizehnten Rang in Europa ein. Mit seinem Postwesen steht es in vierter, mit seinem Telegraphensystem in fünfter Reihe. „Haben wir da," fragt Herr Horn, „Grund, stolz zu sein?" Er meint, daß seine Zahlen genugsam beweisen, daß Frankreich an der Spitze des Fortschritts nicht marschire. Und am Ende, fragt er, wie man sich da verwundern könne über die Leiden, welche die physische und moralische Gesundheit der Gesellschaft untergraben? Wie man die äußerste Dringlichkeit einer allgemeinen und gründlichen Umgestaltung des politischen, administrativen und finanziellen Regimes leugnen könne?

(Weibliche Spielhölle in Newyork.) Nach einer Korrespondenz des „Syracuse Standard" befindet sich in der 23. Straße, nahe Madison Avenue, in der Stadt New-York ein lediglich von Damen besuchtes Spielhaus. Aeußerlich ist dieses Haus anspruchlos und nicht auffällig. Es unterscheidet sich in Nichts von seinen Nachbarn links und rechts, nur sind die Fensterläden alle dicht geschlossen. Auf einen Klingelzug öffnet die Thürhüterin, ein elegant gekleidetes Mädchen, die Thüre. Die Flur ist im höchsten Grade elegant und zu beiden Seiten mit kostbaren Gemälden geschmückt. Rechts ist Leda mit dem Schwan, links Venus im Bade. Das erste Stockwerk enthält die luxuriös ausgestatteten Empfangszimmer, in welchen sich ein von Ary Scheffer gemaltes Bild befindet, für das ein Kunstenthusiast bereit 20,000 Dollars, wiewohl vergeblich, geboten haben soll. Die Damen, welche diese Spielhölle besuchen, sollen den sogenannten besten Klassen angehören und selbst die Töchter reicher Kaufleute und höherer Beamten sind daselbst zu finden. Den Meisten muß die Aufregung nicht neu sein, denn wider Erwarten sind sie, obschon vor Aufregung glühend, doch still und beherrschen sich. Nur wenn große Summen die Besitzerinnen wechseln, werden die Verlierenden nervös und lassen sich Wein oder Whiskey bringen. Hin und wieder verschwinden wohl auch, nachdem das letzte Geld verspielt ist, Diamantringe von den Fingern, Brochen aus den Kleidern und Uhren. Dann steht am andern Morgen, um den Herrn Gemahl oder Papa irre zu führen, unter der Aufschrift „verloren" eine Anzeige in den Blättern, die dem Wiederbringer eine gute Belohnung sichert. Gewöhnlich aber wird das Verlorene nie wieder gebracht.

(Sängerfest in Chicago.) Am 9. Juni langte die „Germania" mit den deutschen Delegirten zum Sängerfeste in Chicago in Newyork an, nachdem ihnen das dieserhalb gebildete Empfangs-Comite auf dem von der amerikanischen Regierung zur Verfügung gestellten Zolldampfer „Jasmin" eine Strecke weit entgegen gefahren war. Vom Comite in Prescott House einquartirt, feierten sie während ihres kurzen Aufenthaltes in Newyork eine Reihe von Triumphen. Die Sänger von Chicago feierten die Ankunft der deutschen Brüder mit fünfzig Kanonenschüssen. Am 15. Juni fand die Abreise nach Chicago und am 17. desselben Monats der Anfang des Festes statt, zu dem die großartigsten Vorbereitungen getroffen worden waren.

(Ein gutes Geschäft.) Amerikanische Blätter erzählen: Dem Redakteur einer kleinen Zeitung wurde sandiger Zucker verkauft und er veröffentlichte in Folge dessen in seinem Blatte Folgendes: „Ich habe von einem Kaufmann in hiesiger Stadt Zucker gekauft, in welchem ich ein Pfund Sand vorfand, und wenn der Schurke, welcher mich auf solche Weise betrogen hat, nicht dafür 7 Pfund guten Zuckers (ordnungsmäßigen Gewichts) in meine Wohnung schickt, so werde ich seinen Namen in meiner Zeitung veröffentlichen." Tags darauf erhielt er von fünf Kaufleuten je 7 Pfund des besten Zuckers zugeschickt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francosnia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 56. Sonntag den 12. Juli. 1868.

Nächtliche Runde.

Von B. Trottmann.

Ich schleiche still die Straßen entlang,
In schauernder Ahnung, so zitternd und bang;
Kein Sternlein blinkt in die schaurige Nacht,
Da ich zur Wand'rung mich aufgemacht.

Der sausende Wind die Gassen fegt,
Mit schrillem Laut sich der Kirchhahn regt,
Es flattert das Haar und der Mantel weht,
Ein stöhnend Geheul durch die Lüfte geht.

Verborgen feig in schwarzer Nacht
Das lauernde Verderben wacht;
Auf leisen Katzensohlen schleicht
Und fleucht es wieder unerreicht.

Wohl dem, der in geborg'ner Hut
Auf seinem harten Lager ruht;
Ihn kümmert nicht das Sturmgebraus, —
Ein guter Geist beschirmt das Haus!

Dort aus dem niedern Kämmerlein
Strahlt noch ein matter Lichterschein;
Wer wohl in so später Stund' noch wacht,
In schaurig grauser Mitternacht?

Großmütterchen wohl mag es sein,
Im engen Stübchen ganz allein,
Gefaltet fromm die beiden Händ',
Und betet um ein selig End'.

Ihr Aug' ist feucht, die Lippe bebt,
Ein Seufzer von der Brust sich hebt:
„Den Enkel schirme Gottes Hand,
Der draus so weit im fremden Land!"

Und brünst'ger faltet sie die Händ',
Und heiß die stille Zähre brennt:
„Gott, wenn Gefahr bedräuet ihn,
Mein Leben nimm für seines hin!"

Da leuchtet hell ihr Angesicht,
Ein lichter Strahl aus dem Aug' ihr bricht;
Doch mälig sinken die Augen zu, —
Großmütterchen, schlaf wohl in Ruh!

Und sinnend schleich ich wieder fort
Und flüst're leis' ein trautes Wort
Vom eig'nen, lieben Mütterlein,
Das lang schon schläft im engen Schrein.

Und bitt'res Weh zieht in mein Herz
Vom neugeweckten Trennungsschmerz;
Steh ich doch jetzt so ganz allein,
Möcht' legen mich ins Grab hinein! —

Da schweigt der Wind; vom Himmel schaut
Ein einzig Sternlein hell und traut;
Es blinkt mit seinem milden Schein
Mir bis in's tiefste Herz hinein.

Die Hände falt' ich unbewußt,
Und Friede zieht in meine Brust;
Es hat ja aus dem Sternlein traut
Das Mutteraug' mich angeschaut! —

So schreit' die Straßen ich entlang,
Da schallt so freudig heller Klang,
Und bei der Kerzen lichtem Schein
Dreh'n wirbelnd sich der Tänzer Reih'n.

Das Auge flammt, die Wange glüht,
Die Pfröpfe knallen, — schäumend sprüht
Der Feuerwein im vollen Glas
Und facht die Lust zum Uebermaaß.

Und nebendran im Häuschen klein
Brennt matt ein Licht an einem Schrein,
Und auf dem Schrein liegt engelgleich
Ein Mädchenbild, so kalt und bleich!

Und vor dem Schrein, ein Bild von Erz,
Kniet dort ein Knab' in stummem Schmerz,
Und hält so starr und unverwandt
Des bleichen Liebchens kalte Hand.

Doch plötzlich reißt es ihn empor
Und dumpf, wie aus dem Grab hervor,
Tönt an mein Ohr der Klagelaut
Des Jünglings um die todte Braut.

„Welch' Höllenpein! welch' teuflisch Spott!
„Ha! 's ist unmöglich, daß ein Gott
„Da droben unser Schicksal lenkt
„Und meiner Noth und Qual gedenkt!

„Da drüben, ha! wogt Freud' und Lust,
„Und hier zerreißen meine Brust
„Der Hölle Qualen glutentfacht
„Und treiben mich in Wahnsinnsnacht!

„Ei, wie so schön bei lust'gem Klang
„Das volle, junge Herz zersprang!
„Nun, es zersprang mit schrillem Laut,
„Hab ich noch — eine Todtenbraut!"

Da wurde mir das Auge naß,
Ging eilends meinen Weg fürbaß;
Es that mir leid der treue Knab,
Dem all sein Hoffen raubt — ein Grab.

Und unbewußt zog dieses Wort
Mit leisem Drang mich weiter fort,
Bis auch das letzte Lichtlein schwand,
Und ich am stillen Kirchhof stand.

Bleich schien der Mond; ich trat hinein,
Ging schauernd durch die langen Reih'n
Der kleinen Hügel, bis am Rand
Von einem frischen Grab ich stand.

Ich setzt' mich hin und hab' durchwacht
Im Beten still die ganze Nacht,
Und bei der Morgenröthe Schein
Zog ernst ein langer Zug herein.

Da warf ich in das off'ne Grab
Noch eine Todtenblum' hinab,
Dann eilte fröstelnd ich nach Haus
Und legt' mich hin — und weint' mich aus.

Schein und Sein.

Novelle von Carl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Dieses Gespräch, das ungefähr acht Wochen nach Rantoni's Ankunft in Kleinau zwischen Möllingen und Lina in deren Zimmer Statt fand, verrieth deutlich, wie sehr sich das Verhältniß der beiden Liebenden gelockert und wie Mißtrauen und Eifersucht das Glück zweier jungen Herzen vergiftet hatten.

Möllingen stand mit glühendem Antlitz und flammenden Augen, ein Briefcouvert in der Hand haltend, vor Lina, die trotz der Gewandtheit, mit welcher sie Möllingen's Anklagen und Vorwürfe zurückwies, eine gewisse Verlegenheit nicht bemeistern konnte.

Zur Erklärung dieser Scene zwischen den beiden jungen Leuten wird Folgendes dienen:

Es war Möllingen in der letzten Zeit aufgefallen, daß Lina häufig sehr elegant couvertirte und parfümirte Briefe empfing, deren Adresse, wie ihm vorkam, das Gepräge einer männlichen Handschrift trug. Anfänglich hatte Möllingen geschwiegen, dann hatte er einige schüchterne Fragen an Lina gerichtet, worauf ihm aber stets die unter Lachen gegebene Antwort wurde: „daß er sehr neugierig sei, die Briefe aber von Adele von Haller wären.“ Als Möllingen aber diesen Morgen auf dem Postbureau wieder zufällig bei der Distribution der Briefe an die Stadtbriefträger ein feines Billet mit Couvert von Atlaspapier und mit Lina's Adresse erblickte, so stieg sein Argwohn von Neuem und zwar mit solcher Heftigkeit auf, daß er kaum das Ende der Bureauzeit erwarten konnte, um zu Lina zu eilen und von ihr ganz bestimmte Auskunft über den Schreiber dieser Briefe, welche sämmtlich den Poststempel des benachbarten Städtchens Fichtenthal trugen, zu verlangen.

Als er in Lina's Zimmer trat, erblickte sein Auge noch das auf dem Nipptische liegende Couvert des Briefes, den Lina vor einer Stunde vielleicht erhalten haben mochte und rasch bemächtigte er sich desselben und hielt es dem anfänglich bestürzten, sich aber bald wieder fassenden Mädchen mit den obigen Worten vor die Augen. Ihre rasche, entschiedene Antwort machte ihn zwar auch dieses Mal wieder stutzig, doch blieb ein tiefer Argwohn ihm, gleich einem Stachel, im Herzen sitzen, und als Lina schwieg, sprach er, nach seinem Hute greifend:

„Ich kann jetzt nicht länger in der engen Stube bleiben, Lina, ich bin zu aufgeregt, um ruhig sprechen zu können; aber glaube mir, Lina, so kann es unmöglich fortgehen. Diesen peinigenden, entsetzlichen Zustand ertrage ich nicht länger; zu einer Entscheidung muß es kommen.“

Lina hatte diese Erklärung Möllingen's mit seitwärts gerichteten Blicken und glühenden Wangen angehört, und als er geendet, sprach sie leise:

„Du kannst ruhig sein, Otto, denn Henri,“ glühendroth werdend, verbesserte sie sich rasch: „denn Herr Henri Ranconi hat von seinen Eltern, wie ich weiß, einen Brief erhalten, worin er dringend zur Rückkehr aufgefordert wird. Sein Vater ist plötzlich erkrankt und kann dem Geschäfte nicht mehr vorstehen; schon in einigen Tagen wird er deßhalb Kleinau verlassen.“

„Du kennst ja die Angelegenheiten des Herrn Henri bis ins kleinste Detail,“ sprach Möllingen mit unverhohlener Bitterkeit, auf der Thürschwelle sich noch einmal umdrehend und die Hand aufs Herz legend, das ihm in diesem Augenblicke zu springen drohte.

„Ich weiß es von meinem Vater,“ flüsterte Lina leise, „aber nun gehe, Otto,“ setzte sie dringender und die Hände gegen Möllingen faltend hinzu, „gehe, ich bitte Dich darum... ich kann es nicht länger ertragen, dieses peinliche Gespräch.“

Und wie von einer plötzlichen Gefühlsaufregung ergriffen, fing sie an zu weinen und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, während Möllingen zur Thür hinauseilte, ins Freie, trotz des eisigen, mit Schnee vermischten Regens, welcher vom trüben, nebligen Winterhimmel zur Erde niederfiel.

In stürmischem Laufe eilte er die einsame Pappelallee entlang, die sich von dem Städtchen bis hinaus an jene Stelle erstreckte, wo Möllingen das junge Mädchen bei ihrer Rückkehr aus der Pension so unvermuthet getroffen hatte. In den Nachmittagsstunden von ein bis drei Uhr war diese Allee im Winter die alleinige Promenade der Honoratioren, und viele Herren und Damen gingen dann bis zu dem unweit des „Rondels“ gelegenen „Waldschlößchen“, einer Restauration, um hier eine Tasse Kaffee zu trinken.

Doch in der jetzigen Stunde, Abends gegen fünf Uhr, wo es schon zu dunkeln begann, war kein Mensch auf der Landstraße zu sehen. Mächtig aufgeregt achtete aber Möllingen weder Schnee, noch Wind und Regen, sondern eilte immer weiter, als sein Auge plötzlich einen auf der Erde liegenden, blitzenden Gegenstand gewahrte.

VI.

Möllingen beugt sich nieder — und siehe! ein schwerer, schöngearbeiteter goldener Siegelring mit einem eingravirten Wappen und einer Devise, deren Worte er jedoch wegen der schon hereinbrechenden Dämmerung nicht mehr unterscheiden konnte, funkelt in seiner Hand. Mit dem Vorsatze, den Fund im Localblatte zu veröffentlichen und dadurch den rechtmäßigen Besitzer des Ringes zu ermitteln, steckt er ihn in die Tasche und wendet sich dann wieder der

Stadt zu, wo er, in seiner Wohnung angekommen, sich todtmüde aufs Sopha warf und einschlief, um nicht eher wieder zu erwachen, als bis die matten Strahlen der bleichen kalten Wintersonne auf sein blasses, dem Fenster zugewendetes Antlitz fielen.

Fröstelnd sprang er vom harten, ungewohnten Nachtlager auf, und nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen und gesehen, daß die Bureaustunde herangerückt war, eilte er, nachdem er die nothwendigste Toilette gemacht, auf das Postamt. Sein Weg dahin führte am Rathsweinkeller des Orts vorüber und da ihn noch, in Folge des Schlafes auf dem Sopha, in der kalten Stube ein fröstelnder Schauer überläuft, tritt er in die Gaststube und trinkt in hastiger Eile zwei Gläser heißen Punsches, der sich wie flüssiges Feuer durch seine Adern ergießt. Dann eilt er weiter und tritt in dem Augenblicke ins Bureau, wo der von Fichtenthal kommende Postwagen vor dem Gebäude hält. Während die Brieffelleisen ausgepackt werden, setzt sich Möllingen an sein Schreibpult und stützt gedankenvoll den Kopf in die hohle Hand.

Da tauchte eine dunkle Erinnerung an den gestrigen Fund in ihm auf; zuerst glaubte er fast, es wäre nur ein Traumerlebniß, und mit einem gewissen, ungläubigen Lächeln greift er in die Westentasche; aber plötzlich fühlt er wirklich einen Ring zwischen seinen Fingern.

„Also war es doch kein Traum," murmelt er für sich hin und betrachtet den Ring, dessen fein gestochenes Wappen mit der nun ganz genau zu erkennenden Devise: „Audaces fortuna juvat" ihm beim hellen Tageslichte entgegenfunkelt. Bei dieser Wahrnehmung fliegt ein Ausdruck der höchsten Ueberraschung über seine Züge.

„Mein Gott!" murmelte er, „das ist ja dasselbe Wappen und dasselbe Devise, wie sie das Siegel auf jenen räthselhaften Briefen Lina's zeigt.... Sollte dieser Ring dem Freiherrn von Haller gehören? Lina behauptet ja, daß die Briefe von Adele wären! Zwar scheint mir das Wappen, so viel ich von Heraldik verstehe, kein freiherrliches zu sein — indessen..."

„Ei! was haben Sie denn da für ein glänzendes Dingelchen in der Hand", unterbrach ihn hier in seiner Selbstbetrachtung die Stimme eines am nächsten Pulte sitzenden Collegen, „lassen Sie doch einmal sehen."

Er beugte sich von seinem Sitze herüber, um den ihm vom Möllingen entgegen gehaltenen Ring genauer zu betrachten. Kaum hatte der Andere den Ring erblickt, als ihm gleichfalls ein Ruf der Ueberraschung entschlüpfte.

„Ei! wie kommen Sie denn zu Herrn Ranconi's Siegelring", rief er dann mit einem fragenden Blick auf Möllingen aus, „es ist derselbe, den Herr Ranconi vorgestern Nachmittag zwischen zwei und drei Uhr auf der Promenade von der Stadt nach dem Waldschlößchen, die wir gemeinschaftlich machten, verloren hat. Wir haben gewiß eine halbe Stunde nach dem Ding da gesucht. Wo haben Sie ihn denn gefunden?"

Aber Herr Möllingen hörte schon nicht mehr, was der Andere sprach. Todtenbleich, als habe ihn eine giftige Schlange gebissen, fuhr er zurück, so daß sein College, erschrocken über die urplötzliche Verwandlung seiner Gesichtszüge, ängstlich ausrief: „Aber mein Gott, was ist Ihnen denn? Sie werden ja ganz bleich.... Sind Sie unwohl?"

Er erhielt keine Antwort, und als er Möllingen verwundert betrachtete, frug dieser mit ungewisser, bebender Stimme:

„Wem gehört dieser Ring?"

„Sie hören es ja", entgegnete ganz erstaunt über das seltsame Benehmen seines Collegen der Andere, „dem jungen Herrn Ranconi!"

„Lügner!" schrie Möllingen, von seinem Sitz aufspringend und den Arm gegen den Beamten erhebend, der, gleich den Uebrigen, ganz betroffen über dieses seltsame, fast ans Närrische streifende Benehmen des sonst so ruhigen, stillen Möllingen's, kein Wort der Entgegnung finden konnte.

Das Oeffnen der Thüre und das Hereintreten des Postraths machte dieser peinlichen Situation ein Ende. Ein Jeder der Beamten bückte sich beim Eintreten des Chefs auf sein Pult nieder und auch Möllingen bezwang sich und ergriff mechanisch eine Feder, die er ins Dintenfaß tauchte.

„Herr Sekretär Möllingen," sprach jetzt der Postrath, indem er sich auf seinem gepolsterten Arbeitssessel niederließ, „Sie können heute ausnahmsweise dem Practicanten Baumann, der die Umgestaltung der angekommenen Fichtenthal'schen Post zu besorgen hat, Assistenz leisten, damit der Wagen, der sich von dort nach hier ohnedies um eine Stunde verspätet hat, etwas früher auf der nächsten Station ankommt. Der Postillon wird übrigens trotzdem immer noch bei den schlechten Wegen tüchtig fahren müssen, will er zur rechten Zeit am Orte sein."

Ohne ein Wort zu erwidern, begann Möllingen, stumm und lautlos, seine Arbeit, während sein Inneres, von tausend Zweifeln gepeinigt und zerrissen wurde. Die Worte seines Collegen: „Wie kommen Sie zu Herrn Ranconi's Ring?" schwirrten ihm beständig vor den Ohren und vor den Augen tanzten ihm die Buchstaben der Devise auf dem Wappen: „Audaces fortuna juvat", die er so oft auf dem Siegel jener an Lina gerichteten Briefe gesehen hatte.

Aber lag denn nicht die Möglichkeit vor, daß sich sein College getäuscht hatte?

Während er so von Zweifeln zernagt wurde, schien er äußerlich ruhig und arbeitetete ununterbrochen fort. Aber war es nun die Wirkung des heißen Punsches, den er im Rathsweinkeller getrunken oder die Folge der innern Aufregung: seine Wangen glühten und auf der Stirn standen Schweißtropfen ... Wie er nun so da saß und die Feder mit emsiger Eile über das Papier gleiten ließ, um die angekommenen Werthsendungen der Reihe nach in die Postkarten und Revisionstabellen einzutragen — stockte plötzlich seine Hand, die Feder entfiel ihr und seine Augen starrten unverwandt auf ein kleines Packet mit declarirtem Werthe von 25 Thaler, dessen Adresse an „Fräulein Lina Schwarzbach in Kleinau" lautete, den bekannten Poststempel trug und auf der Rückseite einen Siegel mit dem Wappen des Ringes und der Devise „Audaces fortuna juvat!" zeigte.

Der erste Gedanke, der dem jungen Manne durch den Kopf flog, war der: das ist ein Wink des Schicksals! und schnell und ohne einen Augenblick über das Strafbare oder Unerlaubte seiner Handlungsweise nachzudenken, ließ er das Packet in die Tasche seines Paletots gleiten! —

Wäre Möllingen nicht zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, seine Sinne jetzt nicht völlig der Außenwelt verschlossen, so hätte er vielleicht den leisen Ausruf entrüsteter Ueberraschung gehört, der in diesem Augenblicke den ihm zur Seite arbeitenden jungen Postbeamten entschlüpfte. So aber hörte und sah er, im buchstäblichen Sinne des Wortes, nicht, was um ihn her vorging, sondern erwartete nur mit glühender Ungeduld das Ende der Bureauzeit. Endlich schlug die heiß ersehnte Stunde! Er warf die Feder weg, griff nach seinem Hut und rannte, wie vom Sturmwind gejagt, nach seiner Wohnung, in welcher er das Paket aufriß, einen darin enthalten gewesen Gegenstand, ohne ihn nur eines Blicks zu würdigen, auf die Erde warf und nur den dabei liegenden Brief entfaltete, dessen Inhalt er mit gierigen Augen verschlang. (Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

Moderne Hexerei. Aus Danzig wird folgendes Stückchen modernen Hexenglaubens mitgetheilt: Verschiedenen jungen Damen waren die Liebhaber weggelaufen, worüber ihre Herzen großes Weh empfanden. Dies kommt bekanntlich allerwege vor, hier aber fand sich ein Wesen, das helfen konnte und wollte. Es war dies eine Frauensperson, welche unter Beistand einer frommen polnischen Gräfin, die sämmtliche Bücher Moses auswendig hersagte während einer Ceremonie, bei der jungfäuliche Wäsche zu Asche verbrannt wurde und Zaubermittel in Hexentöpfen brodelten, allerhand übernatürliche Dinge zu vollbringen verstand. — Jenen verlassenen jungen Damen erzählte sie, daß sie durch ihre Zauberkraft selbst einen weggelaufenen Bräutigam, der sich bereits anderweit verheirathet und einen glücklichen Familienkreis um sich versammelt hatte, plötzlich in die Arme seiner ersten von ihm verlassenen Flamme zurückgeführt habe, und als sie auch ihnen ihre bewährte Hilfe anbot, wurde diese mit Freude und Begier angenommen und im Voraus gut belohnt. Pro Liebhaber ließ sie sich je nach Umständen 10 bis 20 Thaler pränummerando zahlen, in einem Falle nahm sie auch eine ansehnliche Belohnung an gegen das Versprechen, einer Frau 7000 Thaler zu verschaffen. Als die gläubigen jungen Damen ihr Geld los waren, und schmachtend der Wirkung harrten, die ungetreuen zweibeinigen Schätze sich aber nicht sehen ließen, stießen den Bethörten denn doch Zweifel an der Zauberkraft der „Hexe" auf, und die Sache kam zur Kenntniß des Staatsanwaltes. Vor einigen Tagen wurde denn die Hexe verurtheilt, nicht zum Scheiterhaufen wohl aber wegen Betruges zu einem Jahr Gefängniß und 150 Thaler Geldstrafe.

Ueber das allzu starke Schnüren der jungen Frauenzimmer bemerkte ein Doctor der Philosophie: „Ich erkenne in dieser Mode blos den indirecten Nutzen, daß sie alle eiteln und thörichten Frauenzimmer von der Welt nimmt und nur die vernünftigen darauf zurückläßt, damit diese tüchtige und kräftige Frauen werden."

(Aus dem Thierleben.) Dem „Chemnitzer Taglatt" wird mitgetheilt, daß an einem Waggon 3. Klasse, Nro. 128, des von Gößnitz um 4 Uhr 10 Min. Nachmittags in Chemnitz ankommenden und um 5 Uhr 25 Min. nach dort zurückkehrenden Zuges am inneren Kopfstücke ein Nest mit fünf lebenden jungen Rothschwänzchen zu sehen ist. Während der Brütezeit machte das Weibchen regelmäßig die Fahrt von Gößnitz nach Chemnitz zurück, und wurde bei der Heimkehr vom Männchen mit lautem Gezwitscher empfangen, während jetzt die Kleinen die Tour bereits selbständig zurücklegen. Nach Mittheilung des Zugpersonals kommen die Eltern dem kommenden Zuge stets mit Nahrung für die jungen Touristen entgegen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 57. Donnerstag den 16. Juli. 1868.

Lust und Leid.

Was ist die Lust? Was ist das Leid?
O, laß darnach dein Fragen;
Wer könnte Dir denn alles Beid
Mit einem Worte sagen! —

Die Lust ist Glück, die Lust ist Lieb,
Das Leid sind Sehnsuchtsschmerzen,
Wem nichts von Glück und Liebe blieb,
Tief blüht sein Leid im Herzen.

Schein und Sein.

Novelle von Carl Wartenburg.

(Schluß.)

Der Brief aber lautete:

„Verehrtes Fräulein!"

„Zürnen Sie mir nicht, wenn Sie noch einige Zeilen von meiner Hand erhalten, denn es werden die letzten — für immer sein! Lassen Sie mich zuerst mit einem Selbstbekenntniß beginnen: Ich bin leichtsinnig, flatterhaft, unbedacht — aber ich bin noch nicht so verdorben, um das Schlechte mit Absicht zu thun. Sie wissen, Lina, gestatten Sie mir, Sie in diesem Abschiedsbriefe so zu nennen, Sie wissen, wie mich Ihr erster Anblick auf jenem Casinoballe so bezauberte, Sie wissen, wie ich mich, trotzdem daß ich Möllingen's Liebe kannte, um Ihre Neigung bewarb und wie ich Jenen zu verdrängen suchte... Sie munterten mich nicht auf, Lina, aber Sie duldeten meine Huldigungen und es entstand dadurch ein Verhältniß zwischen uns, das an und für sich nicht strafbar war, aber es dadurch wurde, daß wir Möllingen täuschten, indem ich meine an Sie gerichteten Briefe nicht der Stadtpost in Kleinau übergab, sondern durch einen Expreßboten nach Fichtenthal schickte, damit Möllingen glauben sollte, sie kämen von Ihrer Freundin — lassen Sie mich schnell darüber hinweggehen. Es war diese meine List eine Unwürdigkeit, die ich heute in ihrer ganzen Bedeutung erkannte, als Sie mir unter Thränen die Scene mit Möllingen schilderten, seinen Schmerz und Ihre Qual... Ich erkannte aus Ihren Worten und Ihren Thränen, daß Ihr Verhältniß zu mir auf einer Selbsttäuschung beruhe und daß Ihr Herz Möllingen gehört, Möllingen, der dieses Herzens so würdig ist. Mein Entschluß war gefaßt! Noch heute, sagte ich mir selbst in jenem Augenblicke, verlässest Du Kleinau und ich habe Muth gehabt, meinen Entschluß auszuführen. Die Zeit drängt. Unten im Hofe hält die Kutsche meines Oheims, die mich nach Fichtenthal bringen soll, wo ich dieses Packet der Post übergebe und von wo aus ich meiner Heimat zueilen werde. Die Pferde stampfen ungeduldig das Pflaster und ich höre, wie mich mein Oheim ruft! Leben Sie wohl, Lina! Leben Sie wohl! Seien Sie glücklich im Bunde mit Möllingen, der Ihnen ein treuer Begleiter durchs Leben sein wird. Noch ein Mal ein herzliches Lebewohl von

Ihrem Freunde
Henri Ranconi."

Kleinau, den 14. Nov. 183...

Nachschrift:

„Kaum habe ich den Muth, Sie in einer Nachschrift zu bitten, dieses kleine Medaillon, als Andenken an mich —"

Wie Möllingen bei dieser Stelle war, legte sich eine Hand schwer und fest auf seine Schulter und eine tiefe Stimme sprach: „Im Namen des Gesetzes: Sie sind mein Arrestant!"

Sprachlos vor Bestürzung wendete sich Möllingen um, und vor ihm standen der Postrath, der ihn mit einem Blicke betrachtete, in welchem sich Schmerz und Entrüstung vermälte, ein Criminalactuar, der Polizeicommissar des Orts und zwei Sicherheitsdiener.

„Was ist das? — was soll das bedeuten?" stammelte der junge Postsecretär bei diesem unerwarteten Anblicke in namenloser Bestürzung.

„Was das bedeuten soll?" entgegnete der Polizeicommissar, „Sie fragen noch? Wenn Sie es nicht wissen sollten, so will ich es Ihnen sagen: Es soll bedeuten, daß der Dieb, der die Post bestohlen, entdeckt ist," und er hielt ihm das zur Erde gefallene, von Möllingen bis jetzt ganz unbeachtet gelassene Medaillon, welches der Beamte jedoch rasch aufgehoben hatte und den Umschlag des Packets vor die Augen, „oder wollen Sie leugnen, daß Sie vor einer halben Stunde dieses an Fräulein Schwarzbach, wie

die Aufschrift ergiebt, adressirte Packet von der Post heimlich mit sich nach Hause genommen?"

Bei dieser furchtbaren Anklage erstarrte das Blut in Möllingen's Adern — er entfärbte sich, vor seinen Augen dunkelte es und unfähig, solchen Eindrücken, wie sie in den vergangenen Tagen auf seine Seele eingestürmt, länger zu widerstehen, sank er ohnmächtig zusammen. In einer Portechaise schaffte man ihn, nachdem man noch seine Wohnung durchsucht, um vielleicht Spuren der früheren Diebstähle zu entdecken, nach dem Criminalgefängniß.

Die Nachricht von der Verhaftung Möllingen's verbreitete sich am anderen Tage wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt und erregte bei Allen, welche den jungen Mann selbst nur oberflächlich kannten, die größte Verwunderung — in dem Schwarzbach'schen Hause aber eine Bestürzung, wie sie selbst beim Tode der seligen Frau Schwarzbach, der Mutter Lina's, nicht geherrscht hatte.

Lina, die, obwohl sie den genauen Zusammenhang der Dinge nicht kannte, doch ahnte, daß sie mit die Schuld an diesem unglückseligen Vorfalle trage, saß den ganzen Tag in einer Sophaecke und weinte und schluchzte, und Herr Schwarzbach ging ganz betäubt und verstört herum, als wäre er, wie die Dienstleute in ihrer Weise sich ausdrückten: vor den Kopf geschlagen.

Der Schein war zu sehr gegen Möllingen und die Zeugenverhöre, zu denen auch Herr Schwarzbach und Fräulein Lina vorgeladen wurden, konnten, so günstig sie auch für den Angeklagten ausfielen, doch nicht den auf ihm ruhenden, dringenden Verdacht entkräften, sondern trugen nur dazu bei, den Seelenschmerz des unglücklichen, jungen Mannes bis zur wilden, geistigen Folterqual zu steigern.

Aber auch Lina fühlte sich entsetzlich elend. In diesen Tagen des Schmerzes und der Verzweiflung erkannte sie erst sich selbst und empfand, wie sehr sie Möllingen liebe und wie das Verhältniß mit Ranconi nur eine aus leichtsinniger Selbsttäuschung entsprungene Tändelei gewesen sei. Dazu kamen die Vorwürfe, die sie sich machte, als sie aus den zu Protocoll gegebenen Aussagen Möllingen's, an deren voller Wahrheit sie auch nicht einen Augenblick zweifelte, den wahren Zusammenhang der Dinge erfuhr und sich füglich selbst einen großen Theil der Schuld zuschreiben mußte!

Es gab Stunden, in denen sie, wenn dies Alles recht lebendig vor ihre Seele trat, außer sich vor Schmerz war, und ihr Vater und ihre Freundin Adele hatten dann ihre ganze Ueberredungskunst aufzubieten, um das verzweifelnde Mädchen nur einigermaßen zu trösten.

Die Untersuchung war indeß so weit vorgerückt, daß die Sache spruchreif war.

Es war an dem Morgen des Tages, an welchem die Acten der Voruntersuchung geschlossen werden sollten. Der Criminalrichter, welcher die Untersuchung geführt hatte, ein humaner Mann, der, so sehr auch die Indicien gegen Möllingen sprachen, doch an der Schuld des Angeklagten zu zweifeln begann, saß an dem grünen Tische im Verhörzimmer und musterte mit schweren Seufzern die Acten nochmals durch, als der Amtsdiener ins Zimmer trat und dem Chef ein so eben eingegangenes Schreiben überreichte. Der Richter betrachtete etwas verwundert die wunderliche, unregelmäßig gebrochene Form des ziemlich starken Schreibens, das grobe, graue Papier und die schlechte, unorthographische Adresse. Der Poststempel trug den Namen: Bremerhafen.

Auf den Inhalt gespannt, erbrach er den Brief, und das Erste, was ihm in die Augen fiel, waren zwei in den Brief eingeschlossene, alte Couverts, von dem das eine, dessen Adresse an ein kaufmännisches Geschäft in Kleinau lautete, eine Werthdeclaration von zweihundert Thalern, das andere, das an einen Privatmann gerichtet war, eine dergleichen von fünfhundert Thalern zeigte.

Aufs höchste erregt, las jetzt der Richter den nachstehenden Inhalt des Schreibens:

Auswanderungs-Lazareth
in Bremerhafen.

Herr Criminalrichter!

„Verzeihen Sie einem unglücklichen Menschen, der vielleicht schon in ein paar Stunden zum ewigen Gericht eingegangen ist, wenn er Sie noch bittet, ein Geständniß zu empfangen, das er ablegen muß, wenn er erleichtert sterben will. Es wird Ihnen, Herr Criminalrath, noch erinnerlich sein, wie auf dem Postamt in Kleinau kurz hinter einander zwei Geldbriefe spurlos verschwanden, ohne daß man wußte, wer der Dieb sei. Kurz gefaßt, Herr Criminalrath, dieser Dieb bin ich selbst. Sie werden von mir gehört haben, wenn auch nicht viel Gutes, da ich wenig Lob hinterlassen habe. Denn ich habe mein Lebelang nicht gern in hartes Holz gebohrt und bin lieber in's Wirthshaus, als zur Arbeit gegangen. Ich kanns schon gestehen, weil ich weiß, daß es nun doch mit mir aus ist; denn Sie müssen wissen, daß ich hier im Lazareth niederliege und daß ich nicht wieder aufkomme, denn meine ganzen unteren Gliedmaßen sind durch einen schweren Sturz in den unteren Schiffsraum hinab, zerschmettert . . ."

„Vergangenen Herbst nun, zu einer Zeit, als ich gar nichts zu beißen und zu brocken hatte, ging ich einen Briefträger, der ein Schul-

kamerad von mir war, darum an, mir den Posten eines Hülfspackers auf der Post zuzuwenden. So half ich während der Messe als Packknecht, und da — kurz gesagt — führte mich der Böse in Versuchung und ich stahl kurz hinter einander die Geldbriefe. — Als die Sache ruchbar wurde, war die Messe gerade vorbei, ich bekam meinen Abschied und wanderte von Kleinau fort, um mich nach Amerika einzuschiffen. Niemand dachte an mich, und ohne verfolgt zu werden, erreichte ich den hiesigen Hafen. Aber unrecht erworbenes Gut gedeiht nicht! Ich gerieth bei meiner Ankunft hier unter Leute meiner Art, und mein Geld war bald verjubelt. Den Tag vorher, als das Schiff abgehen wollte, mit dem ich die Fahrt nach Newyork zu machen gedachte, fuhr ich an Bord, um zu sehen, ob der Kapitän mich, da ich ein Zimmermann bin, nicht umsonst mitnehmen würde. Da that ich meinen Sturz. — Ich kann nicht sterben, ohne mein Vergehen gestanden zu haben, und ich schwöre Ihnen bei Gott, daß ich Ihnen die reine Wahrheit gesagt habe, damit auf keinen Unschuldigen der Verdacht kommt. Und hier sind auch die Couverts von den gestohlenen Briefen. Und nun leben Sie wohl, Herr Criminalrath, denn es geht mir die Kraft aus und ich kann nicht mehr schreiben.

Ihr
unterthäniger
Fritz Knittel.

Nachschrift:
Gott sei mir Sünder gnädig!"

Wie sehr dieser Brief, an dessen Glaubwürdigkeit unter so bewandten Umständen nicht gut gezweifelt werden konnte, die Lage der Dinge zu Möllingen's Gunsten änderte, läßt sich denken. Nachdem sich der Criminalrichter, erfreut über die Wendung, welche das Schicksal des jungen Mannes nahm, durch angestellte Erörterungen den Beweis von der Richtigkeit der in dem Briefe erzählten Thatsachen verschafft, sendete er die Acten nebst Brief an das Obergericht ein und zugleich wendete sich der Vater des unglücklichen, jungen Mannes in einer Immediateingabe an den Landesfürsten.

Schon nach wenig Wochen traf der Bescheid der Oberbehörde ein. Der Inculpat wurde von den gegen ihn erhobenen Anklagen freigesprochen und auf besondere Anordnung des Regenten sogleich seiner Haft entlassen. — Die Untersuchungshaft war ihm als hinreichende Strafe für sein immerhin übereiltes Verfahren mit dem an Lina Schwarzbach adressirten Packet angerechnet worden.

Sollen wir die Freude und das Entzücken der beiden Liebenden schildern, wie sie nach so vielen schweren Prüfungstagen sich endlich wieder sahen und einander weinend in die Arme sanken? Sollen wir noch von dem mehrere Monate später erfolgenden Ausscheiden Möllingen's aus dem Postdienst und von seinem Ankauf eines schönen Landgutes erzählen, auf welches er sich mit seiner, ihm vor Kurzem angetrauten jungen, reizenden Gemahlin, Lina, zurückzog? Von der stillen Glückseligkeit des alten Großpapas? — Nur so viel sei gesagt, daß Lina, welche Sein und Schein, Kern und Schale, durch eine schwere Prüfung unterscheiden gelernt, eine der glücklichsten Frauen wurde, und dieses Glück vorzüglich dem Umstande verdankte, daß sie sich in keiner Lebenslage mehr von der Macht des Scheins blenden ließ.

Mannichfaltiges.

(Das Homburger ABC.) Die drei Advokaten in Homburg heißen: Anthes, Bing, und Cäsar. Die Homburger nennen das scherzweise ihr ABC. Der praktische Cursus zur Erlernung desselben soll ziemlich theuer sein.

(Aus Knaak's Leben.) Glasbrenner's „Montags-Zeitung" bringt über den Anti-Kopernikaner Knaak folgende Novelle: „Knaak liebte einst. Es ist schon lange her, aber wir können uns noch darauf besinnen. Seine Mittel und die Bibel erlaubten ihm das. Das Cölibat war nicht seine Ueberzeugung; auf den Stuhl in Rom gab er keinen Peterspfennig. Damals drehte sich noch die Sonne um die Erde. Seine Geliebte liebte ihn wieder. Damals geschahen noch überall Wunder. Es kam zur Verlobung. Bei dieser Gelegenheit gab sie ihm einen Kopernikuß. Knaak fuhr entsetzt zurück; die Sonne stand vor Schreck still und die Erde lief, was sie konnte, um sie herum. Die Orthodoxen wären am Berge gestanden, aber es befand sich in dieser Gegend keiner. Seit diesem Tage hat Knaak der Liebe entsagt und verfolgt die Erde, um sie zum Stehen zu bringen. Es gelang ihm bis jetzt nicht. Die Erde läuft noch immer um die Sonne und lacht über Knaaken. Wer weiß, was noch geschieht. Ich nicht. Sogar der geheime Regierungsrath Wagener soll es nicht wissen."

(Geheimnißvoller Mord.) Ein zerstückelter Leichnam versetzt ganz Limoges und auch die Pariser in Aufregung. Im Juni fand man in Limoges auf der Böschung des Boulevard Cruzifix einen menschlichen Arm in ein Stück schwarzen Lustrine eingewickelt. Die Aerzte, die ihn untersuchten, erklärten ihn für den rechten Arm eines kräftigen jungen Mannes. Bald da-

rauf fand man in der Nähe einen Fuß und einige andere menschliche Ueberreste. Weitere Nachforschungen an demselben Tage ergaben keinen neuen Fund. An dem gefundenen Arm aber entdeckte man die Spuren eines Nagelgeschwüres am Daumen, sowie in der Hand Schwielen, die nur von der fortdauernden Handhabung irgend eines Stückes Handwerkszeugs herrühren konnten. Am 24. Juni fand man in der Nähe des Dorfes Corgnac den linken Arm, den Rumpf und die Eingeweide, am 26. in einer Straße von Limoges den unteren Theil der beiden Beine, in Leinwand gewickelt und fest an einander gebunden; endlich am 27. Juni Morgens in derselben Straße den Kopf. An diesem ist die Nase ein wenig zerquetscht, auch sieht man, daß Versuche gemacht worden, ihn zu verbrennen, die jedoch mißlungen sind. Haar und Bart sind schwach, und der Kopf gehört, wie man es schon früher annahm, einem jüngeren Manne. Der Mörder scheint mit der Bevölkerung ein freches Spiel getrieben zu haben; jedenfalls hat er die einzelnen Stücke des Leichnams zu verschiedenen Zeiten auf Stellen geworfen, an denen sie leicht bemerkt werden konnten. So z. B. hatte eine Patrouille, die um 3 Uhr Morgens die Straße untersuchte, in welcher man den Kopf fand, noch nichts gesehen, während man den Kopf um 5 Uhr auf einer ganz freien Stelle bemerkte. Von dem Verbrecher hat man noch keine Spur.

(Das größte Bier-Etablissement) des Continents, zugleich das älteste in Oesterreich, ist die Dreher'sche Brauerei in Klein-Schwechat bei Wien. Sie besteht seit 1632. Der gewaltige Aufschwung dieses Etablissements datirt seit 1836, wo es von dem gegenwärtigen Besitzer Anton Dreher übernommen wurde und der es zur jetzigen Höhe brachte. Damals, im Jahre 1836/37, wurden 26,560 Eimer Bier erzeugt und 33,935 fl. Gesammtsteuer entrichtet. Außerdem besitzt Dreher seit 1861 eine von ihm nach dem neuesten Systeme eingerichtete Brauerei in Michelup bei Sagaz in Böhmen und eine dergleichen in Steinbruch bei Pest seit 1862. Die Schwechater Brauerei umfaßt einen Flächenraum von 24,000 Quadrat-Klaftern. Von diesen sind 16,000 gewölbte Räume. Die Produktion des Malzes beträgt während der Wintermonate täglich 1500 Metzen Wiener Maß, wozu Tennen von 7200 Quadratklafter Flächeninhalt und ein Belegraum von 18,000 Metzen rohe Gerste erforderlich sind. Das Sudhaus hat 6 Pfannen, die größte zu 500 Eimern. In den Betriebsmonaten von Oktober bis April werden täglich 3800 Wiener Eimer Bier erzeugt. Die vorhandenen 23 Kühlschiffe nehmen einen Raum von 550 Quadrat-Klafter ein. In den Gährräumen sind 1236 Gährbottige aufgestellt, welche einen Flächenraum von 1700 Quadrat-Klafter einnehmen und 52,550 Eimer Bier fassen. In den 4200 Klaftern großen Kellern befinden sich 4317 Fässer von 50—200 Eimer. Es können somit 414,195 Eimer Bier gelagert werden. In den Eisgruben, 2400 Quadrat-Klafter groß, können 800,000 Centner Eis aufbewahrt werden. Den Betrieb besorgen 3 Dampfmaschinen, 1 Lokomobile und 1 Wasserkraft zusammen 80 Pferdekräfte. Beschäftigt sind 350 Brauerburschen und Hilfsarbeiter und 250 Fuhrknechte und Taglöhner. Die geräumigen Stallungen beherbergen 72 Pferde und 240 Zugochsen. Die Gesammtproduktion beträgt jährlich ca. 500,000 Eimer Bier. 300,000 werden davon in Wien konsumirt und eine Erzeugungs- und Verzehrungssteuer von 975,883 fl. 44 kr. entrichtet. — Die Dreher'schen Brauereien erzeugten vom Januar 1866 bis Januar 1867 680,990 Eimer Bier. An Steuer wurden entrichtet 1,257,712 fl.

(Ein furchtbares Drama) hat in Malaga vor einigen Tagen gespielt und die äußerste Aufregung hervorgebracht. Der Vincentio Gomez, ein Eisenbahnbeamter, hatte einen Streit mit seiner Frau, Donna Leonilda Tejera, die kaum 21 Jahre zählte. Der Gatte gerieth dabei in eine solche Wuth, daß er plötzlich einen langen Dolch ergriff und ihr damit einen tiefen Stoß in die Brust versetzte. Die Unglückliche fiel leblos zu Boden. Bei diesem Anblicke kam Don Vicentio wieder zur Besinnung und die Wuth machte nun einem furchtbaren Schmerz und der tiefsten Reue Platz. Mit dem noch vom Blute seines Weibes rauchenden Dolche brachte er sich selber zahlreiche Wunden bei. Die im Nebenzimmer befindliche Magd hörte sein Röcheln und rief, nachdem sie von dem Vorgefallenen sich überzeugt, sogleich Hilfe herbei. Bald kamen obrigkeitliche Beamte und als Gomez diese sah, riß er sich den Dolch, der noch in seinem Körper steckte, heraus, ergriff einen Revolver, schoß sich mit demselben vor den Kopf und verschied. Er war erst 27 Jahre alt, seit 2 Jahren verheirathet und hinterläßt aus dieser Ehe 2 Kinder.

Ein hallischer Student schrieb einst an seine Aeltern: „Ich lerne alle Tage etwas Neues. Nun weiß ich auch, wie die Halloren Salz machen. Sie sammeln im Winter den Schnee und trocknen ihn alsdann im Sommer."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 58. Sonntag den 19. Juli. 1868.

Gruß!

Ich grüße dich, o Morgen,
Dich Blumenduft, dich Thau,
Dich leises Waldesrauschen,
Dich tiefes Himmelblau,
Ich frag euch, zarte Blumen,
Seid ihr für mich erblüht?
Ich frage dich, mein Vöglein,
Singst du für mich dein Lied?

Wer aber grüßt mich wieder
Im Morgenduft und Thau?
Wer schaut mir, wenn ich weine,
Tief in der Augen Blau?
Wer sagt zu mir: Mein Blümchen,
Bist du für mich erblüht?
Wer fragt mich, wenn ich singe,
Singst du für mich dein Lied?

Sei ruhig, Herz, ob Keiner
Auch einen Gruß dir sagt,
Sing deine frohen Lieder,
Wenn auch dich Niemand fragt,
Die Rose will nur blühen,
Der Vogel singt nur sich,
D'rum blühe du und singe,
Ist's auch allein für dich!

Bela.

Eine Erzählung aus dem Kaukasus.

Ich verließ Tiflis.

Mein Reisewagen war nur leicht beladen; mein ganzes Gepäck bestand in einem Felleisen, das zur Hälfte mit meinen Reisebemerkungen über Georgien gefüllt war.

Zum Glück für den Leser ist der größere Theil dieser Reisebemerkungen verloren gegangen; ein noch größeres Glück für mich ist es aber, daß das Felleisen und die werthvollen in demselben enthaltenen Gegenstände mir geblieben sind.

Als ich in das Thal von Koitaur gelangte, sank die Sonne eben hinter die schneebedeckten Gebirgshöhen.

Der Ossete, welcher mich fuhr, trieb seine Pferde ohne Mitleid an, um noch vor Nacht den Berg von Koitaur zu erreichen, und sang dabei, als wollte er die Lunge aus der Brust schreien.

Der Anblick des Thales ist ein wahrhaft prachtvoller.

Auf allen Seiten steile, fast unzugängliche Gebirgsmassen, Felsen von röthlicher Färbung, die von Epheu überzogen und von Platanen gekrönt werden; hier und da an den Abhängen die von Bergwässern hinterlassenen Spuren, und in einer den Blick ermüdenden Höhe die mit ewigem Schnee bedeckten, von der scheidenden Sonne vergoldeten Gipfel des Gebirges.

In dem Thale selbst fließt die Aragva, die, nachdem sie noch einen andern namenlosen, aus einer schwarzen Schlucht hervorbrechenden Bach aufgenommen, sich einem silbernen Bande gleich an glitzernden Felswänden dahinschlängelt.

Am Fuße des Berges machten wir Halt.

Etwa zwanzig Georgier und Bergbewohner bildeten eine Gruppe vor der Station und ihre Unterhaltung wurde, wie gewöhnlich, mit der Lebhaftigkeit eines Streites geführt.

Unfern von ihnen war eine Karawane mit ihren Lastthieren gelagert, um die Nacht daselbst hinzubringen.

Ich wurde dringend aufgefordert, meinen Wagen mit Ochsen bespannen zu lassen, denn der Weg führte jetzt eine Stunde bergan, und die Schwierigkeiten desselben waren durch das herbstliche Glatteis noch gemehrt.

Was blieb mir übrig? Ich miethete sechs Ochsen und einige Osseten, um dieselben zu leiten. Einer der letzteren nahm mein Felleisen auf die Schulter und die übrigen trieben das Gespann vorwärts, ohne sich dazu eines andern Mittels, als ihrer Stimme zu bedienen.

Hinter uns kam noch ein anderer Wagen, der nur mit vier Ochsen bespannt war, aber von denselben mit der größten Leichtigkeit gezogen wurde, obschon er von unten bis oben beladen war.

Diese Eigenthümlichkeit setzte mich in Erstaunen.

Der Herr dieses Wagens folgte zu Fuß, indem er aus einer Pfeife mit silberbeschlagenem Rohre rauchte, wie sie in der Kabarda gefertigt werden; er trug einen Offizierrock ohne Epaulettes und eine tscherkessische Pelzmütze.

Er mochte fünfzig Jahre zählen und sein gebräuntes Antlitz deutete darauf, daß er schon seit langer Zeit mit der Sonne des Kaukasus bekannt gewesen sei.

Sein vorzeitig ergrauter Schnauzbart bildete einen Widerspruch mit dem übrigen Aeußern, das auf Kraft und Entschlossenheit deutete.

Ich näherte mich ihm und begrüßte ihn.

Ohne ein Wort auszusprechen, erwiederte er meinen Gruß mit einer Bewegung des Kopfes und blies eine dicke Dampfwolke aus seinem Munde.

„Wie es scheint," sagte ich ihm, „reisen wir desselben Weges."

Abermals nickte er nur bejahend mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu sagen.

„Sie reisen ohne Zweifel nach Sauropol?"

„So ist es, und zwar mit einer Sendung Krongüter."

„Würden Sie die Güte haben, mir zu erklären, wie es kommt, daß Ihr Wagen trotz seiner schweren Beladung mit der größten Leichtigkeit von vier Ochsen den Berg heraufgezogen wird, während der meinige, der fast leer ist, nur unter großer Anstrengung vorwärts kommt, obschon er von sechs Ochsen gezogen wird — die Osseten nicht mitgerechnet, deren Unterstützung doch auch nicht zu verachten ist."

Er lächelte spöttisch und betrachtete mich aufmerksam.

„Sie sind noch nicht lange im Kaukasus?" fragte er.

„Seit einem Jahre," antwortete ich ihm.

Er lächelte abermals.

„Allein, ich bat Sie —"

„Sehen Sie, diese Asiaten sind verschlagene Schurken. Sie glauben vielleicht, daß sie beim Weiterkommen helfen, weil sie schreien? — Der Teufel mag wissen, was sie schreien. — So viel ist gewiß, daß sie von ihren Thieren verstanden werden. Spannen Sie zwanzig Ochsen an und sie werden sich bei einer solchen Ermuthigung nicht schneller bewegen. Es sind Hunde! Man kann sie zu nichts gebrauchen, sie verstehen nichts, als die Reisenden zu prellen. Gestehen muß man aber, daß sie von den Reisenden selbst verdorben worden sind. Sie werden erleben, daß sie noch ein Trinkgeld von Ihnen verlangen. Ich werde nimmer meine Zuflucht zu ihren Dienstleistungen nehmen, denn ich kenne sie zu gut."

„Sie dienen also schon lange im Kaukasus?" fragte ich ihn.

„Ich diente bereits unter Alexis Petrowitsch Yermoloff," antwortete der Offizier und runzelte seine Stirn. „Als er zu uns kam, das Commando der Linie zu übernehmen, war ich sein Unterlieutenant. Ich wurde zwei Mal befördert während unserer Kriege gegen die Gebirgsvölker."

„Und jetzt?"

„Jetzt bin ich im activen Dienste beim dritten Linienbataillon. Und Sie, mein Herr, darf ich nun auch an Sie meine Fragen richten?"

Ich genügte seinen Wünschen.

Damit war unsere Zwiespalt beendet.

Wir setzten schweigend neben einander unsern Weg fort. Als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, fanden wir Schnee.

Die Sonne war untergegangen und die Nacht war ohne eine vermittelnde Dämmerung auf den Tag gefolgt, was im Orient eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist; da aber der Schnee nicht besonders hoch lag, so konnten wir leicht den Weg unterscheiden, der noch immer aufwärts ging, aber nicht mehr steil war.

Nachdem ich mein Felleisen hatte wieder in den Wagen legen und die Ochsen mit Pferden vertauschen lassen, wollte ich einen letzten Blick in das Thal werfen, allein dieses war vollkommen mit Nebel bedeckt, die gleich Wogen über der Tiefe wallten.

Kein Geräusch gelangte bis zu der Höhe, in welcher wir uns befanden.

Die Osseten verlangten ein Trinkgeld von mir, allein der Hauptmann fertigte sie auf eine so barsche Weise ab, daß sie in einem Augenblicke verschwunden waren.

„Das war eine Rache!" sagte er. Sie würden es nicht verstehen, um Brod auf Russisch zu bitten, allein ‚ein Trinkgeld, Herr Offizier!' können sie auf die verständlichste Weise sagen. Da lobe ich mir die Tartaren, die sind wenigstens nicht solche Trunkenbolde."

Wir waren nur noch eine Viertelstunde von der Station.

Um uns her war Alles ruhig, so ruhig, daß man den Flug einer Mücke nur nach dem summenden Tone desselben hätte verfolgen können. Zu unserer Linken ein düsterer Abgrund; über demselben dunkelblaue Berghöhen, deren zerklüftete Felsenscheitel sich von dem Horizont abhoben, welcher den letzten bleichen Schein der Dämmerung zeigte.

An dem schwarzblauen Himmel begannen die Sterne zu funkeln, und man hätte meinen sollen, sie ständen in beträchtlicheren Fernen, als in unseren nordischen Regionen.

An den beiden Seiten des Weges sprangen nackte und düster gefärbte Felsen aus dem Boden hervor, hier und da unterbrachen einzelne Gruppen niedriger Bäume die Schneedecke; aber nicht ein Blatt bewegte sich, und es war mir ordentlich wohlthuend, wenn ich inmitten des tiefen Schlummers der Natur das Schnaufen unserer ermatteten Pferde und das Klingeln des Postglöckchens hörte.

„Der morgende Tag verspricht köstlich zu werden," sagte ich zu dem Hauptmann.

Ohne mir zu antworten, zeigte er mit dem Finger nach einem hohen Berge, welcher sich uns gerade gegenüber erhob.

„Nun?" fragte ich ihn.

„Das ist der Gut-Gora. — Sehen Sie, wie er dampft?"

In der That dampfte der Berg.

An seinen Hängen schwebten leichte Nebelschichten und seine Spitze war von einem schwarzen Gewölk umhüllt, welches gleichsam einen Flecken am Himmel bildete.

Schon konnten wir die Station und die Dächer der benachbarten Häuser erblicken, — schon begrüßten unsere Blicke die gastlichen Herdflammen, da erhob sich mit einem Male ein feuchter und eisiger Wind und trieb uns einen feinen Regen entgegen.

Kaum hatte ich meinen Mantel umwerfen können, als sich auch der Regen bereits in Schneeflocken umgewandelt hatte.

Fragend blickte ich den Hauptmann an.

„Wir werden heute Nacht hier zubringen müssen," sagte der Hauptmann mißgelaunt. „Bei diesem Wetter dürfen wir uns nicht in die Berge wagen."

Es war eine Unmöglichkeit, in dem Posthause selbst ein Lager zu finden, und man führte uns daher in eine verräucherte Hütte.

Ich lud meinen Reisegefährten ein, mit mir Thee zu trinken, denn ich hatte eine gußeiserne Theekanne mitgenommen, welche mein einziger Trost auf meinen Reisen im Kaukasus war.

Die Hütte, in welcher wir eine Zuflucht suchten, lehnte an einen Felsen; drei kothige und schlüpfrige Stufen führten nach der Thür.

Tastend trat ich ein und stieß nach wenigen Schritten auf eine Kuh, denn der Stall diente als Vorzimmer oder das Vorzimmer als Stall.

Es war mir unmöglich, mich zurecht zu finden: auf der einen Seite blöckten Schafe, auf der andern bellte ein Hund.

Endlich bemerkte ich einen schwachen Schein, der durch eine Oeffnung fiel und diese Oeffnung mußte wohl eine Thüre sein.

Die Hütte, welche von einem ziemlichen Umfange war und deren Dach auf zwei verräucherten Balken ruhte, war von Menschen stark angefüllt.

In der Mitte derselben brannte ein mattes Feuer, welches unmittelbar auf dem Erdboden angezündet war.

Der Rauch, welchen der Wind durch die im Dache für ihn gelassene Oeffnung zurücktrieb, war so dicht und beißend, daß ich einige Augenblicke dastand, ohne meine Augen öffnen zu können.

Neben dem Feuer kauerten zwei alte Weiber, ein hagerer und blasser Georgier und ein Ameisengewimmel von zerlumpten kleinen Kindern.

Allein man mußte sich in das Unvermeidliche schicken.

Wir zündeten unsere Pfeifen an, nachdem wir uns, so gut es möglich war, dem Feuer genähert hatten, und bald ließ mein Theekessel ein höchst ergötzliches Zischen hören.

„Arme Leute das!" sagte ich zu dem Hauptmann, indem ich mit der Hand nach unserer zerlumpten Wirthsfamilie zeigte, die uns mit stumpfsinnigem Staunen betrachtete.

„Jämmerliche Brut!" entgegnete er, „jämmerlicher, als man sich vorstellen kann. Sie besitzen nichts Eigenes, sie sind zu nichts zu gebrauchen. Die Kabarden und Tschetschenzen sind zwar nur Wilde und Räuber, wie ich gern gestehe, allein sie sind wenigstens unerschrockene Spitzbuben, während diese Ossetenbrut nicht einmal von den Waffen Gebrauch zu machen versteht. Sie werden bei keinem derselben einen erträglichen Dolch sehen. — Eine traurige Race, diese Osseten!"

„Sind sie lange im Lande der Tschetschenzen gewesen?"

„Zehn Jahre. Ich lag mit meiner Compagnie in dem Fort bei Kamennoi Brod. Die Halsabschneider verschonten uns nicht, aber Gott sei Dank! jetzt verhalten sie sich ruhiger. Es ist noch nicht so lange her, daß man keinen Schritt in das Thal thun konnte, ohne einen der langbärtigen Burschen in einem Hinterhalte anzutreffen. Ehe man sich's versah, hatte man einen Knebel im Munde oder eine Schlinge um den Hals oder eine Kugel in den Rippen. — Teufelskerle das!"

Die Neugierde ergriff mich.

„Sie haben dort gewiß manches Abenteuer gehabt," sagte ich zu ihm.

„Abenteuer? O gewiß! Abenteuer genug!"

Bei diesen Worten drehte der Hauptmann seinen grauen Schnauzbart und schien nachzudenken, indem er seinen Kopf in eine wiegende Bewegung setzte.

Gern hätte ich irgend eine Anekdote von ihm vernommen, ein Wunsch, der sehr natürlich erscheinen muß bei einem Manne, welcher nur die Welt durchstreift, um alsdann dem Publikum interessante Reiseberichte vorzulegen.

Allein der Thee war fertig.

Ich nahm aus meinem Mantelsacke zwei Reisetassen, in welche ich von dem köstlichen Getränk goß und stellte dann eine Tasse vor den Hauptmann.

Dieser führte die Tasse an seine Lippen, schlürfte das dampfende Naß und wiederholte, wie in einem Selbstgespräche:

„O gewiß, Abenteuer genug!" (Forts. f.)

Mannichfaltiges.

Eine drollige Schlangengeschichte wird aus Tanunda (Südaustralien) berichtet. Mitten in der Nacht hörte eine Dame, die in einem einsam gelegenen Hause auf Besuch war, ein schwaches Geräusch, als ob irgend etwas den Schornstein herabfiele, und war nicht wenig entsetzt, als sie eine ziemlich große schwarze Schlange unter einem Stuhle ausgestreckt bemerkte. Auf ihren Hilferuf waren bald sämmtliche Insassen des Hauses, mehr oder weniger im Negligé, vor dem betreffenden Zimmer versammelt. Ein Herr, der aufgefordert wurde, dem Eindringlinge zu Leibe zu gehen, weigerte sich, weil er keine langen Stiefel anhabe; ein anderer fühlte sich weder mit kurzen, noch mit langen Stiefeln geneigt, den Kampf mit dem gefährlichen Reptile aufzunehmen. Endlich waren aller Augen auf einen jungen Mann gerichtet, der auch, da er zu den freiwilligen Vaterlandsvertheidigern gehörte, sich verpflichtet fühlte, nicht vor der Aufgabe zurückzubeben. Ehe er in den Kampf ging, versah er sich mit einer Stange, die als Stütze einer Zeugleine gedient hatte. Mit dieser häuslichen Lanze bewaffnet, wagte er sich in's Zimmer, bestieg vorsichtig einen Stuhl und versetzte von dort aus der Schlange einen furchtbaren Schlag mit dem dünnen Ende der Stange. Der Streich schien ein besonders glücklicher gewesen zu sein, da das Reptil sich durchaus nicht mehr rührte. Ermuthigt durch diesen Erfolg, nahm der Held die Creatur auf das Ende seiner Waffe, und als er sie so dem vollen Lichte aussetzte, entdeckte man, daß die vermeintliche Schlange — der aufgelöste Chignon der Dame war, der während der Nacht vom Toilettetisch gefallen sein mußte und auf solche Weise den ganzen Aufruhr angerichtet hatte. Die Dame erschien am nächsten Morgen beim Frühstücke ohne Zopf.

(Der Chignon als Lebensretter.) Der vielverläumdete Chignon hat dieser Tage einem jungen Mädchen im Hamburg das Leben gerettet. Auf der Dienerstraße wohnte ein Wirth, Wichmann, dessen Sohn, ein Küfer, Sonntags Vormittags auf den Boden des Hauses mit Arbeit an seinem Taubenschlag beschäftigt war, während unten im Hofe die Schwester Bier abzapfte. In der Hitze unter dem Dache, wo der Küfer Geräthschaften stehen hatte, war der Stiel eines Beiles zusammengetrocknet, und als er es nun gebrauchte, flog plötzlich das geschärfte Eisen ab und hinunter in den Hof. Es ist kein Zweifel, daß die Schwester, im Genick getroffen, getödtet worden wäre. Der Chignon bewahrte sie vor dem Tod. Das geschärfte Eisen schnitt den Haarschmuck ab und brachte dem Mädchen dann noch eine ungefährliche Wunde im Nacken bei.

Plan

zur

Verloosung von Gewerbs-Erzeugnissen

des

Gewerbe-Verein Schweinfurt.

Mit allerhöchster Genehmigung veranstaltet der unterzeichnete Ausschuß im Laufe des Jahres 1868 eine Verloosung gewerblicher, aus den Werkstätten von Vereins-Mitgliedern hervorgegangener Erzeugnisse unter folgenden Bestimmungen:

1. Der Preis eines Looses beträgt 30 kr.
2. Auf je 10 Loose kommt ein Gewinn.
3. Für den ersten Preis wird ein Werth von mindestens 100 fl. bestimmt, die übrigen Preise richten sich nach dem Absatz der Loose und gehen stufenweise so herab, daß für die niedrigsten Preise immer noch der Werth eines Guldens verbleibt.
4. Die öffentliche Verloosung wird im Rittersaale des Rathhauses an einem, später bekannt zu gebenden Tage unter Beiziehung einer magistratischen Commission abgehalten.
5. Der Verloosungstag selbst, sowie die Liste der Gewinn-Nummern werden durch die beiden hiesigen Localblätter so wie durch ein noch zu bestimmendes auswärtiges Blatt rechtzeitig veröffentlicht.
6. Acht Tage nach der Ziehung können die Gewinnste gegen Abgabe der Original-Loose in Empfang genommen werden. Ueber Gewinnste, welche nach 6 Monaten vom Ziehungstage an nicht abgeholt sind, verfügt der Ausschuß mit möglichster Berücksichtigung der Interessenten.
7. Ausgegebene Loose, für welche der Betrag längstens 14 Tagen vor dem Ziehungstermin nicht eingegangen ist, haben keine Gültigkeit.
8. Personen, welche sich mit dem Absatze von Loosen befassen, erhalten auf 10 Loose ein eilftes als Freiloos, auf 100 Loose werden 12 Freiloose verabreicht.

Schweinfurt, im Mai 1868.

Der Ausschuß.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 59. Donnerstag den 23. Juli. 1868.

Chlodwig.

Wir kommen aus der Schwärmerei
Allmälig in die Praxis
Und haben unsre Posten frei
Gemacht von Thurn und Taxis.

Die Briefe können leichtbeschwingt
Um einen Groschen reisen,
So weit die deutsche Zunge klingt —
Gelobt sei Blut und Eisen!

Wir zahlen Alle gleichen Zoll
Für Zucker, Kaffeebohnen;
Der feinste Mokka droben soll
Die Zöllner einst belohnen.

Besteuert ist der Knaster auch,
Für Flinten, wie wir lesen;
Wir rauchen viel und wissen: Rauch
Ist alles ird'sche Wesen.

Zehn Schüsse pro Minute! wer
Wagt länger noch zu hadern?
Zehn Schüsse! Niemand zweifelt mehr
An diesen Hinterladern.

Der große Braun, der große Metz,
Der beste und die Bessern,
Sie harrten nur auf Königsgrätz,
Um in die Spree zu wässern.

Der Schweizer Bluntschli ist bereit,
Ganz Baden zu verschenken;
Crispinus pflegte jederzeit
Sehr liberal zu denken.

Der Welfe ließ, ein blöder Thor,
Gewaltsam sich vertreiben;
Der kleine Waldeck zieht es vor,
Sich selber zu entleiben.

Wie's an der Isar ist bestellt?
Fragt nach bei andern Leuten!
Die Bretter sollen dort die Welt,
Der Pfordten nichts bedeuten. —

O Michel, in Erfüllung geht
Dein allerkühnstes Hoffen;
Von Asperg bis nach Celle steht
Dir jedes Zuchthaus offen.

Du wirst in Handel und Justiz
Dich brüderlich vergleichen;
Dann wird der Stock des alten Fritz
Dich überall erreichen.

Die Einheit war kein leerer Wahn —
Heil Ihm, der das erkannt hat!
Der stolze Sicambrer betet an,
Was er so lang verbrannt hat.

Verbrannt — erschossen — du wirst dich nun
Materiell erheben!
Mein Deutschland, laß die Todten ruh'n —
Und König Chlodwig leben!

G. Herwegh.

Bela.

Eine Erzählung aus dem Kaukasus.
(Fortsetzung.)

Dieser Ausruf erfüllte mich mit Hoffnung. „Wünschen Sie Rum?“ fragte ich meinen Gast. „Ich habe mir ein Fläschchen von Tiflis mitgenommen, — das Wetter ist unfreundlich.“

„Danke tausend Mal, aber ich trinke nie Rum!“

„Warum nicht?“

„Weil ich es mir angelobt habe. Eines Tages, ich war damals erst Unterlieutenant, hatten wir getrunken wie die Polen. Nachts wurden wir angegriffen. Sie können sich denken, in was für einem Zustande wir uns befanden, als wir dem Feinde entgegen gingen. Jermoloff erfuhr Alles und machte uns weidlich herunter. Herr Gott! in welchen Zorn gerieth er! Wenig fehlte, so wäre ein Kriegsgericht berufen worden, um unsere Rechnung zu machen. Sie werden begreifen, daß man ein verlorener Mann sein muß, wenn man in einem Lande, in welchem man stets auf seiner Hut sein muß, sich dem Trunke überläßt.“

Ich begann zu verzweifeln, daß ich eine interessante Erzählung von ihm hören würde.

„Sehen Sie, wenn die Tscherkessen ihr Buza trinken, mag das bei einer Hochzeit oder bei einer Beerdigung sein, so zögern sie auch nie, ein Spielchen mit dem Säbel zu machen. Einstmals wäre ich fast übel dabei weggekommen,

und es war das noch dazu bei einem Fürsten, der mit uns in Frieden lebte."

„Wie kam das?"

„Ich werde es Ihnen erzählen."

Der Hauptmann unterbrach sich, um seine Pfeife zu stopfen, worauf er seine Mittheilung begann.

I.

„Ich stand damals mit meinen Leuten in einem Fort jenseit des Terek.

Es wird das bald fünf Jahre her sein.

Eines Tages, es war im Herbste sahen wir einen Transport von Lebensmitteln ankommen; ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren begleitete denselben.

Er stellte sich mir in meiner Galauniform vor und sagte, daß er Befehl habe, unter meinen Augen im Fort zu bleiben.

Er hatte einen so zarten Wuchs, seine Gesichtsfarbe war so weiß, seine Uniform von einer so untadelhaften Frische, daß man leicht errathen konnte, er komme aus der Hauptstadt.

Die bejahenden Antworten, welche er mir auf meine Fragen gab, überzeugten mich bald, daß ich mich in meinen Vermuthungen nicht geirrt habe.

„Mein Herr," sagte ich zu ihm, „es freut mich, Sie als einen der Unsrigen zu begrüßen. Der Aufenthalt in unserem Lager bietet zwar keine besonderen Annehmlichkeiten dar, allein was ich thun kann, Ihnen denselben zu erleichtern, werde ich nicht versäumen. Zunächst bitte ich Sie also, nennen Sie mich einfach Maximin Maximitsch und schonen Sie auch Ihre Galauniform. Die einfachste Montur ist hier ausreichend."

Man wies ihm eine Wohnung an und er richtete sich in dem Fort ein.

Er hieß Gregor Alexandrowitsch Petschorin und war ein prächtiger junger Mann, obschon ein wenig wunderlich.

Ganze Tage befand er sich auf der Jagd, es mochte regnen oder frieren. Wenn Jeder vor Kälte bebte, mit den Zähnen klapperte, schien er nichts zu fühlen.

Andere Male blieb er wieder gleich einem zarten, verweichlichten Mädchen in seinem Zimmer und fürchtete, daß der geringste Wind ihm einen Schnupfen zu Wege bringen möchte; sobald sein Fenster aufging, sah man ihn dann erbeben und erbleichen.

Und doch habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, wie er ganz allein einen Eber des Gebirgs angriff.

Bisweilen verbrachte er lange Stunden, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen, aber wurde er redselig, so war er im Plaudern und Erzählen unerschöpflich; man mußte dann lachen, daß man sich die Seiten hätte halten mögen, mochte man wollen oder nicht.

Kurz, er war ein so origineller Mensch, daß man nicht aus ihm klug zu werden vermochte. Dabei mochte er reich sein, denn er besaß eine Menge von Kostbarkeiten.

Ziemlich ein Jahr blieb er bei uns, und nie werde ich jene Zeit vergessen.

Wie viele Erlebnisse umfaßt nicht jenes eine Jahr! Es scheint, als wären manche Leute von der Geburt an bestimmt, Abenteuer zu bestehen, wie sie anderen Christenmenschen gar nicht vorkommen können.

Sechs Werste vom Fort wohnte ein tscherkessischer Fürst, mit welchem wir im besten Einverständnisse standen.

Sein Sohn, ein junger Bursche von fünfzehn Jahren, besuchte uns oft in unserm Lager bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand.

Ich muß bemerken, daß wir, Petschorin und ich, ihn wie ein verhätscheltes Kind behandelten.

Er war ein wahrhafter Dämon hinsichtlich seiner Kühnheit und Gewandtheit.

Oft warf er seine Mütze auf die Erde und hob sie dann im vollen Galopp seines Pferdes wieder auf.

Und mit der Flinte wußte er umzugehen, das hätten Sie sehen müssen!

Indeß besaß er einen Fehler — nämlich eine ungezügelte Begierde nach Geld.

Einst versprach ihm Petschorin scherzend einen Dukaten, wenn er den schönsten Bock von den Schafheerden seines Vaters stehlen wollte, und in der folgenden Nacht führte uns der Wildfang denselben bei den Hörnern zu.

Bei dem geringsten etwas empfindlichen Worte trat ihm aber das Blut in die Augen, und seine Hand fuhr nach dem Dolche.

„Azamat!" sagte ich bisweilen zu ihm, „achte auf Dich, denn Deine Hitze wird ein schlechtes Ende herbeiführen!"

Eines Tages erschien der alte Fürst bei uns, um uns zu der Hochzeit seiner ältesten Tochter einzuladen.

Die freundschaftlichen Beziehungen, in denen wir zu einander standen, und unser Bündniß erlaubten uns nicht, eine abschlägige Antwort zu ertheilen.

Wir begaben uns zu der bestimmten Stunde zu dem Fürsten.

Als wir durch das Dorf ritten, bellten die Hunde, daß wir hätten taub werden mögen, und die Frauen eilten, sich zu verbergen.

Auf dem Hofe des Fürsten war schon eine große Menge versammelt, denn wenn jene Asiaten eine Hochzeit feiern, so laden sie Alle, denen sie begegnen, ohne Unterschied ein.

Man empfing uns mit allen möglichen Ehrenbezeugungen und führte uns in das Haus.

Ehe wir eintraten, hatte Petschorin die Bemerkung gemacht, daß die Tscherkessinnen den Ruf nicht verdienten, in welchem sie ständen.

„Warten Sie nur!" antwortete ich ihm, und hatte meine Gründe zu dieser Antwort.

Während ich aber die Ehre des schönen Geschlechts vertheidigte, achtete ich gleichzeitig auf den Ort, an welchen man unsere Pferde brachte, denn bei jenen Leuten ist eine doppelte Vorsicht besser, als eine einfache.

Die Vermählungsceremonien der Tscherkessen sind sehr einfach.

Zunächst liest der Molla ihnen irgend eine Stelle aus dem Koran vor; dann macht man dem jungen Paare und den Eltern Geschenke, und hierauf beginnen die Vergnügungen: man ißt, man trinkt Buza und tanzt eine Art Walzer, führt eine Strohpuppe auf einem hinkenden Pferde umher und thut sonst, was zur Belustigung der ehrenwerthen Gesellschaft geschehen kann — kurz, man belustigt sich nach tscherkessischer Weise.

Ein alter Musikant spielt auf einem Instrument mit drei Saiten, dessen Name mir entfallen ist, das aber an die Balaleika der russischen Bauern erinnert.

Die jungen Bursche und Mädchen stellen sich in zwei Reihen einander gegenüber auf, singen und klatschen dabei in die Hände.

Ein junges Mädchen und ein Bursche treten aus ihren Reihen hervor und richten abwechselnd Verse an einander, die sie mit schleppender Stimme psalmodiren; sie sagen in diesen Stegreifversen Alles, was ihnen gerade in den Sinn kommt, und die Uebrigen wiederholen es im Chor.

Wir, Petschorin und ich, befanden uns auf den Ehrenplätzen.

Mit einem Male trat die jüngste Tochter des Fürsten — sie mochte etwa fünfzehn Jahre zählen — auf Petschorin zu und richtete einen Gesang an ihn, der eine Aehnlichkeit mit einer Schmeichelei hatte.

Der Sinn ihres Gesanges war ungefähr:

„Unsere jungen Tänzer haben einen schönen Wuchs und ihre Kaftans sind mit Silber gestickt; aber schöner noch ist der Wuchs des jungen russischen Offiziers, und seine Tressen sind von Gold. Er erhebt sich der Pappel gleich in ihrer Mitte; aber unsere Gärten werden ihn nicht wachsen und gedeihen sehen."

Petschorin erhob sich, verneigte sich gegen die junge Prinzessin, legte die eine seiner Hände auf seine Stirn, die andere auf sein Herz, und bat mich dann, seine Antwort der Prinzessin zu verdollmetschen.

„Nun?" wandte ich mich mit leiser Stimme an Petschorin, als sich das junge Mädchen entfernt hatte, „wie finden Sie die Kleine?"

„Köstlich! Und ihr Name?"

„Bela."

Und in der That verdiente sie diese Benennung eines schönen Mädchens im vollsten Maße.

Sie war groß und schlank gewachsen, hatte schwarze Augen wie eine Gazelle und der Blick derselben schien bis in die innersten Tiefen des Herzens zu dringen.

Petschorin verlor sie nicht aus den Augen, und das junge Mädchen ihrerseits warf ihm einige verstohlene Blicke zu.

Er war nicht der Einzige, welcher sie schön fand. Aus einer Ecke des Saales leuchteten zwei glühende Augen, die fortwährend auf Bela gerichtet waren.

Ich erkannte sogleich Kazbitsch.

Von diesem Kazbitsch vermochte man nicht zu sagen, ob er freundlich oder feindlich gegen uns gesinnt sei.

Obgleich in mehr als einer Hinsicht verdächtig, hatte er sich dennoch nie auf irgend einer Unbesonnenheit ertappen lassen.

Von Zeit zu Zeit brachte er uns Hammel in das Fort und verkaufte uns dieselben zu annehmbaren Preisen, allein was er forderte, das mußte man ihm auch zahlen, ohne zu handeln. Er hätte sich eher in Stücke zerhauen lassen, als einen Kopek nachzulassen.

Man behauptet, daß er gern an gewissen Expeditionen nach dem Kuban Theil nähme und wollte man nach seinen Zügen urtheilen, so mußte man ihn in der That für einen Erzräuber halten.

Er war klein, mager, hatte breite Schultern und besaß die Gewandtheit eines Dämons; sein Bechmet war stets zerfetzt, aber seine Waffen blitzten wie Silber.

Sein Pferd hatte in der ganzen Kabardei seines Gleichen nicht. Es war ein Muster eines guten und schönen Rosses, daher auch Viele den Besitzer desselben beneideten und Mancher bereits versucht hatte, es ihm zu rauben.

Es ist mir, als sähe ich noch immer dieses Pferd vor meinen Augen.

Es war schwarz, wie Gagat, von den Füßen bis zu den Nüstern, und seine Augen — ich glaube Bela hatte keine schönere Augen — und seine Kraft: zehn Meilen legte es in einem Zuge zurück, ohne daß ein Mal der Zaum ihm abgenommen wurde.

Dabei war es so gut dressirt, daß es seinem Herrn wie ein Hund nachlief und seiner Stimme gehorchte.

Denken Sie sich, daß es nicht einmal angebunden zu werden brauchte. Kurz, es war ein Ideal eines Räuberpferdes.

An jenem Abende war Kazbitsch noch finsterer als gewöhnlich.

Die Nacht ruhte bereits auf den Bergen

und der Nebel erhob sich aus den Schluchten derselben.

Ich ging hinaus, um nach den Pferden zu sehen und mich zu überzeugen, daß es denselben an nichts fehle.

Das meinige war ein schönes Thier und mehr als ein Kabarde hatte ausgerufen:

„Jaktschi tschkeh! tschkeh iaktschi!"

(Wie ist das Pferd schön! wie schön ist das Pferd!)

Ich ging an den Pallisaden des Hofes entlang und vernahm ein Stimmengemurmel.

Ich erkannte Azamat's Stimme; Der aber, welcher mit ihm sprach, ließ sich nur in längeren Zwischenräumen vernehmen.

„Was können die Beiden mit einander zu sprechen haben, dachte ich und näherte mich der Umfriedigung, um kein Wort von ihrer Unterhaltung zu verlieren.

Bisweilen gelangte aber der Gesang und die laute Unterhaltung so stark bis zu meinen Ohren, daß ich dadurch behindert wurde, die beiden Sprechenden zu verstehen.

„Du hast ein prächtiges Pferd, und wenn ich Herr im Hause wäre und einen Tabun von dreihundert Pferden hätte, so würde ich Dir die Hälfte derselben geben, um Dein Pferd zu bekommen, Kazbitsch!"

„Ach, es ist Kazbitsch," dachte ich.

„Das ist wahr," antwortete Kazbitsch nach einigen Augenblicken. „Du könntest weit gehen, um seines Gleichen zu suchen."

Eines Tages, es war jenseit des Terek, war ich mit Anderen ausgezogen, um Jagd auf die russischen Tabuns zu machen; aber das Glück war uns nicht hold, und wir zerstreuten uns, die Einen nach dieser, die Anderen nach jener Seite. Vier Kosaken folgten mir auf der Ferse. Schon hörte ich das Geschrei der Giaurs hinter mir, während vor mir ein dichter Wald war.

Ich legte mich auf den Sattel, empfehle Allah meine Seele und lasse mein Pferd zum ersten Male die Sporen fühlen.

Wie ein Vogel schoß es zwischen den Zweigen der Bäume dahin, die Dornen zerfetzten meine Kleidung, die abgestorbenen Aeste ritzten mein Antlitz, aber mein Pferd überwand alle Hindernisse und bahnte sich seinen Weg mit der Brust. (Forts. folgt.)

Mannichfaltiges.

(Zwischen Fangeisen.) Man schreibt der „Pr." aus Klagenfurt: „Vorige Woche hat sich in dem einige Stunden entfernten Rosenbachthale der Karavanken, ein bedeutendes Unglück ereignet. Ein Bär hatte sich dort gezeigt und seine Existenz durch die Verwüstung von neun Bienenstöcken und Zerreißen von sieben Schafen documentirt. Ein 80jähriger Jäger, der in seinem Leben nicht weniger als dreizehn Bären theils erlegte, theils in Eisen gefangen, machte sich sofort daran, auch diesem Meister Petz eine Falle zu legen. Zwei gegen hundert Pfund schwere, mit langen Stacheln versehene Fangeisen versteckte er in der Nähe der Bienen unter Reisig. Am nächsten Tage, als er nachsah, ob Meister Petz bereits gefangen, wollte er die Eisen noch mehr mit Reisig bedecken; eines derselben aber schlug zusammen und zerschmetterte dem Greise den einen Arm. Da es ihm unmöglich war, sich zu befreien und er so eine Beute des Bären geworden wäre, so fing er an, um Hilfe zu rufen. Ein Holzknecht hörte das Jammergeschrei und eilte herbei, trat aber in das zweite Eisen, das ihm den Fuß zerschmetterte. Endlich kamen andere Leute auf die zweifachen Hilferufe herbei und befreiten die Gefangenen. Der alter Jäger soll wenig Hoffnung auf Genesung bieten."

Das Jahr 1473 scheint viel Aehnlichkeiten mit unserem heurigen Jahre gehabt zu haben. Nach der Chronik hat es damals „den gantzen Jenner über die massen sehr allhie geschneiet, und dieß Jar ward so wol im Früling als im Sommer so gar eine warme und früe Zeit, daß nicht allein zeitige Kirschen an St. Urbans-Tag allhie auf freiem Markt feyl gewesen, und die nahend gesessene Bauern ihr Korn in St. Ulrichs-Kirchweihe zu schneiden angefangen, sondern auch viel Wälder von solcher Hitz angegangen, unter welchen ein Theil des Harzwalds, so man den Böhmerwald heißt, bis in die vierzehnte Wochen gebrunnen und geraucht. Und wie wohl dies stete Wetter den Leuten hierum ihre Kornscheuern und Keller reichlich gefüllet, so hat es hergegen dem Vieh wegen der ausgebrennten Waid nicht wenig geschadet, und ist durch selbes so wol im Heu als Rüben und Kraut großer Mangel und Theuerung verursacht worden. Ein Schaff Kern wurde um 40 Groschen, Roggen um 22, Haber um 18 Groschen, ein Pfund Schmalz um 6 Pfenning und ein maaß Wein um 3 Pfenning allhie gegeben. Und seyn selbiger Zeit 120 Wirthe oder Weinschänken in dieser Stadt Augspurg gewesen, welches, wie die Annales bezeugen, von so viel hundert Jaren bis hieher niemals erhöret war."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francônia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 60. Sonntag den 26. Juli. 1868.

Der Festgesang für das dritte deutsche Bundesschießen,

welcher beim großen Concerte am 3. August zum Vortrag gelangt, ist, wie die „Wiener Vorstadt-Zeitung" mittheilt, von Dr. Hermann Rollet verfaßt und von Storch in Musik gesetzt. Derselbe lautet folgendermaßen:

In allen deutschen Gauen
Rief's: Schützen, auf! zieht hin —
Ein frohes Ziel zu schauen,
In's alte deutsche Wien!
Von deutschen Schützen wogt's nun da
Aus allen Landen fern und nah,
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Kein Stück gerissen werde
Vom deutschen Mutterleib;
Der Väter heil'ge Erde
Dem deutschen Volk verbleib'!
Was deutsch ist, bleib in Deutschlands Bund —
Wir geben laut als Schwur es kund,
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Ein Deutschland muß erstehen,
So mächtig, groß und frei,
Daß nie es mag vergehen —
Wie stark der Feind auch sei!
Aus allen Gauen sind wir da;
Wir stehen ein aus Fern und Nah
Das Auge scharf und fest die Hand,
Für's freie deutsche Vaterland!

Bela.

Eine Erzählung aus dem Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte es nach seinem Belieben entfliehen lassen und mich in dem Walde versteckt, allein ich konnte mich nicht zu einer Trennung von ihm entschließen. Endlich belohnte mich der Prophet. Schon war mehr als eine Kugel an meinen Ohren vorüber gepfiffen, — die Kosaken waren nur noch in geringer Entfernung von mir, da gelangte ich an eine Schlucht. Mein Pferd stutzte, machte dann einen Sprung, der Rand des entgegengesetzten Ufers brach unter den Hufen seiner Hinterbeine ein, es hing nur noch an seinen Vorderbeinen.

Da ließ ich die Zügel fahren und warf mich in die Schlucht hinab. Das war das Heil meines Pferdes, — es machte noch eine Anstrengung, und die Ebene gehörte ihm. Die Kosacken hatten Alles gesehen, aber Niemand stieg in die Schlucht hinab, um mich in derselben aufzusuchen. Sie glaubten ohne Zweifel, ich hätte durch den Sturz das Leben verloren, und ich vernahm, wie sie mein Pferd verfolgten. All mein Blut strömte nach dem Herzen. Ich klomm an dem Ufer der Schlucht empor, verbarg mich in dem hohen Grase und schaute über die Ebene hinaus, denn der Wald endete mit der Schlucht.

Einige Kosacken ritten über die Ebene, und mein Pferd lief gerade vor ihnen her. Dann machten sich Alle zur Verfolgung auf und betrieben ihre Jagd mit lautem Geschrei.

Zweimal hätte einer der Nachfolgenden beinahe eine Schlinge um den Hals des edlen Thieres geworfen. Ich zitterte, meine Augen senkten sich und ich betete mit Inbrunst. Nach wenigen Minuten schaute ich wieder auf; mein edles Pferd flog mit hoch erhobenem Schweife, frei wie der Wind, über die Ebene dahin, die weit zurückgebliebenen Giaurs vermochten nicht ferner, auf ihren erschöpften Gäulen durch die Steppe zu folgen.

Bei Allah! Das ist die Wahrheit, die reine Wahrheit! Ich blieb in der Schlucht versteckt, bis es Nacht geworden war. Da hörte ich den Galopp meines Pferdes: es wieherte und stampfte den Boden mit seinen Hufen. Ich erkannte meinen treuen Renner. Seit dieser Zeit haben wir uns nie wieder getrennt."

II.

Als der Tartar seine Erzählung beendet hatte, klatschte er mit der Hand den Hals seines Pferdes und gab ihm tausend schmeichelhafte und liebkosende Namen.

„Hätte ich einen Tabun von tausend Pferden," versetzte Azamat seufzend, „so würde ich

ihn Dir ganz geben, um dagegen dieses edle Thier von Dir zu bekommen."

„Und ich würde es Dir verweigern, antwortete Kazbitsch kalt.

„Höre, Kazbitsch," sagte Azamat, Du bist gut und tapfer; Du weißt, daß mein Vater mir aus Furcht vor den Russen jeden Ausflug in die Berge untersagt hat; überlaß mir Dein Pferd und ich werde Alles für Dich thun, was Du verlangst. Willst Du, daß ich meinem Vater seinen besten Karabiner raube, seinen schönsten Säbel? Du hast nur zu sprechen Diese Klinge hier ist in Kurdistan geschmiedet. Wenn man nur die Schneide der Hand nähert, so scheint es schon, als wollte der Stahl von selbst schneiden. Kein Panzerhemd widersteht diesem Stahle."

Kazbitsch schwieg.

„Als ich zum ersten Male Dein Pferd unter Dir tanzen und stampfen sah," fuhr Azamat fort, „als ich sah, wie es seine Nüstern öffnete, während aus den Kieseln unter seinen Hufen Funken sprühten, da fühlte ich in mir etwas Unerklärliches und alles Uebrige wurde mir gleichgültig. Nur mit Verachtung sah ich noch die schönsten Rosse meines Vaters an. Ich schämte mich, dieselben zu besteigen und der Kummer bemächtigte sich meiner. Ganze Tage verbrachte ich, während ich an den Felshängen unserer Berge saß, aber stets schwebte vor meinen Augen Dein schönes Pferd mit seiner geschmeidigen Haltung und seinen glatten Schenkeln, die gerade sind, gleich einem Pfeiler. Es war mir, als suchte sein verständiger Blick den meinigen, als hätte es mir etwas zu sagen. Wenn Du Dich weigerst, mir Dein Pferd zu überlassen, Kazbitsch, so werde ich sterben."

Und die Stimme des Knaben zitterte vor Leidenschaft; er schluchzte.

Ich muß hier erwähnen, daß Azamat einen eisernen Willen besaß, und daß man ihn seit seiner Kindheit noch nie hatte eine Thräne vergießen sehen.

Statt der Antwort vernahm ich ein spöttisches Gelächter.

„Höre," sagte Azamat darauf, „ich bin zu Allem entschlossen. Wenn Du einwilligst, so werde ich Dir meine Schwester überliefern. Du weißt, wie sie tanzt, wie sie singt, Du weißt, wie köstlich die Stoffe sind, die sie in Gold stickt! Sie würde die Schönsten in dem Serail des Padischah der Türkei verdunkeln. Willst Du? Sprich, Kazbitsch! Du wirst mich in dem Thale neben dem Bache erwarten. Ich werde mit ihr nach dem benachbarten Aul gehen — sag ein Wort nur, und sie ist Dein. Du zögerst? Ist Bela nicht so viel werth, wie Dein Pferd?"

Und lange, lange schwieg Kazbitsch.

„Endlich hörte ich ihn ein altes Tscherkessenlied singen, dessen Sinn folgender ist:

„Unsere Mädchen sind die Blumen der Berge; ihr schwarzes Auge leuchtet, wie der Blitz des Sommers. Glücklich Der, welcher zu Gefährtinnen sie wählt, aber klüger noch Der, welcher durch keine Fesseln sich bindet!"

„Mit Gold erkauft man ein Weib, denn es hat seinen Preis, aber ein Pferd von reinem Blute, wer vermöchte das zu bezahlen? Es glüht, gleich der Flamme, und siegt es nicht, so stirbt es, indem es uns rettet!"

Es war vergebens, daß Azamat bat, weinte, fluchte. Endlich war Kazbitsch ungeduldig geworden und sagte zu ihm:

„Laß mich, unbedachtsamer Jüngling; wie kann es Dir einfallen, mein Pferd zu besteigen? Nicht drei Schritte und Du würdest die Steigbügel verlieren, würdest den Kopf gegen irgend einen Felsen zerschmettern."

„Ich?" rief der Jüngling wüthend aus, während ich seinen Dolch tönend gegen den Panzer Kazbitsch's fahren hörte.

Aber ein kräftiger Arm warf ihn zurück und er flog gegen die Pallisaden, die unter der Wucht des Wurfes knackten.

Da rennt er schon in das Verderben, dachte ich bei mir.

Dann eilte ich in den Stall, unsere Pferde anzubinden und führte sie nach der Hinterthür. Zwei Minuten waren kaum verflossen, als man einen großen Lärm in dem Hause hörte.

Azamat war in aller Eile und mit zerrissenen Kleidern in dasselbe gelaufen und hatte vorgegeben, daß Kazbitsch ihn habe erwürgen wollen.

Jeder hatte sofort nach seiner Flinte gegriffen und die Menge hatte sich in Bewegung gesetzt. Da gab es von allen Seiten Geschrei, Verwirrung, Flintenschüsse.

Unser Kazbitsch saß bereits im Sattel, geberdete sich einem Besessenen gleich inmitten der ihn Umgebenden und schwang seinen Säbel.

„Gregor Alexandrewitsch," sagte ich zu dem Officier, indem ich ihn beim Arme nahm; „es thut nicht gut, sich bei Fremden zu berauschen; lassen Sie uns gehen! glauben Sie mir!"

„Warum? Lassen Sie uns sehen, wie das enden wird!"

„Es kann das nur böse enden, denn anders ist es bei diesen Asiaten nicht möglich. Sie haben sich in Buza betrunken und werden sich nun in Kochstücke hauen."

Wir bestiegen unsere Pferde und ritten nach dem Fort zurück.

Was aus Kazbitsch bei jener Gelegenheit wurde, weiß ich nicht, allein die Räuber haben ein zähes Leben. Vielleicht wurde er verwundet, allein jedenfalls kam er glücklich davon.

Nur Eines werde ich ihm nie verzeihen können!

Nach meiner Rückkehr in das Fort plagte mich der Teufel, Petschorin Alles zu erzählen, was ich gehört hatte.

Er lachte, allein sein Plan war schon lange entworfen.

Einige Tage nach dem erzählten Vorfalle kam Azamat, wie gewöhnlich, nach dem Fort und besuchte Petschorin, der stets einige Leckereien für ihn hatte.

Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß die Unterhaltung bald auf die Pferde kam.

Petschorin lobte Kazbitsch's Pferd.

„Was für eine Gelenkigkeit!" sagte er. „Und welche Formen! Es ist ein wahrhaftes Reh! Man hat nie etwas Vollendeteres gesehen."

Die Augen des jungen Tartaren entflammten sich.

Petschorin schien das nicht zu bemerken.

Ich versuchte, der Unterredung eine andere Wendung zu geben, allein er kam stets wieder auf das Pferd des Räubers.

Und so ging es fort, so oft Azamat in das Fort kam.

Nach drei Wochen bemerkte ich, daß der Jüngling vollkommen verändert war.

Er magerte zusehends ab, er sah aus, wie ein Liebesroman, denn Gregor Alexandrowitsch hatte ihn so auf das Aeußerste getrieben, daß der Junge darüber den Kopf verlieren mußte.

„Azamat," sagte er eines Tages, „ich sehe, daß Du eine unglückliche Leidenschaft zu diesem Pferde gefaßt hast, und daß Du Dich nicht beherrschen kannst. — Sag an, was würdest Du Dem geben, der Dir das Pferd schenkte?"

„Alles, was er verlangen würde!" antwortete der Jüngling.

„In diesem Falle bin ich bereit, es Dir zu verschaffen. Aber schwörst Du mir zu, daß Du mir eine Bedingung erfüllen wirst?"

„Ich schwöre es Dir zu — und Du?"

„Das versteht sich selbstredend. Ich schwöre, daß ich Dich in den Besitz von Kazbitsch's Pferd setzen will, wenn Du mir Deine Schwester Bela verschaffen willst. Ich hoffe, daß Du mit dem Handel zufrieden bist."

Azamat schwieg.

„Du willst nicht? So mag es darum sein! Ich glaubte Dich einen Mann, aber ich sehe, daß Du noch ein Kind bist. In der That, Du bist noch zu jung, um ein solches Pferd zu zügeln!"

Der Knabe wurde roth vor Zorn.

„Und mein Vater!" sagte er mit zitternder Stimme.

„Geht Dein Vater nie aus?"

„Das ist wahr!" sagte Azamat.

„Abgemacht?"

„Abgemacht!" antwortete der Knabe mit schwacher Stimme und bleich wie der Tod. „Aber wann?"

„Das erste Mal, daß Kazbitsch wieder hierherkommt. Er muß uns einige Hammel bringen. Das Uebrige ist meine Sache."

Der Handel war abgeschlossen.

In Wahrheit war es eine Verrätherei, und ich habe mich auch später gegen Petschorin darüber ausgesprochen.

Er entgegnete mir jedoch, daß die Tscherkessen-Prinzessin zu glücklich sein würde, ihm anzugehören, daß er nach der Sitte des Landes sie zu seiner Frau machen würde, und daß Kazbitsch ein Räuber sei, welcher lediglich den verdienten Lohn erhalten werde.

Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte, und überdies war er so geschickt, ein Bedenken zu heben.

Eines Tages erschien Kazbitsch, uns Hammel und Honig anzubieten.

Ich sagte ihm, daß er am folgenden Tage wiederkommen möchte.

Einige Stunden später kam auch Azamat wie gerufen zu uns.

„Höre!" sagte Petschorin zu ihm, „morgen wird das Pferd in meiner Gewalt sein; wenn Du mir nicht heute Nacht Bela bringst, so wirst Du nie das schöne Pferd wiedersehen."

Azamat eilte, so schnell er konnte, nach dem Aul (Dorf.)

Als es Abend geworden war, legte Petschorin seine Waffen an und ritt hinweg.

Ich habe nie erfahren, welche Verabredung die Beiden mit einander genommen hatten.

Nur soviel weiß ich, daß sie, als es bereits dunkle Nacht war, mit einander zurückkamen, und daß die Schildwache ein Mädchen mit gebundenen Händen und Füßen, den Kopf mit einem Schleier überdeckt, quer über Azamat's Sattel hatte liegen sehen. (Forts. f.)

Der pfiffige Johann.

„Johann," sagte der Lieutenant Lilienborn zu seinem Bedienten, „gehst zu Hauptmann Rosenthals und entschuldigst mich, ich bedaure sehr, der Einladung zum Essen nicht Folge leisten zu können, weil ich unwohl sei. Dann bringst du mir das Essen gleich mit."

Der Herr Lieutenant meinte nämlich, Johann solle im Nachhausegehen im rothen Ochsen das gewöhnliche Mittagessen abholen, wie er jeden Mittag zu thun gewöhnt war.

„Sehr wohl!" sagt Johann, trollt sich mit dem Korbe ab und meldet sich bei der Frau Hauptmann. „Eine höfliche Empfehlung vom

Herrn Lieutenant Lilienborn und Sie können heute nicht zum Essen kommen, weil Sie unwohl sind. Sie bitten aber, Ihnen das Essen zu schicken!"

Die Frau Hauptmann macht große Augen zu der ungewöhnlichen Art, eine Einladung zu Tische auszunützen, füllt aber dem Johann seinen Korb reichlicher, als dies je im Ochsen geschehen war.

Johann eilt nach Hause und packt schmunzelnd seine Herrlichkeiten aus.

„Was ist denn heute im Ochsen los," fragte der Herr, „daß du solche Delicatessen bringst?"

„Ja, das ist nicht vom Ochsen, sondern von der Frau Hauptmann, Sie sagten ja, ich solle dort das Essen holen!"

„O du urweltliches Hauptquartier! Was hast du gemacht? Bei Hauptmanns solltest du mich entschuldigen und im Ochsen das Essen holen. Was hat sie denn gesagt?"

„Nichts, als sie lasse guten Appetit wünschen."

„Nun, den hättest du mir beinahe verdorben," sagte etwas besänftigt der Lieutenant. „Hier hast du einen Thaler, jetzt gehst du in die Conditorei da drüben und läßt dir eine frische Mandeltorte geben und bringst sie der Frau Hauptmann und excusirst dich wegen deiner Dummheit."

Johann holt die Torte, zahlt 1 fl. 30 kr. dafür und bringt sie der Frau Hauptmann.

„Der Herr Lieutenant lassen sich entschuldigen wegen der Dummheit und schicken hier eine Torte."

Die Frau Hauptmann beginnt zu ahnen, daß ein Mißverständniß von Seiten des Johann vorliegen müsse und gibt demselben 30 kr. Trinkgeld. Johann dreht das Halbguldenstück hin und her und sagt endlich:

„Verzeihen Sie, es fehlt noch 1 fl., die Torte hat 1 fl. 30 kr. gekostet!"

Die Madam weiß nicht, was sie dazu denken soll; um den Kerl aber los zu werden, der dasteht wie ein Preßer, gibt sie ihm den Gulden.

„Hier," sagte er, als er nach Hause kam, „hier ist das Geld! 15 kr. hat mir der Conditor herausgegeben und 1 fl. 30 kr. sind von der Frau Hauptmann. Die ist aber schlau; die hätt' blos 30 kr. hergegeben, wenn ich ihr den Gulden nicht gefordert hätte."

„Wenn du nur alle sieben Tage neun Feldzüge in den Odenwald machen müßtest, du Allerwelts-Alexander!" donnerte der Lieutenant los und griff nach dem Stock. So dumm der Johann war, verstand er doch, was sein Herr mit dieser Bewegung sagen wollte, schob sich eilig zur Thüre hinaus und ließ sich den ganzen Nachmittag nicht mehr sehen.

Der Herr Lieutenant aber machte sich trotz seines Unwohlseins selbst auf die Beine, um sich bei der Frau Hauptmann zum Kaffe zu bitten, und dort die Genieſtreiche seines Johann preiszugeben.

Mannichfaltiges.

(Das deutsche Sängerfest in Chicago) In den Tagen vom 16. bis 21. Juni hat in Chicago ein großes deutsches Sängerfest stattgefunden, bei dem 61 Vereine mit 2000 Sängern vertreten waren; auch aus Deutschland waren elf Theilnehmer erschienen: drei aus Berlin, je 2 aus Hamburg und Köln, je einer aus Dresden, Baden, Mainz und Münster. In einem Bericht der „National-Zeitung" lesen wir darüber: „Das Fest zeigte in seinen Grundzügen selbstverständlich eine ausgesprochene Familienähnlichkeit mit unseren Volksfesten. Dieselben Programme, dieselben Typen, die aus allen Gauen zusammengeströmten Sangesbrüder, die lieblich geschmückten Sangesschwestern, der lachende Himmel, der nie fehlende, gelegentliche Regenschauer. Festcomité's voll aufopfernder Thätigkeit, Triumphbogen im prangenden Grün, glänzende Festhallen, Fackelzüge, Empfangsfeier, Umzüge, Festredner, unter denen die Tribüne zusammenbricht, so daß sie gelegentlich mit dem ganzen Comité verschwinden, Fahnenträger und Adjutanten, Turner im Costüm, Marschälle und Festmarschälle, Festdirigenten und Festpräsidenten, viel schlechte, aber gut gemeinte Verse, kleinere Feste der einzelnen Vereine, überfüllte Eisenbahnwagen, unerhörter Staub, erstaunlich viel Reden und noch erstaunlich viel mehr Bier: kurz, der ganze Apparat, ohne den nun einmal ein deutsches Fest nicht vor sich gehen kann, in schönster Vollständigkeit. Daneben einige specifisch amerikanische Züge: eine fortgeschwemmte Eisenbahnbrücke, ein vom Regen aufgeweichter Schienenweg, welcher die europäischen und Newyorker Sänger um den ganzen ersten Festtag gebracht hat, ein Kaufmann aus Chicago, welcher selbst 250 Dollar zum Feste zeichnete und eine Büste Lincolns (Preis 50 Dollar) stiftete für Denjenigen, welcher den größten Festbeitrag liefert."

(Seltsame Wette.) In Boston haben kürzlich zwei Weiber eine Wette verabredet, vierundzwanzig Stunden hintereinander zu plaudern. Als Hauptbedingung der Wette gilt, daß während dieser Plauderzeit Schlaf oder das Zusichnehmen von Speisen und Trank ganz ausfallen soll.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 61. Donnerstag den 30. Juli. 1868.

Festgruß
zum deutschen Bundesschießen in Wien.

Sie fugten ihre Hände in Eins und gingen dann
In einen weiten Palast, der war gar wohlgethan,
Vor dem die Donau unten die Fluth vorüber goß,
Da saßen sie im Freien und hatten Kurzweil groß.
Aus dem Nibelungenlied.

Sie hat den Festschmuck angethan, die Kränze grüner Reiser,
Verjüngt vom Lenzhauch neuer Zeit, die alte Stadt der Kaiser,
Von ihrer Mauerkrone weh'n die Blumen und die Bänder,
Den Leib umfließt in Faltenpracht das reichste der Gewänder.

Sie schwingt das alte Banner hoch in makelloser Reinheit,
Das alte Schwarz-Roth-Gold ist's noch, der Hort der Volkeseinheit;
Das rauscht ein froh' Willkommen zu den Gästen, die da kommen,
Vieltausendstimmig ruft es nach in Sang und Klang: Willkommen!

Willkommen, Schützenbrüder all' aus Süden und aus Norden,
Die ihr am Rhein, am Neckar wohnt, die an des Ostmeers Borden,
Die ihr das Tiefland habt durchwallt, die Alpen überklommen,
Ihr Söhne deutscher Gauen all', willkommen, gottwillkommen!

Ob unter euch viel Meilen weit der Schienenstrang geklungen
Und über mancher Grenze Pfahl sich euer Zug geschwungen,
Ihr seid doch in der Heimat noch, im Väterhaus geblieben,
Wo Einer Mutter Kinder Eins im Hoffen, Dulden, Lieben.

Denn Heimatgrund ist's, d'rauf ihr wallt, und deutsche Eichen hallen
Im Schützenhain vom Nachklang bald, wenn eure Büchsen knallen;
Deutsch ist der Strom, er brauste schon durch's Lied der Nibelungen,
Und hat des Rothbart's Kreuzheer schon in frommen Traum gesungen.

Zieht durch den Markt, ihr fühlt euch noch in eures Volkes Mitte,
Und tretet in ein Haus, euch grüßt der eig'nen Heimat Sitte;
Das Wort, dem uns're Jugend lauscht, ist eurer Weisen Lehre,
Das Lied, das unser Herz berauscht, des deutschen Stammes Ehre.

Es grüßt manch' Standbild deutschen Sinn's euch rings in Stein und Erzen,
Hier winkt Eugen, das wälsche Blut und deutscheste der Herzen,
Die beiden Karle, dort und hier, die deutsche Schlachten schlugen,
Und Fürsten dieses Lands, die einst, die Krone Deutschlands trugen.

Hier Joseph, den kein Herz vergißt, ein Märtyrer und Weiser,
Dort, den ein dunkler Flor umschließt, der Deutschen letzter Kaiser.
Und schon zum Ehrenmale wird, das Fundament geschichtet
Dem Sänger, der das hohe Lied vom Schützen Tell gedichtet.

Aus theuren Gräbern rauscht empor ein Gruß von deutschen Klängen,
Beethoven's, Mozart's, Schubert's Geist ersteht in Zaubersängen,
Zieht durch den Festsaal, durch den Wald, vom Wohllautflug getragen,
Wie durch den Dom, den deutsche Kunst hier ließ zu Sternen ragen.

Wenn Heimatlaute traut an's Ohr in Gruß und Sang euch gleiten,
Ihr fühlt's, wie deutsch dies Land und Volk, kerndeutsch seit Urweltzeiten;
Deutsch ist sein Blut, deutsch ist sein Herz, und deutsch sein Sinn und Treiben,
Deutsch sind wir noch und wollen deutsch trotz dem und dem auch bleiben!

Frisch braust der Geist, frisch stürzt das Wort, gleich unsern Alpenbächen,
Fromm sind, ja waren wir noch mehr, ihr hörtet davon sprechen,
Daß fröhlich wir, wer wüßt' es nicht, manch' Büchlein ließ' sich schreiben,
Frei wurden wir und wollen frei trotz dem und dem auch bleiben!

O daß der Freiheit Geist in Eins, was Eins sein will, auch kitte!
Treu hüten wir das Vätergold, die deutsche Art und Sitte,
Das Band, das solch ein Geist uns wand, kein Eisen kann's zerhauen,
Den Pfad, den sich die Liebe bahnt, kein Markstein ihn verbauen.

Zwar fällt ein bitt'rer Tropfen heut' ins Glas — doch er auch fromme!
Wer dächte nicht, was war und ist, wer sänne nicht: was komme?
Wir tragen's, wie's dem Manne ziemt, erwarten's ohne Klage,
Wir lernen schönen Schützentrost dafür vom Schützentage:

Ein festes Ziel, das unverwandt vor unsern Augen rage,
Gesundes Herz, das voll und stark, nicht ungeduldig schlage,
Ein scharfer Blick, der kühn und klar in weite Fernen rücke,
Und ruh'ge Hand, die nicht verirrt vom ernsten Tagwerk zücke.

D'rauf stoßet an, d'rauf schlaget ein! es gilt erneutem Bunde;
Der Becherschall wird Glockenhall in solcher Weihestunde,
Wenn treue deutsche Männer steh'n auf treuer deutscher Erde,
Des Einen Hochgedankens voll, dem die Erfüllung werde!

„Dem deutschen Volke Ruhm und Heil!" Aus euren Feuerröhren
Dies Wort mein' ich im Donnerspruch als Festchoral zu hören;
O laßt sein weckend Echo nach von Herz zu Herzen zittern,
Wie im Gebirg von Berg zu Berg ein läuterndes Gewittern!

Wien, 26. Juli 1868.

Anastasius Grün.

Bela.

Eine Erzählung aus dem Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage kam Kazbitsch mit seinem Honig und den Hammeln.

Nachdem er sein Pferd vor der Thüre angebunden hatte, trat er bei mir ein.

Ich ließ Thee auftragen.

Es war nur ein Räuber, aber er war nun mein Gast.

Wir sprachen von Diesem und Jenem, da sah ich ihn mit einem Male erzittern und seine Farbe ändern.

Er sprang nach dem Fenster, welches unglücklicher Weise nach dem Hofe führte.

„Was gibt es?" fragte ich.

„Mein Pferd! mein Pferd!" rief er zitternd aus und in der That vernahm ich den Galopp eines Pferdes.

„Es wird irgend ein Kosack ankommen," sagte ich zu ihm.

„Nein! Ha! Fluch über ihn!" schrie er und schäumte vor Wuth.

Dann eilte er hinaus wie ein wüthender Leopard.

Mit zwei Sprüngen hatte er die Thür erreicht. Die Schildwache wollte ihm den Weg versperren, allein er sprang über die Waffe derselben hinweg und eilte in das Freie.

In der Ferne sah man eine Staubwolke emporwirbeln.

Azamat floh mit aller Schnelligkeit, deren sein neues Pferd fähig war.

Kazbitsch lief nach, zog während des Laufens seine Flinte aus ihrer Hülle und wir hörten einen Knall.

Einen Augenblick blieb er stehen — nur so lange, wie nöthig war, sich zu überzeugen, daß er gefehlt habe.

Dann stieß er furchtbare Flüche aus und schlug seine Flinte gegen einen Stein, daß sie in tausend Stücke zersprang.

Er warf sich auf den Boden und weinte wie ein Kind.

Sein Geheul hatte eine große Menge Neugieriger aus dem Fort herbeigezogen; man umstand ihn, man fragte ihn, aber er sah nichts und hörte nichts.

Jeder machte seine Bemerkungen, und endlich ließ man ihn wieder allein.

Ich ließ das Geld, welches ich ihm für den abgeschlossenen Handel schuldete, neben ihm liegen; er aber rührte es nicht einmal an, warf sich mit dem Gesicht auf die Erde wie ein Todter, und blieb so die ganze Nacht liegen.

Erst am folgenden Morgen kehrte er nach dem Fort zurück, um sich nach dem Räuber zu erkundigen.

Die Schildwache, welche es gesehen hatte, wie Azamat das Pferd losband und sich im Galopp auf demselben entfernte, theilte ihm Alles mit.

Als Kazbitsch Azamat nennen hörte, lief er gleich einem Wüthenden nach dem Aul, in welchem der Fürst wohnte.

Dieser war für einige Tage abwesend und dadurch eben war die Entführung erleichtert worden.

Bei seiner Rückkehr fand er weder seinen Sohn, noch seine Tochter.

Azamat war schlau genug, zu erkennen, daß er verloren sein würde, wenn Kazbitsch ihn erreichte.

Daher hatte er sich entfernt, und man weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Er wird sich ohne Zweifel einer von jenen an dem Terek oder Kuban hausenden Banden angeschlossen und bei einer Streiferei das Leben verloren haben, das gründlichste Mittel gegen alle Aergernisse und Verlegenheiten dieser Welt.

So viel weiß ich, daß ich von dieser Angelegenheit meinen guten Antheil an Gewissenspein davon trug.

Als ich erfuhr, daß das Tscherkessenmädchen bei Petschorin sei, legte ich meine Epaulettes und meinen Degen an und begab mich zu demselben. Ich fand ihn in dem ersten Zimmer auf seinem Kanapee liegen.

Er stützte den Kopf auf die eine Hand, während er in der andern noch die erloschene Pfeife hielt. Das zweite Zimmer war verschlossen.

Ich hatte das Alles mit einem Blicke überschaut, ich hustete und machte ein leises Geräusch auf dem Fußboden.

Er aber schien nichts zu hören.

„Herr Lieutenant," sagte ich in einem Tone, in welchen ich möglichste Strenge zu legen versuchte, „bemerken Sie nicht, daß ich hier bin?"

„Ach, guten Tag, Maximian Maximitsch! Wollen Sie eine Pfeife rauchen?" fragte er, ohne sich aus seiner Lage aufzurichten.

„Verzeihen Sie, — es ist nicht Maximian Maximitsch, welcher zu Ihnen kommt, sondern der Hauptmann."

„Das bleibt sich gleich. — Sie trinken vielleicht eine Tasse Thee? Wenn Sie wüßten —"

„Ich weiß Alles," fiel ich ihm in die Rede, indem ich dem Kanapee näher trat.

„Das ist mir sehr angenehm, denn, sehen Sie, ich bin nicht gerade aufgelegt zum Erzählen."

„Herr Lieutenant, Sie haben einen Fehltritt gethan, für welchen ich verantwortlich bin."

„Sehen Sie doch! Wir haben schon seit langer Zeit gemeinschaftlich gehandelt."

„Keinen Scherz jetzt! Ihren Degen, wenn ich bitten dar."

„Mitka, meinen Degen!"

Mitka brachte den Degen.

III.

Nachdem ich das gethan hatte, was meine Pflicht war, setzte ich mich auf das Kanapee und sagte:

„Gregor Alexandrowitsch, gestehen Sie, daß Sie nichts Gutes vorgenommen haben."

„Und worin besteht mein Unrecht?"

„Sie haben damit Unrecht gethan, daß Sie Bela entführten. — Verwünscht sei Azamat! Gestehen Sie wenigstens, daß Sie Böses gethan haben."

„Ich habe Gutes gethan, denn das Mädchen gefällt mir."

Was konnte ich darauf antworten? — Ich blieb erstaunt neben ihm sitzen, erklärte ihm aber, daß er Bela werde ausliefern müssen, wenn ihr Vater dieselbe zurückverlangte.

„Wirklich!" sagte Petschorin.

„Wenn er nun erfährt, daß sie hier ist?"

„Wie sollte er das erfahren?"

Ich wußte nichts zu antworten.

„Hören Sie, Maximian Maximitsch," nahm er wieder das Wort und erhob sich ein wenig; „Sie sind sicherlich ein rechtschaffener Mann und können also nicht wollen, daß Bela an ihren Vater zurückgegeben werde. Erhielte er das Mädchen zurück, so würde er es erdolchen oder verkaufen. Die Sache ist einmal geschehen! Lassen Sie mich die Tscherkessin heirathen und Sie behalten meinen Degen."

„Lassen Sie mich wenigstens das Mädchen sehen," sagte ich.

„Sie ist in dem Nebenzimmer; allein für den Augenblick würde man vergebens versuchen, mit ihr zu sprechen. Sie hat sich in eine Ecke gekauert und das Gesicht mit ihrem Schleier verhüllt. Sie ist scheu, wie ein Reh. Ich habe eine Frau zu ihr geschickt, welche tartarisch spricht, und dieselbe beauftragt, sie zu besänftigen und an die Idee zu gewöhnen, daß sie fortan mir angehört, — denn sie wird meine Gattin und soll nimmer einem Andern angehören als mir," schloß er dann und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Ich gab endlich nach. Was sollte ich auch thun? Es gibt solche Leute, mit denen man vergebens streitet und kämpft, weil man endlich doch jedesmal genöthigt ist, ihren Meinungen beizutreten.

Ueberdies war es nicht nöthig, auf die Zärtlichkeit der Familie viel Rücksicht zu nehmen.

Die Zärtlichkeit des Bruders haben wir bereits kennen gelernt und wessen der Vater fähig gewesen sein würde, das mag Gott wissen.

Was Bela's Vaterlandsliebe betraf, so konnte sie ja von dem Fort aus ihre heimischen Gebirge sehen, und das ist für dergleichen Personen ausreichend.

Ueberdies hatte Petschorin täglich irgend ein neues Geschenk für sie.

Während der ersten Tage wies sie Alles mit Stolz zurück, und die Geschenke verblieben ihrer Gesellschafterin, welche dadurch nur zu größerem Eifer angespornt wurde.

Mit Geschenken kann man fast überall sein Ziel erreichen.

Indeß dauerte der Kampf lange, so lange, daß Petschorin Zeit hatte, das Tartarische zu erlernen und sie, sich mit dem Russischen vertraut zu machen.

Allmälig gewöhnte sie sich dabei an Petschorin's Gegenwart; bisweilen betrachtete sie ihn sogar mit verstohlenen Blicken; allein ihre Trauer wollte darum noch immer nicht schwinden.

Wenn sie mit leiser Stimme irgend ein Lied ihrer Heimat sang, dann geschah das mit einem so melancholischen Ausdrucke, daß ich mich vollkommen gerührt fühlte, wenn ich ihren Gesang von dem Nebenzimmer aus hörte.

Eines Tages war ich Zeuge eines Auftritts, den ich nimmer vergessen werde.

Ich ging an ihrem Fenster vorüber, welches offen stand.

Sie saß mit gesenktem Antlitz auf einer Bank und Petschorin stand vor ihr.

„Höre, meine Peri!" sagte er zu ihr, „was hast Du davon, mich zu martern, da Du doch früher oder später meine Gattin werden mußt? Wenn Du Dein Herz bereits irgend einem Tscherkessen geschenkt hast, so rede und ich werde Dir auf der Stelle die Freiheit geben.

Das junge Mädchen schüttelte auf eine fast unmerkliche Weise den Kopf.

„Vielleicht fühlst Du eine unüberwindliche Abneigung gegen mich?"

Sie antwortete nur mit einem Seufzer.

„Fürchtest Du, gegen Deine Religion zu sündigen, welche Dir vielleicht verbietet, mich

zu lieben? — Glaube mir, Allah ist der gemeinschaftliche Vater aller Völker, — da er mir erlaubt, Dich zu lieben, so kann er unmöglich darüber zürnen, wenn Du mir Gegenliebe schenkst."

Wie von einem neuen Ideengange ergriffen, richtete sie bei diesen Worten auf Petschorin einen Blick, in welchem sich die Qualen des Zweifels und die Sehnsucht nach Ueberzeugung aussprachen.

Ihre Augen leuchteten dabei gleich Flammen.

„Höre, Bela!" fuhr er darauf fort, „Du weißt, wie heiß ich Dich liebe! Ich würde Alles in der Welt darum geben, Dich heiter und glücklich zu sehen. — Wenn Du fortfährst, so traurig zu sein, so werde ich sterben! — Versprich mir, daß Du wenigstens nicht mehr so traurig sein willst!"

Sie war noch immer nachdenkend und betrachtete ihn mit festen Blicken.

Endlich nahmen ihre Züge einen lächelnden Ausdruck an und sie nickte auf eine fast schmeichelhafte Weise.

Petschorin hatte ihre Hand ergriffen.

Sie suchte ihm bittend die Hand zu entziehen und man kann sich nichts denken, was an Anmuth dem Ausdruck ihrer Bitten hätte gleichkommen können.

Sie zitterte, sie weinte.

„Ich bin Deine Gefangene, Deine Sklavin," sagte sie; „ohne Zweifel kannst Du Gewalt gegen mich anwenden — aber Du wirst das nicht thun."

Und sie weinte noch heftiger.

Gregor Alexandrowitsch schlug sich vor die Stirn und eilte in das andere Zimmer.

Ich trat zu ihm ein.

Er war verstimmt und ging auf und ab, während er die Arme über die Brust kreuzte.

„Nun?" fragte ich ihn.

„Das ist ein Satan, aber kein Weib! Allein ich werde dennoch siegen! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf!"

Ich schüttelte den Kopf.

Wollen Sie wetten, daß ich binnen acht Tagen das Jawort Bela's besitze?"

„Ich nehme die Wette an."

Er reichte mir die Hand, ich schlug ein und ging dann. (Forts. f.)

Mannichfaltiges.

Die beiden siamesischen Zwillinge, Chang und Eng, die sich am Ende der zwanziger und Anfangs der dreißiger Jahre in Europa anstaunen ließen, sich aber später von den Geschäften zurückzogen und in Nordcarolina als Farmer niedergelassen haben, scheinen, nachdem sie 59 Jahre alt geworden, ein längeres Mit- oder Aneinanderleben müde zu sei. Sie beabsichtigen nämlich eine Reise nach Berlin zu machen und zwar zum Zwecke einer Operation. Die Herren Zwillinge hatten sich vor längerer Zeit unter das eheliche Joch gebeugt, sie heiratheten zwei Schwestern und wurden jeder Vater von neun Kindern.

Ein Wiener Witzblatt gibt gegenüber dem famosen „Schützenfestreden-Ueberwachungskomite der „schützenfestlichen Resignation" in den heiteren Versen Ausdruck:

„Wir müssen sein ein ruhig Volk von Schießern!
Uns Aller Sympathien zu vergewissern,
Verzichten wir auf alles Kannegießern,
Genießend stillvergnügt mit Wiens Genießern,
Anklingend mit loyalen Backhuhnspießern,
Und „Helf Gott!" sagend vorgesetzten Nießern."

(Wirkungen des Blitzes.) Man schreibt dem „Schwäb. Merkur" aus Ravensburg vom 22. Juli: In voriger Woche zogen sich die Inwohner eines Hofes bei Nußdorf, durch ein Gewitter veranlaßt, in ihr Haus zurück. Der Vater befand sich im oberen Stock, beide Söhne unten, der eine davon am Fenster. Der Blitz schlug in's Haus, warf den Vater zu Boden, erschlug den am Fenster sitzenden Sohn, der andere taumelte zur Thür hinaus. Die Mutter, in der Küche beschäftigt, sprang zu ihrem Mann, fand denselben am Boden liegend, löschte seine Kleider und brachte ihn bis in die Mitte der Stube, wo sie die Kraft verließ; nun hinunter eilend, findet sie den Sohn ausgestreckt ebenso daliegend. Der Vater hat einen handbreiten Brandstreifen an sich hinablaufend, so daß sein Zustand im Anfang bedenklich war, er befindet sich aber jetzt in der Besserung; der Sohn hat ein Loch in der Mitte der Stirne, der Strahl fuhr durch den ganzen Leib, natürlich war er augenblicklich todt. Die Spuren am Hause zeigen, daß der Blitz sechsmal hinein- und hinaus fuhr. — Vor Kurzem waren sechs Schnitter bei Baienfurth, eine Stunde von hier, auf dem Felde und stützten beim Herannahen des Gewitters ihre sämmtlichen Sensen im Kreise auf den Boden, so daß dieselben, nachdem sie ihre Kleider darüber gehängt, ein Zelt bildeten, worunter sie sich bargen. Der Blitz schlug nun in diesen Zufluchtsort, und eine der Sensen spaltete einem Mann den Körper von oben bis unten.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 62. Sonntag den 2. August. 1868.

Ein lästiger Schatz.

Mir ward ein großer Schatz zu Theil
Von fabelhaftem Werthe,
Der, von den Weisen recht taxirt,
Wohl Rothschild's Kassen leerte.

Und diesen Schatz erwarb ich mir
Durch eitles Thun und Dichten,
So werthlos, wie ein Kartenhaus,
Das Kinder sich errichten.

Doch gäb' ich gern den Schatz zurück
Und möchte Meilen laufen,
Um mir den schlechten Einkaufspreis
Dafür zurück zu kaufen.

Wer gibt mir wohl die Kaufgebühr,
Daß ich den Schatz ihm reiche?
Erfahrung — ja, so heißt mein Schatz,
Erkauft durch — dumme Streiche!

Bela.

Eine Erzählung aus dem Kaukasus.
(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage sandte er einen besondern Boten nach Kizliar, damit er dort verschiedene Einkäufe mache.

Es waren das verschiedene persische Stoffe, die einen stets reicher als die anderen, doch will ich mir die Aufzählung derselben ersparen.

„Maximian Maximitsch," sagte Petschorin zu mir, als er mir die Geschenke zeigte, „glauben Sie, daß eine asiatische Schönheit einem solchen Glanze werde widerstehen können?"

„Sie kennen die Tscherkessinnen noch nicht," antwortete ich ihm; „sie sind ganz anders, als die Georgierinnen und die tartarischen Weiber jenseits des Kaukasus. — Man darf sich in ihnen nicht täuschen. Sie haben ihre Grundsätze und werden auf eine besondere Weise erzogen."

Petschorin lächelte und pfiff einen Marsch. Der Erfolg bewies, daß ich Recht hatte.

Die Geschenke brachten nur einen Theil der Wirkung hervor, welche er von ihnen gehofft hatte.

Bela zeigte sich wieder ungeberdig, sie hatte ein größeres Vertrauen gewonnen, allein das war Alles!

Gereizt durch diesen Widerstand, nahm Petschorin seine Zuflucht zu einem letzten Mittel.

Eines Morgens ließ er sein Pferd satteln, kleidete sich nach Weise der Tscherkessen und trat dann in vollständiger Rüstung bei Bela ein.

„Bela!" sagte er zu ihr, „ich hatte den Entschluß gefaßt, Dich zu entführen, weil ich hoffte, daß Du meine Liebe durch Gegenliebe erwiedern würdest, sobald Du mich kennen gelernt hättest. — Ich habe mich getäuscht! — Leb wohl! — Ich hinterlasse Dir Alles, was ich besitze. Wenn Du zu Deinem Vater zurückkehren willst, so steht Dir das frei. Ich bin in Deinen Augen schuldig und werde mich selbst dafür bestrafen. Leb wohl! Ich entferne mich — ohne zu wissen, wohin? Allein was kümmert es mich auch, wohin ich komme! — Vielleicht werde ich bald von diesem Dasein befreit werden, indem ich mich den Kugeln und Dolchen der Feinde aussetze. Und wenn ich dann nicht mehr sein werde, Bela, so denke wenigstens bisweilen an mich und schenke mir Deine Verzeihung!"

Und er reichte ihr seine Hand, indem er sein Haupt abwandte.

Sie schien regungslos und schwieg.

Ich betrachtete sie aus dem Nebenzimmer durch eine Spalte der Thür.

Sie war so bleich, daß man Mitleid fühlen mußte.

Da Petschorin keine Antwort erhielt, so that er einige Schritte, als wollte er gehen.

Er zitterte, denn er war der Mann, im Ernst das auszuführen, was er Anfangs als einen Scherz betrachtet hatte.

Sein Charakter war nicht zu enträthseln.

Schon stand er an der Thür.

Da sprang sie mit einem Male auf und warf sich an seinen Hals. Sie weinte laut.

Denken Sie sich, daß ich so kindisch war, bei dieser Scene selbst zu weinen?

Ich gestehe, daß ich in jenem Augenblicke tief bedauerte, nie in einem solchen Grade von einem Weibe geliebt zu sein.

Petschorin hatte sein Ziel erreicht, sie gestand, daß sie bereits an jenem Tage, als sie ihn bei ihrem Vater gesehen, Liebe zu ihm ge-

fühlt, daß sie seitdem oft an ihn gedacht und daß noch nie ein Mann einen solchen Eindruck auf sie hervorgebracht habe.

Ja, die Beiden waren glücklich.

Am Nachmittage wurden sie durch unsern alten Popen feierlich getraut.

Was den alten Fürsten betraf, so mochte er wohl einigen Verdacht gehegt haben, daß sich seine Tochter im Fort befände, allein er hatte keine Zeit mehr, sich über seinen Verdacht Gewißheit zu verschaffen.

Wenige Tage später erfuhren wir nämlich, daß der Greis ermordet sei.

Das war auf folgende Weise gekommen:

Kazbitsch hatte die Meinung gefaßt, daß Azamat, als er ihm sein Pferd raubte, im Einverständnisse mit seinem Vater gehandelt habe.

Eines Tages paßte er demselben daher drei Werste vom Aul auf.

Der Fürst kehrte aber nach dem Aul zurück, nachdem er fruchtlose Bemühungen gemacht hatte, seine verschwundenen Kinder wieder zu finden. Seine Begleiter waren zurückgeblieben.

Es begann dunkel zu werden.

Der alte Fürst ritt im Schritt und war in tiefe, wehmüthige Gedanken versunken.

Da schoß Kazbitsch plötzlich gleich einer wilden Katze aus dem Walde hervor, sprang hinter dem Greise in den Sattel, durchbohrte den Unglücklichen mit seinem Dolche, warf ihn zur Erde hinab, ergriff die Zügel und entfloh dann in gestrecktem Galopp.

Einige Uzdens, welche von dem Hügel herab Alles gesehen hatten, verfolgten ihn, allein er hatte einen zu großen Vorsprung und gewann bald die Schluchten des Gebirges.

VI.

So weit erzählte mein Gast, der Hauptmann.

„Das war zu gleicher Zeit eine Rache, die Kazbitsch ausübte, und eine Schadloshaltung," sagte ich zu dem Officier, um ihn im Athem zu erhalten.

„Ohne Zweifel," erwiederte er; „wenn man die Sache von ihrem richtigen Standpunkte aus betrachtet, so befand sich Kazbitsch vollkommen in seinem Rechte."

Diese Bemerkung überraschte mich unwillkürlich; ich bewunderte die Gewandtheit des Russen, sich in die Sitten und Vorurtheile der Völker zu fügen, in deren Mitte er sich befindet.

Allerdings weiß ich nicht, ob diese Gewandtheit ihm zum Lobe gereicht, allein sie beweist mindestens die ungemeine Schmiegsamkeit seiner Natur und seine gesunde Würdigung der Dinge, welche ihn veranlaßt, das Böse allenthalben zu entschuldigen, wo es eine Folge der Nothwendigkeit ist, und es ohne Murren zu erdulden, wenn es nicht vermieden werden kann.

Wir hatten unsern Thee ausgetrunken, und die bereits seit langer Zeit angespannten Pferde scharrten ungeduldig mit ihren Hufen den Schnee hinweg.

Der Mond erbleichte im Westen, bereit, hinter den Wolken zu versinken, welche den Fetzen eines weiten, zerrissenen Vorhanges gleich, über den Höhen schwebten.

Wir verließen die Hütte.

Das Wetter schien nämlich auf die Vorhersage des Officiers keine Rücksicht genommen, sondern sich aufgeklärt zu haben, und einen schönen Morgen zu verheißen.

Die Sterne gestalteten sich zu wunderlichen Gruppen am Horizont und erloschen einer nach dem andern in dem Maße, als sich der lichte Schein der aufgehenden Sonne über das Azur des Himmels ausbreitete und die vom jungfräulichen Schnee ewig gekrönten Höhen erleuchtete.

Zur Rechten und zur Linken verlor sich der Blick in den geheimnißvollen Tiefen der Abgründe.

Die Nebelmassen, welche sich übereinander rollten und riesigen Schlangen gleich entfalteten, schwebten zwischen den Rissen der Felsen hindurch den Abgründen zu und schienen sich der Annäherung des Tages entziehen zu wollen.

Der Anblick, welchen diese reiche und großartige Natur gewährte, war gleichsam der Ausdruck einer religiösen Ruhe.

Nur in Zwischenräumen erhob sich ein frischer Wind von Osten und bewegte die mit Reif bedeckten Mähnen unserer Pferde.

Wir fuhren ab.

Fünf schlechte Mähren zogen nur mit äußerster Mühe unsern Wagen auf dem unebenen Wege fort, der nach Gut-Gora führt.

Wir folgten zu Fuß und legten von Zeit zu Zeit Steine unter die Räder unserer Wagen, wenn die Pferde auf dem steilen Wege, welchen wir zurücklegen mußten, ruhten.

Man hätte meinen sollen, dieser Weg führe in den Himmel. So weit man denselben zu übersehen vermochte, führte er noch immer bergan und schien sich bis in die Wolken zu erheben, welche seit dem gestrigen Tage auf dem Scheitel der Berge ruhten, den Milanen gleich, welche auf ihre Beute lauern.

Der Schnee knirschte unter unseren Füßen, die Luft war in einem solchen Grade dünn geworden, daß wir kaum noch zu athmen vermochten; in jedem Augenblicke strömte das Blut stärker nach meinem Kopfe, und dennoch erfüllte mich ein unbeschreibliches Gefühl des besten Wohlseins.

Es bereitete mir eine gewisse Wollust, aus

einer solchen Höhe die Welt unter meinen Füßen zu sehen.

Es war das allerdings eine kindische Freude, aber sobald sich der Mensch aus den Fesseln der socialen Welt entfernt, um sich der Natur wieder zu nähern, wird er trotz seinem Willen auch wieder zum Kinde.

Dann wirft die Seele Alles von sich, was erkünstelt ist, sie strebt danach, sich in die ursprünglichen Bedingungen zurückzuversetzen und wird auch gleich mir das Bedürfniß fühlen, mit den Worte, dem Pinsel oder der Feder diese Scenen von magischem Reiz zu schildern.

Als wir die Höhe des Gut-Gora erreicht hatten, machten wir einen kurzen Halt, um uns nach allen Seiten hin umzuschauen.

Eine graue Wolke, welche über dem Berge schwebte, durchschauerte uns mit ihrem eisigen Athem, und kündete ein nahes Unwetter an, allein nach Osten hin strahlte Alles in so lebhaften und goldigen Farben, daß wir jenes Gewölk und seine Drohung bisher vergessen hatten.

Ich sage „wir", denn der Hauptmann war eben so entzückt, wie ich selbst.

Ich glaube sogar, daß die großen und erhabenen Scenen der Natur auf einfache Herzen eine Wirkung hervorbringen, die weniger auf Ueberlegung beruht, aber darum um so mächtiger das Innere ergreift.

„Sie sind an diese prachtvollen Gemälde gewöhnt?" fragte ich meinen Gefährten.

„Ja, wie man sich an das Pfeifen der Kugeln gewöhnt, wie man sich daran gewöhnt, die unwillkürlichen Aufreizungen des Herzens zu bewältigen."

„Dennoch sagt man, daß das Pfeifen der Kugeln für alte Soldaten gewissermaßen angenehme Musik sei.

„Eingeräumt — aber nur, weil das Herz schneller schlägt, als gewöhnlich. Schauen Sie dort nach Osten, was für eine Landschaft!"

Und in der That ist jenes Panorama von unvergleichlicher Schönheit.

Unter uns entfaltete sich das Thal von Koitaur, durch welches, zwei silbernen Bändern gleich, die Aragva und noch ein zweites Flüßchen sich schlängelten.

Auf den Berghängen, welche das Thal einschlossen, ruhte ein bläuliches Gewölk; zur Rechten und zur Linken erstreckten sich zackige Felsenriffe, die theils von Schnee bedeckt, theils von Baumgruppen gekrönt waren; aus einiger Ferne gewährten dieselben in Folge der perspectivischen Verschmelzungen das Aussehen zweier einander ähnlichen Felsenkämme.

Die Sonne begann hinter den Gipfeln zu erscheinen, welche man kaum durch ihre Nebelhülle unterschied, aber über derselben breitete sich eine blutrothe Wolkenschicht aus, welche vorzugsweise die Aufmerksamkeit meines Reisegefährten auf sich zog.

„Ich sagte es Ihnen bereits," versetzte er plötzlich, „daß wir heute ein Unwetter zu erwarten haben würden. Wir müssen uns wohl zusammennehmen, wenn wir nicht auf dem Krestowoi von demselben überrascht werden wollen. Wohlauf! Ihr dort! Rührt Euch!" rief er dann den Führern unserer Zugthiere zu.

Wir hemmten die Räder unsrer Wagen, damit uns kein Unfall betreffe, denn der Weg begann bergab zu gehen.

Zu unserer Rechten floß ein Bergwasser, und zur Linken hatten wir einen Abgrund, welcher so tief war, daß ein Dorf der Osseten, welches uns in der Falte des Thales sichtbar wurde, einem Schwalbenneste glich.

(Fortsetzung folgt.)

Einmachen der Früchte und ihre Verarbeitung zu Getränken.

Da die Zeit des Einmachens der Früchte herangekommen ist, dürfte es für die Hausfrauen nicht ohne Werth sein, einige Notizen über den Gehalt der verschiedenen Früchte an Säure und Zucker und den Unterschied, der zwischen den einzelnen Sorten sich zeigt, an der Hand zu haben. Die Wirkung des Zuckers beim Einmachen beruht darauf, daß ganz concentrirte Zuckerlösung begierig Wasser anzieht, also das in den Früchten enthaltene Wasser denselben entzieht, wodurch dann die Möglichkeit der Fäulniß wegfällt. Wenn nun auch die Menge des Zuckers, der in diesen Früchten enthalten ist, klein erscheint, verglichen mit der Menge, die zugesetzt werden muß, um die Früchte zu conserviren, so ist doch sicher, daß, je weniger Zucker eine Frucht enthält, und je mehr Säure darin enthalten ist, um so mehr Zucker zugesetzt werden muß, um den sauren Geschmack zu verdecken und den gewünschten Grad von Süßigkeit zu erreichen. In folgenden Tabellen sind die Untersuchungsresultate von verschiedenen geringeren Jahrgängen in Durchschnittszahlen zusammengestellt und ist dabei nur noch zu bemerken, daß sich die Zahlen auf die ganze Frucht und nicht auf den ausgepreßten Saft beziehen.

Zuckergehalt.

Pfirsiche	enthalten	1,9 *)	Procent	Zucker
Aprikosen	"	1,8	"	"
Pflaumen	"	2,1	"	"
Reineclauden	"	3,1	"	"
Mirabellen	"	3,6	"	"

*) Die kleineren Zahlen bedeuten Zehntel.

Himbeeren	enthalten	4	Procent	Zucker
Brombeeren	"	4,4	"	"
Erdbeeren	"	5,7	"	"
Heidelbeeren	"	5,7	"	"
Johannisbeeren	"	6,1	"	"
Zwetschen	"	6,3	"	"
Stachelbeeren	"	7,2	"	"
Rothbirnen	"	7,5	"	"
Aepfel	"	8,1	"	"
Weichselkirschen	"	8,8	"	"
Maulbeeren	"	9,2	"	"
Süße Kirschen	"	10,8	"	"
Trauben	"	15	"	"

Säuregehalt

ist nicht nach Procenten, sondern nach Tausendsteln (pro mille) angegeben und gleichfalls steigend geordnet:

Rothbirnen	enthalten	7	pro	mille
Mirabellen	"	5,8	"	"
Süße Kirschen	"	6,2	"	"
Pfirsiche	"	6,7	"	"
Trauben	"	7,4	"	"
Aepfel	"	7,5	"	"
Zwetschen	"	8,0	"	"
Reineclauden	"	9,1	"	"
Aprikosen	"	10,9	"	"
Brombeeren	"	11,0	"	"
Weichselkirschen	"	12,0	"	"
Pflaumen	"	13	"	"
Erdbeeren	"	13,1	"	"
Heidelbeeren	"	13,4	"	"
Stachelbeeren	"	14,0	"	"
Himbeeren	"	14,5	"	"
Maulbeeren	"	18,6	"	"

Aus solchen Angaben ist leicht ersichtlich, mit welchen Früchten, unter denen man zu wählen hat, man am billigsten fährt. Johannisbeeren z. B. bedürfen wegen ihres geringen Zucker- und größeren Säuregehaltes mehr Zuckerzusatz, als Stachelbeeren oder Kirschen, und es werden daraus auch die in den Recepten der Kochbücher für die verschiedenen Früchtesorten vorgeschriebenen verschiedenen Zuckermengen erklärlich.

Es sind dies aber wie gesagt, blos Durchschnittswerthe; in einem guten Jahrgange ist dieselbe Frucht reicher an Zucker und ärmer an Säure, in einem schlechten ärmer an Zucker und reicher an Säure; in letzterem Falle muß der Zuckerzusatz vermehrt werden. Der Geschmack wird hier der richtige Leiter sein. Im Allgemeinen ist zu empfehlen, an Zucker nicht zu sparen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß weingeistige Gährung eintritt, und daß dann doch, um diese zu unterbrechen, unter erneutem Zuckerzusatz wieder eingekocht werden muß; denn nur eine ganz concentrirte Zuckerlösung gährt nicht.

Von den oben angeführten Früchten werden Johannisbeeren und Stachelbeeren von den Hausfrauen auch noch zur Darstellung von vergohrenen Getränken benützt. Der reine Saft derselben kann kein gutes Getränk liefern, weil er zu wenig Zucker und zu viel Säure enthält, deßhalb verdünnt man ihn mit Wasser und setzt eine entsprechende Menge Zucker zu. Folgendes Recept liefert einen ganz guten und kräftigen Wein: auf zwanzig Schoppen Saft nehme vierzig Schoppen Wasser, in welchem zehn Pfund guter Hutzucker aufgelöst worden sind und lasse die Flüssigkeit wie gewöhnlichen Wein gähren. Nimmt man auf dieselbe Menge Flüssigkeit 15 bis 16 Pfund Zucker, so bekommt der Wein dadurch ein äußerst feines Bouquet. Gelegentlich sei hier bemerkt, daß die Frauen die ersten waren, die das „Gallisiren" praktisch betrieben. So beliebt ihr Produkt allgemein ist, so ist doch die Anwendung desselben Verfahrens beim Traubensaft, und wäre er noch so sauer, sonderbarer Weise noch immer sehr verpönt.

Hauptsächlich sind es die Johannisbeeren, die bei uns zur Herstellung von Wein benutzt werden, während man den sonst so geschätzten Stachelbeerwein kaum dem Namen nach kennt. Und doch eignen sich die Stachelbeeren, die in so großen Mengen gezogen werden, viel besser zu diesem Zweck, als die Johannisbeeren, was wieder aus obiger Tabelle ersichtlich ist, da sie über ein Procent Zucker mehr und beinahe zwei pro mille Säure weniger enthalten, also weniger Zucker erfordern, als diese. In der Johannisbeere kommen auf 1 Theil Säure 3 Theile Zucker, in der Stachelbeere auf dieselbe Menge Säure 5 Theile Zucker. Ueberdies hat der aus Stachelbeeren erzeugte Wein einen viel feineren Geschmack als der aus Johannisbeeren; allerdings wird der Stachelbeerwein erst nach mehreren Jahren vollständig reif, was bei dem Johannisbeerwein nicht in gleichem Grade der Fall ist.

Für die Gewinnung der Säfte, auch derer, die süß bleiben sollen (Himbeersaft ꝛc.) ist noch anzuführen, daß das Auspressen ungemein leichter und vollständiger von Statten geht, wenn man die zerquetschten Früchte ein paar Tage stehen läßt, bis eine leichte Gährung eingetreten ist; es trennt sich dann der Saft leichter von dem Marke. Durch das darauf folgende Einkochen mit Zucker wird die Gährung wieder unterbrochen, wie auch alle eingemachten Früchte, die etwa in Gährung gerathen sind, durch Aufkochen mit Zucker wieder haltbar gemacht werden können.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 63. Donnerstag den 6. August 1868.

„Gedenke mein!"

Wie könnt' ich dich vergessen,
Ich denk' ja stündlich dein!
Vergißt der Tag die Sonne,
Die Nacht den Sternenschein?

Vergessen wohl die Firnen
Die Quellen rings umher?
Vergessen Flüss' und Ströme
Wohl je das weite Meer?

Vergessen wohl die Schwalben
Des Südens milde Au,
Vergißt denn seine Blumen
Wohl je der Morgenthau?

Wie könnt' ich dich vergessen,
Da du so lieb mir bist!
Sag' mir, ob je die Lerche
Ihr Jubellied vergißt?

Vergisset denn der Frühling,
Der Wonnemont zumal,
Den Duft der Rosenblüthen,
Den Sang der Nachtigall?

So wenn ich dein gedenke,
Ein Mai in mir erwacht;
Es tönt von Nachtigallen,
Es blüht von Rosenpracht!

Und eine Lerche schwinget
Sich jubelnd aus der Brust,
Sie möcht' zu dir, zum Himmel,
Zu neuer Liebeslust.

Bela.

Eine Erzählung aus dem Kaukasus.
(Fortsetzung.)

Ich konnte mich eines Schauders nicht erwehren, als ich bedachte, daß der kaiserliche Courrier zehnmal im Jahre, mitten in der Nacht diesen an so grausigem Abgrunde hinführenden Weg zurücklege.

Der eine von unseren Fuhrleuten war ein russischer Bauer aus der Gegend von Jaroslaw, der andere ein Ossete.

Der letztere hielt sein Deichselpferd am Zügel, nachdem er aus Vorsicht die auf der Wildbahn laufenden Pferde abgespannt hatte.

Was den Russen betraf, so hatte er sich nicht einmal die Mühe genommen, von seinem Sitze zu steigen.

Ich machte die Bemerkung gegen ihn, daß etwas mehr Vorsicht gar nicht werde schaden können, denn obgleich ich nur meinen Mantelsack auf dem Wagen hatte, so fühlte ich doch keine Lust, denselben aus dem Abgrunde heraufzuholen.

„Bah," antwortete er mir, „mit Gottes Gnade werden wir eben so glücklich hinunterkommen, wie der Ossete und so viele Andere!"

Er hatte Recht: wir kamen glücklich hinunter! Eben so gut hätte der Wagen sammt den Pferden in den Abgrund stürzen können, aber es geschah das nicht!

Sollte nicht eine solche Gleichgültigkeit die höchste Vernunft sein? Und ist das Leben wirklich so viele Sorge und Besorgniß werth?

Vielleicht wird der Leser meine Bemerkungen und Beschreibungen verwünschen und meinen, daß es gescheidter sein würde, wenn ich das Ende von Bela erzählte.

Allein zunächst bitte ich denselben, zu bedenken, daß ich nicht eine Novelle schreibe, sondern einen ganz einfachen Reisebericht.

Es hing nicht von mir ab, daß der Hauptmann seine Erzählung fortsetzte.

Also ein wenig Geduld, wenn man es nicht etwa vorzieht, ein paar Spalten zu überspringen, was ich jedoch Niemandem rathe, weil der Krestowoi, oder wie ihn der gelehrte Gamba nennt, der Berg Sanct Christoph, der Aufmerksamkeit nicht unwürdig ist.

Wir setzten unsern Weg über die Abdachung des Gut-Gora hinab nach dem Teufelsthale fort. Vielleicht denken sich meine Leser, verleitet durch diese romantische Benennung, unter jenem Theile eine von unzugänglichen Felsen umgebene, des Geistes der Finsterniß würdige Schlucht?

Weit gefehlt!

„Dort ist der Krestowoi!" sagte der Hauptmann zu mir, als wir in das Thal hinabgelangten und zeigte mir einen mit Schnee bedeckten Hügel, auf dessen Höhe sich ein schwarzes Steinkreuz erhob.

Um den Hügel herum schlängelt sich ein Weg, den man nur mit Mühe bemerkt und dem man folgt, wenn die gewöhnliche Straße mit Schnee überdeckt ist.

Unsere Fuhrleute machten uns darauf aufmerksam, daß durchaus keine Bahn durch den Schnee gebrochen sei, und lenkten daher auf den Umweg, damit sie die Pferde schonten.

Beim Beginn des Abhanges trafen wir einige Osseten, welche uns ihre Dienste anboten und unter lautem Geschrei anfingen, unsern Wagen bald zu ziehen, bald zu halten.

Der Weg war aber auch wahrhaft gefahrvoll: zu unsrer Rechten hingen Schneemassen, welche bei dem ersten Windstoße herabzustürzen drohten.

Dabei war der Weg schmal und bedeckt mit einem Schnee, welcher sich unter den Füßen ballte, während er an anderen Stellen durch die Wirkung der Sonne und die hinterher wieder erfolgte Erkaltung der Atmosphäre in Eis verwandelt worden war, so daß wir also nur unter den größten Schwierigkeiten vorwärts kommen konnten.

Die Pferde glitten aus und stürzten nieder.

In dem tiefen Graben zu unserer Linken brauste ein Bergbach, der an manchen Stellen von Eis überdeckt war, an anderen sich schäumend gegen düster gefärbte Klippen brach.

Wir brachten zwei volle Stunden zu, um diese Höhe hinan zu kommen, eine halbe Wegstunde in zwei Stunden!

Plötzlich sandte das Gewölk, welches schon lange gedroht hatte, einen Wirbel von Graupeln und Schnee auf uns nieder, der Wind heulte wüthend, indem er sich in den Schluchten des Berges fing, und bald war das Kreuz in einem Nebel verschwunden, der, immer dichter werdend, vom Morgen her auf uns zu rückte.

Was das erwähnte Kreuz betrifft, so behauptet eine ziemlich wunderliche, aber sehr verbreitete Sage, daß Peter I. dasselbe errichtet habe, als er einst bis in den Kaukasus vorgedrungen sei.

Zunächst ist Peter I. nie über Daghestan hinausgekommen, und außerdem kündet eine mit großen Lettern eingegrabene Inschrift an, daß es 1824 auf Yermoloffs Befehl errichtet wurde. Die Sage ist aber, unbekümmert um das Zeugniß, welches der Stein selbst gibt, so allgemein verbreitet, daß man kaum wagen darf, derselben zu widersprechen.

Wir hatten noch fünf Viertelstunden abwärts auf einem steinigen, bald von Glatteis überzogenen, bald von Schneewehen überschütteten Weg zurückzulegen, ehe wir die Station Kobi erreichen konnten.

Unsere Pferde waren ermattet und wir selbst von Frost durchkältet.

Die Wuth des Orkans mehrte sich noch immer. Es war ein Unwetter, wie man es nur in dem nördlichsten Rußland gewohnt ist, aber die Stimme des Sturmes klang noch trauriger und klagender als dort.

„O schneebeladener Orkan!“ rief ich aus, „du beweinst die Steppe, auf der du geboren wurdest! Dort konntest du wenigstens frei deine eisigen Schwingen ausbreiten, allein hier fehlt dir der Raum, gleich einem Adler, welcher schreiend gegen die Eisenstäbe seines Käfigs stößt!“

„Das geht schlecht!“ sagte der Hauptmann. „Man bemerkt auf allen Seiten nur Nebel und Schnee. Wir haben die angenehme Wahl zwischen einem Sturz in den Abgrund oder in das Bergwasser. Bei einem Sturze in das Letztere würde man wenigstens weiter unten wieder hervorkommen können, aber angenehm wäre das Bad in der kalten Baidara gewiß nicht. So ist es in Asien! Die Natur ist wie die Menschen; man darf der einen so wenig trauen wie der anderen.“

Unsere Fuhrleute fluchten und schlugen auf die Pferde, welche durchaus nicht mehr vorwärts wollten.

Endlich sagte einer derselben zu dem Hauptmann:

„Der Herr Officier erkennt ohne Zweifel selbst, daß es heute nicht mehr möglich ist, nach Kobi zu gelangen. Wollen Sie uns nicht den Befehl geben, rechts ab zu fahren; es zeigt sich dort an dem Hange ein schwarzer Punkt — wahrscheinlich sind es einige Hütten, in denen die Reisenden bei einem Unwetter Zuflucht finden. Die Osseten hier sind gegen ein Trinkgeld bereit, uns zu führen.“

„Freund!“ antwortete der Hauptmann, „ich wußte es ohne Dich, daß es nichts gibt, was diese Leute nicht gegen ein Trinkgeld thun sollten.“

„Sie müssen indeß gestehen,“ bemerkte ich gegen ihn, daß es uns ohne diese Leute wahrscheinlich noch schlechter ergangen sein würde.“

„Vorwärts denn,“ brummte der Officier. „Traun! schöne Führer! Sie haben den Instinkt, sich überall einzufinden, wenn es etwas zu ergaunern gibt!“

Wir bogen nach links vom Wege ab und machten so große Anstrengungen, daß wir endlich nach Ueberwindung von Hindernissen und Verlegenheiten jeder Art eine elende Herberge erreichten.

Es waren zwei von Kalk und Bergkieseln erbaute Hütten, umgeben von einer Mauer, die von demselben Material errichtet war.

Die Besitzer dieser traurigen Wohnung gewährten uns die herzlichste Aufnahme.

Ich habe erst später erfahren, daß sie von der Regienung bezahlt und unterhalten werden,

um dafür obdachlose Reisende im Nothfalle zu beherbergen.

„So ist Alles ganz gut," sagte ich zu dem Hauptmann, indem ich mich neben das Feuer setzte. „Nun werden Sie auch Bela's Geschichte wieder aufnehmen, denn dieselbe ist gewiß noch nicht zu Ende."

„Woraus schließen Sie das?" fragte er mich rasch.

Weil mir das höchst unwahrscheinlich vorkommt. Ein solcher Anfang verlangt ein anderes Ende."

„Nun, Sie haben richtig gerathen."

„Das freut mich."

„Mögen Sie sich freuen! Was mich betrifft, so blutet mir das Herz, wenn ich an das Ende der Geschichte denke."

Und er setzte seine Erzählung fort.

* * *

Die arme Bela war ein reizendes und schönes Geschöpf.

Ich war soweit gekommen, daß ich sie gleich einer Tochter liebte, und sie bewies dafür Vertrauen und Freundschaft gegen mich.

Sie müssen wissen, daß ich keine Familie habe. Seit zwölf Jahren habe ich keine Nachricht von meinem Vater und meiner Mutter erhalten.

An eine Verheirathung habe ich während meiner jungen Jahre noch nicht gedacht, und jetzt bin ich, wie Sie einsehen werden, zu einer solchen Narrheit zu alt.

Ich war daher entzückt, Jemand gefunden zu haben, den ich lieben konnte.

Bald sang sie uns Romanzen, oder tanzte vor uns den lesghischen Tanz.

Und sie hätten sie tanzen sehen sollen!

Ich habe unsere eleganten Damen in der Provinz kennen gelernt; einmal befand ich mich sogar in Moskau in der großen Welt, es ist das etwa zwanzig Jahre her, allein welch ein Unterschied.

Petschorin schmückte seine Geliebte, wie eine Puppe; er war den ganzen Tag für sie besorgt und liebte sie endlos, während ihre Schönheit sich auf wundersame Weise entfaltete.

Der Sonnenbrand verschwand von ihrem Antlitz und ihren Händen, und ihre Wangen wurden von einem lebhaften Rosenroth überzogen.

Dabei spielte das neckische Mädchen mir tausend Possen. Das arme Kind! Gott mag ihr verzeihen!

Den Tod ihres Vaters verschwiegen wir ihr lange Zeit; wir wollten, daß sie sich zuvor mit ihrer neuen Lage vollkommen befreunde.

Erst später erfuhr sie, daß sie eine Waise sei. Sie weinte einige Tage recht schmerzlich; dann ließ sie sich von der Liebe trösten.

Vier Monate lang ging Alles auf das Beste. Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß Petschorin ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd war.

Früher würde er einen ganzen Wald durchpürscht haben, um einen Eber oder ein Reh zu finden, aber seit Bela bei uns war, ging er nicht über das Thal hinaus, welches von dem Fort beherrscht wird.

Eines Tages schien er mir jedoch zerstreut.

Er ging mit träumerischer Miene in seinem Zimmer auf und ab.

Dann begab er sich plötzlich auf die Jagd, ohne irgend Jemand etwas zu sagen, und blieb den ganzen Morgen aus.

Und das wiederholte sich in immer kürzeren Zwischenräumen.

„Ein schlechtes Zeichen!" dachte ich. „Es muß irgend eine schwarze Katze zwischen Beiden hindurchgelaufen sein."

Einst trat ich in seine Wohnung, — es ist mir, als wäre es jetzt erst geschehen.

Bela saß auf dem Kanapee, und zwar so bleich und niedergeschlagen, daß ich bestürzt wurde.

Sie trug ein Kleid von schwarzer Seide.

„Wo ist Petschorin?" fragte ich sie.

„Auf der Jagd."

„Ist er heute gegangen?"

Sie schwieg; es war ihr peinlich, mir eine Antwort zu geben.

„Nein," sagte sie endlich; „er ist seit gestern noch nicht zurückgekehrt."

Dann seufzte sie tief.

„Es wird ihm doch nichts widerfahren sein?" fragte ich sie.

„Gestern," fuhr sie dann weinend fort, „machte ich mir die trübsten Vorstellungen. Ich dachte mir, daß ihn ein wilder Eber verwundet oder ein Tschetschenz ihn als Gefangenen in das Gebirge abgeführt haben könne; allein heute bleibe ich bei einem einzigen Gedanken stehen: er liebt mich nicht mehr!"

„Das, mein liebes Kind, wäre in der That von allen Möglichkeiten die schlimmste."

Und sie weinte von Neuem.

Dann richtete sie mit einem Male stolz ihren Kopf empor und trocknete ihre Thränen.

„Warum sendet er mich nicht nach Hause," fragte sie, „wenn er mich nicht mehr liebt? Zwinge ich ihn etwa, mich zu behalten? Wenn das so fortdauert, so werde ich selbst ihn verlassen? Ich bin nicht seine Sklavin, mein Vater war ein Fürst!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Menaba's Weinbereitungsmethode. Um dem Wein sein ganzes Bouquet und seinen Geistgehalt zu erhalten, hat Menaba die Erfahrung gemacht, daß dieses nur durch eine sehr langsame Gährung zu erlangen sei. Er hat zu diesem Zwecke folgende Methode in seiner Weinwirthschaft eingeführt. Nachdem die Trauben gemostet, wird Alles, Most und Traubenkämme, in das Faß gegeben, welches aber nicht bis an den Rand gefüllt werden darf, sondern bis zu 1/5 des Raumes leer bleiben muß; die Oeffnung wird entweder mit der Thür, wie sie an den Fässern hier und da üblich ist, oder mit einem Pfropf verschlossen; durch diese wird ein 10" langes Rohr eingeführt, an dessen oberem Ende eine Ochsen- oder Kalbsblase angebracht, und sodann alle Ritzen sorgfältig verkittet. Nach 24 Stunden beginnt die Gährung, es entwickelt sich die Kohlensäure, sie dringt in die Blase und dehnt diese am zweiten, dritten, vierten und noch am fünften Tag derart aus, daß man glauben könnte, sie zerplatze. Die Kohlensäure und die wässrigen Dünste entweichen durch die Poren der Blase, das Alkohol, das Aroma, bleibt jedoch zurück; am fünften, höchstens am achten Tage fällt die Blase zusammen und dies gilt als ein Zeichen, daß die tumultuarische Gährung beendet sei und dann kann man den Wein ablassen oder noch besser, bis zum darauffolgenden März ruhig liegen lassen, zu welcher Zeit man einen vollkommen klaren, geistreichen, aromatischen Wein erhält. Nachdem der Wein abgelassen, kann man entweder den im Faß noch vorfindlichen Rest der Trauben pressen, oder einen sehr schwachen Wein darauf schütten, welcher, nach 8—14 Tagen abgelassen, von vorzüglicher Güte ist. Diese Methode, mittelst welcher man im Vergleiche zu anderen wohl weniger, aber dafür einen viel werthvolleren Wein erhält, kann auch bei saueren Trauben angewendet werden; diese aber werden nicht gemostet, sondern im Ganzen in das Faß gegeben und nach erfolgter Gährung bis in den darauf folgenden März ruhig darin gelassen. Auch sonstige Weine, geistige Getränke, können durch diese Methode verbessert werden. Da genügt aber ein kleines Stück Blase, welches den ganzen Sommer auf dem aus dem Fasse herauslangenden Rohr liegen bleibt.

(Ein gewichtiger Fürst!) In dem Schlosse zu Ansbach befindet sich ein Gemälde, dessen Rückseite folgende Aufschrift enthält: „Der durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Georg Friedrich, Markgraf zu Brandenburg ꝛc., ist am Osterdienstag, den 20. April 1603, in Gott hochselig verschieden. Seine Leber hat gewogen 5 Pfund, die Lunge 4 und das Herz 1½ Pfund; der Magen ist zwei Spannen lang gewesen und hat 6 Maß gehalten. Der ganze Leib wog 4 Centner und ist 7 Schuh lang gewesen."

(Wie man in Warschau um seine Beinkleider kommen kann.) Herr Margulies, ein Warschauer Bürger jüdischer Confession, promenirte mit seiner Ehehälfte im „Sächsischen Garten" zu Warschau, und zwar in neuen Beinkleidern. Plötzlich sieht er sich einem Manne gegenüber, der ihn in russischer Sprache ungestüm anfährt und die Beinkleider des Margulies als ihm entwendet reclamirt. Vergebens gab der arme Mann Namen und Adresse seines Schneiders an; er und seine Ehehäfte wurden vors Gericht geschleppt. Hier wurde ein Protocoll aufgenommen, und da der Kläger, wie es sich bei Gericht herausstellte, ein russischer geheimer Polizist war, so wurde die streitige Angelegenheit dahin erledigt, daß Margulies im Gerichtssaale Angesichts seiner Ehehälfte die neuen Hosen ausziehen und ohne Beinkleider von der Promenade heimkehren mußte.

(Hoftracht) Du Chaillu schildert die Tracht am Hofe des Königs Diops folgendermaßen: Der König trug einen Frack (sogenannten Schwalbenschwanz), wie sie unsere Großväter trugen, und sonst weiter nichts; sein Premier ein Hemd ohne Aermel und sonst nichts weiter; der zweite Minister trug ein Halstuch und weiter nichts, der dritte Würdenträger einen Hut und nichts weiter, die Königin dagegen einen Regenschirm und nichts weiter.

(Schweizer Uhrenindustrie.) Man schätzt die Uhrenproduktion von Neuenburg auf jährlich 800,000 Stück im Werth von 35 Millionen Francs, wovon die gute Hälfte Arbeitslohn und Gewinn der 30,000 Arbeiter und Unternehmer ist. In Genf produciren 7000 Arbeiter jährlich 100,000 Uhren, wovon 11/12 goldene, im Werth von 11 Mill. Fr. Waadt und Bern (Jura) verfertigen 300,000 Stück im Werth von 10 Mill. Francs. Zusammen 1,200,000 Stück Uhren im Werth von 55 bis 60 Mill. Francs. Die Hälfte dieser Summe als Arbeitslohn angenommen, ergibt sich für die 60,000 Arbeiter, bei 250,000 Arbeitstagen, ein täglicher Durchschnittsverdienst von 2 Fr.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 64. Sonntag den 9. August. 1868.

Das erste Stelldichein.

Soll ich gehen, soll ich bleiben,
Niemand mehr im Hause wacht,
Tiefe Ruhe herrscht im Garten
Und verschwiegen ist die Nacht.

Durch's Gebüsch nur blickt verstohlen
Noch der blasse Mond herein,
Zitternd auf der Marmorbüste
Spielt sein milder, blauer Schein.

Wie's im Herzen pocht und stürmet,
Freudig, bange, hoffnungsvoll!
Blumen, Sterne, rathet, saget,
Was ich nun beginnen soll!

Zart auf duftigem Papiere
Sandt' er seinen Liebesgruß,
Schrieb: Heut' Nacht im Sternenscheine
Hol' ich mir den ersten Kuß.

Und wie kann ich widerstehen?
Süß verlockend ist die Nacht,
Blumenduft und Sternenschimmer
Fesseln ja mein Herz mit Macht.

Rauscht es dort nicht im Gebüsche?
Sollt' es der Geliebte sein?
Ach! ich träumte, aus dem Schlummer
Schreckte nur ein Vögelein.

Wo nur mag so lang' er weilen?
Mond, verrathe du mich nicht,
Nimm jetzt diesem trauten Plätzchen
Dein so freundlich strahlend Licht!

Horch! ich höre seine Tritte —
Soll ich bleiben, soll ich flieh'n?
Ja, er ist's! — in seine Arme!
Gott der Liebe, segne ihn!

Bela.

Eine Erzählung aus dem Kaukasus.
(Fortsetzung.)

Ich versuchte, sie zu beruhigen.

„Hören Sie, Bela,“ sagte ich zu ihr, „er kann ja nicht den ganzen Tag im Hause bleiben, als wäre er ein Gefangener. Er ist jung, die Jagd belustigt ihn; wenn er geht, so geschieht das nur, um wiederzukommen. — Am sichersten werden sie ihn von sich entfernen, wenn Sie ihn in solcher Weise betrüben.“

„Das ist wahr! Das ist wahr! Nun, ich werde heiter sein.“

Sie ergriff ihre Handpauke und begann zu singen, um mich herum zu tanzen und allerlei Tändeleien zu treiben.

Aber diese Heiterkeit dauerte nicht lange; sie sank bald wieder auf das Kanapee nieder und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

Was konnte ich thun?

Ich habe den Umgang mit Frauen nie verstanden.

Ich quälte mich ab, um ein Mittel zu finden, durch welches ich sie erheitern könnte, allein es wollte mir keins einfallen.

Eine Zeit lang saßen wir einander gegenüber, ohne eine Sylbe vorzubringen Ich kenne nichts Lästigeres, als eine solche Lage.

Endlich fiel es mir ein, sie zu fragen, ob sie nicht einen Lustgang in das Thal mit mir machen wollte.

Es war ein schöner Septembertag; die Luft war heiter, ohne zu warm zu sein, und alle Berge sah man so deutlich, als ob man sie vor sich auf einer Schüssel hätte.

Wir gingen also und lustwandelten schweigend, ohne uns zu weit von dem Fort zu entfernen.

Endlich setzte sich Bela auf den Rasen und ich ließ mich neben ihr nieder.

Es war lächerlich anzusehen: ich bewachte sie, wie eine Amme ihren Säugling.

Das Fort erhob sich auf einer Höhe und man hatte eine prachtvolle Aussicht von dem Thale aus.

Nach der einen Seite hin erstreckte sich eine weite Grasfläche, die nur von unbedeutenden wellenförmigen Erhebungen durchfurcht wurde. Sie endete mit einem Walde, der sich an der ganzen Abdachung des Berges bis auf dessen Höhe hinanzog.

Hier und dort erhob sich der Rauch einiger Dörfer und bisweilen sah man Heerden von Pferden vorüberziehen.

Auf der andern Seite schoß ein kleiner Fluß schnell dahin.

In seinen Wellen spiegelten sich die Strauchgruppen, welche jene Felshänge bis dorthin krönen. wo sie sich mit der großen Kette des Kaukasus vereinigen.

Wir saßen an der Spitze einer Bastion und betrachteten die üppige Landschaft.

Da kam plötzlich ein Reiter aus dem Wald. Er saß auf einem Grauschimmel und hielt an dem entgegengesetzten Ufer des Flusses, etwa zweihundert Schritte von uns.

Dort ließ er sein Pferd wie ein Wahnsinniger im Kreise herumtanzen.

„Ihre Augen sind jünger als die meinigen,“ sagte ich zu Bela; „sehen Sie doch einmal nach jener Seite! Was zum Teufel hat denn der wohl vor?“

„Es ist Kazbitsch!“ rief sie aus.

„Ha! der Schuft! Führt er etwa um unsertwillen dieses Possenspiel auf?“

Ich erkannte ihn bald ebenfalls an seinem braungrauen, tückischen Antlitz und seiner zerlumpten Kleidung.

„Es ist das Pferd meines Vaters!“ sagte Bela, von schmerzlicher Aufregung ergriffen.

Sie zitterte wie ein Espenlaub und ihre Augen schossen Blitze.

„Ei!“ dachte ich; „man sieht, daß das Blut der Bergvölker durch die Adern dieser Kleinen fließt.“

„Komm einmal her!“ rief ich der Schildwache zu. „Nimm deine Flinte und schieße mir den Spitzbuben dort nieder. Einen Silberrubel, wenn Du gut zielst!“

„Soll geschehen, Herr Hauptmann! Aber er bleibt nicht an einer Stelle.“

„Nun, so rufe ihm zu, daß er sich etwas gefälliger erweist.“

„He, Freund!“ rief der Soldat, indem er zugleich mit der Hand winkte; „halte doch einen Augenblick an! Du drehst Dich ja, wie ein Kreisel.“

Auf diese Aufforderung hielt Kazbitsch an, um zu hören, was der Soldat ihm zu sagen habe. Mein Soldat legte an — der Schuß ging los . . .

Gehorsamer Diener! das Pulver hatte noch nicht Zeit gehabt, aufzublitzen, als auch unser Mann schon eine halbe Wendung machte.

Er richtete sich auf den Steigbügeln in die die Höhe, sandte uns eine Begrüßung nach seiner Weise zu und galoppirte dann davon, indem er uns mit seiner Peitsche drohte.

„Das macht Dir keine Ehre!“ sagte ich zu der Schildwache.

„Herr Hauptmann,“ antwortete der Soldat, „bei solchen Leuten genügt ein einziger Schuß nicht.“

Eine Viertelstunde später kehrte Petschorin von der Jagd zurück.

Bela warf sich in seine Arme, ohne eine Klage laut werden zu lassen, ohne ein Wort des Vorwurfs an ihn zu richten.

Was mich betraf, so war ich ernstlich gegen ihn erzürnt.

„Was meinen Sie?“ wandte ich mich an ihn. „Wissen Sie, daß sich Kazbitsch erst vor einem Augenblicke an dem andern Ufer des Flusses gezeigt hat, und daß wir nach ihm geschossen haben? Ist das nicht äußerst unklug! Diese Bergbewohner sind rachsüchtig. Glauben Sie, er ahne nicht, daß Sie im Einverständnisse mit Azamat gehandelt haben? Ich wette, daß er Bela erkannt hat. — Es ist kaum ein Jahr her, daß er heftig in sie verliebt war. Wäre es ihm gelungen, eine annehmbare Brautgabe zu sammeln, so würde er sie ohne Zweifel geheirathet haben.“

Petschorin begann nachdenkend zu werden.

„Sie haben Recht: man muß vorsichtiger werden. Bela, von dem heutigen Tage an wirst Du nicht wieder in das Thal gehen.“

Ich unterhielt mich darauf lange mit Petschorin.

Mit Betrübniß erkannte ich, daß er nicht mehr derselbe gegen das arme Kind sei.

Nicht genug, daß er den ganzen Tag auf der Jagd zubrachte, behandelte er auch Bela mit äußerster und stets wachsender Kälte.

Bela verging zusehends; ihre hübschen Züge nahmen einen leidenden Ausdruck an, und ihre schönen Augen hatten nicht mehr den früheren Glanz.

Bisweilen fragte ich sie:

„Was haben Sie doch zu seufzen, Bela? Haben Sie Kummer?“

„Nein.“

„Wünschen Sie irgend Etwas?“

„Nein.“

„Sie möchten vielleicht Ihre Angehörigen wiedersehen?“

„Ich habe keine Angehörigen mehr.“

Ganze Tage lang bestand ihre einzige Antwort, die ich von ihr zu erlangen vermochte, in einem Ja oder Nein.

Ihr Zustand beunruhigte mich und ich besprach mich deßhalb mit Petschorin darüber.

„Maximian Maximitsch,“ antwortete er mir, „ich habe einen unglücklichen Charakter: ist es die Erziehung, durch die ich so geworden bin, oder hat mich Gott so erschaffen, — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich da bin, um Andere unglücklich zu machen ohne selbst glücklich zu sein. Sie werden mir gestehen, daß das ein trauriger Trost für die ist, welche ich betrübte. Allein was ist zu thun? Es ist einmal so. In meiner ersten Jugend und kaum der Vormundschaft entwachsen, kostete ich auf thörichte Weise alle Genüsse, welche das Geld

zu gewähren vermag. Nach diesen Genüssen erfolgte, wie Sie sich denken können, der Ekel. Ich trat alsdann in die Welt ein und die Welt wurde für mich eine Last. Ich suchte Zerstreuung in der Liebe; ich liebte und wurde geliebt; aber dieses unruhige Gefühl reizte nur meine Phantasie und meine Eigenliebe noch mehr an — das Herz blieb kalt. Ich flüchtete zu den Wissenschaften, wurde aber ihrer, wie das Uebrige, bald müde. Ich bemerkte bald, daß die Wissenschaften weder zum Ruhm, noch zum Glück führen, denn die glücklichsten Menschen sind unwissende Dummköpfe, und der Ruhm, das Resultat eines blinden Zufalles, setzt mehr Intrigue, als Verdienst voraus. Selbst die Möglichkeit, eine Abwechselung in meine Langeweile zu bringen, war mir abgeschnitten, als man mich nach dem Kaukasus sandte, und die schönsten Zeiten meines Lebens begannen. Ich hoffte, daß unter den Kugeln der Bergvölker keine Langeweile möglich wäre, aber ich hatte mich abermals getäuscht. Nach einem Monat war ich so an das Pfeifen der Kugeln gewöhnt, daß die Mücken, wie ich ohne Uebertreibung gestehen darf, mich weit mehr beschäftigten, und ich langweilte mich mehr als je, als ich auch diese letzte Hülfsquelle fehlschlagen sah. Als ich zum erstenmale Bela bei ihrem Vater erblickte, und später meine Lippen auf ihre schwarzen Haare drückte, da täuschte ich mich so sehr, daß ich glaubte, ein Engel habe mitleidig aus dem Himmel auf mich niedergeschaut. Eine neue Täuschung! Die Liebe einer jungen Wilden ist eben nicht mehr werth, als die einer hochgestellten Dame. Man wird die Unwissenheit und Einfachheit der Einen so bald müde, wie die Koketterie der Andern. Ich sage damit nicht, daß ich sie nicht mehr liebe; nein, ich verdanke ihr angenehme Augenblicke und würde mein Leben für sie geben, aber nichts destoweniger langweilt sie mich. Ist das Albernheit oder Verderbtheit? Ich weiß es nicht. So viel ist sicher, daß ich des Mitleids eben so sehr, und noch mehr als sie, fähig bin. Meine Natur ist durch den Hauch der Welt verdorben: bei einer unruhigen Phantasie besitze ich ein unersättliches Herz. Nichts genügt mir. Ich überlasse mich der Wehmuth eben so sehr, wie der Freude, aber jeder folgende Tag meines Lebens wird inhaltloser, als der vorhergehende war. Eins bleibt mir indeß noch zu versuchen: das Reisen. Aber nicht in Europa: davor behüte mich Gott! Sobald es mir möglich ist, werde ich vielmehr Amerika besuchen, Arabien, Indien — vielleicht werde ich den Tod finden, während ich Befriedigung zu finden hoffe! Wenigstens darf ich annehmen, daß Ungewitter, nächtliche Ueberfälle und schlechte Wege mir manche Zerstreuungen verschaffen werden.

Er fuhr noch lange in diesem Tone fort.

Seine Worte blieben tief in meine Erinnerung eingeprägt, denn es was das erste Mal, daß ich solche Dinge aus dem Munde eines fünfundzwanzigjährigen Mannes vernahm. Wollte Gott, daß dieses erste Mal zugleich das letzte Mal gewesen wäre!

In unseren Hauptstädten soll eine solche Sprache freilich ziemlich allgemein sein. Gleich allen Moden ist dort die Blasirtheit zuerst in den höheren Ständen entsprungen, hat sich dann über alle anderen verbreitet und ergreift Manchen in einem heftigeren Grade, während sie von Anderen nur erheuchelt wird.

Wir sahen Kazbitsch nicht zurückkommen, aber dennoch ahnte ich, daß er über irgend einen schwarzen Plan brüte.

Eines Tages bat mich Petschorin, ihn auf die Jagd zu begleiten.

Ich weigerte mich anfangs hartnäckig, aber zuletzt gelang es ihm, wie immer, mich zu überreden.

Wir nahmen fünf Soldaten mit und ritten am frühen Morgen aus. (Schluß folgt.)

Die Strickmaschine.

Auf dem diesjährigen Maschinenmarkt in Breslau war eine Maschine zu sehen, die, wie winzig sie sich auch immer gegenüber den mit Dampf getriebenen Riesenmaschinen ausnimmt, doch jedenfalls eine große Aufgabe und Zukunft hat, und in der Hauswirthschaft, in einem bestimmten Fabrikationszweige, eine ähnliche Umwälzung herbeiführen wird, wie die Nähmaschine. Es ist dies „Lambs amerikanische Façon-Strick-Maschine." Die Maschine ist patentirt in Amerika und in allen größeren europäischen Staaten; ausgestellt war sie von den Agenten der Lamb Knitting Machine Manufacturing, Bräuer jun., in Breslau. Die Nähmaschine ist eingedrungen in die Werkstatt des Schneiders, des Schuhmachers, des Lederarbeiters, der Putzmacherin und wird bald in keiner größeren Haushaltung mehr fehlen. In ähnlicher Weise wird sich die Strickmaschine Bahn brechen und künftighin zugleich mit der Nähmaschine zu den unentbehrlichen Ausstattungsgegenständen jeder nicht ganz unbemittelten Braut gerechnet werden. Ja, die Strickmaschine wird voraussichtlich noch schneller Eingang finden, als die Nähmaschine. Als sich letztere statt der Handarbeit einzubürgern versuchte, standen derselben noch gar zu viele Vorurtheile entgegen; auch wurde sie in der That erst im Laufe der Jahre mehr vervollkommnet und zu den complicirteren Arbeiten verwendbar. Die Strickmaschine findet dagegen jene Vorurtheile durch die Nähmaschine besiegt

— man zweifelt jetzt nicht mehr daran, daß sich derartige Arbeiten viel besser und schneller durch die Maschine ausführen lassen, als durch die Hand — und sie tritt außerdem in der Lamb'schen Construction sogleich in einer großen Vollendung hervor, so daß sie sich zu jeder Façon-Arbeit eignet, wodurch sie sich ebenso zum Familien-Gebrauch, wie zum Fabrikbetrieb empfiehlt. Bis jetzt hat man nur solche Strickmaschinen gekannt, welche ein ganz gleichmäßiges, röhrenförmiges Gewebe zu liefern vermochten. Auch eine derartige Maschine, bei welcher die Nadeln in der Runde aufgestellt sind, und je nach der Zahl ein weiteres oder engeres Gewebe hervorbringen, das aber, wie gesagt, stets nur einen gleichförmigen Cylinder bildet — auch eine solche Maschine war auf dem Maschinenmarkt von einer Berliner Firma ausgestellt und fand trotz ihrer Unvollkommenheit bei Allen, welche die Lamb'sche Maschine noch nicht gesehen hatten, viel Anerkennung. Dagegen mußte sie gegen diese so viel vollkommnere Maschine ganz verschwinden. Die Lamb'sche Maschine ist nicht rund, sondern langgestreckt und arbeitet auf beiden Seiten. Bei der vollen Breite erhält sie auf einer Seite 50 Nadeln; auf beiden Seiten zusammen können also durch jede Kurbelumdrehung 100 Schlingen gemacht werden. Rechnet man auf jede Kurbelumdrehung eine Sekunde, so ergibt dieß für eine Minute 6000 Schlingen. Dadurch wird es begreiflich, daß man mit dieser Maschine an einem Tage 36 oder drei Dutzend Paar Strümpfe anfertigen kann, während die Handstrickerin, wenn sie noch so fleißig und noch so geübt ist, täglich nicht zwei Paar fertig bringt.

Wer sieht da nicht, daß die Handarbeit auf diesem Gebiet mit der Zeit ganz verschwinden muß? Unsere Kinder im Flügelkleide werden nun nicht mehr durch die Strickstunden, und unsere Ressourcen-Gesellschaften nicht mehr durch den Strickstrumpf alter und junger Damen gelangweilt werden.

Die Maschine nimmt wenig Raum ein, läßt sich an jedem Tisch anschrauben und wird, wie bereits angedeutet, durch eine Kurbel in Bewegung gesetzt. Ein großer Vorzug der Maschine besteht auch darin, daß man je nach Belieben fest oder locker stricken kann; überhaupt aber läßt sich jede Strickarbeit, jede Strickart und jedes Muster mit ihr ausführen. Man kann mit ihr abnehmen und zunehmen, den Keil, die Ferse, das Bein, den Rand des Strumpfes machen. Ebenso lassen sich gerippte, wolkige und durchbrochene Gewebe jeder Art mit der Maschine herstellen und auf diese Weise Shawls, Seelenwärmer, Besätze, Decken, Stuhl- und Sophakissen, Schlummerrollen, Gamaschen, Kinderschuhe, Handschuhe und andere Dinge mit großer Leichtigkeit anfertigen. Während des Maschinen-Marktes arbeitete die Maschine eine Menge derartiger Gegenstände zu großer Freude und Bewunderung der Damen, welche in der Regel dicht gedrängt um diese unscheinbare Maschine standen und den reichsten Beifall spendeten. Die Lamb'sche Strickmaschine kostet 80 Thaler, bei Baarbezahlung 75 Thaler.

Die außerordentliche und vielseitige Leistungsfähigkeit dieser Strickmaschine dürfte jedenfalls eine totale Umwälzung in diesen Fabrikszweig bringen, welche dem Fabrikanten den größten Vortheil sichert, der zuerst damit vorgeht. Jedenfalls liegt es im Interesse der Strumpfwaaren-Fabrikanten, dieselbe nicht unbeachtet zu lassen.

Mannichfaltiges.

(Ein glücklicher Vater.) In San Lorenzo (Lombardei) ließ, wie die „Lombardie" erzählt, ein zum viertenmale verheiratheter 68-jähriger Bürger sein 31stes Kind taufen.

Der „Calcutta Englishman" liefert einen interessanten Bericht über das Leichenbegängniß der jüngst verstorbenen Königin Radama von Madagascar. Das Begräbniß fand in der Nacht bei grandioser Fackelbeleuchtung statt. Die Leiche wurde in etwa 500 Seidenroben eingewickelt, in deren Falten 20 goldene Uhren, 100 Stück goldene Ketten, Ringe, Brochen, Armbänder und andere Schmucksachen und etwa 500 Goldstücke eingerollt waren. Offiziere in voller Uniform trugen den aus massivem Silber gearbeiteten Sarg, der auf einer mit einem prächtigen scharlachrothen, mit Kronen verzierten Baldachin versehenen Bahre stand. Als die Leiche zur Erde bestattet wurde, begannen die Offiziere, wie auf Kommando, laut zu weinen.

In den Belés-Csabaer Weingärten (Ungarn) hat sich am 22. Juli ein 17jähriger Knabe erhängt. In seiner Tasche fand man ein Blatt Papier, auf welchem geschrieben stand: „Liebe Eltern! Jetzt bin ich nicht mehr am Leben und kann also keine Strafe erhalten. Ich will nun eingestehen, was ich gethan: ich habe aus der Brieftasche meines Vaters einen Hunderter herausgenommen und hielt denselben vor das brennende Licht, um den Wasserdruck zu lesen. Mit einem Male wurde der Hunderter von der Kerzenflamme erfaßt und verbrannte. Um der Strafe zu entgehen, habe ich mich erhängt."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 65. Donnerstag den 13. August. 1868.

Die drei Kronen des Lebens.

Drei Kronen haben die Götter gewähret
Den Sterblichen winkend auf irdischer Bahn.
Beglückt, wem die erste sie huldvoll bescheeret!
Wohl darf er verlangend dem Schönsten sich nah'n.
Und wem sie die zweite in Gnaden gespendet,
Der nennet kühn sich der Himmlischen Sohn.
Doch weint, wem die dritte sie haben gespendet,
Sie scheinet den Meisten ein trauriger Lohn.

Aus Perlen und Steinen und schimmerndem Golde
Strahlt kunstvoll gebildet die Krone der Macht.
Wer diese erlangt, dem hat wohl die holde
Fortuna schon an der Wiege gelacht!
Ihm funkelt der Becher des Lebens schäumend,
Sein Wille wird Tausenden heil'ges Gebot;
Und säet er das Gute, so sprießet es keimend
Voll Segen Jahrhunderte nach seinem Tod.

Und herrlich, aus grünendem Lorbeer gewunden,
Die Krone des Ruhmes den Würdigen schmückt.
Hat Großes vollbracht er und Schönes empfunden,
Und hat ihn die Göttin des Sieges beglückt,
So beugt sich in Ehrfurcht die staunende Menge,
Sein Name ertönet im jeglichem Mund,
Und durch Jahrtausende machen die Klänge
Des Ruhmes ihn noch der Nachwelt kund.

Wohl hat sich dem Lorbeer die goldene Krone
Schon manchmal gesellt auf ein glückliches Haupt;
Doch immer noch wurde dem glücklichsten Sohne
Der Götter manch' Wünschen, manch' Hoffen geraubt.
Und darum, o Sterblicher! lerne erringen
Die schönste der Krone: dem Dulder erkannt!
Ihr Palmblatt wird dich kühlend umschlingen,
Das lächelnd durch Thränen dein Genius wand.

Bela.

Eine Erzählung aus dem Kaukasus.
(Schluß.)

Wir durchsuchten die Wälder und die Moräste bis zehn Uhr, fanden aber kein Wild.

„Thäten wir nicht besser, umzukehren?" fragte ich Petschorin. „Es gibt Tage im Leben, an denen man kein Glück hat."

Ungeachtet der Hitze und der Ermüdung wollte Petschorin nicht mit der geladenen Büchse umkehren.

Wenn er sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt hatte, so gab es kein Mittel, ihn wieder davon abzubringen, wahrscheinlich, weil in seiner Kindheit seine Mutter ihm in allen Dingen nachgegeben hatte.

Gegen Mittag endlich erblickten wir das dem Verderben geweihte Wild.

Es fiel ein Schuß — und noch einer!

Das Wild war in das undurchdringliche Röhricht des Bruches entflohen.

Der Tag war in der That ein unglücklicher.

Nun mußten wir wohl nach dem Fort zurückkehren.

Wir kehrten schweigend und im Schritt unserer Pferde zurück.

Schon waren wir nur noch in geringer Entfernung vom Fort, dessen Anblick uns durch einen kleinen Wald entzogen wurde.

Da vernahmen wir mit einem Male einen Schuß.

Wir blickten einander an und wurden Beide zu gleicher Zeit von derselben Befürchtung ergriffen.

Wir lenkten unsere Pferde nach der Seite hin, von welcher her der Schuß vernommen wurde.

Unsere Soldaten, die herbeigeeilt waren, zeigten uns einen Reiter, der mit verhängtem Zügeln durch die Ebene entfloh und einen weißen Gegenstand vor sich auf dem Sattel hielt.

Petschorin war als Schütze nicht minder geschickt, als der geübteste Tscherkesse; er zog seine Flinte aus ihrem Futteral und galoppirte dem Fliehenden nach.

Ich folgte ihm.

Glücklicherweise waren unsere Pferde wegen des schlechten Erfolgs unserer Jagd noch bei frischen Kräften; sie schienen unter uns hinwegfliegen zu wollen, und jeder Sprung derselben brachte uns dem Räuber näher.

Endlich erkannte ich Kazbitsch; allein ohne noch den Gegenstand zu erkennen, den er vor sich hielt.

„Es ist Kazbitsch!" rief ich, als ich Petschorin nahe gekommen war.

Petschorin schüttelte mit dem Kopfe und spornte sein Pferd noch fester an.

Wir waren nur noch in Schußweite von dem Sohne des Gebirges.

War sein Pferd minder kräftig, als die unsrigen, oder wurde es von der doppelten Last zu sehr ermüdet, kurz, es kam nur mit der äußersten Anstrengung vorwärts.

Sicherlich dachte Kazbitsch in jenem Augenblicke an das treffliche Pferd, welches ihm geraubt war.

Ohne den Galopp seines Pferdes zu unterbrechen, legte Petschorin die Flinte an.

„Schießen Sie nicht!" rief ich ihm zu, „verlieren Sie Ihren Schuß nicht, wir werden ihn erreichen."

Ach, über die jungen Leute! Stets im Feuer, wenn sie kalt sein sollten!

Der Schuß war losgegangen und hatte das Pferd an einem Hinterbeine getroffen.

Das Thier fuhr zusammen, machte etwa noch zehn wilde Sprünge und stürzte dann auf seine Knie.

Kazbitsch sprang auf die Erde.

Jetzt erst konnten wir sehen, daß er eine Frauensperson, deren Kopf mit einem Schleier verhüllt war, in den Armen hielt.

Es war Bela — die arme Bela!

Er rief uns einige Worte in seiner Sprache zu, indem er Bela mit seinem Dolche bedrohete.

Es war keine Zeit zu verlieren, ich schoß meine Flinte ab, ohne daß ich zu zielen wagte.

Ohne Zweifel hatte er die Kugel in die Schulter erhalten, denn sein Arm sank nieder.

Als sich der Rauch des Schusses zerstreut hatte, sahen wir das verwundete Pferd an der Erde liegen, und neben ihm Bela.

Kazbitsch hatte seine Flinte hinweggeworfen und kletterte einer Katze gleich an dem Abhange einer Felsenwand hinan.

Ich hatte große Lust, ihn von der Höhe welche er bereits erreicht hatte, herabzuholen, aber meine Flinte war noch nicht wieder geladen.

Wir stiegen daher von unseren Pferden und eilten zu Bela.

Die arme Kleine! Sie lag regungslos da und das Blut quoll in Strömen aus einer tiefen Wunde in ihrem Rücken.

Der Schändliche! Hätte er sie noch in das Herz gestoßen! Sie würde dann weniger geduldet haben.

Wir zerrissen ihren Schleier, um ihre Wunde zu verbinden.

Petschorin bedeckte ihre kalten Lippen mit Küssen — aber nichts vermochte sie in das Leben zurückzurufen.

Er bestieg sein Pferd, und ich legte Bela so gut wie möglich vor ihn auf den Sattel.

Er schlang seinen Arm um die Verwundete und wir ritten im Schritte fort.

„Auf diese Weise werden wir sie nicht lebendig nach dem Fort bringen", sagte Petschorin zu mir.

„Sie haben Recht", antwortete ich ihm, und wir setzten unsern Weg mit der Schnelligkeit fort, deren unsere Pferde noch fähig waren.

Eine Menge Volks erwartete uns an den Thoren des Forts.

Wir trugen die Sterbende in Petschorin's Wohnung, indem wir jede mögliche Sorgfalt anwandten und den Arzt rufen ließen.

Dieser war zwar betrunken, kam aber dennoch auf der Stelle und erklärte, nachdem er die Wunde untersucht hatte, daß Bela nicht vierundzwanzig Stunden mehr leben werde.

Er irrte sich. Sie starb erst nach zwei Tagen.

Ungeachtet des Verbotes Petschorin's hatte Bela das Fort verlassen, um sich an den Ufern des Flusses zu ergehen. Es war ein warmer Tag. Sie setzte sich daher auf einen Stein und badete ihre Füße in den klaren Wellen des Flusses.

Kazbitsch, der in einem Hinterhalte verborgen gewesen war, stürzte sich auf sie, knebelte sie und trug sie mit sich in den Wald.

Er hielt seine Beute und hatte ein Pferd, und ein Tscherkesse pflegt nie in Verlegenheit zu sein, wenn er eine Beute und ein Pferd hat.

Indessen hatte Bela Zeit gehabt, nach Hülfe zu rufen; die Wachtposten machten Lärm und schossen nach dem Räuber, ohne denselben jedoch zu treffen.

Da langten wir an.

Sie werden mich vielleicht fragen wollen, warum Kazbitsch diesen Raub vollbrachte.

Weil es jene Bergvölker einmal nicht anders machen.

Sie sind geborene Räuber. Ein Gegenstand mag ihnen noch so unnütz sein, sie werden ihn rauben, nur um das Vergnügen des Raubes zu genießen.

Und überdies war er ja in Bela verliebt.

Und zwei Tage darauf starb das arme Kind bereits unter den furchtbarsten Qualen, die wir mitempfanden.

Es war um zehn Uhr Abends, als sie ihr Bewußtsein wieder erlangte.

Wir saßen an ihrem Bette.

Kaum hatte sie die Augen geöffnet, als sie Petschorin herbeirief.

„Ich bin hier bei Dir, Dschanetzka!"

Dschanetzka bedeutet „mein Herzchen!" „meine Liebste!"

Er ergriff ihre Hand.

„Ich werde sterben!“ sagte sie zu ihm.

Dann schüttelte sie den Kopf und kehrte ihr Antlitz nach der Wand.

Das arme Kind! Es schied so ungern vom Leben.

Während der Nacht wurde sie von Liebesphantasien ergriffen; ihr Kopf glühte — in Augenblicken wurde ihr ganzer Körper von Krämpfen verzogen.

Ihre Worte waren ohne Zusammenhang; sie sprach von ihrem Vater und von ihrem Bruder, sie verlangte in das väterliche Haus, in die geliebten Gebirge zurück.

Endlich erinnerte sie sich wieder an Petschorin und belegte ihn mit tausend liebkosenden Namen oder fragte ihn auch, warum er sie nicht mehr liebe.

Schweigend hörte er ihre Worte an und stützte seinen Kopf auf die Hand, aber nicht eine Thräne sah ich in seinen Augen zittern.

Vielleicht lag es nicht in seiner Natur, zu weinen, oder er hatte Kraft genug, seine Empfindungen zu beherrschen.

Was mich betrifft, so bin ich nie in meinem Leben auf eine so schmerzhafte Weise aufgeregt gewesen.

Gegen Morgen ließ das Irrereden nach.

Länger als eine Stunde blieb sie regungslos liegen.

Sie war bleich und so schwach, daß man kaum ihre Athemzüge wahrnehmen konnte.

Dann trat eine Besserung für einen Augenblick ein, und sie begann wieder zu sprechen.

Sollten Sie wohl ahnen, wovon?

Aber solche Gedanken können nur Sterbenden in den Sinn kommen.

Sie bedauerte, keine Christin zu sein, weil nun im Himmel ihre Seele nicht mit der Petschorin's zusammenkomme, und eine andere Frau dort seine Gefährtin sein würde.

Mir kam der Gedanke in den Sinn, sie zu taufen, bevor sie die Augen schlösse.

Ich machte ihr diesen Vorschlag.

Sie blickte mich lange auf verlegene Weise an, ohne daß sie ein einziges Wort vorzubringen vermochte.

Endlich antwortete sie, daß sie in dem Glauben ihrer Vorfahren sterben werde.

Wie sehr hatte sie sich geändert!

Ihre Wangen waren bleich und ausgehöhlt, ihre Augen ungemessen erweitert und ihre Lippen von der Fieberglut verbrannt.

Sie beklagte sich über ein inneres Feuer und sagte, es sei ihr, als würde ein glühendes Eisen durch ihre Brust gebohrt.

Die zweite Nacht erschien.

Wir ließen sie nicht einen Augenblick aus den Augen.

Sie duldete gräßliche Schmerzen, aber so oft sie einige Erleichterung verspürte, suchte sie Petschorin zu überreden, daß sie sich auf dem Wege der Besserung befände.

Sie küßte dann seine Hand, welche sie stets in der ihrigen hielt.

Gegen Morgen begann sie jene Angst zu empfinden, welche stets dem Tode vorangeht.

Sie warf sich von der einen Seite zur andern, sie zerriß ihren Verband, und ihr Blut begann von Neuem zu fließen.

Als wir sie wieder verbunden hatten, trat ein Augenblick der Ruhe ein, und sie bat Petschorin, daß er ihr einen Kuß gebe.

Er kniete vor ihrem Lager, zog sanft das Kissen mit dem Haupte des jungen Mädchens an sich und preßte seinen Mund auf ihre bereits erkalteten Lippen.

Mit ihren zitternden Armen umschlang sie krampfhaft den Nacken ihres Geliebten, als hätte sie ihre Seele in einem letzten Kusse aushauchen wollen.

Und es war das Beste für sie, daß sie starb, denn Petschorin würde sie doch früher oder später verlassen haben.

Der Dolchstoß war ein Heil für sie gewesen!

Den ganzen Morgen des folgenden Tages verbrachte sie schweigend und befolgte mit dem Gehorsam eines Kindes alle Vorschriften des Arztes, der weder äußerliche noch innerliche Mittel sparte.

„Ich bitte Sie“, sagte ich zu demselben, „wozu alle diese Mittel? Haben Sie nicht selbst erklärt, daß sie ohne Rettung verloren ist?“

„Das bleibt sich gleich, Maximian Maximitsch, man muß dennoch gewissenhaft sein Amt verwalten.“

„So haben also die Aerzte auch ein Gewissen!“

Nachmittags stellte sich ein glühender Durst bei ihr ein.

Wir öffneten die Fenster, aber die äußere Luft war erstickender, als die im Zimmer.

Da ließen wir Eis neben ihr Bett legen, aber auch das half nicht.

Ich wußte, daß dieser Durst der Vorbote des Todes sei, und theilte es Petschorin mit.

„Wasser! Wasser!“ rief sie mit heiserer Stimme und erhob sich von ihrem Lager.

Er wurde bleich wie der Schnee, füllte ein Glas und reichte es ihr.

Was mich betraf, so bedeckte ich mein Gesicht mit den Händen, um diesen Anblick nicht zu sehen. Ich sagte ein Gebet her.

Hören Sie, mein Herr, ich habe oft den Tod in den Hospitälern und auf dem Schlacht-

selbe gesehen, allein so erschütternd trat er noch nie vor meine Augen.

Und dann muß ich auch gestehen, daß mich besonders noch eine Sache auf das grausamste betrübte.

Sie hatte sich, seitdem sie dem Tode in die Augen schaute, nicht einmal an mich erinnert, und doch liebte ich sie, wie ein Vater.

Wenn sie nur ein Mal zu mir gesagt hätte:

„Leb wohl, mein alter Maximian Maximitsch!“

„Ich glaube, ich hätte sie in jene Welt begleitet!“

Aber Gott mag ihr verzeihen! Und in der That war ich es ja nicht werth, daß sie sich noch in ihren letzten Augenblicken mit mir abgab.

Nachdem die Sterbende getrunken hatte befand sie sich besser, aber wenige Minuten darauf starb sie.

* * *

„Und Petschorin?“ fragte ich, als der Hauptmann schwieg und in wehmüthige Gedanken zu versinken schien.

„Seine Gesundheit litt, er zehrte ab und seine Wangen bleichten, aber nie sprach er ein Wort von Bela. Auch ich schwieg von ihr, denn ich befürchtete, ihn durch die Erinnerung an die Verstorbene zu bekümmern. Drei Monate später trat er in ein anderes Truppencorps über und ging nach Georgien. Seitdem haben wir uns nicht wieder gesehen.

Eine Stunde später war Alles zu unserer Abreise bereit.

Der Orkan hatte sich gelegt, der Himmel war wieder heiter geworden, und wir setzten unsere Reise fort.

Unterwegs konnte ich es nicht unterlassen, noch manchmal von Bela und Petschorin zu sprechen.

„Haben Sie auch von Kazbitsch keine Nachricht erhalten?“ fragte ich ihn.

„Nein. — Doch hat man mir erzählt, daß ein gewisser Kazbitsch, ein Maulheld und Großprahler, wie es nie einen zweiten gegeben habe, die rechte Flanke einer unserer Armeeabtheilungen beunruhige. Er soll einen rothen Bechmet tragen und mit wundersamer Schnelligkeit vor unseren Kugeln ausreißen, sobald er dieselben pfeifen hört. Wohl möglich, daß es unser Kazbitsch ist.“

Als wir in Kobi angekommen waren, trennten wir uns.

Ich nahm Postpferde, und der Hauptmann konnte mir mit seinem schwer beladenen Wagen nicht folgen. Wir sahen uns seitdem nicht wieder.

Mannichfaltiges.

Planetenerscheinungen im August. Merkur befindet sich in den ersten Tagen des August als Morgenstern wieder in den Zwillingen in der Nähe von Castor und Pollux und ist deßhalb leicht aufzufinden; er geht gegen 3 Uhr Morgens in Nordost auf und bleibt bis zu Tagesanbruch sichtbar. Im gleichen Sternbild bewegt sich die Venus, welche rasch an Glanz zunimmt und ihren höchsten Grad hierin am 25. erreicht. Mars geht um Mitternacht in Nordost auf und steht in den Morgenstunden hoch am östlichen Himmel, wobei er in diesem Monat die Milchstraße zwischen dem Stier und den Zwillingen durchläuft. Am südwestlichen Abendhimmel erscheint Saturn im Bilde des Skorpions und geht mit diesem gegen 11 Uhr, später gegen 10 Uhr unter. Jupiter, der sich vom Sternbild der Fische rückläufig bewegt, erscheint Nachts 10 Uhr am östlichen Horizont und kommt Morgens 4 Uhr, gegen die Mitte des Monats um 3 Uhr, in unsern Meridian, ist also beinahe die ganze Nacht hindurch sichtbar.

Dieser Tage hatte man in **Paris** Gelegenheit, über die Intensität des Schlangengiftes einen interessanten Versuch anzustellen. Ein Zeichner ritzte sich an dem Giftzahn einer todten Klapperschlage, die er abzuzeichnen hatte, den Finger blutig. Er nahm sofort ärztliche Hilfe in Anspruch, und es ward ihm die Wunde geätzt und dann mit einem durch eine galvanische Batterie glühend gemachten Platinadraht ausgebrannt. Um sich nun die Gewißheit zu verschaffen, ob und wie lange das Gift auch in dem Zahn des todten Reptils wirksam bleibt, brachte man mit demselben Zahn, der bereis den Zeichner verletzt hatte, einem Kaninchen eine kleine Verwundung bei. Nach einer halben Stunde verendete das Thier in den schrecklichsten Zuckungen. In Folge der energischen Behandlung verspürte der Zeichner nicht das geringste Symptom einer Vergiftung.

Liebe Frau, schrieb ein Schütze aus **Wien** in seine schwäbische Heimath, hier ist's so heiß, daß sich die Schauspielerinnen im Carls-Theater fast ganz ausziehen, und die schöne Helena zieht sich fast gar nicht an; ich sehe es jeden Abend. — Lieber Mann, lautete die telegraphische Antwort der erschrockenen Frau, diese Hitze ist fürchterlich, schüttele den Wiener Staub von den Füßen und eile umgehend heim, aber umgehend. —

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drexler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 66. Sonntag den 16. August. 1868.

Das Lied und der Pfeil.

Der Pfeil entflog dem Bogen,
Ich wußte nicht wohin,
Er war dem Blick entzogen
Vom dichten Waldesgrün.

Das Lied, was ich gesungen,
Es war, wie er, entfloh'n,
Sobald nur ausgeklungen
Sein letzter, süßer Ton.

Der Pfeil, den ich besessen,
Fand in des Waldes Baum,
Das Lied, das ich vergessen,
Im Freundesherzen Raum.

Die Waise von Gehofen.

Thüringische Volkssage.

Wer kennt nicht Thüringens herrliche goldene Aue? Zwischen waldbedeckten Höhen dehnt sich ein wunderbar reiches Thal aus, durchschnitten von der still dahin fluthenden Unstrut, und wie trotzige Hüter der reizenden Landschaft schauen von den Felsen und Berghöhen Zinnen und Wartthürme altersgrauer Burgen herab und erzählen dem friedlichen Wanderer von jenen gefahrreichen Zeiten, wo die Leidenschaften der Menschen, noch nicht durch die Macht der Gesetze im Zaume gehalten, ohne Rücksicht aufbrausend und vernichten konnten nach schnöder Willkür. Von allen diesen Burgen aber zieht namentlich eine das Auge des Vorüberziehenden auf sich. Es ist die alte Kaiserburg Kyffhausen, welche von ihrem steilen Bergkegel seit fast einem Jahrtausend auf das Thal herabsieht. Ihre Thore und Zinnen sind zusammengestürzt, aber noch trotzt der ungeheuere Thurm der Alles vernichtenden Zeit und wird noch vielen Generationen ein Denkmal sein der wilden Kraft und Kampfslust unserer Voraltern. Nicht weit von Kyffhausens Trümmern lugt aus dem dicken Eichenwalde die Rothenburg hervor. Wie Kyffhausen ist auch dieses Schloß auf einem Ausläufer des Finnischen Gebirges erbaut, und von seinem Altan überblickt man die goldene Aue in ihrer vollkommenen, reichen Schönheit.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Berge der goldenen Aue noch völlig mit den dichten Eichenwaldungen bedeckt, welche zum größeren Theil im Laufe der Zeit unter der vernichtenden Art gefallen sind. Schmale, grundlose Landstraßen schlängelten sich von den Anhöhen herab in das Thal, und wurden zum Troste der Reisenden nur dann etwas wegsamer, wenn ein reiches Kloster oder eine gewerbthätige Stadt in der Nähe lag. Zu diesen besser gepflegten Straßen gehörte auch die, welche die Stadt Querfurt mit der goldenen Aue verband. Sie zog sich auf dem Bergrücken hin bis in die Gegend des Dorfes Schönwerda, wo sie aus dem dunklen Eichenforste hervortrat.

Ziemlich am Ende dieses Heerweges, wie er damals genannt wurde, lag etwa dreißig Schritte abseits im Walde ein kleines Wirthshaus. Es war ein einfaches, aus Baumstämmen zusammengesetztes Gebäude, umschlossen von einer hohen steinernen Mauer, durch welche ein starkes hölzernes Thor in das Innere führte. Der Wirth dieses Gasthauses, in der ganzen Gegend unter dem Namen „der rothe Töffel“ bekannt, bewohnte mit seiner Tochter Magdalena und einem alten Knechte die einsame Herberge. Man trug sich im Volke mit der Erzählung, der rothe Töffel sei einst ein wilder Kriegsgesell gewesen, der im Heere des Herzogs Wilhelm gegen den Kurfürsten Friedrich gedient, bei der Erstürmung Geras gute Beute gemacht und vor etwa zwanzig Jahren die Herberge im Walde gekauft habe. Uebrigens lebte der Wirth in seinem Wirthshause ein ruhiges, friedliches Leben, besuchte fleißig die Kirche in Schönwerda, mied aber so viel wie möglich allen Umgang mit den Bewohnern der umliegenden Dörfer.

Es war an einem eisigkalten Dezembertage des Jahres 1479, als in dem Gastzimmer der Herberge sich ein Dutzend wohlbewaffneter Männer versammelten. Der rothe Töffel rollte ein Faß mit Doppelbier ins Zimmer und bewillkommte freudig die kriegerischen Gäste, während ein buckliges Mädchen Speisen und Becher herbeischaffte.

„Schlag das Faß auf, Töffel, daß wir noch

einen guten Trunk thun können," rief einer der Bewaffneten.

„Habt Geduld, Junker; sogleich wird der Spund sich lösen und Ihr sollt Euch an einem Doppelbier laben, wie es nur der Brauer auf der Wendelsteiner Burg zu kochen vermag."

„Beim heiligen Adalbert, Töffel, es ist vielleicht mein letzter Trunk!" rief der Junker. „Heut Abend, als ich durch das Ried herüberkam, bäumte mein Roß und wollte nicht an der Schönwerdaer Kirchhofsmauer vorüber — wahrhaftig, ich sah es ganz deutlich — auf der Mauer saß die Klagefrau und winkte."

Der rothe Töffel erhob sein Haupt und blickte starr auf den Junker. „Und was thatet Ihr?" frug er; stiegt Ihr nicht vom Rosse und schluget ein Kreuz gegen das Gespenst?"

„Ein Kreuz?" lachte der Junker. „Nein, mein Wirth, das that ich nicht, ich griff nach der Armbrust, um der weißen Leichenunke einen Bolzen entgegenzuschießen, da bäumte mein Pferd und als ich wieder nach dem Gespenst schaute, war dieses verschwunden."

Der Wirth strich sich die rothen Haare aus der Stirn und betrachtete den Jnker mit einer Art von ehrfurchtsvollem Erstaunen. „Dankt dem Zufall, der Euch von diesem Frevel abhielt, es wäre Euer Verderben gewesen," sagte er, „und namentlich die Schönwerdaische Klagefrau, die ist ein blutdürstigeres Gespenst, als der Mönch von Gehofen, oder der Nix von Wiehe, mit denen doch auch nicht zu spaßen ist!"

„Ihr seid ein Narr, Töffel! Holla, schöne Jungfrau mit dem Buckel, hättest Du nicht Lust, Dich um die Mitternachtsstunde auf eine Gottesackermauer zu setzen und das Klageweib zu spielen? Dein Ranzen müßte sich im Mondenscheine recht feierlich ausnehmen und Deine dürren Glieder würden ein artiges Klappern hervorbringen."

„Und säße ich auch auf allen Beinhausmauern Thüringens, Eure Gebeine, Horst von Rabenau, würde ich nimmer zu bewachen haben, denn diese werden eine Beute der Geier und Raben sein, wenn Ihr am Galgen hängt," erwiederte die Bucklige.

„Pfui Teufel, garstiges Thier!" sagte der Junker. „Töffel, Eure Tochter ist ein unheimliches Wesen, vor der es mir mehr graust als vor allen Klagefrauen der Erde!"

„Hier ist der Spund", rief der Wirth, indem er das hervorströmende Bier in einem hölzernen Becher auffing. „Hollah, Ihr Herren, trinkt in des heiligen Lorenz Namen, das Bier ist köstlich und die Sanduhr läuft schnell ab. Ehe eine Stunde verrinnt, wird der Edelmann hier sein."

Die Bewaffneten füllten die hölzernen Kannen und setzten sich um den mit Speisen besetzten Tisch. Das Doppelbier that bald seine Wirkung, Gelächter und Gesang erschallten weithinaus in den stillen, winterlichen Wald, bis der Lärm durch ein heftiges Anschlagen an das Hofthor unterbrochen wurde.

„Das ist der Ritter, öffnet das Thor, Töffel", rief Junker von Rabenau.

Der Wirth ging zum Thore, öffnete eine Klappe und spähte vorsichtig hinaus nach dem Ankommenden.

„Mach auf, es ist verteufelt kalt hier außen; der Tütcherode ist es!" rief eine vor Frost bebende Stimme. Der Wirth schob den Riegel zurück und trat bald darauf mit dem Angekommenen in das Zimmer.

Hölle und Himmel!" das war ein kalter Ritt," sagte der Eingetretene, indem er den hochbefiederten Helm vom Haupte nahm. „Habt Ihr nicht einen Becher Wein bei der Hand?" Ist mir doch fast die Seele erfroren in der kalten Rüstung!"

„Seid willkommen, gestrenger Herr!" schrie der Junker von Rabenau. „Hurtig, Prinzessin Buckolina, wärme dem Herrn einen Becher gewürzten Weines. Wollt Ihr nicht den Brustharnisch ablegen, Ritter?"

„Nein, Rabenau; wir müssen bald aufbrechen, schon ist der Kundschafter heran, und noch ehe eine Stunde vergeht, müssen sie hier sein. Rasch, Weib, was gaffst Du mich mit Deinen großen Augen so unverwandt an — bringe mir Wein, und dann kann Dich der Gottseibeiuns holen, wenn er Lust hat!"

„Ei mein schmucker Rittersmann, es weiß auch noch Niemand, wo Euer Sterbebettlein steht, und Eure Gebeine können leicht noch unbegraben in der Sonne bleichen," antwortete die Magd.

„Schweig, häßliches Geschöpf!" sagte der Junker. „Töffel, wo habt Ihr nur dieses Ungeziefer aufgelesen?" Man sagt, es sei Eure Tochter, aber bei meinem Wappen! eher glaube ich, es ist ein Wechselbalg, den Euch eine Nixe in die Wiege getragen.

„Ihr seid dem armen Kinde nicht gewogen, Junker, ich weiß es wohl," entgegnete Töffel, „aber Sie hat mehr Frömmigkeit und Gottesfurcht in ihrem Herzen, als wir alle hier zusammen. Wie manches Wort hat sie schon gesprochen, das bald darauf in Erfüllung ging — das ist eine hohe Gabe Gottes, Horst von Rabenau!"

„Mich hat sie vorhin zum Galgen verurtheilt!" lachte der Junker.

„Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Prophezeihung in Erfüllung geht!" sagte der Ritter. Aber horcht! schlug nicht da drüben eine Thurmuhr?"

„Es ist die Glocke im Roßleben'schen Kloster

— sie zeigt die siebente Stunde an," bemerkte der Wirth.

Dann laßt die Pferde zur Stelle bringen, wir müssen fort. Mägdlein! noch einen Becher Wein und dann hinaus in die kalte Winternacht, es gilt, ein herrliches Wild zu erjagen. Haltet Euch gut, meine Männer. Gelingt unser Streich, so lege ich dem versprochenen Lohne für Jeden noch einen Goldgülden zu und dann sollt Ihr so viel Wein trinken, als der rothe Löffel in seinem Keller hat."

Die Bewaffneten gehorchten dem Befehle des Ritters. Bald saßen sie auf den Rossen und ritten, die beiden Edelleute voran, die schneebedeckte Waldstraße hinauf.

* * *

An jenem Abende bewegte sich auf der Heerstraße von Querfurt nach dem Thale ein stattlicher Reiterzug, in dessen Mitte, tief in feines Pelzwerk eingehüllt, auf einem weißen Rößlein eine hohe Frauengestalt saß. Unter dem mit Pelz verbrämten Baret der Dame blitzten ein Paar große braune Augen wie zwei herrliche Sterne und langes, röthliches Haar, glänzend wie Gold, fiel in langen Locken über den prachtvollen Pelz hernieder, der die Glieder des Mädchens umhüllte. Ihr zur Seite ritten, ebenfalls wohlverwahrt gegen die heftige Kälte, zwei Edelleute, von denen der Eine, ein alter Herr mit weißem Haar und Bart, verdrüßlich das eben losbrechende Schneewetter betrachtete, während der jüngere Begleiter der Dame sich eifrig mit dieser unterhielt und nur für sie Augen zu haben schien. Einige bewaffnete Knechte schlossen den Zug.

„Hört Kinder," begann der Edelmann; „ich dächte, wir setzten die Sporen ein und eilten so rasch als nur möglich der Heimath zu. Was meint Ihr, Eitel, ein Becher gewürzter Malvasier soll uns wohl munden? Isidore, Du bist die Tochter eines echten Kriegsmanns; sitzt doch das Mägdlein zu Pferde bei diesem Wettersturm, als mache sie einen Vergnügungsritt an einem schönen Frühlingsmorgen."

„Sitze ich doch wohlverwahrt gegen die Kälte auf meinem guten Rößlein", erwiederte die Dame, „so daß ich die Unannehmlichkeiten des Wetters nur wenig empfinde; aber Ihr, Junker Eitel, mögt es wohl bereuen, Euer stattliches Merseburg verlassen zu haben, um einer irrenden Prinzessin das Geleite zu geben durch Nacht und Wald hindurch."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Eine Schaudergeschichte zur See.) Zu Greenock in Schottland befindet sich gegenwärtig ein Schiffskapitän und sein Steuermann in Untersuchungshaft wegen Verübung von Grausamkeiten, wie sie selbst in unserer an die Nachtseiten der menschlichen Natur gewöhnten Zeit zu den Seltenheiten gehören. Am 7. April ds. Js. lief das Kohlenschiff „Arran" von Grenock aus mit Cours nach Quebeck. Schon wenige Stunden nach der Abfahrt entdeckte die Schiffsmannschaft zwei Knaben, die sich an Bord versteckt gehabt, um die Reise in die Welt als blinde Passagiere mitzumachen — ein keineswegs seltenes Vorkommniß an Bord englischer Schiffe. Bei Begegnung eines Dampfers übergab der Kapitän die beiden Abenteuerer demselben zum Rücktransport nach Greenock. Der „Arran" setzte die Fahrt fort und erreichte die offene See. Zur Nachtzeit hörte man ein Klopfen in verschiedenen mit Gerümpel gefüllten Ecken des Schiffes, und nach einigem Suchen zog man nicht weniger als sieben Knaben aus verschiedenen Verstecken hervor! Eine allerdings nicht angenehme Zugabe für den Proviantmeister. Anfangs indessen wurden die Knaben leidlich behandelt, auch zu verschiedenen Dienstleistungen verwendet. Da wurden sie alle seekrank und von diesem Moment an begannen Mißhandlungen verschiedenster Art. Man setzte sie zunächst auf Hungerkur — nach der Rate von einem halben Schiffszwieback per Kopf und Tag. Einst, fast wahnsinnig vor Hunger, erbrachen die Knaben ein Mehlfaß und versuchten sich mit dem Inhalte zu sättigen. Peitschenhiebe waren die Folge. Einer wurde sogar gestäupt, indem man ihn auf das Verdeck schnallte und mit einem harten Besen so lange fegte, bis das Blut aus allen Poren drang. Nahrung wurde ihnen heimlich von einzelnen Matrosen zugesteckt, doch die Entdeckung führte nur zu strengeren Maßregeln gegen die Knaben. Endlich glaubte man, Land in Sicht zu haben; man glaubte so, obgleich sich nunmehr herausgestellt hat, daß selbst in diesem Falle die Entfernung noch gegen fünfzehn Seemeilen betragen haben mochte. Hin und wieder steckte das Schiff im Eise fest. Da kam es dem Kapitän in den Sinn, einen Racheakt an den Hülflosen zu üben. Er setzte sechs von ihnen, jeden mit einem Schiffszwieback versehen, dünn bekleidet und zum Theile ohne Schuhe und Strümpfe auf der nächsten großen Eisscholle aus, ihnen höhnisch zurufend: „Nun geht selber ans Land". Man sagt, er habe erst später bemerkt, daß jene Scholle mit anderen Eisflächen nicht zusammenhing, sondern durch einen breiten Seestrudel von diesen getrennt war. „Er verlor die Knaben bald aus dem Gesicht",

heißt es in dem Bericht „und man konnte ihr Weinen nicht mehr hören!“ Es heißt, daß zwei den Qualen des Frostes oder Hungers unterlagen, oder ertranken. Nur vier wurden in kläglichem Zustande an Bord eines nahekommenden Schiffes aufgenommen. Monate vergingen, aber die Fama fliegt über die See, und als der „Arran“ eben jetzt wieder einmal in Greenock anlangte, hatte die Polizei große Mühe, Kapitän und Steuermann davor zu schützen, lebendig von dem Volke zerrissen zu werden. Dennoch zweifelt man an ihre Verurtheilung nach irgend einem englischen Gesetz.

(Ein haarsträubender Vorfall) wird aus Almas dem „Hon“ berichtet: Der Straßenkommissär Emerich Lovaß sendete am 8. Juli Morgens einen Knaben, den er zu seiner Bedienung aufgenommen, mit einem Gulden in ein Gewölbe, um einen Kauf zu besorgen. Als der Knabe zurückkehrte, fehlten von dem Gelde 20 kr., worüber der Herr ihn zur Rede stellte und, wie es heißt, auch schlug. Der Knabe behauptete fest, daß er nicht wisse, wohin das fehlende Geld gekommen sei. Die Gattin des Herrn aber (eine übrigens „gebildete“ Frau) entriß ihrem Manne den Knaben, band dem letzteren die Hände und begann nun jämmerlich mit einem Knüttel auf denselben loszuschlagen. Der Mann, welcher dies wahrscheinlich nicht ansehen konnte, hatte sich sofort vom Hause entfernt. Der Knabe gestand später in seinem Schmerze, daß er das Geld dahin und dorthin versteckt habe; die Frau schleppte ihn am Stricke an die bezeichneten Orte, maltraitirte ihn mit Stockprügeln und Knüttelhieben, aber vergebens, das Geld wurde nicht gefunden. Zu Hause bindet sie ihn fest und schlägt wieder unbarmherzig auf ihn los wie auf ein Stück Vieh, erst mit dem Stocke, dann mit einem Stricke, dann mit dem schneidenden Ende eines breiten Riemens; kurz, sie benützt, was ihr gerade in die Hände geräth, zur Tortur. Das geht so in ungeschwächter Kraft fort, bis der arme Junge dem Tode nahe ist, in welchem Zustande sich seiner Brust die Worte entringen: „O, meine gute Mutter!“ Nun springt das Weib wie eine Furie empor und mit den Worten: „Du Hund lebst noch?“ beginnt die Marterei auf's Neue. Nachdem der Körper nahezu vollständig abgeschunden war, gießt sie einen Eimer kalten Wassers über den Knaben. Bald darauf hat dieser zu leben aufgehört. Die Marterei hatte von Morgens 10 bis Abends 6 Uhr gedauert. Im ärztlichen Parere aber stand, daß den Knaben der Schlag getroffen habe. Später stellte sich heraus, daß die zwei Zehnkreuzer-Scheine dem Knaben vom Winde entrissen worden waren, und sie wurden auch beide gefunden. Gegen die herzlose Frau ist bereits die strafgerichtliche Untersuchung eingeleitet.

Auf dem am 25. Juni in Fernambuco eingelaufenen holländischen Schiffe „Fennichina“ hat sich Schreckliches zugetragen. Ein rasend gewordener Matrose erschlug zwei Seeleute und warf sie über Bord, den Capitän und zweiten Steuermann sperrte er drei Tage in die Cajüte ein, und führte das Schiff mit zwei anderen Matrosen, die er gezwungen hatte ihm zu gehorchen. Als er nun in der dritten Nacht vom Schlafe überwältigt wurde, nahm einer der beiden Matrosen ihm die Axt weg und spaltete ihm den Schädel. Darauf setzte er die beiden Gefangenen in Freiheit.

Als ein Beispiel von der ungewöhnlich frühen Weinlese dieses Jahres meldet die „Union Bourguignone“: „Der Herr Abbé C . . . ., Pfarrer einer Dorfgemeinde im Canton Mirebeau, schreibt uns, daß er heute, den 31. Juli, das Meßopfer mit neuem Weine darbringen wird, der bereits vollkommen gegohren, ganz klar und sehr gut ist.“

(„Es will Frühling werden in Deutschland“.) Die Mainlinie ist überschritten. Ein etwas verspätetes „Eingesandt vom Tegernsee“ zum 3. Juli in der „Kreuzzeitung“ bringt nachstehenden Gruß an den „Einsiedler von Varzin“, wahrscheinlich aus der Feder eines Mitarbeiters des „Schwäbischen Merkurs“, der das Schwabenalter noch nicht hinter sich hat und an dessen, durch die Sommergluth erhitzten Schädel die Landluft vergeblich ihre abkühlende Wirkung versucht hat. Der Poet läßt sich also vernehmen:

Graf Bismarck i' grüeß Di'
Wo der Alma hoch drob'n
Und mit Deutschland wird's richti'
Bal ma Di' no lang hobn.

Deßweg'n wünsch i Dir a guati G'sundheit
Und allweil frisch Bluat,
Weils sonst mit der deutschen Einheit
Gar koaner moant guat.

Und weil Du so a Schneid hast,
Thu i' Di' so verehrn,
Daß Du Dir nix g'falln laßt
Und thust an Uebermuth wehrn.

D' Franzosen derfn kemma,
Mer ferchtens nel mehr. —
Unser Bismarck soll leben!
Der rett' unser Ehr.

Die Lektüre dürfte ein gutes Mittel sein, die Schlaflosigkeit von dem Bette des Einsiedlers wenigstens für eine Nacht zu verscheuchen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 67. Donnerstag den 20. August. 1868.

Ein Mann — ein Wort.

Wir wollen frei und einig sein,
Ein einig Volk von Brüdern!
Ihr habt's gelobt so laut und rein,
In allen euern Liedern!
Wohlan! jetzt werd' es mehr als Klang,
Zur Männerthat flamm' auf der Sang.
Ein Mann — Ein Wort.

Wir weihen gern dem theuren Gut,
Des Vaterlandes Ehre,
Mit Freuden auch des Herzens Blut,
Steh'n jedem Feind zur Wehre.
Wohlan, es werde wahr!
Denn wißt, der Spruch gilt immer dar!
Ein Mann — Ein Wort.

Wir wollen Recht und Wahrheit dir,
O Vaterland, bewahren;
Wir stehen dir, wir fallen dir
In Noth und in Gefahren.
Und Schmach, wer seinen Eidschwur bricht,
Nicht folgt, wohin ihn ruft die Pflicht!
Ein Mann — Ein Wort.

Ein Mann — Ein Wort,
O Donnerwort, durchwett're du die Seelen,
Daß zu dem Kampf für unsern Hort
Sich alle Hände stählen,
Daß feurig alle Herzen glüh'n,
Und Heil und Segen mög' erblüh'n!
Das walte Gott.

Die Waise von Gehofen.

Thüringische Volkssage.
(Fortsetzung.)

„Scherzt nicht so bitter, Isidore — wißt Ihr doch, daß nur in Eurer Nähe ich glücklich bin," sagte der Junker.

„Verzeiht, Vetter, ich wollte Euch nicht kränken. Eitel von Trebra trägt meine Farben und es gibt keinen tapferen und höflicheren Ritter als ihn."

„Es gibt aber auch kein abscheulicheres Wetter als das heutige!" rief der alte Herr. „Auf, Kinder, laßt uns rasch zureiten, und in einer Stunde könnt Ihr Euch am warmen Ofen im Schlosse von Gehofen so viel Höflichkeiten sagen, wie Vetter und Muhme, wenn sie in einander verliebt sind, nur immer wollen. Aber weshalb hältst Du das Roß an, mein Kind?"

„Ich hörte dort drüben das Schnauben eines Pferdes — seht Vater — unter jenem Baume steht ein reisiger Mann, ich sehe das Schimmern seiner Rüstung," flüsterte das erschrockene Mädchen.

„Bei unserer Frau von Oldisleben, Muhme Isidore hat Recht," sagte Eitel. „Wenn es kein Gespenst ist, so steht unter jener Eiche ein geharnischter Mann. Auf, Ihr Männer," gebot er den Knechten, „hakt die Streitäxte von den Sätteln und schlagt tüchtig zu, wenn uns etwa einige Strauchdiebe anrennen sollten. Mit einem Dutzend solcher verhungerter Wegelagerer werden wir schon fertig."

Deutlich hörte man jetzt Rosse durch die Waldung daherkommen und plötzlich erschien der Haufen Bewaffneter, welche aus des rothen Töffel's Wirthshause gezogen waren und stellte sich mitten auf dem Heerwege den Reisenden entgegen. Eitel von Trebra sprengte auf die Bewaffneten zu.

„Gebt Raum, Ihr reisigen Männer!" rief Eitel. „Der Freiherr von Gehofen mit seinem Gefolge, auf dem Heimwege von Merseburg begriffen, steht Euch gegenüber — wer seid Ihr?"

Keine Antwort erfolgte. Der Ritter von Tütcherode aber setzte das Hüfthorn an die Lippen und auf den ersten Ton desselben drangen die Wegelagerer auf die Reisenden ein.

Das Gefecht war von kurzer Dauer. Die wenigen Knechte, welche die Begleitung des Freiherrn bildeten, wehrten sich nebst den beiden Edelleuten aufs Tapferste, aber die Uebermacht siegte. Schwer getroffen stürzte der Freiherr vom Rosse und ein Schlag von Ravenau's Streitaxt warf bald darauf auch den Junker von Trebra zu Boden. Während des Kampfgetümmels aber näherte sich Tütcherode dem Edelfräulein, die zitternd auf ihrem Zelter saß, erfaßte die Zügel und dem eignen Rosse die Sporen gebend, entfernte er sich mit seiner schönen Beute rasch von dem Schauplatze des Gefechtes.

Bald waren die wenigen Reisigen des Freiherrn niedergeschlagen oder versprengt und die

Wegelagerer eilten davon. Pfeilschnell flogen die Wolken am Himmel dahin und nur selten fiel ein bleicher Mondstrahl auf die Stätte, wo kurz vorher der Kampf gewüthet und die Leichen der Gefallenen jetzt still und friedlich beisammen lagen. Durch den Lärm des Kampfes aufgescheucht, flatterten die Raben durch die Bäume und in der Ferne tönte unheimlich das Geheul der leichenwitternden Wölfe. Ueber den Wald aber zog eine dunkle Röthe empor, die Sturmglocken im Thale begannen anzuschlagen und wildes Geschrei tönte dumpf herauf. Das Dorf Riedeburg stand in Flammen.

Da richtete sich unter den Gefallenen eine blutige Gestalt auf. Es war der Freiherr Jobst von Gehofen. Ein schwerer Hieb hatte sein Haupt getroffen und die weißen Haare blutroth gefärbt. Er wankte, auf sein zerbrochenes Schwert sich stützend, nach der Gegend zu, wohin die Räuber seines Kindes gezogen waren und erblickte den Junker Eitel, welcher neben einem todten Pferde in seinem Blute lag.

„Eitel, mein Sohn! hörst Du meine Stimme?" fragte der Freiherr, neben dem Junker in die Knie sinkend.

„Wohl vernehme ich Eure Rede, aber ich glaube, das Streitbeil des Schurken hat mich zum Tode getroffen!" stöhnte Eitel.

„Dort geht eine Feuersbrunst auf, Eitel; bald müssen die von Limbach und Ziegelrode zur Rettung herbeieilen und da sie die Straße ziehen, uns finden. Ich fühle, wie mir der Tod ans Herz tritt, mein Sohn — räche mich an dem Elenden, der uns die Tochter und Braut geraubt, es ist der Ritter von Tütcherode auf der Rothenburg über dem Städtlein Kelbra. Gott möge Dich erhalten zur Rettung meines Kindes." — Der Freiherr von Gehofen faßte Eitel's Hand, dann sank er langsam zurück und war einige Minuten später eine Leiche.

* * *

Im vollen Rosseslaufe eilte Tütcherode der Waldschänke zu, die halbohnmächtige Isidore mit starker Hand im Sattel haltend. Bald schlug er gegen das verschlossene Thor und der dienstfertige Wirth trat dem Ritter entgegen und half ihm vom Pferde.

„Holla, Töffel, laß Feuer machen und wärme Wein. Ich bringe ein Fräulein, so schön noch keines über die Schwelle dieses Nestes getreten. Nun, was starrst Du die Jungfrau an? Wo ist Deine Tochter? sie soll dem Fräulein für die kurze Rast in Deinem Hause dienstbar sein," rief der Ritter.

„Bei Gottes Blute! Das ist die Freiin von Gehofen!" stammelte der Wirth.

„Wahrhaftig, das ist sie!" lachte der Ritter. „Darf ich Euch bitten, Fräulein, vom Rosse zu steigen und in diesem schlechten Hause einer kurzen Ruhe zu pflegen?"

Der Ritter hob die Jungfrau vom Rosse und geleitete sie nach einem kleinen Zimmer, welches in dem hintersten Theile des Gebäudes befindlich und mit eisernen Gittern an den Fenstern versehen war. Hier ließ er sie mit der buckligen Lene allein.

„Herr," sagte der Wirth, indem er die schwere Hand auf dessen Schulter legte, „ich habe Euch mein Haus überlassen, um in demselben die Männer zu versammeln, welche Ihr zum Ueberfall eines mir unbekannten Feindes verwenden wolltet. Mit Schrecken erkenne ich jetzt, daß Ihr einen Jungfrauenraub und zwar an dem einzigen Kinde eines der mächtigsten Edelleute der goldenen Aue ausgeübt. Sagt, Herr, was soll mit der Jungfrau werden — fürchtet Ihr nicht die Rache des erbitterten Freiherrn?"

„Höre mich an, Töffel," erwiederte der Ritter. „Isidore ist das schönste und reichste Frauenbild des Thals. Seit länger als einem Jahre werbe ich um das spröde Kind und noch kürzlich, auf dem Adelstanze in Sangerhausen, bat ich sie um Herz und Hand. Da erfuhr ich denn, daß das Fräulein bereits ihr Herz an einen bischöflichen Hofjunker, den Eitel von Trebra, verschenkt habe. Sieh, Wirth, ich bin ein Mann von Entschlossenheit: ich hatte mir vorgenommen, die Dame von Gehofen zu meinm Weibe zu machen und nun scheue ich keinen Weg, der mich zu diesem Ziele führt. Wisse, mein guter Töffel, daß in den nächsten Wochen die schöne Isidore als Herrin von Rothenburg erscheinen wird; ihre Güter grenzen an die meinigen — eignen sich wohl zwei Leute besser zu einer Heirath, als der Ritter von Rothenburg und die goldhaarige Freiin von Gehofen?"

„Ihr seid ein geachteter Rittersmann, habt Geldes und Gutes genug zu einem heiteren Leben — wollt Ihr die Freiin auch in Liebe und Ehren halten, wenn die ersten Gefühle des Herzens etwas verkühlt sind?" fragte der Wirth.

„Du bist ein Esel, Wirth, daß Du so fragen kannst! Hast Du das herrliche Geschöpf angesehen? Giebt es ein reizenderes Weib auf Gottes weiter Erde? So lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern fließt, will ich das Fräulein lieben — und eher werde ich ihr den Dolch in das Herz stoßen, als sie in den Armen eines Andern wissen."

„Nun wohl, Herr Ritter, so versucht denn Euer Heil — aber laßt die Steinkörbe auf den Mauern Eurer Burg füllen und die Zinnen doppelt bewachen, denn ich zweifle nicht, daß die Gehofischen Vettern Euch bald die Veste berennen werden."

„Laßt sie kommen, das Schloß ist nicht zu ersteigen und hat der lustige Prior von Oldis-

leben erst unsere Ehe gesegnet, dann sollen die Vettern Brücke und Fallgatter zu ihrem freundlichsten Empfange offen finden. Aber seht, dort steigt eine Feuerwolke empor!"

„Das ist Riedeburg!" rief der rothe Töffel. „Hört nur, wie grausig die Sturmglocken aus dem Thale herausklingen. Was ist das für ein Geräusch? Ah, es ist der von Rabenau mit seinen Schnapphähnen — aber horcht! Das ist Waffengeklirr — sie sind verfolgt! —"

In vollen Laufe eilte Horst von Rabenau mit seinen Gesellen auf die Waldschänke zu. „Mach das Thor auf, Töffel," rief er, „wir sind gehetzt. Das Unglück hat uns eine Schaar Querfurtischer Panzerreiter entgegengeführt, die vermuthlich die Besatzung in der Burg zu Heldrungen ablösen sollen. Rasch öffne das Thor!"

„Thätet Ihr nicht besser, Euch im Walde zu verstecken, Horst?" fragte besorgt der Wirth.

„Der Teufel schlag Dich auf Dein naseweises Maul, Töffel; öffne das Thor — dort kommen schon die Querfurtischen, nun gilt es, Herz und Hand zu zeigen."

Der Wirth stieß die schweren Thorflügel auf und die Verfolgten eilten in das Innere des Gebäudes, um dasselbe von den Fenstern aus zu vertheidigen; die Querfurtischen Reiter aber stiegen von den Rossen und umzingelten das Haus. Auf einem Wagen, welchen sie mit sich führten, lagen die Leiche des Freiherrn und der schwerverwundete Junker Eitel von Trebra.

Als der Ritter von Tütcherode und der Wirth das Zimmer, in welchem Isidore mit Töffel's Tochter sich befand, verlassen hatten, brachte die schweigsame Magd Speisen und Wein aus einem Korbe hervor, und lud die Gefangene ein, ihr Mahl zu halten, während sie selbst ein Spinnrad ergriff, und sich dem Edelfräulein gegenüber an den schweren, eichenen Tisch setzte.

„Sage mir, Mägdlein," begann nach langem Schweigen Isidore, indem sie die Thränen trocknete, „was hat der Ritter von Tütcherode für ein Schelmenstück im Sinn, daß er mich von der Straße raubt und in dieses einsame Haus bringt?

„Warum seid Ihr so schön?" antwortete giftig die Bucklige, indem ein Blitz des Neides aus ihrem Auge auf das Fräulein schoß. Der Ritter, welcher Euch hierherbrachte, wird um alles Gold der Erde Euch nicht von sich lassen!"

„Heilige Mutter Gottes, was soll aus mir werden?" rief voller Verzweiflung die Gefangene. „Mägdlein, wie reich wollte ich Dir lohnen, wenn Du mir zur Flucht behülflich wärst. Komm, öffne die Thür, laß uns fliehen aus diesem Hause, wo man Dich so rauh behandelt, Du sollst in dem Schlosse zu Gehofen eine Zuflucht finden und ein glückliches Leben genießen."

„Man sagt, ich sei eigentlich nicht des rothen Töffel's Kind, er habe mich als hülfloses Wesen vor seiner Thür gefunden und sich der armen Waise angenommen, ist mir von einer längst Verstorbenen versichert worden, obgleich es der Wirth nicht zugeben will. Seht, gestrenge Jungfrau, der Töffel hat sich meiner erbarmt, als ich hülflos war, er hat mich genährt und gekleidet wie sein Kind — und wenn er mich auch noch mehr schlüge, als es geschieht, ich will ihm eine treue Tochter sein und ihn nicht verlassen, wie auch er mich nicht verließ!" erwiderte Lene.

„Dann laß mich allein hinaus in den Wald, ich werde einen weiten Vorsprung haben, ehe man mich vermißt, und Deine Belohnung für diesen Dienst soll dessen Wichtigkeit angemessen sein."

„Die Belohnung, welche ich vor Allem zu erwarten hätte, würde darin bestehen, daß mir der wilde Ritter, welcher Euch in dieses Haus brachte, mit seinem Dolche den Hals durchschnitt!" entgegnete ruhig fortspinnend die Bucklige.

„Aber bedenke doch, Kind, welche Gefahr Dir und Deinem Vater droht, wenn meine Vetterschaft Rache nimmt wegen dieses schändlichen Menschenraubes!"

„Ich habe Euch schon gesagt, gestrenge Freiin, daß es unmöglich ist, aus diesem Hause zu entkommen. Glaubt Ihr denn, daß wir unbeobachtet sind? Am Fuße der Treppe schildert ein bewaffneter Knecht."

„Sollte er mich nicht fliehen lassen, wenn ich ihm diese goldene Kette gäbe?" fragte mit neuerwachender Hoffnung das Fräulein, indem sie das Kleinod vom Halse löste.

„Die Kette würde er wohl nehmen, aber fliehen ließ er Euch nicht, es ist der wilde Henoch, ein tapferer Gesell."

„Horch!" unterbrach Isidore die Rede des buckligen Mädchens — was ist das für ein Getöse?" Sie sprang an das Fenster, öffnete einen Flügel, daß die runden, in Blei gefaßten Scheiben klirrten, und lauschte hinaus in die Nacht.

„Hörst Du, Mädchen? das ist Waffenlärm!" fuhr sie auf. „Siehe, mein Vater steht vor dem Thore dieses Hauses mit gewaffneter Hand, und verlangt sein geraubtes Kind. Halte mich nicht ab, in seine Arme zu eilen, und ich will für Dich und Deinen Vater um Gnade bitten!" Mit diesen Worten näherte sich Isidore der Thüre, welche nach der Treppe führte.

„Ich weiß nicht, wer draußen steht und die Schänke mit gewaffneter Hand anfällt," sagte Lene, „aber ich werde nicht zugeben, daß Ihr dieses Gemach verlaßt, bevor mein Vater hier war oder der Junker, der Euch meiner und meines Vaters Obhut übergab."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Bekanntlich sind im Dienste der Armee von Paraguay verschiedene Regimenter Amazonen. Der „Couriere de La Plata" enthält über diese weibliche Brigade einen Bericht, welcher sehr interessante Einzelnheiten enthält; derselbe rührt von einem in Gefangenschaft der Kriegerinnen von Noembucu gerathenen Soldaten der feindlichen Armee her. „Es kam darauf an, eine Furt über den Tebiquari aufzufinden. Mein Sergeant forderte mich auf, dieselbe zu ergründen und zu dem Ende ging ich in's Wasser und kam ohne viele Gefahr über den Fluß hinüber. Aber kaum war ich zehn Schritte über das jenseitige Ufer hinaus, so wurde ich von etwa zehn Soldaten gepackt, welche mich mit sich schleppten und mich mit der flachen Klinge gerade so behandelten, wie es in Buenos-Ayres Mode ist, wenn man Leute nach der Polizei bringt. Ich kam auf diese beschleunigende Weise nach dem Rancho, wo der Kapitän wohnte. — Dieser war fast nackt, zwei enorme, recht braune Brüste wogten entfesselt über einem schneeweißen mit schwarzem Spitzenrande von Wolle gezierten Hemd, und in einem Zuavenpantalon entwickelten sich Formen von so eigenthümlich üppiger Art, daß an dem Geschlechte des Kapitäns wohl kaum ein Zweifel aufkommen konnte. Ein Blick auf meine bisherigen Begleiter — denn bis dahin hatten sie mich nicht recht zur Besinnung kommen lassen — enthüllte mir sofort das ganze Mysterium: ich war in die Hände eines Regiments von Weibern (ohne Pantoffel) gekommen. Der Kapitän, welcher sich gerade kämmte, wie die Loreley, unterbrach diese interessante Beschäftigung, um mich ins Verhör zu nehmen. Sie setzte sich auf den Rand einer Hängematte, steckte sich eine Peli-Pava-Cigarre an, die baumdick war, und mit klugen Augen ansehend, vernahm sie mich in spanischer Sprache. — „Du bist kein Brasilianer?" — „Nein." — „Also bist Du Pitagua (von jenseits des Wassers, Europäer)?" — „Ja, ich bin Europäer." — „Dann kann ich Dein Leben schonen, aber nur bedingungsweise." — „Und welches sind die Bedingungen?" — „Du wirst die Küche besorgen, Wasser holen und die Kinder zum Säugen bringen?" — „Wie ist das zu verstehen?" — „Das ist sehr einfach: Die von meinen Soldaten, welche Kinder haben, können sie doch nicht überall mit hinnehmen; deßhalb haben wir ein Kinderdepot, und zu bestimmten Stunden werden sie zu den Müttern gebracht, um gestillt zu werden." — „Und wenn ich mich weigere, das zu thun?" — „Nun, dann wirst Du erschossen. — — Und er hat die Kinder getragen, bis er seine Freiheit durch einen Zufall erlangte.

(Die alte Seeschlange), die sonst stets zur saueren Gurkenzeit von einigen Zeitungsschreibern irgendwo gesehen wurde, scheint ihren Kredit verloren zu haben, dagegen tauchen jetzt von Zeit zu Zeit andere ständige Zeitungsfüllsel auf, die, gleich von vorneherein den Stempel der Unwahrheit an sich tragend, doch begierig nachgedruckt werden. So begegnen wir jetzt wieder in mehreren Zeitungen der schon vielfach aufgetischten Nachricht, die einst vielgenannten siamesischen Zwillinge, die in Nordamerika leben, wollten, nachdem sie nun 59 Jahre alt geworden, des längeren Mit- und Aneinanderlebens müde, nach Paris reisen, um sich durch eine chirurgische Operation von einander trennen zu lassen. Da diese Operation eine unbedingte Unmöglichkeit ist, so wäre es viel besser gewesen, zu erfinden, daß sie, da eine Operation unmöglich sei, sich zu dem Pariser Spezialisten Smitt begeben hätten, der sie mittelst seiner rothen Froschsalbe durch Eiterung gefahrlos zu trennen gedenke.

(Eine Stadt ohne Leihhaus.) Dieselbe heißt Stuttgart, und die Ursache welche bis jetzt die Errichtung einer solchen Anstalt verhinderte, ist nichts mehr und nichts weniger als die Marotte eines sonst sehr verdienstvollen alten Herrn. Moritz Mohl hat nämlich die fixe Idee, die Leihhäuser beförderen die Liederlichkeit, Unzucht und Unsitte. Jede Anregung zur Errichtung eines städtischen Leihhauses bombardirt M. Mohl in fürchterlich langen Leitartikeln nieder, und kein Mensch wagt es mehr, sich der Sache anzunehmen. In Folge dieses Mangels versetzt die dortige Bevölkerung, welche die Hilfe solcher Anstalten bedarf, ihre Habe in Privatleihegeschäften und zahlt 60 vom Hundert, während die auf Rechnung der Kommunen geführten Leihhäuser gewöhnlich mit 8 — 9 Prozent sich begnügen. Das gehört offenbar unter die Schwabenstreiche.

(Ein freies Leben führen wir.) Im Kanton Swyz scheint man mit den Zuchthäuslern auf sehr zuvorkommenden Fuß zu stehen. So wird erzählt, daß ein für einige Zeit beurlaubter Züchtling, um daheim nicht auf dem Laubsack schlafen zu müssen, einfach das Staatsbettzeug mit sich nahm. Andere verlassen, um sich nicht zu langweilen, Abends das Zuchthaus und kommen andern Morgens wieder.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drechsler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 68. Sonntag den 23. August. 1868.

Laß Zeit vergeh'n.

Wär' doch erst vergangen die düstere Nacht,
Wär doch erst gebrochen des Winters Macht,
Wär' doch die sich rundende Knospe am Strauch
Zur Blüthe erküßt erst durch Lenzes Hauch,
Und wäre das Knäblein auf meinem Schoß
Erwachsen zum Manne erst kräftig und groß
O könnten wir ernten erst, was wir heut sä'n! —
Laß Zeit vergeh'n!

Wann wird erkennen, wie treu ich's gemeint?
Wann sind wir Getrennte je wieder vereint?
Wann sehe ich meinen Sorgen und Müh'n
Je heit'res Gelingen, je Früchte erblüh'n?
Wann wird mein dunkeler Pfad einmal licht?
Wann kehrt der Verirrte zurück wohl zur Pflicht?
Wann werd' ich aus Trübsal zur Freude ersteh'n?
Laß Zeit vergeh'n!

So wünschet und fraget die menschliche Brust,
Erhöhet den Schmerz und verkleinert die Lust,
Will Zukunft erforschen, will Welten durchspäh'n
Und lernt nicht das Ich und das Nächste versteh'n!
Mit Wünschen und Bangen erbaut man kein Haus,
Geduld und Beharrlichkeit richten viel aus,
Willst Freude aus Leid und willst Werke Du seh'n —
Laß Zeit vergeh'n!

Die Waise von Gehofen.

Thüringische Volkssage.
(Fortsetzung.)

„Was sagst Du?" rief entrüstet das Fräulein, indem sie mit Verachtung auf das Mädchen herabsah — „Du willst es wagen, mich zurückzuhalten? Du, die gebrechliche Magd eines Schänkwirths, willst Deine unreine Hand an die Freiin von Gehofen legen? Zurück! sage ich, höre die Stimmen der Kriegsleute, welche mein Vater und der Junkherr von Trebra herangeführt, falle nieder auf Deine Knie und bitte um Gnade, denn in wenigen Minuten wirst Du meiner Fürsprache bedürfen."

„Ihr habt die Sprache rasch geändert, gestrenge Jungfrau!" kreischte die Bucklige, indem sie ein kurzes, scharfes Messer hervorzog. Vor wenigen Augenblicken führte die stolze Freiin eine andere Rede. Wagt es nicht, einen Schritt gegen die Thür zu thun, oder die Ritterstochter stirbt unter dem Messer der verkrüppelten Schänkhausdirne!"

Die erschrockene Isidore fuhr zurück und trat an das Fenster, das Ende des Kampfes mit klopfendem Herzen erwartend. Der Lärm der Streitenden ward immer lauter, das Hofthor stürzte zusammen und man hörte das Schnäuben der ansetzenden Rosse, das Wehklagen der Getroffenen und das Prasseln der niederschmetternden Waffen.

Da liefen ein paar kleine Flämmchen über das Dach der Schänke hin.

„Feuer!" brüllte die Donnerstimme des rothen Töffel's. „Sie haben Feuer auf das Dach des Stalles geworfen!" Und in heller Lohe schlugen die Flammen durch das Sparrwerk der Gebäude.

„Heilige Mutter Gottes, stehe mir bei! Das Haus brennt! Mädchen, laß uns fliehen!" rief Isidore mit Todesangst, indem sie nach dem Fenster zeigte, durch welches der helle Schein des Feuers hereinleuchtete.

„Wir bleiben!" sagte eintönig die Bucklige.

Plötzlich wurde es laut auf der Treppe, welche nach dem Gemach führte, worin die beiden Mädchen sich befanden. Männertritte näherten sich, und jubelnd eilte Isidore nach der Thür. „Gelobt sei Gott!" rief sie. „Ich verspreche unserer Frau von Oldisleben ein güldenes Stück zu einem Kleide, und dem Christuskindlein eine silberne Krone mit güldenen Spitzen für ihre Rettung aus dieser Gefahr."

Da öffnete sich die Thüre und herein trat der Ritter von Tütcherode, das blutige Schwert in der Hand. Seine Rüstung war mit Blut befleckt, und die Federn seines Helmes hingen zerknickt und halb verbrannt hernieder. Rasch näherte er sich der entsetzten Isidore, nachdem er die Bucklige verächtlich auf die Seite geschleudert hatte.

„Das Haus ist angefallen und steht in vollen Flammen, Fräulein; Ihr müßt mir ohne Zögern folgen!" rief der Ritter.

Isidore war todtenbleich geworden, als statt der ersehnten Retter ihr Entführer in das Gemach trat. „Eher will ich unter den Trümmern dieses Hauses begraben werden, als wieder in Eure räuberische Hand fallen!" sagte sie.

„Verzeiht meine Rauhheit, Freiin," sagte der Ritter, „aber die Nothwendigkeit gebietet Eile. Auf der Rothenburg will ich Euch für Alles um Vergebung anflehen, was ich gethan, aber jetzt müssen wir zu Rosse. Er faßte die halbohnmächtige Jungfrau und trug sie nach dem Hofe. Hier standen, abseits des Kampfes, der noch mit aller Erbitterung geführt wurde, Horst von Rabenau und einige Knechte neben den ledigen Rossen, und harrten des Ritters und seiner schönen Beute.

„Eilt, Herr!" rief Rabenau, als der Ritter mit der Jungfrau erschien, „wir müssen durch die Hinterpforte entweichen, die nur schwach besetzt ist. Rasch, steigt zu Pferde und nehmt den schreienden Engel vor Euch auf den Sattel — so ist es gut und nun, Töffel, öffne die Pforte!"

Eben wollten die Flüchtlinge die schmale Hinterthür passiren, als einige Querfurter gegen dieselbe andrangen. Ein furchtbarer Hieb des rothen Töffel's, der eine Holzaxt als Waffe führte, zerschmetterte dem Vordersten der Anstürmenden das Haupt. Der Ritter von Tütcherode aber stieß dem Rosse die Sporen in den Leib, daß es unter seiner doppelten Last hochaufbäumte und im wilden Sprunge einige der Feinde niederriß. Noch einmal spornte der Ritter das edle Thier und mit gewaltigem Satze sprang es durch die Pforte und jagte den schmalen Waldweg dahin, während Rabenau mit seinen Genossen, nach der tapfersten Gegenwehr, niedergeworfen und gefangen wurden.

* * *

Auf der Stätte, wo so eben der Kampf stattgefunden, war es still geworden. Die brennenden Gebäude des Wirthshauses waren zusammengestürzt. Schwarze Dampfwolken stiegen aus den Trümmern derselben hervor und kleine Flämmchen zuckten bisweilen an einem halbverkohlten Balken hin und beleuchteten schwach das Bild der wilden Zerstörung. Auf dem Hofe des vernichteten Schänkhauses, wo der hartnäckigste Kampf stattgefunden, lagen die geplünderten Leichen der Erschlagenen, und an den glimmenden Aesten der alten Eiche, welche zunächst dem Wohnhause stand, hingen die entseelten Körper des Junkers Horst von Rabenau und seiner Gesellen, welche lebend in die Hände der Querfurter gefallen waren. —

Da rauschte es plötzlich in den nahen Büschen, leise Schritte näherten sich und eine weibliche Gestalt stieg auf die halbzerstörte Mauer. Vorsichtig spähte dieselbe nach allen Seiten, dann gab sie durch Zusammenschlagen der Hände ein Zeichen, worauf die knochige Gestalt des rothen Töffel's zum Vorschein kam.

„Gottes Fluch komme über Die von Querfurt", murmelte Töffel, „da liegt mein schönes, festes Haus zusammengebrannt wie eine Hand voll Stroh. Aber warte nur, Herr Bruno, ich will Deiner Stadt, oder auch Deiner Burg, einen rothen Hahn auf die Dächer setzen, der meilenweit ins Land hineinkrähen soll. Und von der Mauer in den Hof hinabspringend, näherte er sich den Leichen der Erschlagenen.

„Da liegt Rinkolf, der beste Schütze im Thüringer Gau, den seine Armbrust nicht gegen den Kolbenschlag schützen konnte, welcher ihm das Hirn aus dem Schädel trieb," fuhr Töffel in seinem Selbstgespräche fort. Er war ein tapferer Kerl und des Rabenauers rechte Hand. Wo aber mag der Junker hingekommen sein? er wurde eben niedergeschlagen, als ich mit Lenen die Flucht in den Wald nahm."

„Seht nach der großen Eiche, Töffel", stöhnte eine matte Stimme, „dort hängt Alles, was vom Rabenau noch übrig ist; aber um Christi Willen, gebt mir einen Trunk Wasser, ich sterbe vor Durst!"

„Henoch!" rief Töffel, sich einem Trümmerhaufen nähernd, aus dem die Stimme kam.

„Ich bin es, Wirth; mir steckt ein Lanzeneisen im Leibe, und die Wunde brennt schrecklich. Bringe mir eine Hand voll Schnee oder Wasser, sonst verschmachte ich. — Um Gottes Willen, Töffel, sieh dorthin, auf die Mauer, da sitzt die Schönwerdaer Klagefrau — sie kündigt mir den Tod an!"

„Es ist die Lene, Henoch, die ich zur Beobachtung der Gegend auf die Mauer postirt! Weißt Du nicht, ob der Ritter von Tütcherode mit der Freiin entkommen ist?"

„Die bucklige Lene ist es, die dort sitzt? Das häßliche Thier! Nun ja, ich glaube, der Ritter ist entkommen, wenigstens haben ihn die Querfurtischen Reiter nicht gefangen. Ich selbst vertheidigte die hintere Pforte, aus der er entkam, um ihm einen Vorsprung gewinnen zu lassen. Horst Rabenau wurde hier gefangen und ohne Weiteres wie eine Eichel an jenen Zweig gehängt; ich selbst aber kroch mit meiner schweren Wunde in diese Trümmer und blieb vor den Augen der Reisigen verborgen. Aber ist denn das Weib dort auf der Mauer auch wirklich die Lene?

„Henoch!" sagte der Wirth, „ich habe in meinem Leben manche Wunde schlagen sehen, auch wohl selbst geschlagen, und bin der Meinung, die Lanze, die in Deinem Leibe steckt, hat nicht eben die gefährlichste Stelle getroffen. Ich will Dich verbinden, so gut ich's vermag, Du mußt mir aber versprechen, bei meiner Rache an den Querfurtern treulich zu mir zu halten. Willst Du das thun, so sollst Du in wenigen Wochen ein gesunder Kerl sein."

„Bei allen Heiligen der Erde und des Himmels! das will ich. Wir wollen den Schurken

ein Licht anzünden, das ihnen die Augen übergehen sollen!" rief Henoch.

„Wohlan, komm hierher, Lene, und gib mir ein Tuch," sagte Töffel. Darauf entfernte er nicht ohne Geschick das Lanzeneisen aus Henoch's Wunde, verband dieselbe nothdürftig, nahm den Verwundeten auf seine starken Schultern und schritt mit seiner Last in Begleitung der buckligen Dirne in den dichten Wald hinein.

* * *

Auf einem hohen Bergkegel, in welchem das Finnische Gebirge ausläuft, liegt das alte Kaiserschloß Kyffhausen. Im vierzehnten Jahrhundert wurde die Burg gestürmt und zerbrochen, noch jetzt aber zeigen ihre Ruinen, von welcher Größe und Festigkeit sie einst gewesen sein mag. Der ungeheure Thurm, aus mächtigen Quadern zusammengefügt — obgleich sein Haupt gespalten ist — wird noch Jahrhunderten trotzen, denn tief im Felsen wurzelt ein gewaltiger Grund. Eine breite Schlucht, über die früher eine Zugbrücke in das Schloß führte, zieht sich neben den Mauern desselben hin, und war einst ein sicherer Schutz der südlichen Vertheidigungswerke.

Ein Stündchen Weges von diesem verfallenen Schlosse liegen die Ruinen der Rothenburg. Zur Zeit unserer Erzählung war dieses kleine, feste, herrlich gelegene Schlößchen Eigenthum des Ritters Burkhard von Tütcherode, und wir finden den Burgherrn, nachdem es ihm geglückt war, mit der Freiin von Gehofen aus der bestürmten Waldschänke zu entkommen, mit seiner schönen Beute in völliger Sicherheit hinter den Mauern seines Schlosses.

Das beste Zimmer der Rothenburg war der geraubten Freiin eingeräumt worden, und eine alte Frau, die einstmalige Amme des Schloßherrn, bildete nebst einem jungen Landmädchen ihre Gesellschaft. Frau Ursula, so hieß die Alte, hatte sich angelegentlich bemüht, der Freiin die vorzüglichen Eigenschaften ihres Herrn auseinanderzusetzen, aber das Fräulein hatte ihr Schweigen geboten und den tiefsten Abscheu gegen einen Edelmann ausgesprochen, der die Pflichten eines Ritters so schmählig verletzt und sich zum Straßenräuber herabgewürdigt habe. Umsonst hatte der Ritter der Jungfrau betheuert, daß nur seine heiße Liebe ihn zu dieser That verleitet, Isidore würdigte ihn keiner Antwort und hoffte auf baldige Hülfe durch ihren Vater, von dessen Tode sie nicht unterrichtet war.

Der Ritter wollte verzweifeln. Er bot der alten Ursula die reichsten Geschenke, wenn sie den trotzigen Sinn der Freiin zu ändern vermöchte, denn es lag ihm daran, sich so bald als möglich mit seiner schönen Gefangenen zu versöhnen, da das Gerücht zu ihm gedrungen war, daß die Gehofi'schen Vettern mit einigen Städten der Aue sich verbunden, und ihm Fehde anzukündigen beabsichtigten. Gelang es ihm, die Jungfrau zu gewinnen, so mußte die Fehde sich in eine Versöhnung umwandeln, und er war der Besitzer der weitläufigen Güter seines schönen, jungen Weibes.

Eben hatte Frau Ursula den Ritter in der unfreundlichsten Laune verlassen, in die ihn die unveränderte Abneigung der Gefangenen versetzt hatte. Selbst als die alte die Drohung ausgesprochen, daß der Ritter sie mit Gewalt an den Altar schleppen würde, hatte Isidore geschworen, daß sie eher sich aus dem Fenster stürzen, als der Gewalt sich fügen werde. Die erschrockene Alte, welche nicht begriff, wie ein junges Mädchen sich weigern konnte, den hübschen Ritter zu heirathen, hatte sich ärgerlich von der spröden Jungfrau abgewandt, um ihrem Herrn die entschlossene Rede derselben zu hinterbringen.

Indem also der Ritter Burkhard mit großen Schritten das Zimmer auf- und abstieg und über einem neuen Plane brütete, das Herz Isidoren's zu gewinnen, hörte er das Horn des Thorwächters in der frischen Morgenluft ertönen, die Ketten der Zugbrücke klirrten, und Pferdetritte erschallten im engen Hofe der Burg. Der Ritter sah einen vollständig geharnischten Mann vom Pferde steigen, der seinem Begleiter die Zügel zuwarf, und sich unter Vortritt des Rothenburger Hausmeisters nach dem Wohnhause des Schlosses begab. Ahnungsvoll harrte Burkhard des Fremden, der bald darauf mit geschlossenem Helme eintrat, eine Pergamentrolle mit mehreren daran hängenden großen Wachssiegeln in der Hand haltend.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Vom Retten bei Brandfällen. Das Retten oder Ausräumen wird in vielen Orten mit so viel Uebereilung betrieben, daß es Noth thut, darüber einmal ein paar Worte zu reden. Mit Ausnahme der Rettung von Menschenleben und unersetzlicher Sache kann bei einem Brande das Ausräumen selbstverständlich nicht in die erste Linie gestellt werden. Die Hauptsache ist und bleibt das Löschen und darauf muß die ganze Aufmerksamkeit zuvörderst gerichtet werden. Je schneller das Feuer bewältigt wird, desto besser. Die allzugroße Dienstfertigkeit von häufig ganz unberufenen Personen, welche sich beim Retten zudrängen, anstatt für Beschaffung des oft dringend nöthigen Löschwassers zu sorgen, oder an den Löschmaschinen mitzuhelfen, wirkt meistens

nur störend oder verwirrend auf die Löschmannschaft selbst. Wie oft kommen die Schlauchführer nicht voran, weil ihnen sich selbst überstürzende Personen mit altem Gerumpel im Wege stehen. Thüren und Fenster werden eingeschlagen, um dem Feuer noch vollends durch den Luftzug Nahrung zu verschaffen ꝛc. Das vollständige Abhandenkommen jeder Geistesgegenwart führt zu den lächerlichsten Confusionen und schon Mancher hat in der Angst sein Glas und Porzellan aus dem dritten und vierten Stock zum Fenster hinausgeworfen, um es aus dem Brande zu retten.

Es ist deshalb Grundbestimmung mehrerer Feuerversicherungs-Gesellschaften:

„Das Ausräumen — mit Ausnahme des „Viehes — darf nicht früher geschehen, „als bis das eigene oder unmittelbar „anstoßende Gebäude in Brand gerathen ist.“

Mit Recht hat die Stadt Erlangen in ihrer Feuerordnung bestimmt:

„Die Bewohner werden wohl thun, ihre „Effecten nicht zu frühe zu flüchten, da die Assecuranzgesellschaften für allenfalls ver„dorbene Gegenstände keinen Ersatz leisten, „wenn ohne Noth ausgeräumt worden ist.“

Das unnöthige Ausräumen trägt nicht allein zur Verwirrung im Brandfalle bei, sondern es hält auch tüchtige Kräfte von dem viel nothwendigeren und wichtigeren Löschen ab.

Wir können daher nicht genug darauf aufmerksam machen, daß das voreilige und unnütze Ausräumen ganzer Straßen unterbleibt und alle Kräfte auf die schnelle Unterdrückung des ausgebrochenen Brandes verwendet werden.

(Aus der Zeitung für Feuerlöschwesen.)

~~~

(Industrieritter.) Von Paris ist nach auswärts den Behörden über folgenden Juwelen-Diebstahl Mittheilung gemacht worden: Viele Magazine des Palais Royal haben zwei Eingänge, einen von den Arkaden von der Gartenseite aus und einen andern von einer der Straßen, welche das Gebäude begrenzen. Kürzlich fuhr nun ein Miethwagen, in welchem zwei elegante Herren nebst zwei Damen saßen, in der Rue de Montpensier an dem Verkaufsgewölbe des Juweliers Briquet vor. Die beiden Herren und eine Dame stiegen aus und begaben sich in dasselbe, wo sie Schmuckgegenstände zu sehen verlangten. Nachdem sie viele Ringe, Nadeln, Hals- und Armbänder durchgemustert hatten, trafen sie darunter eine Auswahl, verlangten jedoch, daß die gewählten Stücke auch der im Wagen verbliebenen Dame, die Unpäßlichkeit halber nicht aussteigen könne, gezeigt würden. Frau Briquet die sich allein mit einem Kommis im Laden befand, wurde durch dieses Verlangen einiger Maßen in Verlegenheit gesetzt, fügte sich jedoch demselben und beauftragte den Kommis, die gewählten Gegenstände in den Wagen zu bringen. Während seiner Abwesenheit traten von der Gartenseite aus zwei Herren in das Gewölbe, die es sehr eilig hatten, eine goldene Uhrkette zu kaufen. Frau Briquet zeigte ihnen deren mehrere, von denen sie eine auserwählten und nach einigem Feilschen auch bezahlten; darauf entfernten sich diese beiden Individuen, die sehr wahrscheinlich mit den anderen im Einverständnisse standen, wieder auf dem Wege, auf welchem sie gekommen waren. Mit Entschuldigungen über diese Störung wendete sich die Herrin des Ladens darauf wieder der anderen Gesellschaft zu. Die ausgesuchten Juwelen gefielen der Dame im Wagen, nur wünschte dieselbe einige kleine Abänderungen. Frau Briquet versprach, dieselben vornehmen zu lassen, worauf die beiden Herren mit ihrer Begleiterin, unter dem Versprechen, am folgenden Tage wieder zu kommen, um die Stücke gegen Baarzahlung in Empfang zu nehmen, in den Wagen stiegen und davon fuhren. Sehr viele Etuis lagen geöffnet und übereinandergeschichtet umher, und als Frau Briquet und ihr Kommis sie wieder ordnen wollte, fand sich ein großer Theil derselben ihres Inhaltes beraubt. Die gestohlenen Juwelen repräsentiren zusammen einen sehr beträchtlichen Werth. Es befindet sich darunter namentlich eine Busennadel aus Rubinen und Diamanten, mit einem Gehänge aus feinen Perlen; eine andere, welche eine Blume darstellt, deren Pistill von einem Diamanten von 21 Karat gebildet ist; ein Paar Ohrringe mit sechs Rubinen, im Gewichte von sieben Karat, geschmückt; ferner eine ziemliche Anzahl Ringe ꝛc.

~~~

Seit mehreren Monaten verschwand in einer Breslauer Vorstadt aus mehreren einander benachbarten Grundstücken eine so beträchtliche Anzahl von Katzen, daß die Besitzer derselben sich zu Nachforschungen veranlaßt fühlten, welche jedoch ein erwünschtes Resultat nicht ergaben. Gegenwärtig ist der Gesell eines Wurstfabrikanten aus der Arbeit getreten und beschuldigt jetzt öffentlich seinen früheren Prinzipal, 12 Stück Katzen, von denen allein einem Brantweinbrennerei-Besitzer sieben Stück, einem Bäcker drei Stück und einem Gastwirth zwei Stück gestohlen worden sein sollen, verbraucht zu haben.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 69. Donnerstag den 27. August. 1868.

Der Liebe Lust und Leid.

Ich kam vom Liebchen heim einmal
Vorbei an den Rosenhagen;
Ich hört' die Glocken dort im Thal
Innig zusammenschlagen.

Und wie die Rosen glühend roth
Holdselig sich mir neigen,
Ging mir's an's Herz, — ich dankte Gott
Und sprach: Sie ist mein eigen!

Dort wo ich um die Wiese ging,
Stand eine Trauerweide;
Wie sie auch ihre Blätter hing,
Drin zittert' es vor Freude!

Es rauscht' der Bach, nicht konnte man
Sein eigen Wort verstehen;
Die Vögel huben zwitschernd an:
Wir haben's auch gesehen!

Da jubelt' ich in's Land hinein
Und mußt' die Mütze schwingen:
Ihr Berg' und Schluchten! Sie ist mein!
Laßt euer Echo klingen!

Mein ist sie! mein und einzig mein!
Und immer nur die Meine!
Und ohne sie kann ich nicht sein —
Ihr wißt's ja, Wen ich meine!

Kaum war mein letztes Wort gedacht,
Ging just die Sonne unter.
Das fand ich neckisch, hab' gelacht,
Und stieg den Berg hinunter. —

Ein Jahr darauf ging ich nach Haus
Von meiner Liebsten wieder.
Am Rosenhage ruht' ich aus,
Mir zitterten die Glieder.

Wie faßt' der Dorn mich höhnend an
Und wollt' mein Kleid zerreißen,
Ach — ich zerriß die Rosen d'ran,
Die rothen und die weißen! —

Und wie ich um die Wiese ging,
Wie trauerte die Weide:
An jedem Blatt ein Tröpfchen hing,
— Sie weint' zu meinem Leide!

Wie stürzt' der Bach mit Zorngeroll
Und brandend in die Tiefe;
Wie ruft der Vogel unruhvoll —
Als wenn er Abschied riefe!

Laut schrie ich in's Gewirr hinein:
Ich will's — ich kann's nicht fassen!
Heut' wird sie einem andern sein —
Treulos bin ich verlassen! —

Ich sah dort mit der Sonne bang
Mein ganzes Glück entschwinden —
Und wie ich auch die Hände rang,
Ich konnt's nicht wieder finden!

— Und plötzlich hörte ich im Thal
Die Sterbeglocken läuten:
Da starb die Lieb' in meiner Qual!
Sie starb für alle Zeiten — —!

Die Waise von Gehofen.

Thüringische Volkssage.

(Fortsetzung.)

„Was führt Euch in dieses Schloß, und was soll Euer geheimnißvolles Auftreten?" fragte der Burgherr. „Sucht Ihr Gastfreundschaft, so soll sie Euch werden, wollt Ihr aber den Frieden dieses Hauses stören, so tretet rasch mit Eurem Auftrage hervor.

Der Fremde öffnete das Visir, und das bleiche Gesicht Eitels von Trebra kam zum Vorschein. Erschrocken fuhr Ritter Tütcherode zurück; jener aber trat ihm einen Schritt entgegen und sagte mit tiefer Stimme: „Ich bin kein Gespenst, Ritter von Rotenburg, das Schwert der Meuchelmörder hat mich nicht getödtet — die einziehende Besatzung des Heldrunger Schlosses fand mich im Blute liegend und rettete mich vom Tode. Jetzt aber komme ich, Blut um Blut zu fordern. Ritter Burkhard von Tütcherode, ich zeihe Euch des Meuchelmordes an dem Freiherrn Jobst von Gehofen und schändlichen Raubes an seiner Tochter Isidore. Obgleich Ihr verdient, daß man dem meineidigen Ritter die goldenen Sporen von den Fersen hacken lasse durch des Henkers Hand, so fordere ich Euch dennoch zum

Kampfe auf Leben und Tod mit Lanze und Schwert, Axt und Kolbe, Dolch und Faust, wie Ihr begehrt. Am heutigen Abend, wenn die Sonne sinkt, harre ich Eurer an den Trümmern der wüsten Kyffhauserburg!" Bei diesen Worten rasselte Trebra's Eisenhandschuh auf dem Estrich vor Tütcherode's Füßen nieder.

Die Hand des Ritters zuckte, den Handschuh aufzuheben, aber nach augenblicklicher Ueberlegung wies er schweigend auf die Pergamentrolle in des Junkers Hand und sagte mit grimmigem Lächeln: „Was haltet Ihr da in der Hand, mein tapferer Junker?"

„Sollte Gott in unserem Kampfe Euch den Sieg verleihen, so ist hier ein Absagebrief, unterzeichnet von den Meusebach's, den Hacken, den Trebra's, den Germar's, den Ebersteinen und den Städten Artern und Sangerhausen, auf drei Tage von heute an wegen Mordes und Jungfrauenraubes"' fuhr Trebra fort indem er dem Ritter den Fehdebrief überreichte.

„Wohlan, Ihr kühnen Herren, die Frelin von Gehofen ist allerdings in meiner Verwahrung und wird nächstens meine eheliche Hausfrau sein. Gutwillig gebe ich sie nicht heraus, deshalb kommt und ersteigt die Mauern dieses noch niemals eroberten Schlosses. Aber eilt, sonst könntet Ihr mich in meinen Hochzeitfreuden stören. Und was Eure Ladung nach der wüsten Burg Kyffhausen betrifft, mein Junker, so nehmt es nicht übel auf, wenn ich dieselbe für jetzt zurückweise. Einmal darf ich aus einleuchtenden Gründen mein Schloß nicht verlassen und dann mag ich als junger Hochzeiter mich nicht der Gefahr aussetzen, von Eurer tapferen Hand einige zerschlagene Knochen davon zu tragen. Laßt uns deshalb den Strauß erst dann ausfechten, wenn das Heer der Verbündeten, müde der vergeblichen Anstrengung, die Belagerung meiner Burg aufgegeben hat und die Flitterwochen meiner Ehe vorüber sind."

„Ehrloser Mann!" rief Trebra, „Ihr verdientet, daß man wie ein reißendes Thier Euch ohne Umstände todtschlüge!"

„Zügelt Euer tapferes Maul, Herr, nehmt Euren Handschuh auf und verlaßt mein Schloß. Wagt Ihr aber noch ein schimpfliches Wort gegen mich — beim Blute Gottes! so lasse ich Euch über die Zinnen des Wartthurmes heraushangen. Zieht Eures Weges, Herr, beim Krachen der Mauerböcke und dem Kampfrufe meiner Burgleute werden wir uns wiedersehen!"

„Wagt es nicht, der Freiin von Gehofen ein Haar zu krümmen — bei der Gnadenmutter von Oldisleben! Euer Loos würde ein schreckliches sein!" sagte mit drohender Stimme der Junker. Als er zu Pferde stieg, sah er am Fenster den Ritter stehen, welcher ihm mit höhnischem Gelächter eine glückliche Reise wünschte.

Kaum hatten Trebra und sein Knecht das Rothenburger Schloß verlassen und waren auf dem breiten Waldwege dahin geritten, der an den Trümmern Kyffhausens vorüber nach dem Städtchen Tilleda führt, als ein dunkles Gewölk den Himmel umzog, und der Sturm durch die entlaubten Bäume zu heulen begann. Bald entstand ein so heftiges Schneegestöber, daß die Reiter nur mühsam ihren Weg fortzusetzen vermochten. Die Pferde brausten und sprangen gegen den wilden Sturm, und es war dem Junker Trebra recht angenehm, als die Ruinen Kyffhausens sichtbar wurden, in welchen er Schutz gegen das vorüberziehende Wetter zu finden hoffte. In einem halbverfallenen Thurme fanden die Reiter ein hinreichendes Obdach; kaum aber waren sie von den Pferden gestiegen, und hatten diese angebunden, als durch das Brausen des Sturmes ein lauter Schrei an ihr Ohr schlug, dem ein dumpfer Fall folgte. Bald darauf drang aus dem Abgrunde ein leises Gewimmer, und Junker Eitel trat mit dem Knechte aus dem Gemäuer, um nach der Ursache desselben zu forschen.

„Edler Junkherr," bat der alte Reisige, indem er seinen Herrn beim Arme festhielt — „vergeßt nicht, wo wir sind, an einem Orte, wo der Spuk zu Hause ist. Seit die Burg zerbrochen wurde, war es nie geheuer auf diesem Berge, und daß der Kaiser Friedrich mit dem rothen Barte verbannt im Berge sitzt, umgeben von zwölf geisterhaften Kreuzrittern, brauche ich Euch, als bekannte Wahrhaftigkeit nicht zu sagen! Laßt es wimmern, da unten, wir schlagen ein Kreuz, und ist die Windsbraut vorübergezogen, setzen wir uns als gute christliche Männer auf die Rosse und kehren der Geisterburg den Rücken."

„Sei kein Narr, alter Mann, und folge mir. Wir müssen in die Schlucht hinabsteigen, in die wahrscheinlich ein Mensch gestürzt ist, der, wie wir, Schutz vor dem Sturme in der zerfallenen Burg suchen wollte," rief Eitel.

„Herrliche Mutter der Gnaden, beschütze uns!" seufzte der Knecht." Horcht nur, wie es da unten jammert, aber allein lasse ich Euch nicht hinuntersteigen, dort an der Capelle führt ein Pfad in die Schlucht hinab."

Die Beiden klommen vorsichtig in die Tiefe und näherten sich der Stelle, woher die Jammertöne erklangen. Neben einem Manne mit rothen, struppigen Haaren, der, schwer verletzt durch den fürchterlichen Sturz von der Klippe, blutend auf dem Schnee lag, kauerte die Gestalt eines buckligen Mädchens, die jammernd des Gestürzten Blut zu stillen suchte, das aus einer tiefen Kopfwunde floß. Es waren der rothe Töffel und die bucklige Lene.

„Wer ist da?“ fragte Töffel, sich etwas erhebend und die Ankommenden ängstlich betrachtend. „Ist ein Mönch dabei, Lene, es steht doch eine Capelle auf dem Berge mit einem wunderthätigen Marienbilde — nein, es sind Kriegsleute, frage doch, ob sie auf die Rothenburg gehören!“

„Unglücklicher Mann, Du hast einen schweren Fall gethan. Wir wollen Dich hinauftragen in das Gemäuer und von dort nach Tilleda bringen.“

„Nein, nein, nach der Rothenburg bringt mich, und einen Beichtiger schafft herbei. Ein Geheimniß preßt mir das Herz ab, und doch kann ich nicht ersterben, wenn es nicht über meine Lippen kommt,“ stöhnte Töffel.

Die beiden Männer ergriffen den Gestürzten und trugen ihn behutsam nach dem verfallenen Thurme, wo ihre Rosse standen. Weinend setzte sich das Mädchen neben dem Verwundeten nieder, küßte seine schwere, knochige Hand und bemühte sich auf das Sorgsamste, ihm sein Lager so weich und bequem wie möglich einzurichten, obgleich dasselbe nur aus einigen Mänteln und etwas trockenem Haidekraut bestand. Als nun der alte Knecht das Roß losbinden wollte, um auf den Wunsch des Verwundeten nach der Rothenburg zurückzureiten und Hülfe von dort zu holen, richtete sich Töffel so rasch empor, daß ihn der Schmerz der zerschlagenen Glieder ein schmerzliches Stöhnen auspreßte. Dann murmelte er einige unverständliche Worte und eine schwere Thräne rollte über seine fahle Wange herab.

„Ach, Vater,“ schluchzte das weinende Mädchen, „Ihr werdet nicht sterben — laßt uns Hülfe von der Rothenburg holen.“

„Nein, Magdalene, es ist zu spät. Laßt mich noch die wenigen Minuten meines dahinschwindenden Lebens benutzen, um ein schweres Verbrechen zu sühnen, das ich an Dir, Magdalene, begangen. So hört mich denn Ihr, die Ihr hier steht — das arme, verachtete Geschöpf, die mißhandelte Schänkwirthsdirne, welche Ihr für meine Tochter hieltet, ist die wahre Freiin von Gehofen, Freiherr Jobst's geraubtes Kind; die schöne, stolze Isidore aber — ist m e i n Kind!“

„Unglücklicher Mann!“ rief Eitel, „das Fieber erfaßt Dein Gehirn. Bete zu Gott um Vergebung Deiner Sünden, denn ich glaube, Dein Stündlein ist gekommen.“

„Die schöne, stolze Isidore ist mein Kind!“ wiederholte ruhig der rothe Töffel. „Hört mich an: Es mag wohl zwanzig Jahre her sein, daß ich mit meinem Weibe nach der goldenen Aue zog, um Beute abzuholen, die ich im Bruderkriege nahe bei der Wendelsteiner Burg vergraben hatte. Spät Abends kamen wir auf dem Edelhofe in Gehofen an und baten den Schloßverwalter um ein Nachtlager auf einem Heuboden oder in einem Stalle, denn es war rauhes Herbstwetter, und mein Weib trug ihr kürzlich geborenes Kind bei sich. Herr Jobst von Gehofen war schon seit langer Zeit auf einer Sendung am Hoflager des Kurfürstrn zu Altenburg und sein Weib lag todtkrank im Wochenbett. Wie nun der Regen immer heftiger fiel und der Sturm sein wildes Lied dazwischen brauste, da fiel mir ein, daß ich wohl bei diesem Wetter in das Schloß eindringen und Etwas rauben könne, denn es war Alles still in dem alten Hause, und nur ein einsames, kleines Fenster matt erleuchtet. Als es vom Kirchthurme Mitternacht schlug, watete ich vorsichtig durch den seichten Wallgraben und schaute in das erhellte Fenster. Da stand mitten im Gemach eine Wiege, worin ein schlummerndes Kind lag, und dabei ein Bett mit weit geöffneten Vorhängen. Darin ruhte ein junges Weib mit geschlossenen Augen und schneebleichem Antlitz; es war die Freiin von Gehofen, Deine Mutter, Lene — sie war eben gestorben!“

„Ich löste einige Scheiben aus ihrem Blei und stieg in das Gemach — die Edelfrau war wirklich todt. Da nahm ich das Kind aus der Wiege, verband ihm, daß es nicht schreien konnte, den Mund und trug es in den Stall zu meinem harrenden Weibe. Hier, sagte ich, nimm diesen Edelbalg und hülle unsere kleine Lene in ihr feines Hemdlein, sie soll die Herrin dieses schönen Rittersitzes werden. Und nun erzählte ich der Frau, wie die Ritterfrau so eben gestorben und ich das Kindlein genommen, um es mit unserem Lenchen zu vertauschen. Mein Weib weinte, und wollte ihr Kind nicht lassen, ich aber zwang sie, es in das feine Linnen zu hüllen und trug es in die Wiege, aus der ich das adelige Mägdlein geraubt. Kaum hatte ich das Gemach verlassen und sehe noch ein Mal zurück auf mein süß schlummerndes Kind, das so behaglich in dem warmen Bettlein ruhte, als die Zofe eintrat und sich dem Lager der Edelfrau näherte. Lautaufschreiend stürzte die Magd hinaus und ihr Zeterruf weckte das ganze Haus. Alles eilte in das Gemach der Edelfrau, und lautes Weinen und Jammern erfüllte das Schloß. Am andern Morgen zog ich mit meinem Weibe und Dir, Magdalene, von dannen, und habe später noch erfahren, daß man an dem Tage, wo die todte Edelfrau in die Gruft gesenkt wurde, den Leichnam der Zofe in der Unstrut fand.“

„Elender Sünder!“ rief der alte Knecht, „Gott möge Dir vergeben um seines Sohnes Willen. Die unglückliche Magd, welche den Tod in der Unstrut suchte, war meine Schwester, und Niemand konnte sich erklären, welche Veranlassung die Unglückliche zum Selbstmorde trieb. Ver-

muthlich hatte sie das falsche Kind erkannt. Am anderen Tage kehrte Herr Jobst von Altenburg zurück und fand sein Weib auf der Bahre. Da drückte der Freiherr das Kind an die Brust, und herzte und küßte es, daß uns Allen die Thränen aus den Augen flossen; meine arme Schwester aber trieb Furcht und Verzweiflung in den Strom."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Verschiedenartige Katzenjammer.) In den letzten Tagen ist in der Jubel-Universitäts-Stadt Bonn nichts so gründlich studirt worden, wie der Katzenjammer in allen seinen Varietäten, vom gemeinen Hauskater zum gestreiften Waldkater und endlich bis zum grauen Elend. Ein Korrespondent der „Köln. Ztg." hat scharfsinnige Beobachtungen darüber gemacht, wie die vier Fakultäten sich zu dem Katzenjammer verhalten: „Der Philosoph stützt den Kopf in die Hand und tröstet sich schließlich über seinen Kater mit der Idee von dem nothwendigen Zusammenhange von Ursache und Wirkung; der Jurist kommt endlich einmal auf den Gedanken, daß es doch auch ein Recht gäbe, welches mit uns geboren würde, während der Arzt als entschiedener Realist sofort nach einer Büchse greift, auf deren Etiquette geschrieben steht: Natron bicarbonicum; der mit einem Kater behaftete Theologe aber schlägt an seine Brust und ruft aus: pater peccavi!"

(Tu l'as voulu.) Eine recht interessante Stadtgerichts-Verhandlung ist kürzlich in Nürnberg vorgekommen. Ein Mann wurde durch seine Gerede im Wirthshause seinem Nachbar so lästig, daß dieser endlich sagte: „Wenn mit dein dumma G'ried no nit bald aufhäerst, hau i dir a Schell'n hin!" Er fühlte eine derbe Ohrfeige am Kopf, ging anders Tags zu Gericht und klagte. Angesichts des Umstandes, daß der Angeklagte mit seiner Handlung nur dem Willen des Klägers nachgekommen, wird Ersterer freigesprochen, der Kläger aber abgewiesen und in die Kosten verurtheilt. So muß er die erhaltene Ohrfeige auch noch bezahlen.

(Promenade einer Schlange.) In Bideford gelang es am Donnerstag vergangener Woche einer mächtigen Riesenschlange, welche in der daselbst weilenden Wombwell'schen Menagerie die Hauptanziehungskraft ausübte und unter dem Namen „der Tasmanische Teufel" allgemein bekannt war, aus ihrem durch Versehen des Wärters offen gelassenen Käfig zu entschlüpfen. Die Schaubude sollte eben geschlossen werden, als sich ein lauter Schreckensruf verbreitete, der „Teufel" sei entwichen. Das Thier bewegte sich durch die entsetzte Menschenmenge hindurch, nahm seinen Weg in die Stadt hinein und von da nach dem Quai, wo es sich kühn in das Wasser stürzte. Bote gingen sofort zur Aufsuchung der Schlange aus, aber da es schon dunkel war, blieben alle Versuche erfolglos. Während ihrer Gefangenschaft ist die Schlange bereits dreimal entwichen, wurde aber immer wieder aufgefangen. Diesmal aber scheint sie in den Fluthen ihren Tod gefunden zu haben, denn bis Samstag Abend war noch keine Nachricht über ihr Auffinden eingelaufen. Die Menageriebesitzer erleiden dadurch einen schweren Verlust.

Eine amüsante Erbschaftsgeschichte. In einer Provinz Frankreichs passirte jüngst Folgendes: Der Friedensrichter erscheint in dem Hause des Erblassers, um Behufs Vertheilung der Masse an die Erben die Siegel abzunehmen, welche gleich nach dem Tode des Verstorbenen angelegt worden waren. Auch die Erben waren da, einige sogar waren dem Richter schon zuvorgekommen, und schon seit mehreren Stunden um das Haus herumgeschlichen. — Als der Richter die Bänder, welche mit dem Gerichtssiegel an dem Kasten eines Möbels festgeklebt waren, abgenommen und den Kasten öffnete, war er erstaunt, in dem Kasten eine silberne Uhr zu finden, die ganz friedlich ihr Tik Tack machte. Jedenfalls war also diese Taschenuhr noch keine 14 Tage in dem Kasten. — „Was ist die Uhr?" fragte der Richter sofort einen der Erben, der ihm, seinen Mienen nach zu urtheilen nicht ganz geheuer schien. — „Ich weiß es nicht," sagte der Angeredete, „meine Uhr geht nicht." — „Nun, dann vertauschen Sie sie einmal mit dieser hier." — Und der Richter reichte dem Erben die gehende silberne Uhr hin und empfing dafür von dem Erben eine goldene, die jedenfalls mehrere Wochen lang nicht aufgezogen worden war. — Dieser geistreiche Einfall des Richters war übrigens die einzige Strafe für den Erben, der zu frühe und in bevorzugter Weise an der Erbschaft Theil nehmen wollte, zu dem Ende die Siegel vorsichtig losgemacht und nach dem Tausch der Uhren wieder angeklebt hatte.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 70. Sonntag den 30. August. 1868.

Waldblümlein spricht.

Meine Mutter ist die Erde,
Mein Vater der Wald,
Am heimischen Heerde
Werd' ich jung, werd' ich alt.
Frau Pathin, die Sonne,
Schenkt mir all' Jahr' ein Kleid
Mein Spiegel ist der Bronne,
Der Thau mein Geschmeid'.

Ein Falter umfliegt mich,
Küßt Morgens mich wach,
Ein Käferlein wiegt mich
Beim scheidenden Tag.
Da träum' ich so selig
Am himmlischen Zelt
Voll Blümlein unzählig
Ein goldenes Feld.

Im Lenz kommt geflogen
Ein Vöglein von fern,
Dem bin ich gewogen,
Dem lausch' ich so gern.
Das klingt wie ein Sehnen
Ich weiß nicht, wonach!
In schmerzlichen Thränen
Hälts Abends mich wach.

Wenn die Blätter sich färben,
Wenn's Heimchen bang zirpt,
Muß Waldblümlein sterben!
Doch ob es auch stirbt —
Es ist nur ein Wandern
Zur Urane Natur,
Dort blüht's mit den andern
In ewiger Flur.

Und willst Du mich pflücken,
Ich sterb' ohne Schmerz,
Kann ich ferne beglücken
Ein trauriges Herz.
Greif' zu ohne Zaudern,
Ob welkend und kalt,
Will ich leise noch plaudern
Von der Heimath im Wald.

Will flüstern, was zagst Du,
Du traurig Gemüth?
Will trösten, was klagst Du,
Wenn's Blümlein verblüht?

Kein Mensch war vergebens,
Kein Stäubchen vergeht,
Wenn der Odem des Lebens
Es einmal durchweht.

Die Waise von Gehofen.

Thüringische Volkssage.

(Fortsetzung.)

Eitel von Trebra hatte stumm die Erzählung des Räubers angehört; als dieser aber geendigt, legte er ihm die Hand auf die tiefathmende Brust und sagte: „Mensch! was Du da erzähltest, ist eine furchtbare Lüge. Bedenke, daß in wenigen Minuten Dein Geist vor Gottes Richterstuhle stehen wird, gehe nicht aus der Welt mit einer Bosheit auf der Lippe. Bei Deiner Seligkeit, bei Deiner Hoffnung auf die Gnade Gottes frage ich Dich, hast Du die Wahrheit gesprochen?"

„Das habe ich, Herr, so wahr mir Gott helfe! Nehmt Euern Dolch und öffnet mein Wamms, so findet Ihr auf meiner Brust ein goldenes Kreuz, das ich in jener Nacht vom Busen der todten Edelfrau nahm. Es ist das Wappenschild des Gehofischen Geschlechtes darauf, und eine Reliquie darin befestigt. Wenn einst mein Kind zu hohen Ehren gekommen, dann wollte ich mit dem Kreuze vor sie hintreten und ihr das Geheimniß verrathen — der Lohn für meine That wäre dann wenigstens ein sorgenfreies Alter gewesen."

„Wohl kenne ich das Kreuz," sagte der alte Knecht. „Es ist eine Reliquie drin vom heiligen Aloysius; der Freiherr kaufte sie für schweres Gold von den Jungfrauen zu Donndorf. Ach, Herr Eitel, ich zweifle nicht mehr, daß dieser Unglückliche die Wahrheit gesprochen hat!"

„Als ich mein Gold am Wendelsteiner Schlosse ausgegraben hatte," fuhr Töffel fort, „kaufte ich das Wirthshaus am Walde, um in der Nähe meines Kindes zu sein. Das Wirthshaus aber war ein Aufenthalt gefährlicher Wegelagerer, und manches Verbrechen ist in meiner Schänke ausgeheckt und verübt worden. Da kam die Nacht, wo meine Tochter, geraubt von dem Rothenburger, in mein Haus gebracht wurde; da stand das schöne, stolze Mägdlein vor dem

elenden Schänkwirthe, der ihr Vater war — ach Herr, ich habe seit jenem Tage viel gelitten. — Nachdem meine Schänke niedergebrannt war, zog ich mit Henoch, einem verwundeten Reisigen des Junkers von Rabenau, nach Memmleben, und als Henoch geheilt war, gingen wir nach Querfurt. Habt Ihr von der furchtbaren Brunst in Querfurt gehört, Herr? Ha, wie das fackelte und flammte — ein ungeheueres Feuermeer — das war Töffel's Rache!"

„Welches Verbrechen berichtet er da wieder?" rief der alte Knecht.

Da erhob sich das bucklige Mädchen — ihre Augen flammten, ihr ganzer Körper war in fieberhafter Erregung. Sie streckte ihre Arme aus und rief: „Gefällt Euch das Stücklein von Querfurt, Ihr Herren? Die Freiin von Gehofen hat die Stadt angebrannt mit ihrem Ziehvater, dem rothen Räuber, und Henoch, der in die Flammen gestürzt wurde!"

„Teufel, was ist das?" schrie der sterbende Räuber, dessen Sinne immer mehr schwanden. „Willst Du den Vater nicht küssen, mein süßes, liebes Kind mit den goldenen Haaren? Henoch, komm mir mit den Flammen nicht zu nahe, sie brennen mich. — Isidore, sieh mich nur einmal an mit Deinen lieben Augen, Du bist ja mein Kind, mein liebes Kind, trotz Deiner schönen Sammetkleider, mein Magdalenchen bist Du, das ich aus dem Heulager in ein adeliges Bettchen trug — stoßt ihm den Dolch ins Herz, Rabenau —!"

„Auf dem schönsten Schlosse will ich herrschen," fuhr halb wahnsinnig die Bucklige fort, „das ganze Land zu meinen Füßen mir unterthänig machen; ich will wieder ein Edelfräulein sein, und man soll mir den schrecklichen Hohn vergelten, den ich erlitten so viele Jahre hindurch. In Deine Gruft will ich steigen, Du liebes, schneeweißes Mütterlein und den Sarg küssen, der Dein zerfallenes Mutterherz birgt. Sie haben Dir Dein Kind von Deinem todteskalten Busen gestohlen und eine Magd für eine Räuberschänke aus ihm gemacht — ich will die Ritter des Landes aufschreien aus ihrer Ruhe, daß sie nach ihren Waffen greifen und das arme, mißhandelte Kind einsetzen in ihr väterliches Erbe! —" und mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles stürzte sie aus dem verfallenen Thurme hinaus und verschwand in wenigen Augenblicken vor den Augen der nacheilenden Männer. Als diese zurückkehrten, fanden sie den rothen Räuber todt im Thurme liegen.

Wie ein aufgescheuchtes Reh floh die Bucklige auf dem rauhen Waldpfade dahin, bald laut auflachend, bald den Namen des rothen Töffel's oder der verstorbenen Freiin von Gehofen rufend. So gelangte sie endlich an die Rothenburg und schlug in halb wahnsinnigem Zustande gegen das Thor des Außenwerkes, daß der Knecht im Wachthurme erschrocken den Kopf aus dem Fenster schob und nach der Armbrust griff.

„Oeffne das Thor, Knecht und sage dem Ritter, daß das Edelfräulein von Gehofen im Kleide einer Schänkdirne vor seiner Burg steht!" schrie Lene.

„Bist Du es, schlanke Birke aus dem Thale? Zum Teufel! Du hast mich sehr erschreckt und hörst Du nicht auf zu lärmen, so schieße ich Dir einen stumpfen Bolzen an den Schädel!" erwiederte der Kriegsmann.

„Zögere nicht, niedriger Wicht!" schrie wüthend das Mädchen, „oder Dein Rücken könnte blutig gehauen werden, wenn Du das einzige Kind des reichsten Edelmannes im Thale noch länger in Sturm und Kälte vor dem Thore dieses Schlosses harren ließest."

„Das arme Thier hat Recht, es ist kalt draußen, und das Gehirn des buckligen Engels scheint gegen den Frost nicht gut verwahrt gewesen zu sein," murmelte der Knecht, indem er die Pforte öffnete. Eben als Lene die Zugbrücke überschreiten wollte, trat ihr der Ritter Tütcherode entgegen.

„Ei mein holdes Scheusal, wie kommst Du hierher?" rief erstaunt der Burgherr. „Wo ist Dein Vater? Du bist ihm wohl vorausgegangen?"

„Mein Vater ist mir vorausgegangen, Ritter Burkhard, er wurde von Euren gedungenen Wegelagerern am Kreuzwege bei Roßleben erschlagen, als Ihr des rothen Töffel's Tochter davon führtet. Was starrt Ihr mich so an, Herr? soll ich Euch die Mähr erzählen, wie Töffel die Kinder tauschte? O ich will laut genug hineinrufen ins Land, daß man die Verstoßene wieder einsetze in ihr gestohlenes Erbe! Auf Ritter, warum empfangt Ihr die Edeljungfrau nicht höflicher? Warum bietet Ihr der Freiin von Gehofen nicht Euren Arm und führt sie in die schönsten Gemächer des Hauses — oder hat diese schon des rothen Töffel's Tochter eingenommen?"

„Bist Du verrückt Lene? wo ist Töffel?" fragte mit lautem Lachen der Burgherr.

„Der liegt sterbend in den Trümmern Kyffhausens. Er wurde vom Sturme in die Schlucht gestürzt, und beichtete einem Ritter und seinem Knechte das furchtbare Geheimniß. Ei ja! Herr, ich bin die echte Erbin von Gehofen, die stolze Jungfrau aber mit den goldgelben Haaren ist des Räuberwirthes leibliches Kind!"

Der Ritter sann einige Augenblicke nach, dann sagte er: „Mag es nun Wahnsinn sein oder Wahrheit, was Du da sprichst, ich will es untersuchen. Wo verließest Du den Ritter mit seinem Knechte?"

„In einem verfallenen Thurme Kyffhausens, am Sterbelager des rothen Räubers!" antwor-

tete Magdalene. „Aber wollt Ihr mich nicht in das Schloß geleiten?"

Der Ritter zog das Mädchen nach einem kleinen Gemach, und stieß sie rauh hinein. „Hier bleibe, bis ich zurückkehre," sagte er, den Riegel vorschiebend, „ich will nicht, daß meine Pläne durch ein Ungethüm gestört werden sollen." Während Magdalene laut aufschrie und wüthende Versuche machte, sich zu befreien, rief der Schloßherr nach Pferden, und jagte in Begleitung einiger Knechte nach den Ruinen der wüsten Burg, um wo möglich den Junker Eitel und seinen Knecht die Mitwisser des Geheimnisses, in seine Gewalt zu bekommen; aber trotz alles Suchens und Streifens bis fast nach Tilleda hinab fanden sie keine Spur von beiden, nur die Leiche des rothen Töffel lag noch in dem halbzerfallenen Thurme.

* * *

Kaum war der Burgherr von seinem vergeblichen Ritte zurückgekehrt, als er in das Thurmgemach trat, in welchem die bucklige Lene von ihm verwahrt wurde. Freundlich näherte er sich dem armen Geschöpfe, die schluchzend auf einer hölzernen Bank saß, und ergriff ihre Hand.

„Lene," sagte er zutraulich, „was hat es mit der Erzählung vom Kindertausch und der Beichte, die der rothe Töffel zwei gewaffneten Reitern abgelegt — sei aufrichtig Kind, Du stehst einsam und verlassen in der Welt — Dein Vater ist todt — und Du sollst es gut haben auf Rothenburg, wenn Du mir nichts verschweigst."

„Glaubt Ihr, die reiche Erbin von Gehofen verlangt Euer Gnadenbrod, Herr Edelmann? Ich mag nicht auf Eurem Schlosse bleiben, in die Aue will ich hinab, wo meine Heerden weiden und meine Saaten wachsen, in der Burg meiner Väter will ich wohnen und in der Kirche beten, unter deren Altären meine Ahnen schlafen. Der rothe Töffel hat mich von der Leiche meiner Mutter gerissen, mich treibt es, an ihrem Grabe zu knieen und meinem Vater, den Eure blutige Hand erschlug, tausend Seelenmessen lesen zu lassen."

„Folge mir, Magdalene," sagte der Ritter, das Mädchen mit sich fortziehend. Er trat mit ihr in das Gemach Isidoren's die den Kopf in die Hand gestützt, traurig hinabschaute in die waldigen Schluchten des Gebirges.

„Magdalene," rief der Burgherr, indem er auf Isidoren zeigte, — „hier sitzt das Edelfräulein, Isidore von Gehofen, die Tochter des Freiherrn Jobst, den Du so eben Deinen Vater nanntest, Herr Jobst aber hatte blos ein Töchterlein!"

„So ist es," sagte Lene, indem sie der staunenden Jungfrau entgegentrat. „Magdalene Töffel, lege Deinen erborgten oder vielmehr gestohlenen Namen ab. Dein Vater hat mich einst in die Lumpen gehüllt, die Du trugst, und Dich in mein seidenes Bettlein gelegt neben meine todte Mutter, damit sein Kind die Tochter eines Ritters werde und ein reiches Erbe erlange. Jetzt will ich eintreten in meine Rechte, die mir zwanzig Jahre vorenthalten wurden. Du botest mir in jener Nacht, wo Deines Vaters Schänke niederbrannte, eine Freistätte im Schlosse zu Gehofen, wenn ich Dich fliehen lassen wollte — jetzt verspreche ich Dir eine freundliche Aufnahme in der Burg meiner Väter, wenn Du es nicht vorziehst im Kloster zu Donndorf oder Roßleben für die Seele Deines Vaters zu beten!"

Lautlos hatte Isidore die Rede der Buckligen angehört, dann wandte sie sich stolz gegen den Burgherrn.

„Was soll dieses Fastnachtsspiel," rief sie, „wollt Ihr zum Verrath auch noch die Lüge gesellen? Was spricht diese Schänkwirthsmagd vom Tode meines Vaters, und welche neue Schändlichkeit ist ersonnen worden, um mich Euren Wünschen fügsam zu machen. Wüßte mein Vater, wo ich versteckt gehalten werde, so würden die Thore dieser Burg sich längst vor ihm geöffnet haben."

„Jungfrau," erwiederte der Ritter, „ich schwöre Euch bei der Gebenedeiten, daß dieses Mädchen erst wenige Stunden in der Veste ist und ohne mein Zuthun die wunderliche Mähr hierher gebracht hat. Isidore," setzte er flüsternd hinzu, „es ist ein großes, entsetzliches Geheimniß zu meiner Kenntniß gekommen, das Euch vernichten wird, wenn ich es mißbrauche. So wißt denn, Ihr seid keine Freiin von Gehofen, sondern ein vertauschtes Kind — der rothhaarige Schänkwirth, in dessen Hause wir an jenem Abende überfallen wurden, war Euer Vater. Gebt mir Eure Hand, Isidore, versprecht mir, mein Weib zu werden, ich will trotz aller dieser Umstände Euch lieb und werth halten, als wäret Ihr ritterlicher Abkunft, und wenn es nöthig, Euer angegriffenes Erbe mit dem Schwerte vertheidigen, so lange ich noch einen Blutstropfen in mir habe."

„Schämt Euch, die gebenedeite Jungfrau anzurufen als Zeugin dieser erbärmlichen Lüge," sagte Isidore. „Ich hasse Euch, Ritter Tütcherode, und werde nimmer Euer ehelich Gemahl. Habt die Güte Herr, mich allein zu lassen."

Der Ritter biß sich auf die Lippen, und gab Magdalenen einen Wink, ihm zu folgen.

„Laßt mich hier, Ritter Burkhard, es ist gar traulich in diesem Gemach und ich sehe so gern hinab auf das schöne Thal, das selbst im Winter schmuck zu unseren Füßen liegt. Laßt auch des rothen Töffel's Kind hier, damit ich

ihr die schreckliche Mähr erzähle von der Waise von Gehofen," bat die Bucklige.

„Komm vermaledeites Ungeziefer!" schrie der Ritter, und, Magdalenen beim Arme fassend, zog er sie eine Wendeltreppe hinan und öffnete hoch oben im Thurme ein kleines Zimmer, von welchem man eine weite Aussicht über das Thal hatte. Der Thurm, in welchem dieses Gemach sich befand, bildete einen wichtigen Vertheidigungspunkt der Veste, und war in den Winkel eingebaut, wo das Wohnhaus und die Stallgebäude zusammenstießen, deren äußere Seiten der Thurm bestrich.

„Hier Unke sollst Du hinfort krächzen!" sagte der Schloßherr, indem er das Mädchen in das Gemach stieß. „Schaue durch die Eisengitter des Fensters hinab auf Dein Ahnenschloß bis Dir die Augen erblinden, aber frei wirst Du nicht wieder — seist Du des Kurfürsten leibliche Tochter oder eine Schänkhausmagd!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Einen eigenthümlichen kleinstaatlichen Schaden) bringen die Zeitungen im württembergischen Ehegesetz zur Entdeckung. Es war im Jahre 1806, als der damalige Kronprinz, nachmaliger König Wilhelm, mit einer jungen, von ihm zärtlich geliebten Stuttgarter Dame heimlich die Residenz verließ, um sich nach Paris zu begeben. Sein Vater Friedrich gerieth hierüber außer sich, denn er fürchtete, der Kronprinz wolle die Bürgerliche zu seiner Gemahlin erheben. Aber lange Skrupel waren nicht die Sache des „dicken Königs". Rasch gefaßt erließ er eine Cabinetsordre des Inhalts, daß jedes von einem Würtemberger ohne vorherige Einholung der landesherrlichen Erlaubniß im Auslande eingegangene Ehebündniß null und nichtig sei, und da er besorgt war, der Kronprinz habe den unbesonnenen Schritt bereits gethan, so ward unter den Erlaß ein früheres Datum gesetzt. Das geschah im Jahre 1806, und dieses dem Lande octroyirte Gesetz besteht heute noch in voller Strenge, Beweis dafür sind verschiedene in den Archiven der württembergischen Gerichte aufbewahrte Ehescheidungs- und Erbschaftsprocesse. Es kam nämlich schon mehrmals vor, daß sich Württemberger im Auslande mit Erfüllung aller dort geltenden kirchlichen und bürgerlichen Vorschriften verehelichten, ohne, aus Unkenntniß des abenteuerlichen heimischen Gesetzes, vorher die Erlaubniß des Landesvaters einzuholen. Mehrere kehrten später wieder ins Vaterland zurück, und es war nun schon mehr als einmal der Fall, daß wenn der Mann starb, die Verwandten desselben, von dienstwilligen Rechtsfreunden berathen, das Erbrecht der Wittwen und der Waisen bestritten, weil das Verhältniß der Gatten nach dem Wortlaute des Gesetzes unter den Begriff Concubinat falle und die Kinder somit keine ehelichen seien. Wenn sich dann die so schwer beleidigte Frau an die Gerichte wandte, so wurde sie von diesen, wenn auch mit bedauerndem Achselzucken, zurückgewiesen, da gegen den klaren Buchstaben des Gesetzes nichts zu machen war. Ja, in einem dieser Fälle, der in der neuesten Zeit spielte, wurde der Frau und den Kindern die Weiterführung des Familiennamens verboten. Aber dieses Gesetz hat auch schon Nichtswürdigkeiten zum Deckmantel gedient, wie denn in einem dem Berichterstatter bekannten Fall ein Württemberger, der sich im Auslande verehelichte, von dem Gesetz Umgang nahm, um vorkommenden Falls sich der ihm vertrauenden Frau ohne Mühe wieder entledigen zu können. Der Fall trat ein. Der Ehrenmann beredete seine Gattin, mit ihm nach Württemberg zu ziehen, wo er sie mit Berufung auf das mehrerwähnte Gesetz ohne weiteres verstieß, um eine ihm vortheilhafter dünkende Partie einzugehen.

(Englische Höflichkeit.) Eine Dame bemerkte gegen Lord Chesterfield, das die Franzosen höflicher seien als die Engländer. Der Lord verneinte dieß. — „Die Engländer geben es selbst zu," äußerte darauf die Dame. — „Das ist eben ein Beweis, daß sie höflicher sind, als die Franzosen", erwiderte der Lord.

(Warum die Sonne still steht) hat schon vor vielen Jahren ein witziger Schriftgelehrter erörtert und die Wahrheit dieses astronomischen Lehrsatzes aus der Bibel bewiesen, indem er sagte: Bekanntlich hat Josua der Sonne befohlen stille zu stehen, es findet sich aber nirgends, daß er sie wieder in Gang gesetzt hätte, folglich steht denn die Sonne still und die Erde dreht sich.

„Wie kommt es, daß es in Eurer Küche jetzt immer raucht?" fragte ein Stammgast einst seinen Wirth, dem er noch viel schuldete. — „Ich habe so viel Forderungen in den Schornstein schreiben müssen, daß der Rauch nicht mehr durch kann", war die Antwort.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 71. Donnerstag den 3. September. 1868.

Des Kindes Macht.

Kindesauge ist der Spiegel,
Drin die Englein sich geschaut;
Kindesstirn trägt noch das Siegel,
Wie man aller Welt vertraut.
Kindeshand ist immer offen,
Nimmt und giebt mit gleicher Lust;
Kindesherz kennt sel'ges Hoffen
In der freien, kleinen Brust.

Kindeslächeln gleicht der Sonne
Lichtem Strahl auf grünem Strand!
Kindesthränen stillt voll Wonne
Jedes Herz mit sanfter Hand.
Kindeslieb' ist leicht gewonnen
Durch ein Wort, durch einen Blick;
Kindesschmerz, wie schnell zerronnen
In dem neu erlangten Glück.

Schaut auf sie, Ihr großen Leute,
Lernet doch ein Kind zu sein;
Gottes Engel Euch zur Seite
Zieht Ihr in den Himmel ein,
Hört den Heiland, wie er dringet:
„Werdet doch den Kindern gleich;
Ob Ihr kämpfet, ob Ihr ringet,
Ihrer bleibt das Himmelreich!"

Die Waise von Gehofen.

Thüringische Volkssage.

(Fortsetzung.)

Bald verbreitete sich das Gerücht von dem Kindertausch durch das Thal. Der alte Knecht, welcher mit dem Junker Eitel das Geständniß des sterbenden Räubers vernommen hatte, schwur vor dem Altar, daß das Kreuz, welches Töffel dem Junker übergab, früher Eigenthum der verstorbenen Freiin von Gehofen war, und sogleich nach ihrem Tode vermißt wurde. Einige alte Leute erinnerten sich des zerbrochenen Fensters und der alte Voigt, welcher dem rothen Töffel und seinem Weibe Obdach in einem Stalle gestattete, wollte sogar in jener Nacht eine Gestalt im Schloßgebäude hinschleichend gesehen haben, die er aber für den gespenstigen Mönch hielt, welcher sich immer kurz vor dem Tode eines Mitgliedes der Gehofischen Familie zeigte. Furcht hatte ihn ins Bett getrieben, aus dem er jedoch bald durch den Zuruf der Zofe geschreckt wurde, welcher den Tod der Gebieterin verkündete.

Der Knecht von der Rothenburg, welcher bei Lenen's Ankunft das Thor bewachte, hatte seinem Weibe, das in Kelbra lebte, den Auftritt mit der Buckligen erzählt, und diese säumte nicht, das wunderbare Ereigniß nach Kräften zu verbreiten. Der sämmtliche Adel des Thales fühlte das lebhafteste Interesse für die beiden Jungfrauen, und der Graf von Schwarzburg erließ an den Ritter von Tütcherode eine Aufforderung, bei Strafe der Acht die gefangenen Frauen nach Frankenhausen zu senden, dieser aber, voller Vertrauen auf seine feste Burg, weigerte sich, dem Befehle seines Lehnsherrn Folge zu leisten. Er bespeiste seine Burg, warb Knechte und sah dem Herannahen des Feindes kühn entgegen.

Sehr bald zog ein wohlgerüstetes, mit Belagerungsgeräth versehenes Heer vor die Rothenburg. Da der Ritter Burkhard die Aufforderung zur Uebergabe der Veste mit dem Wurfe eines schweren Steines beantwortete, der einige der Belagerer tödtete, so erstiegen die Verbündeten in hellen Haufen den Berg und warfen die mitgebrachten Leitern an die Mauern, aber wohlgezielte Bolzen, Steine und Balken richteten unter den Stürmenden eine schreckliche Verheerung an, so daß sie mit großem Verluste sich zurückziehen mußten. Verfolgt von dem Hohngeschrei der Belagerten schlug das Heer in einiger Entfernung von der Veste seine Zelte auf, und die Führer versammelten sich zur Berathung.

Die beiden Büchsenmeister von Sangerhausen wurden zuerst um ihre Meinung befragt. Die Stadt hatte dem Heere zwei große Büchsen mitgegeben, und zwanzig Gesellen, die sie zu bedienen verstanden. Meister Blasewitz, der erste Büchsenmeister ergriff das Wort.

„Wir müssen mit unsern Mauerbrechern ein Loch in die Veste schießen, sonst kommen wir nicht in das Nest. Hier ist mein Genosse, der Büchsenmeister Haueisen, mit dem ich seit länger

als zwanzig Jahren die Sangerhausischen Geschütze bediene, er würde Euch dasselbe sagen, wäre ihm nicht bei den Mansfeldischen Händeln ein Pfeil durch den Mund geflogen, so daß er seine gespaltene Zunge nicht mehr recht zu gebrauchen vermag."

„Wenn auch nichts Mauer Brustwehr begab," krächzte Büchsenmeister Haueisen.

„Ganz recht, mein Bruder!" sagte der alte Blasewitz. „Er meint nämlich, wir müssen mit unsern beiden guten Büchsen auf die Stelle schießen, wo doppelte Schußlöcher in der Mauer angebracht sind, dort ist das Gemäuer am leichtesten umzuwerfen. Wie ich bemerke, ist die Veste ein Werk jener rohen Zeit, wo man den Segen des Pulvers bei Belagerungen noch nicht genießen konnte, sonst hätte der Baumeister nicht zwei Schießscharten nebeneinander in die Wand geschnitten, eine Unvorsichtigkeit, die dem Ritter Tütcherode seine Burg kosten wird."

„Und wie lange wird es dauern, ehe Ihr eine Sturmlücke in die Mauer schießt?" fragte der Graf von Schwarzburg.

„Die Nachtigall ist ein guter Steinfresser," antwortete der alte Büchsenmeister, „und schießt so sicher, wie der alte Kreuzschnabel, mit dem mein seliger Vater, der Büchsenmeister Kurfürst Friedrich's war, einst auf achthundert Ellen einen Knopf von des Vitzthum's Schlosse Coburg so glatt herunterschoß, als hätte ihn Eure Küchenmagd, Herr Graf, mit dem Messer abgeschnitten. Ich denke, in sechs oder acht Tagen soll die Mauer zu Boden liegen."

„Kreuzschnabel, Ställe und Zinnen geöffnet, Vater Blasewitz!" sprudelte Haueisen.

„Freilich alter Bursche," rief Blasewitz. „Er will uns nämlich zu verstehen geben, daß unsere guten Büchsen die Mauern Stein für Stein zerschmettern werden. Vertraut auf mich und meine Gesellen, Ihr Herren, mein Vater war ein guter Constabler, aber sein alter Sohn versteht auch die Mündung einer Donnerbüchse zu richten."

„So stellt Eure Mauerbrecher auf und schießt das verfluchte Raubnest zusammen! Ist das nicht auch Eure Ansicht, Ihr Herren?" fragte der Graf.

Die Edelleute stimmten dem Vorschlage des Schwarzburgers bei, und die Büchsenmeister ließen einen kleinen Wall aufwerfen, über welchen die ungeheuern Müdungen der Donnerbüchsen hervorragten. Bald flogen die mächtigen Eisenballen gegen die Mauer der Veste, aber zur Ueberraschung der Belagerer donnerte auch von der eingeschlossenen Burg ein Pulvergeschütz seine zerstörenden Massen herüber.

„Burg, Büchse, Eisengewicht!" krähte Haueisen. —

„Freilich, mein alter Genosse, sie haben auch eine Knallbüchse da oben, darin kann Euch kein Mensch widersprechen; aber halt, fallt nicht über das Pulverfaß! Na, die Burg wird wenigstens eine Stunde brauchen, um ihr Geschütz wieder zum Schusse zu bringen, während dieser Zeit wollen wir unsere Stücken etwas höher richten. Heda Ihr Büchsengesellen, faßt den Bock, hebt die Büchse, eins! zwei! drei! so steht sie recht, und Gott segne ihre Schüsse!"

Die Büchsenschützen der Stadt Sangerhausen schossen so wacker nach der Mauer des belagerten Schlosses, daß am fünften Tage schon ein Stück derselben zusammenstürzte. Die Belagerten bemühten sich zwar, die Lücke auszufüllen, es gelang ihnen jedoch nicht hinreichend, und die Führer des Belagerungsheeres beschlossen für die nächste Nacht einen Sturm.

Die Fähnlein standen geordnet und harrten des Befehls zum Angriff. Von der Burg tönte bisweilen ein Stückschuß, dessen Kugel über den Köpfen der Belagerer hinsauste, und prasselnd in den Wald einschlug. Ein dumpfes Geräusch in dem Schlosse verrieth die Thätigkeit, mit der die Burgleute sich zu dem bevorstehenden Sturme vorbereiteten. Hier und dort tauchte auf den Zinnen eine Gestalt empor und spähete nach dem Feinde, während die dicken Rauchwolken, welche hinter den Mauern aufstiegen, anzeigten, daß den Angreifenden ein heißer Empfang von siedendem Oele und Wasser zugedacht war, wenn sie es wagten die Mauern zu erklettern.

„Sie sind wohl auf ihrer Hut, dort drinnen!" sagte Eitel von Trebra zum Büchsenmeister Blasewitz, der mit einem mächtigen Sturmhute auf dem Haupte und einer Streitaxt in der Hand, neben ihm stand. „Ich fürchte, das Nest wird uns noch viel zu schaffen machen!"

„Junker Eitel und Ihr Büchsenmeister Haueisen sucht die Zinnen unter dem Hauptthurme zu ersteigen," befahl jetzt der Graf von Schwarzburg. „Von Eurem Fähnlein erwarte ich viel, denn es sind allbewährte Krieger dabei. Der Büchsenmeister Blasewitz aber mag Euch mit Rath und That zur Seite stehen, und will es Gott, daß wir das Raubnest ersteigen, so muß derselbe mit allen entbehrlichen Männern nach dem Thore laufen, und es zu sprengen suchen. Es ist das ein gefährlicher Auftrag, Meister Blasewitz, aber eines so wackeren Kriegers würdig!"

„Als Büchsenmeister und Befestigungsbaumeister ist es meine Pflicht, einen solchen Streich zu befehligen," erwiederte der alte Artillerist, „und wenn die Leute wacker zu mir halten, sollt Ihr bald die Zugbrücke niederfallen sehen."

„Desgleichen Lücke, Fenster, Streitaxt!" stammelte Haueisen.

„Ganz richtig. Das ehrliche Thier meint, wir müssen heute die Veste noch einkriegen, und

darin bin ich völlig seiner Ansicht," sagte Blasewitz.

„Was flattert dort am Fenster des Thurmes?" sagte plötzlich Junker Eitel. „Seht Ihr nicht dort oben ein weißes Tuch wehen? will sich das Schloß ergeben?"

„Halloh," schrie der alte Büchsenmeister, „was ist das? Seht, wie sich die schmalen Fenster und Scharten des Thurmes erleuchten. Das ist Feuer, der Thurm brennt; da steigen schon die schwarzen Rauchwolken empor! Jetzt, Ihr wackeren Kriegsleute ist es Zeit zum Sturm, der alte Thurm lehnt an einem hölzernen Gebäude, und können wir die Besatzung am Löschen hindern, so brennt in weniger als einer Stunde die ganze Burg."

Mit wildem Geschrei drangen die Belagerer gegen die Burg vor, aus der ein furchtbares Getöse erscholl.

Eitel von Trebra und der Büchsenmeister Haueisen näherten sich dem brennenden Thurme, dessen obere Etagen bereits in Flammen standen, die aus den Oeffnungen des Thurmes herausschlugen. Die Belagerten schossen von beiden Seiten heftig auf die Anstürmenden, die jetzt am Fuße des brennenden Gebäudes angelangt waren.

„Wenn wir nur einige Leute in das untere Geschoß des Thurmes bringen könnten," sagte Meister Blasewitz — „die könnten denen auf der Mauer vielleicht in den Rücken kommen, während wir von vorn die Leitern anlegen. Die Oeffnung da oben ist weit genug, einen Mann durchzulassen, und sobald stürzt das brennende Gebälke noch nicht zusammen. Holla, meine Jungen, wer will in das Loch da oben hineinschlüpfen?"

„Hauptleute, dicker Bauch, einhauen!" krächzte Haueisen, die Streitart schwingend.

„Ganz richtig, mein alter Bursche. Er meint, er wolle zuerst in das Fenster steigen," rief Blasewitz, indem er seinen Collegen die Leiter hinanschob. An der Oeffnung angekommen, kroch Haueisen mit Mühe in dieselbe hinein, blieb aber mit halbem Leibe darin stecken. Rasch entschlossen, folgte ihm Meister Blasewitz, und durch einige heftige Fußtritte auf das Hintertheil des Steckengebliebenen beförderte er diesen glücklich in den Thurm. Mehrere Wagehälse folgten dem kühnen Büchsenmeister Haueisen, und zuletzt stieg auch der alte Blasewitz durch die Oeffnung in das verlassene Gemach. Die Thür, welche dasselbe verschloß, wurde gesprengt, und mit geschwungenen Streitärten stürzten die Eingedrungenen vorwärts. Bald entspann sich ein Kampf in der Halle, welcher nach dem Burghofe führte. Rücken an Rücken geschlossen standen die Wagehälse, langsam nach dem Hofe hindrängend, wo ihr Erscheinen einen furchtbaren Schrecken unter den Belagerten verbreitete. Viele verließen die Mauern, um sich auf den eingedrungenen Feind zu werfen, der unter des alten Büchsenmeisters Anführung sich nach dem Schloßthore durchzuschlagen versuchte. Plötzlich entstand auf den Mauern eine mächtige Verwirrung. Verwundete Knechte warfen die Waffen von sich und liefen beim Scheine des brennenden Thurmes in die Gebäude, geharnischte Gestalten erschienen auf den Mauern und sprangen über die Zinnen herein, das Fähnlein Eitel's von Trebra wurde aufgepflanzt und mit Jubelgeschrei drangen die Knechte in den Hof, den hartbedrängten Freunden zu Hülfe.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

Welch' anspruchloses Geschöpf eine Sängerin ist, dafür dürfte als Beweis folgendes dienen: Frl. Mallinger aus München sollte in Dresden vom 1. Mai an engagirt werden. Die Unterhandlung habe sich aber wieder zerschlagen. Man bewilligte ihr die Jahresgage von 8000 Thalern, das heißt 5400 Thaler fest und jeden Abend noch 40 Thaler Spielhonorar, damit obige Summe erfüllt werde. Sie aber verlangte noch: 1) einen viermonatlichen Urlaub, 2) Stellung sämmtlicher Garderobe, selbst für Conversationsopern, Handschuhe rc., 3) Ueberlassung sämmtlicher Garderobestücke zum Gebrauch bei ihren auswärtigen Gastspielen, 4) einen Staatswagen, der sie zu Proben und Vorstellungen nach dem Theater fahre, 5) zu jeder Vorstellung drei Billets in eine Parquet-Loge, 6) gleichzeitig Engangement an hiesiger Hofbühne für ihren Geliebten, einem gewissen Herrn Düringsfeld, eine in der Kunstwelt gänzlich unbekannte Größe. Diese Anforderungen mußte die General-Intendanz ablehnen, z. B. den Galawagen. Mit der Zeit hätte die Sängerin für solchen „'s sitzt Ener hinten druff" wohl gar noch einen Mohr verlangt und für ihren Geliebten einen Pfeifenstopfer. Bei solch hohem Dünkel ist alles möglich.

(Der „Saure Gurkenzeitgenosse") behauptet: Es wäre jetzt gar nichts los. Was aber sagt der unverbesserliche Wortspieler?" Nichts los? Jetzt, wo Alles arbeitslos, nahrungslos und brodlos, die höhere Planlosigkeit zweifellos, die Gesetzlosigkeiten zahllos, die Kopflosigkeit geheimnißlos, die Schlaflosigkeit hülflos, die Ruchlosigkeit rastlos, die Gewissenlosigkeit schamlos, die Rücksichtslosigkeit

schrankenlos, die Verdienstlosigkeit angstlos, die Sittenlosigkeit bodenlos, die Verfassungslosigkeit sorglos, die Geschmacklosigkeit beispiellos und die Muthlosigkeit endlos ist?

(Auch eine Wette.) Berliner Blätter erzählen folgende in ihrer Art spaßhafte Geschichte: In dem Verein junger Kaufleute, welcher sich „Treubund" nennt, wettete am 20. August ein junger Mann St. mit einem anderen, daß letzterer nicht im Stande sei, eine Stunde lang vor einer Wanduhr zu sitzen und bei dem jedesmaligen Hinüber- und Herübergehen des Perpendikels Tick, Tack zu sagen, ohne sich von den Umstehenden durch ihre Allotria beirren zu lassen. Die Wette, welche 10 Thaler galt, wurde eingegangen und kam Abends zur Ausführung. Der junge Mann saß, umgeben von drei seiner Bekannten, unter welchen auch St., in seiner Wohnung vor der Wanduhr und begann Schlag 8 Uhr mit den Schwingungen des Pendels Tick, Tack, Tick, Tack u. s. w. Fragen der verschiedensten Art konnten den auf dem Stuhle Dasitzenden aus seinem Tick, Tack nicht herausbringen, das Geheul seines Pudels, welchen man kniff, irritirte ihn nicht; bei dem Kitzeln, welches ihm durch eine Federpose im Ohre verursacht ward, schüttelte er sich zwar, ließ sich aber in seinem Tick, Tack nicht unterbrechen. Da zog ihm, es war schon eine halbe Stunde glücklich vorüber, St. seinen Commodeschlüssel aus der Tasche, schloß die Commode auf, nahm ein Chemisette heraus und begoß es vor seinen Augen mit Tinte; allein auch dadurch ließ er sich in seinem Tick, Tack nicht stören. Endlich machte St. den Vorschlag, frisches Wasser aus der Küche zu holen, um ihn zu bespritzen; sprach's und ging. Die Stunde war vorüber, der Tick-, Tackzählende hatte die 10 Thaler gewonnen; doch folgte noch eine Ueberraschung. St. hatte vorher, bei dem Herausnehmen des Chemisettes aus der Commode, zugleich die Brieftasche seines Freundes heimlich genommen, worin, wie er wußte, 78 Thaler von einem Gewinn der letzten Frankfurter Ziehung waren, und sich damit aus dem Staube gemacht, angeblich, um Wasser zu holen. Die Wette war um des Diebstahls wegen gemacht.

(Ein neuer Industriezweig.) Jüngst erschien ein junger Mensch in Paris vor dem Polizeigericht unter der Anklage des Vagabundirens. Auf die Frage nach seiner Profession erklärte er sich als Ausbürster von dürren Zwetschgen. — Der Präsident (in tiefes Erstaunen versunken): Aber mein Gott! Was ist denn das für ein Gewerb? — Herr Präsident, das ist ganz einfach. Die Zwetschgen sind mit einer weißen Kruste bedeckt, worin sich eine Menge kleiner Thierchen aufhalten. Ich bürste sie ab und verkaufe den Stoff an die Professoren zu ihren mikroskopischen Untersuchungen.

(Ein Schützenfest in Heidelberg 1554.) Zu dem interessanten Aufsatz über deutsches Schützenwesen sei folgender Nachtrag gestattet. Jacob Micyllus, der treffliche Humorist und Dichter des 16. Jahrhunderts, lange Zeit als Leiter des Frankfurter Gymnasiums thätig, wurde dann Professor in Heidelberg und hat als solcher neben vielen anderen kleinen Dichtungen die verschiedensten Gegenstände behandelt, auch eine poetische Beschreibung eines Schützenfestes uns hinterlassen. Der alte Churfürst Friedrich von der Pfalz hatte es im November 1554 in Heidelberg veranstaltet. Eine große Anzahl fremder Schützen strömte herzu aus Speyer, Worms, Mainz, Straßburg, Oesterreich, aus der Schweiz. Der Churfürst selbst vertheilte die Preise, ein Frankfurter erhielt den ersten Preis, er hatte 11 Mal die Mitte der Scheibe getroffen. Das erzählt der auch in der Ferne mit dem Orte seines früheren Wirkens eng verbundene Dichter mit behaglicher Freude; das ganze Fest aber erinnert den classisch Gebildeten an Scenen des Alterthums, „wo sich einst die edelsten Helden an solchen Kampfspielen erfreuten." (Vgl. Classen: Jacob Micyllus S. 195 flg.) Dr. Ludwig Geiger.

Gegen Ungeziefer wird Petroleum empfohlen, welches Mäuse und Ratten verjagen soll. Wasser mit etwas Petroleum schlechtester Art vermischt, soll, wenn es zum Gießen angewandt wird, Schnecken und Engerlinge vertreiben, alle Insekten in den Gärten wie in den Häusern vertilgen, wenn man es in deren Schlupfwinkel gießt. Das billigste und schlechteste Petroleum soll das wirksamste Mittel zu diesen Zwecken sein.

(Für Volksredner.) Ein kleiner Knirps stand unlängst in Prag auf einem Fasse und redete gewaltig zum Volke; seine Zunge war ein Schwert. Das Volk hing an seinem Munde; da trennten ein paar kräftige Ellbogen die Menge, man sah eine Frau aus dem Volke auftauchen, einen Augenblick später einen Arm und dann fielen die Worte: „Willst Du, daß man Dich einsperrt? Gleich gehst Du mit nach Haus! und eine gewaltige Ohrfeige fiel zugleich wie Blitz und Donner auf den Redner nieder. Im Triumph führte die wackere Frau ihren Mann davon.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 72. Sonntag den 6. September. 1868.

Bedenk', es könnt' der letzte sein.

Wird Dir von trauter Freundeshand
Ein Brief mit Kunde zugesandt,
Bewahre ihn, ob er auch klein —
Bedenk': Es könnt' der letzte sein!

Schickt Dir die Liebe einen Gruß,
Wär's flücht'ger Hauch wie Blumenkuß,
Bewahr' das Briefchen zart und fein —
Bedenk': Es könnt' der letzte sein!

Doch riß es Freund und Liebchen fort,
Zu schreiben Dir ein bitt'res Wort —
In's Feuer wirf den Brief hinein —
Bedenk': Es könnt' der letzte sein!

Die Waise von Gehofen.

Thüringische Volkssage.

(Schluß.)

„Nach dem Thore, meine Jungen!" schrie der alte Büchsenmacher. Die Knechte, welche dasselbe vertheidigten, wurden niedergehauen, das Thor erbrochen, und donnernd fiel die Zugbrücke über den Graben. Das Schloß war genommen, und in hellen Haufen drangen die Verbündeten ein. Da erschien plötzlich auf der Zinne des brennenden Thurmes die Gestalt der buckligen Lene. Ihr aufgelöstes Haar flatterte im Nachtwinde, ihr geisterbleiches Gesicht starrte hinab auf die Kämpfenden, und mit kreischender Stimme, die das Getöse der Fechtenden übertönte, rief sie, von züngelnden Flammen umgeben:

„Hollah, Ihr Ritter vom Thale, seid Ihr gekommen die Waise von Gehofen zu retten? Ich habe mir selbst geholfen, habe Feuer eingelegt in den Thurm — ich verstehe es, einen rothen Hahn auf die Häuser zu setzen. Hei! hei! ich verbrenne und Töffel's Tochter mit mir. Ich eile zu meinem schneeweißen Mütterlein, und mein Grabmal ist ein Steinhaufen, übergossen mit rothem Blute — seht mich an, ich bin ein Ritterskind, da drüben liegt mein schönes Erbe, dort am Ried, wo die kühle Unstrut plätschert. Laßt sie nicht fliehen mit dem Buhlen, haltet sie auf und werft sie mir nach in die glühende Lohe!" schrie die Unglückliche mit erhobener Stimme; aber plötzlich, wie aus einem ungeheuern Schlot, fuhr eine himmelhohe Flamme aus dem Thurme empor, das verbrannte Gebälke des Thurmes krachte zusammen, und hinab in die Flammengruft stürzte das unglückliche Opfer des Verbrechens.

Als der Ritter von Tütcherode sah, daß das Schloß verloren war, verließ er die Mauer, gab einem Knappen Befehl, sein Streitroß an eine kleine Pforte zu bringen, und eilte nach Isidoren's Zimmer.

„Die Herren aus dem Thale haben die Veste erstiegen," rief er mit rauher Stimme, „und es ist keine Zeit zu verlieren, wenn wir dieselbe mit heiler Haut verlassen wollen. Auf, Fräulein, werft diesen Mantel um und drückt diesen Hut auf Euer goldenes Haar, Ihr müßt noch einmal mit mir über Feld reiten."

„Keinen Schritt weiche ich von hier," rief Isidore.

„Wir reiten nach der Questenburg," sagte trocken der Ritter, indem er der Jungfrau den Mantel umwarf und ihr den Hut aufsetzte. „Es kann noch einen kleinen Strauß geben, wie damals in der Räuberschenke, aber ich hoffe mich durchzuschlagen. Rasch, Freiin, folgt mir!"

Isidore sah ein, daß ihr Widerstreben nichts half, auch verbreitete sich die Feuersbrunst immer mehr in der Burg, und dabei hegte sie die Hoffnung, die Sieger würden den Ritter nicht entkommen lassen — sie ging also mit diesem durch einen abglegenen Theil der Schloßgebäude nach dem Hofe, und betrat ihn in dem Augenblicke, wo die bucklige Lene mit dem brennenden Thurme zusammenstürzte, und Aller Blicke nach der grausigen Scene gerichtet waren.

So erreichte Ritter Burkhard mit seiner Gefangenen glücklich die Pforte, hob das Mädchen auf sein Roß und war nach einigen Augenblicken außerhalb der Burg.

„So wie Ihr einen Laut von Euch gebt, stoße ich Euch diesen Dolch ins Herz!" flüsterte der Ritter, indem er langsam um den Gipfel des Berges ritt. Kaum aber befand er sich der

Zugbrücke gegenüber, und war eben im Begriff, auf dem burgabwärtsführenden Wege in den Wald hineinzureiten, als Isidore die Besatzung des Thores erblickte, und laut nach Hülfe rief. Haueisen und Junker Eitel, welche eben einige Gefangene aufforderten, sie nach dem Zimmer der Jungfrauen zu führen, hörten Isidoren's Hülferuf, und rannten mit allen Knechten die sie zusammenbringen konnten, dem Ritter entgegen. Dieser aber drückte dem Rosse die Sporen in die Seiten, und ritt mit seiner schönen Beute hohnlachend davon, während die Verfolger mit lautem Geschrei hinter ihm herkamen.

Der Ritter trieb sein Pferd zu raschem Laufe an, aber bald ermüdete dasselbe auf dem hartgefrorenen, zerrissenen Waldwege, so daß der Flüchtige einsah, seine Verfolger müßten ihn bald erreichen. Er hörte, wie sie in weitem Kreise hinter ihm vordrangen und sich einander zuriefen, und beschloß in den Ruinen der wüsten Kyffhäuserburg eine Zuflucht zu suchen und und dann zu Fuß mit der Jungfrau den Berg hinabzuschleichen, um nach Kelbra zu entkommen. Mit frischem Muthe gab er dem keuchenden Pferde die Sporen und sah bald gegen den Nachthimmel die Trümmer des wüsten Schlosses vor sich liegen. Eben wollte das Roß nach dem finsteren Thorgewölbe, neben dem jähen Abgrunde, in welchem Töffel seinen Tod fand — einbeugen, als eine barsche Stimme erscholl.

„Wer seid Ihr und wo wollt Ihr hin?“ fragte ein bewaffneter Knecht, indem er die Füße spreizte und seine Partisane fällte.

„Wer zum Teufel, seid Ihr?“ rief der erschrockene Ritter.

„Ein Wachtposten, der dem Belagerungsheere am Rothenburger Hause den Rücken deckt,“ antwortete die Schildwache, während aus dem dunkeln Thore mehrere Kriegsleute hervortraten.

„Helft mir!“ rief Isidore mit aller Kraft ihrer Stimme. „Das ist der Rothenburger Ritter, Burkhard von Tütcherode, und ich bin die geraubte Freiin von Gehofen!“

„Herunter vom Rosse! gieb Dich Mann!“ riefen die Kriegsleute indem sie auf den Ritter eindrangen. Dieser aber zog halb wahnsinnig vor Wuth das Schwert und riß das Pferd herum zur Flucht. Da tönten ihm die Stimmen Trebra's und seiner Begleiter entgegen. Im Hintergrunde sah er die Flammen emporwirbeln, welche seine Burg verzehrten, von allen Seiten drangen die Feinde auf ihn ein und vor ihm gähnte der tiefe Abgrund. Da faßte ihn Verzweiflung. Fest drückte er die Jungfrau an seine Brust, trieb das Pferd gegen den Abgrund, und stieß ihm die Sporen in den Leib, daß es wild aufbäumte. Laut auf schrie Isidore, bewegungslos standen die entsetzten Feinde, da spornte der Ritter noch einmal das Roß, und im wüthenden Sprunge stürzte es sich hinab in die fürchterliche Schlucht. Ein secundenlanges Wimmern drang aus dem Abgrunde, dann hörte man nur noch das Rauschen des Windes, der durch die entblätterten Bäume strich.

Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

Ich fuhr auf dem Dampfboote „la Feliciana“ den Mississippi hinab; es war zu Anfang Dezember 1825. Wir hatten die Höhen von Hopefield in der Grafschaft Hempstead im Angesicht. Da stieß eines unserer Räder wider einen großen Baumstamm, wie sie zu Tausenden die Ströme Amerika's hinabtreiben und zerbrach. Durch diesen Unfall sahen wir uns gezwungen, an das Land zu steigen.

Hopefield ist ein elender Marktflecken an dem rechten Ufer des Mississippi, ungefähr sechshundert Meilen oberhalb Neuorleans und fünfhundert unterhalb der Mündung des Ohio. Es besteht aus etwa fünfzehn Strohhütten, deren zwei mit den Titeln Wirths- und Handelshaus beehrt sind, was heißen will, daß man da Whisky finde, zwei oder drei Dutzend Messern und Gabeln, eine kleine Auswahl ostindischer Taschentücher, einige Töpferwaaren, Schießpulver und Rauchtabak.

Unsere Gesellschaft bestand aus zehn Damen, aus einer gleichen Anzahl junger Herren und einiger Männer reifern Alters. Man kann sich an den Ufern des Mississippi kaum einen angenehmern Zeitvertreib denken, als einen Ausflug in das Innere des Landes. Uns hielt kein Geschäft in der „Stadt“ zurück; so wurde denn der von einem der Unserigen gemachte Vorschlag, einen Gang in den Wald zu unternehmen, mit Akklamation auf- und angenommen.

Der Sohn eines der Wirthe bot sich als Führer an. Jeder von uns versah sich mit einer Flinte und mit einer Flasche Wein oder Liqueur als nothwendigem, von der Vorsicht gebotenen Mittel gegen die Dünste, welche aus dem Marais aufsteigen; unser Führer wurde außerdem noch mit einem gewaltigen Schinken und einem Vorrath Schiffszwieback beladen, den uns der Kapitän als gemeinsames Eigenthum überlassen hatte. So ausgerüstet und verproviantirt machten wir uns auf den Weg, und ließen unsere Damen, die uns viel Glück wünschten, am Eingang des Waldes zurück. Nicht lange und wir kamen an ein ausgedehntes Sumpfland, an dessen östlichem Rand ein Wald von Zwerg-Palmen Dammhirschen, Bären und selbst Panthern eine sichere Zuflucht bot. Indem wir

den Weg dorthin einschlugen, war unser Hauptzweck, diese Landstrecke genauer zu erforschen.

Wir sonderten uns in zwei Abtheilungen; die erste, von dem Führer begleitet, sollte nordwärts um das Moorlant herumgehen, während wir in entgegengesetzter Richtung dasselbe thun wollten. So mußten wir uns auf der andern Seite des Marais auf einem Pfad wieder treffen, der durch ein dichtes Gehölz von wilden Pflaum- und andern Bäumen gehauen war. Die Bezeichnung des Weges, die uns gegeben wurde, war nicht recht klar; da aber vieles Fragen nur dazu gedient hätte, unsern Führer in Harnisch zu bringen, so entschlossen wir uns kurz und gut, drauflos zu wandern, und verließen uns für den Fall, daß uns genauere Zurechtweisung fehlen sollte, auf unser eigenes Urtheil und auf unsere Kompasse.

Wenn man ein paar Schwärme von Holztauben und Eichhörnchen nicht zählen will, so schritten wir lange Zeit fürder, ohne andern lebendigen Wesen als Nattern zu begegnen, die sich an den letzten Strahlen der Sonne erwärmten und bei unserer Annäherung unter den Haufen dürrer Blätter verschwanden, oder Klapperschlangen, welche sich langsam in sich selbst ringelten und das ihnen eigenthümliche, zur Vorsicht mahnende Geräusch vernehmen ließen. Nach Verlauf einiger Stunden hatten wir das südliche Ende des Marais erreicht. Wir wanderten nun wieder aufwärts nach Norden und hatten jetzt das Wasser zu unserer Rechten, die Zwergpalmen auf unserer Linken. Der Boden, auf dem wir wanderten, war fest und mit ziemlich hohem Grase bewachsen. Die Baumwollenbäume, jene Riesen des Waldes in diesen Landstrichen, hatten das fahle Kleid des Herbstes angelegt; wenige Sonnenstrahlen, die durch das durchbrochene Laubwerk hereinfielen, übergossen Alles mit einem gelblichen Grün, und das Gemälde schien nun wie durch Zauber in lieblich glänzenden Farben hervorzutreten. Wurzeln und Buschwerk, das überall an den Aesten der Bäume hing, zeugte von der Gewalt des Stromes, der zuweilen bis zu zwanzig und dreißig Meilen weit aus seinem Bette tretend, den überschwemmten Ländereien das Aussehen eines ungeheuren See's verlieh. Hier und da gewahrte man seine Magnolia mit ihren weißen Blüthen, oder einen indischen Feigenbaum mit langen glänzenden Blättern, auf welchen sich bald mit Purpur übergossene Kardinals-Vögel, bald in den buntesten Farben schillernde Papageien wiegten.

Noch eine Marschstunde und wir sahen uns plötzlich durch die Spitze eines neuen Sumpflandes aufgehalten, welches mit dem ersten fast zusammenhing und fünf Meilen im Umfang haben mochte; in der Mitte dehnte sich eine große, durchsichtige Wasserfläche aus, ein herrlicher Spiegel, der das Blätterwerk der Bäume, die ihn von allen Seiten einschlossen, in seiner reichsten Mannichfaltigkeit zurückstrahlte. Eine Menge von Wasservögeln, Schwänen, Pelikanen, wilden Gänsen badeten sich in den kleinen Buchten, welche sich durch die unregelmäßige Kontur des Marais bildeten, ließen uns bis auf zwanzig Schritte nahe kommen und stiegen mit einem Mal, ihre silberglänzenden Fittiche ausbreitend, in die Luft empor.

Nachdem wir auch dieses Hinderniß glücklich überwunden hatten, setzten wir unsere Wanderung in nördlicher Richtung fort, als ein Geräusch, das immer deutlicher wurde, unsere Aufmerksamkeit erregte; es schien etwas an den Palmen hinaufzustreifen; es kam uns langsamen Schrittes entgegen und wir waren nun auf unserer Hut. Vielleicht hatten wir einen Dammhirsch, einen Panther, — wahrscheinlicher einen Bären zu erwarten. Wir luden unsere Flinten und gingen mit vieler Vorsicht etwa noch fünfzehn Schritte vorwärts, als ein dumpfes Brüllen, allsogleich von einem Sprung und dann von einem Krachen der Aeste gefolgt, dessen Geräusch sich bald in die Ferne verlor, uns unwillkürlich erbeben machte. Einer meiner Gefährten, der ehedem oft auf der Bärenjagd gewesen war, stürzte unerschrocken den Spuren des unbekannten Thieres nach und verschwand im Nu inmitten der Zwergpalmen. Leider hatten wir keinen Hund bei uns, bahnten uns eine halbe Stunde lang einen Weg durch das Holz und mußten uns zuletzt überzeugen, daß Zeit und Mühe verloren sei. Ueberdieß sahen wir, als unsere Uhren zu Rathe gezogen wurden, daß wir schon an dem Ort hätten eintreffen müssen, wo wir nach der Verabredung unsere Freunde wiederfinden sollten. Aber unser Bärenjäger, der sich wieder an uns angeschlossen hatte, versicherte, der Zwergpalmenwald sei nach dieser Seite von wilden Pflaumen und andern Fruchtbäumen so dicht verwachsen, daß es unmöglich scheine, durch diesen Wald eine Bahn zu brechen.

Wir mußten uns bald von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen und befanden uns nun um so mehr in Verlegenheit, als wir über die acht Stunden, die uns bewilligt waren, schon weitere vier verloren hatten. Wir glaubten nichts besseres thun zu können, als wieder umzukehren; ehe wir jedoch diesen verzweifelten Entschluß faßten, wollten wir einen letzten Versuch wagen, den Pfad aufzufinden, von welchem unser Führer gesprochen hatte, und schlugen zu diesem Zweck verschiedene Richtungen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Auch er war in Arkadien gewesen.) Aus Lissa wird folgendes Curiosum gemeldet: Der Professor T. vom hiesigen Gymnasium besuchte mit seinen beiden Töchtern gegen Anfang des vorigen Monats das Bad Landeck. Bei seiner Rückkehr von dort ließ er seine Töchter noch für einige Zeit zurück. Eine fällig gewordene Geldsumme, die er zu erwarten hatte, bestimmte er nach „Bad Landeck (Arkadia)“ unter seiner Adresse zu senden. Letzteres geschah auch pünktlich seitens des Verpflichteten. Aber nun denke man sich, daß dieser Geldbrief auf dem kürzesten Wege nach dem Bade Landeck in Arkadien (Griechenland) befördert wurde. „Arkadia“, der Name des Wohnhauses — wie bekanntlich alle Wohnhäuser in den Badeorten besondere unterscheidende Namen tragen — galt für Arkadien in Griechenland. Der Brief ging auch richtig über Wien, Triest, per Adria nach Morea und kam nach dieser langen Irrfahrt nach Berlin mit dem Poststempel aller jener größeren Speditionsorte und der schließlichen Bemerkung zurück, „daß kein Bad Landeck in Arkadien zu finden sei.“ Demnächst erfolgte die Absendung des Briefes nach Bad Landeck und gelangte auch glücklich noch an seine Adresse, nachdem immerhin „auch er war in Arkadien“ gewesen.

(Eine Gräuelthat.) Lufus Ludwig, dem Namen nach ein Deutscher, ward im vorigen Monat zu Salisbury in Nord-Carolina wegen Ermordung seiner Frau hingerichtet. Ueber die Umstände, unter welchen das Verbrechen, wegen dessen er den Tod erlitt, verübt wurde, finden wir in einem amerikanischen Blatte folgenden Bericht: „Ludwig nahm seine Frau nach der Hochzeit in das Haus seiner Mutter. Diese erklärte nach wenigen Tagen, daß sie ihre neue Schwiegertochter nicht ausstehen könne und daß er sie umbringen müsse. Er weigerte sich Anfangs, aber seine Mutter und seine Schwester Jane bestanden darauf, daß sie sterben müsse. Er nahm sie dann mit sich zum Fischen an den Fluß, nicht weit vom Hause, und als sie nichts ahnend am Ufer saß, schoß er sie von hinten durch den Kopf. Sie fiel in den Fluß. Er wähnte sie todt, kehrte nach Hause zurück und erzählte seiner Mutter, was er gethan. Der Unmensch meinte, es wäre besser, er sähe nochmals nach, ob sie auch wirklich todt sei, und schaffte dann die Leiche zur Seite. Alle Drei gingen dann an den Platz und fanden, daß die arme Frau sich wieder aus dem Wasser geschleppt hatte, unter einem Baume saß und schmerzlich jammerte. Der Mann und die Mutter blieben in einiger Entfernung stehen und sandten die Schwester hin, der Armen mit einem Fleischmesser, das sie mitgebracht, den Hals abzuschneiden. Die Schwester sprang hin und machte einen Schnitt in den Hals der jungen Frau, dieselbe wehrte jedoch mit den Armen ab und erhielt eine tiefe Schnittwunde in einen derselben. Jetzt kam die alte Hexe und der Kerl zu Hülfe und hielten der Unglücklichen die Hände, bis die Schwester den Hals derselben durchschnitten. Die Leiche ward dann in den Fluß geworfen, wo man sie einige Tage später fand Die That ward kund und der Schurke Ludwig zum Tode verurtheilt. Er nahm ein schreckliches Ende Zuerst weigerte er sich, den Wagen zu verlassen und das Schaffot zu besteigen, und ward hinauf geschleppt. Dann sprang er auf die entgegengesetzte Seite hinunter, ward aber wieder ergriffen und hinauf geschleppt. Ein furchtbarer Kampf entspann sich zwischen ihm und dem Sherifspersonal. Endlich gelang es, ihm die Schlinge um den Hals zu legen und die Kehle zuzuschnüren. Der Sherif stieß dann eine Stütze der Fallthür fort und das Scheusal schwebte zwischen Himmel und Erde. Da der Fall ihm nicht das Genick brach, so starb er den Tod des Strangulirens.“

Warum die Postillons „Schwager“ genannt werden, weiß K. Gutzkow in seinem Romane „Hohenschwangau“ (I, 178) so zu erklären: „Seit lange war nicht aus Augsburg die Post (die Taxis'schen Italiener sagten im französirenden Dialecte von Milano „der Schwalgär“ (Kavaliero) und die Augsburger, denk ich, machten allmählich die gemüthliche Postillons-Anrede „Schwager“ daraus) so stattlich nach Venedig geritten.“

(Ein Beefsteak in der Sonne gebraten.) Die „Scientific Review“ schreibt, daß es am 22. Juli d. J. an der Südseite der Westminsterbrücke in London möglich war, ein Beefsteak vermöge der Hitze der Sonnenstrahlen zu rösten. Der dazu verwendete Apparat war von äußerst einfacher Beschaffenheit; er bestand in einer leeren Cigarrenkiste, deren innere Seite schwarz angestrichen, und deren Oeffnung durch 3 Zoll lange Glasscheiben verschlossen war. Im Verlaufe von 20 Minuten war das Beefsteak auf beiden Seiten vollständig durchgebraten, und gleichzeitig auch einige Kartoffeln um dasselbe herum geröstet worden.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 73. Donnerstag den 10. September. 1868.

Die Thräne.

Es rann eine Thräne die Wange herab,
Sie wußte wohl nicht, warum?
Es war ein Schmerz, wie ein einsames Grab
Verschlossen und tief und stumm.

Es fiel eine Perle in's feuchte Gras,
Die hat der Abend geweint
Von des Mondes Wange, so traut und blaß,
Wo Sehnen und Lieb' sich vereint.

O Herz, wenn der Erde mächtiger Dunst
Das Licht des Tags dir verhüllt,
Dir bleibt noch die Thräne als letzte Gunst,
Die heimlich das Aug' dir erfüllt.

Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

(Fortsetzung.)

Ungefähr eine Stunde lang drangen wir mühsam durch lauter Dickicht vorwärts, als ein donnerndes „Hurrah!“ verkündete, daß der gewünschte Weg aufgefunden war. In großer Eile ging es nun auf den Ort los, wo sich das Signal hatte vernehmen lassen. Einer unserer Gefährten hatte wirklich eine Entdeckung gemacht; nur war es, anstatt eines Pfades, eine Kuh, die er angetroffen. Wie bitter auch unsere Enttäuschung sein mochte, wir begrüßten diese Entdeckung doch als ein glückliches Anzeichen. Es kam indessen noch darauf an, ob diese Kuh ein verirrtes Thier, oder besser eine zivilisirte Kreatur und als solche gewohnt war, jeden Abend ehrbar ihren Stall wieder aufzusuchen. Ein guter Bürger von Ohio löste diese Frage, indem er uns die Versicherung gab, die Kuh sei erst heute Morgen gemolken worden. Ebenso fanden wir auch das Mittel, eine bedenklichere Schwierigkeit zu unserer Befriedigung zu beseitigen, das Thier nämlich zu zwingen, uns als Führer zu dienen; dieses, man muß gestehen, etwas gewaltsame Mittel bestand darin, daß er sich hinter die Kuh stellte und ihr eins auf's Fell brannte. Das verwundete Thier that einen Sprung, und stürzte sich dann, den Kopf zwischen den Beinen, durch das Dicht, als wenn eine ganze Meute hinter ihm her wäre. Wir rannten ihm nach und Dank seiner Lokalkenntniß gelangten wir bald an einen schmalen Pfad, auf welchem wir viel leichter fürbaß konnten und lenkten endlich in den Weg ein, der uns an den Ort unseres verabredeten Zusammentreffens führen mußte.

Wir mäßigten nun unsere Eile, und nachdem wir dem Weg etwa eine halbe Meile lang gefolgt waren, bemerkten wir, wie der Wald sich lichtete, woraus wir den Schluß zogen, daß wir uns einer Ebene näherten. Bald darauf sahen wir in der That einen Zaun von Pfählen und Getreidefelder, dann jenseits derselben eine nach der Art des Landes aus dicken Holzstücken konstruirte Wohnung; der Rauch, welcher aus dem Kamin emporstieg, kündete uns überdieß die Anwesenheit des Eigenthümers an. Das Haus lag auf einer sanften Anhöhe, an dasselbe stießen eine Scheune und die andern Gebäulichkeiten, wie man sie in der Regel neben den Wohnungen nur irgend wohlhäbiger Ansiedler findet; seine von Pfirsichbäumen und Myrthen beschattete Vorderseite gewährte einen ländlichen, wohlthuenden Anblick.

Wir waren auf dem Punkte, über die Barriere, die als Verzäunung diente, zu steigen, als eine Koppel gewaltiger Doggen auf uns losstürzte, durch ein furchtbares Gebell die Stille dieser Einsamkeit störte, und noch andere drohende Demonstrationen machte. Während wir uns nun bemühten, sie im Respekt zu erhalten, öffnete ein Mann die Thüre der Scheune, schloß sie aber sogleich wieder. Einige Augenblicke später erschien er von Neuem, von zwei Negern begleitet, die an den Hörnern die nämliche Kuh zogen, mit der wir so cavaliermäßig verfahren hatten. Wir boten ihm einen „Guten Tag“; anstatt ihn zu erwiedern, warf er uns einen düstern, mißtrauischen Blick zu. Der Mann war von hohem Körperbau und muskulösen Formen, seine Gesichtszüge hart und abstoßend; und doch lag in seinen Mienen etwas Unruhiges, Bekümmertes, was auf den ersten Blick überraschte.

„Das ist ein schöner Morgen!“ sagte ich, ihm entgegen gehend.

Keine Antwort. Er hatte die Kuh an beiden Hörnern gefaßt und betrachtete unverwandt den Schweif des Thieres, an welchem noch einige Tropfen von Blut herabrannen.

„Sind wir weit von Hopefield?“ fragte ich.

„Weit genug, um nie hinzukommen, sofern Ihr es seid, der auf meine Kuh geschossen hat“, antwortete er in drohendem Ton.

„Und wenn wir sie nun wirklich verwundet hätten, so wäre es nicht recht von Euch, uns darüber zu grollen. Das ist ein reiner Zufall“.

„Derartige Zufälle sind etwas ungewöhnlich. Man schießt nicht nach den Kühen, wenn man nicht Lust hat, fremder Leute Fleisch zu schmausen.“

„Wenn Ihr uns solche Absichten unterlegt,“ bemerkte unser wackerer Kamerad von Ohio mit Mäßigung, „so seid Ihr im groben Irrthum. Wir sind Passagiere der „Felitiana“; eines unserer Bootsräder ist gebrochen, wir mußten in Hopefield vor Anker gehen und so kommt es, daß Ihr uns hier seht.“

Der Ansiedler erwiederte nichts, und wir gingen auf sein Haus zu. Dort befand sich seine Frau allein. Ihre Physiognomie war ebenso finster, obgleich minder widerwärtig, als die ihres Mannes; ein Ausdruck tiefer Betrübniß schien unauslöschlich auf diesem Gesicht zu sein.

„Könntet Ihr uns wohl etwas zu essen geben?“ fragte ich die Frau.

„Wir haben keine Herberge,“ lautete ihre Antwort.

Unsere Freunde können nicht weit sein,“ bemerkte einer der Unserigen; „man darf ihnen nur ein Signal geben, und wir werden sie schnell genug hier bei uns sehen.“

Mit diesen Worten trat er hinaus und ging auf ein Baumwollenfeld zu.

„Halt!“ rief der Ansiedler und versperrte ihm den Weg. „Ihr thut keinen Schritt mehr, bis Ihr mir gesagt habt, woher Ihr kommt und was Ihr wollt.“

„Woher ich komme und was ich will?“ wiederholte unser Gefährte, ein junger Arzt aus Tennessee. „Das werdet weder Ihr, noch sonst Jemand erfahren, wenn Ihr mir in solchem Tone kommt. Wir sind in einem Lande der Freiheit, wenn ich nicht irre.“

Und mit diesen Worten feuerte er seine Flinte in die Luft.

Der Knall des Schusses wurde von den vielen Echo's des Waldes, der uns umgab, so überraschend schön, ja furchtbar erhaben wiederholt, daß zwei Andere aus unserer Gesellschaft sich anschickten, einen zweiten Versuch zu machen. Aber auf ein Zeichen, das ich ihnen gab, entsagten sie jedoch diesem Gedanken. Obgleich wir weder Angst noch Furcht hatten, war es doch gut, auf jedes Ereigniß gefaßt zu sein.

Nach einigen Minuten hörten wir einen Schuß fallen — es war die Erwiederung auf unser Signal.

„Macht Euch nicht vergebliche Mühe,“ sagte ich zu dem Ansiedler. „Unsere Freunde haben das Signal gehört und werden in einigen Augenblicken hier sein. Was Eure Kuh betrifft, so solltet Ihr Verstand genug haben, um einzusehen, daß es fünf Reisenden kein sonderliches Vergnügen machen kann¹, auf ein Thier Jagd zu machen, von dem sie gar nicht wüßten, was damit anfangen.“

Ich sprach noch, als unsere Freunde aus dem Wald hervortraten, voran der Führer, auf dessen Rücken zwei fette wilde Hühner hingen. Er redete den Wirth wie einen alten Bekannten an, wir aber waren überrascht über seine zuthunliche und doch so zurückhaltende Weise, die mit der natürlichen Rauhheit seiner Manieren ganz sonderbar kontrastirte.

Nun, Herr Clarke,“ fragte er, „nichts Neues? — Das thut mir wahrhaftig sehr leid.“

Der Ansiedler gab ihm keine Antwort. Seine Gesichtszüge hatten den trotzigen Ausdruck verloren; aber es kam mir vor, als wenn eine Wolke über sein Antlitz zöge; auch glaubte ich Thränen in seinen Augen zu sehen.

„Mistreß Clarke,“ fuhr unser Führer fort, indem er sich an die Frau, die eben aus dem Hause gekommen war, wendete, „diese Herren möchten gern hier speisen. Wir sind ziemlich lange im Walde umhergelaufen, und bringen einen tüchtigen Appetit mit. Es fehlt uns nicht an Proviant, wie Ihr seht. Wollt Ihr wohl so gütig sein, uns etwas zuzurichten.“

Die Frau stand unbeweglich und brachte kein Wort hervor. Ihr Mann war ebenfalls stumm. Man las auf ihren Gesichtern etwas Gezwungenes, Unwirthliches, wie man es unter den Ansiedlern dieser Gegenden nicht anzutreffen pflegt.

„Hättet Ihr vielleicht die Gefälligkeit, uns ein wildes Huhn zu braten,“ wiederholte der Führer, „das mit Eiern und Schinken unsere Mahlzeit sein soll?“

Kein Wort. Der Mann stützte sich mit der Hand auf die Hörner seiner Kuh und heftete düstern Blickes die Augen an den Boden. Die Frau sah unverwandt ihren Mann an.

„Wohlan,“ rief der Arzt, „es ist klar wie der Tag, daß wir hier auf nichts zu warten haben, und es hieße Zeit verlieren, wollten wir auf unserer Forderung bestehen. Ich schlage vor, wir setzen uns da auf diesen Baumstamm und wagen einen Angriff auf unsern Schinken und Schiffszwieback.“

Der Führer gab mir durch ein Zeichen seine Absicht zu verstehen, trat dann zu der Frau und sprach leise mit ihr; aber diesen neuen Versuch begleitete kein besserer Erfolg als die früheren.

„Liebe Frau," nahm der Doktor wieder das Wort, „Ihr und Euer Mann habt einen Kummer, dessen Ursache wir nicht kennen. Wir sind freilich Fremde, aber glaubt nicht, daß wir deshalb auch gefühllose Leute sind. Sagt uns, was Euch fehlt; es wäre ja möglich, daß wir für Euer Uebel ein Heilmittel fänden."

Der Ansiedler betrachtete uns mit ungläubigen Mienen, seine Frau schüttelte den Kopf.

„Wohlan," sagte ich theilnehmend und ging auf sie zu, „vertraut uns Euer Leid an. Man findet zuweilen gerade da den meisten Trost, wo man ihn am wenigsten erwartete."

Ohne ein Wort zu sprechen nahm die Frau einen Theil unserer Vorräthe aus den Händen des Führers und kehrte damit in das Haus zurück.

Wir folgten ihr dahin, und nachdem wir Platz um den Tisch genommen, holten wir unsere Flaschen hervor. Der Mann brachte Gläser, wir schenkten ein und forderten ihn auf, uns Bescheid zu thun; aber er lehnte alle unsere Einladungen ab und wir mußten ihn am Ende in Ruhe lassen. Unsere Gesellschaft bestand, wie ich schon gesagt habe, aus zehn Personen. Zwei Flaschen waren schon geleert und die Unterhaltung begann lebhaft zu werden, als unser Wirth in dem Winkel des Kamins, wo er bisher gesessen hatte, sich erhob und an den Tisch trat.

„Meine Herren," redete er uns an, „legen Sie mir meine Bemerkung nicht zum Schlimmen aus, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich das Lärmmachen in meinem Hause nicht zugeben kann. Glauben Sie mir, hier ist nicht der Ort, an welchem man sich schicklich der Freude hingeben kann; — nein, beim Himmel nicht!"

Nach diesen Worten setzte er sich wieder an das Kamin, stützte den Kopf in beide Hände und verfiel in düstere Schwermuth.

„Entschuldigt mich," bemerkte ich, „aber wir dachten wahrhaftig nicht daran, daß Euch unsere Heiterkeit empfindlich berühren könnte."

Er erwiederte nichts, und wir verbrachten fast eine Viertelstunde, mit einander flüsternd und vielen Vermuthungen Raum gebend.

Eine schwarze Sklavin trug das Essen auf. Unser Wirth und seine Frau gaben endlich unsern dringend wiederholten Bitten nach und entschlossen sich, an unserer Mahlzeit Theil zu nehmen. Sie saßen mit uns am Tisch; wir forderten den Mann auf, unsern Branntwein zu versuchen, und er leerte sein Glas in einem Zug. Es wurde ihm aufs Neue eingeschenkt und der brennende Saft verschwand mit derselben Schnelligkeit. Wir erneuerten zum dritten Male das nämliche Manöver mit demselben Erfolg. Dann riß sich ein schwerer Seufzer von der Brust unsers Mannes und es war kein Zweifel, er fühlte sich jetzt etwas leichter und wohler.

„Meine Herren," begann er, „als ich vorhin mit Ihnen zusammentraf, da sie nach meiner Kuh schossen, mußte ich Ihnen mürrisch und grob erscheinen; aber nun sehe ich, mit was für Leuten ich's zu thun habe. — Ha, dieser Räuber! — Fiele er mir nur in die Hände, ich schwöre Ihnen, er sollte keine Kinder mehr stehlen!"

„Kinder stehlen!" rief ich aus. „Was wollt Ihr damit sagen. Hätte Euch vielleicht Jemand einen Eurer kleinen Neger geraubt?"

„Einen meiner Neger, fragt Ihr? — Meinen Sohn, meinen einzigen Sohn! — ihr einziges Kind!" — Und damit deutete er auf seine unglückliche Frau. „Man hat uns unsern Knaben gestohlen, sage ich Euch, den einzigen, der uns von fünf Kindern geblieben war, die alle das Fieber weggerafft hat; — einen Jungen, so stark, so munter, so verständig, — das schönste Kind, welches man jemals in diesen Wäldern gesehen hat. Wir haben uns noch nicht lange in dieser Einöde niedergelassen, haben Tag und Nacht gearbeitet, die mannigfachsten Gefahren bestanden, Leiden und Entbehrungen aller Art erduldet, Hunger und Durst, Hitze und Kälte, — und für wen?"

Der Ansiedler fuhr fort: „Nun sind wir allein, verlassen, ohne Kinder, verleben Tage und Nächte unter Weinen, Beten und — Fluchen. Aber was hilft's? . . . O, ich könnte toll darüber werden! — Wenn er todt wäre — ja, todt! — wenn er hinter dieser Anhöhe begraben läge neben seinen Brüdern und Schwestern, so wüßte ich mich in mein Schicksal zu fügen. Der Herr hatte ihn mir gegeben, er hatte ihn mir genommen! Aber, großer Gott!"

Und er stieß einen Schrei aus, einen Schrei so durchdringend und fürchterlich, daß alle seine Schwarzen, Männer und Frauen, in das Zimmer herein stürzten; uns selbst fielen Messer und Gabeln aus der Hand und schweigend sahen wir ihn an.

„Gott allein weiß es!" fuhr er mit sich selbst redend nach einer Pause fort, und ließ den Kopf schwerfällig auf die Brust sinken; aber rasch richtete er ihn wieder auf, und stürzte schnell nacheinander zwei Gläser Branntwein hinunter.

„Und wie hat sich das schreckliche Ereigniß zugetragen?" fragten wir.

„Meine Frau wird's Ihnen erzählen," war seine Antwort.

Diese hatte den Tisch verlassen und sich neben das Bett gesetzt, wo sie schluchzte und weinte. Der Doktor stand auf, ergriff sie bei der Hand, redete ihr mit Trostesworten zu und brachte sie wieder an unsern Tisch. Aller Augen waren

auf sie gerichtet, und da sie sah, wie wir ungeduldig ihrer Erzählung harrten, um etwas Näheres über die ungewöhnliche Begebenheit zu erfahren, da wischte sie sich die Thränen ab und begann also:

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ueber ein schlimmes Abenteuer) eines Badenden im Triester Golf geht der „Pr." folgende Schilderung zu: „Die im Hafen befindliche Buchler'sche Badeanstalt ist gestern (1. September) Abends der Schauplatz eines ebenso seltenen als gräßlichen Unglücksfalls gewesen. Ein Herr Glaser, Militärverpflegsoffizial, ließ sich Abends nach 5 Uhr in die Buchler'sche Badeanstalt überführen, und da er ein geübter Schwimmer ist, sprang er, kaum ausgezogen, von der schwimmenden Badeanstalt hinaus in das offene Meer, hielt sich jedoch in ziemlicher Nähe der Stiege, die von dem Floße in das Meer hinabführte. Plötzlich hörten ein Herr und dessen Sohn, die sich in der Nähe des Glaser mit Schwimmen vergnügten, den letzteren einen furchtbaren Schrei ausstoßen und sahen zugleich, wie er offenbar nur mit aller Anstrengung sich mehr über dem Wasser erhalten konnte. In der Meinung, daß Glaser den Krampf bekommen oder plötzlich unwohl geworden sei, schwammen sie auf ihn zu, um ihm beizustehen. Unterdessen hatte einer der Badewärter dem Sinkenden das eine Ende eines Strickes zugeworfen, den derselbe auch die Geistesgegenwart hatte, sich schnell einigemal um die Hand zu schlingen. Trotzdem bedurfte es der vereinten Kräfte des Badewärters, der auf dem Floße stand, und der beiden kühnen Schwimmer, um den Sinkenden zur Stiege zu bringen und ihn aus dem Wasser zu heben, in welchem er wie durch eine unsichtbare Gewalt zurückgehalten war. Zugleich fühlten die beiden Schwimmer unter ihren Füßen eine feste kompakte Masse, die sich aber allmälig senkte und endlich ganz in der grausigen Tiefe verschwand. Wer beschreibt aber das Entsetzen der beiden Herren und des Wärters, als man Hrn. Glaser endlich herauszog und bemerkte, daß ihm ein Haifisch vom Oberschenkel des rechten Fußes bis hinab an die Ferse beinahe das ganze Fleisch herabgerissen und die Knochen der Ferse selbst völlig zermalmt hatte! Auch der andere Fuß ist schwer verletzt. Der Unglückliche muß nicht einen, sondern drei bis vier Bisse erhalten haben und es ist ganz unbegreiflich, daß es dennoch gelingen konnte, ihn aus dem Rachen des Ungethüms zu retten. Er wurde sogleich in das Militärspital übertragen, wo man den rechten Fuß amputiren will. Uebrigens hält man sein Aufkommen keineswegs für gewiß. Der Kapitän einer gestern hier angelangten holländischen Brigg sagt aus, daß ihm das Ungethüm, welches er auf beiläufig 20 bis 25 Fuß Länge schätzt, von der Insel Lissa her gefolgt sei. Natürlich wurde das Baden an der ganzen Rhede verboten, durch Austrommeln und Anschlagzettel das Publikum gewarnt und für das Einfangen eines Hai's im Hafen von Triest von Seite des Magistrats eine Prämie von 50 fl. ausgesetzt. Den ganzen Tag fahren Barken durch den Hafen, die an einer Kette einen zwei Fuß langen eisernen Angelhacken von halber Armdicke und auf demselben ein Stück Ochsenfleisch von 10 bis 15 Pfund als Köder hinter sich durch das Wasser nachschleppen, bisher ist es aber noch nicht gelungen, das Ungeheuer zu fangen, das man übrigens heute Früh ganz in der Nähe des Molo St. Carlo wieder gesehen hat und von dem man mit Sicherheit annimmt, daß es sich noch im Hafen befinde." (Nach den neuesten Nachrichten wurde dieses Meer-Ungeheuer bei Isola (an der Küste von Istrien) eingefangen.)

(Aus der Schweiz) wird folgender republikanische Zug einer armen Frau berichtet: Die Königin von England besuchte jüngsthin Goldau. Ihr Gefolge durchspürte den Bergschutt, sie blieb bei einem Fels zurück und zeichnete. Nach einer Weile rief sie einer am Wege stehenden armen Frau, schickte sie nach ihrer Begleitschaft aus und gab ihr dann ein Trinkgeld. Als die Gesellschaft herbeikam, bedeutete Victoria der Frau, sie könne nun gehen. „Göhnd Ihr", erwiderte diese, „ich bi do deheime."

(Schwierig zu beantworten.) Als der englische Missionär Stern nach Abyssinien kam, frug ihn Theodorus, was er wolle. „Die Juden bekehren", lautete die Antwort. „Gibt es in England auch Juden?" — In Menge." — „Warum fängst du denn nicht mit der Bekehrung der Juden in deinem Lande an?" — Nicht so übel für einen Abyssinier.

(Miethpferde.) Ein Herr, der ungemein viel Schulden hatte, verspielte im Kaffeehause 100 Dukaten in Gold. „Ist Ihnen nicht leid um diese schönen Füchse?" fragte einer der Zuschauer. — „O, nicht im geringsten," erwiderte der Gefragte ihm heimlich in's Ohr: „es waren ja nur Miethpferde."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 74. Sonntag den 13. September. 1868.

Heimkehr.

In meine Heimath kam ich wieder,
Es war die alte Heimath noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und Alles war ein and'res doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh', flieh', und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgegangen,
Und kehren nimmer, nimmermehr.

Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

(Fortsetzung.)

„Gestern sind es vier Wochen gewesen. Clarke war in dem Holze und ich überwachte unsere Leute, welche auf dem Felde arbeiteten. Der Morgen war herrlich, es war der schönste, den man noch in dem Mississippithal gesehen hat, und da die Dienstboten, wie Sie wissen, nicht sonderlich gern arbeiten, wenn sie sich davon los machen können, so blieb ich lange Zeit bei ihnen. Es war nach dem Stand der Sonne bereits elf Uhr, als ich mich erinnerte, daß es nun Zeit sei, nach Haus zurückzukehren, um die Mahlzeit für unsere Leute zu bereiten, und ich machte mich also auf den Weg. Ich wüßte Ihnen nicht zu sagen, wie es geschah; aber als ich durch das Feld hineilte, däuchte es mich, als riefe mir eine Stimme zu: „Eile Dich! Eile Dich!" Schrecken erfaßte mich und alle meine Kräfte zusammenraffend, rannte ich auf mein Haus zu. Als ich hinkam, sah ich Cesi, unsern kleinen Negersklaven, allein auf der Thürschwelle sitzen und spielen. Indessen hatte ich noch keine Ahnung von dem, was über mich ergehen sollte. Ich trat in das Haus und ging in die Küche. Hier erst, als ich nach irgend einem Gegenstand um mich herumsuchte, fiel mir mein Dougal ein. Ich warf meine Töpfe und Pfannen hin und eilte nach der Thüre. Der kleine Cesi kam mir entgegen.

„Missi," sagte er, „Dougal ist fort."

„Dougal fort?" wiederholte ich; „fort, und wohin?"

„Ich weiß nicht," sagte Cesi. „Er ist fort mit einem Mann zu Pferd."

„Mit einem Reitersmann!" rief ich aus. „Um des Himmels willen, Cesi, wo kann er denn hin sein? Was soll das bedeuten?"

„Ich weiß sonst nichts," war Cesi's Antwort.

„Und mit wem ist er fort, Cesi? Hat er fort gewollt"

„Nein, Missi, er nicht. Der Mann ist von seinem Pferd gesprungen, dann hat er Dougal darauf gesetzt, sich nachher hinten aufgeschwungen und ist im Galopp mit ihm fortgeritten."

„Im Galopp!" wiederholte ich mechanisch; „und Du kennst diesen Mann nicht?"

„Nein, Missi, ich kenne ihn nicht."

„Aber war denn der Mann ein Weißer oder ein Schwarzer?"

„Ich weiß nicht," antwortete Cesi.

Wie! Du hast sein Gesicht nicht gesehen?"

„Er hatte ein großes Stück rothen Flanell vor dem Gesicht", versetzte das Kind, Thränen in den Augen.

„Aber," fragte ich weiter, „hast Du denn nicht Acht gegeben, lieber, kleiner Cesi, was für eine Art es war.?"

„Er hatte einen Rock an und saß auf einem Pferde."

„Und Du weißt seinen Namen nicht? War es vielleicht unser Nachbar Symmer, oder auch Mebling? Oder vielleicht Barnes?"

„Nein," erwiederte Cesi schluchzend.

„Großer Gott," rief ich aus, „was ist aus meinem armen Kinde geworden? Ich rannte fort, ohne zu wissen, wohin, kehrte wieder um, eilte in den Wald, dann auf das Feld hinaus, suchte, mich in Thränen badend, hier und da und dort; aber je mehr ich weinte, desto größer wurde meine Angst. Zuletzt eilte ich zu unsern

Leuten und holte Cesi's Mutter herbei. Es war mir nämlich der Gedanke gekommen, sie vermöge vielleicht etwas mehr aus ihrem Knaben herauszubringen als ich. Sie fragte den Jungen nach dem Mann, der Dougal mitgenommen habe, und wie er ausgesehen; sie versprach ihm Kuchen, eine neue Jacke — alles, was er nur wolle. Das Kind weinte, aber genauere Mittheilungen konnte es uns nicht machen. Da kam Clarke nach Hause."

Hier schloß die beklagenswerthe Mutter ihre einfache aber rührende Erzählung.

„Als ich in das Haus trat," fuhr jetzt der Ansiedler fort, „fand ich meine Frau in einem so furchtbar aufgeregten Zustand, daß ich mir sogleich dachte, es müsse sich ein Unglück zugetragen; aber ich war weit entfernt, die ganze Größe desselben nur zu ahnen."

„Nachdem sie mir erzählt hatte, was vorgefallen war, suchte ich sie damit zu trösten, es sei zuverlässig einer unserer Freunde oder Nachbarn gewesen, der den Jungen mitgenommen habe; indeß glaubte ich selbst nicht daran. Unter allen unsern Bekannten wußte ich keinen, der sich eine solche Freiheit herausgenommen haben könnte — eine Freiheit, für die ich ihm wahrhaftig schlimmen Dank gewußt hätte. Ich nahm den Cesi von Neuem ins Verhör, und fragte ihn, ob der Mann einen schwarzen oder einen blauen Rock trug."

„Schwarz, sagte Cesi.

„Was für eine Farbe hatte sein Pferd?"

„Braun", gab das Kind zur Antwort.

„Welchen Weg hat er eingeschlagen?"

Der Knabe deutete nach der Richtung des großen Marais hin.

„Sogleich schickte ich alle meine Neger, Männer, Weiber und Mädchen, zu allen meinen Nachbarn, um sie von dem zu benachrichtigen, was sich zugetragen, und wo möglich Erkundigungen über meinen Knaben einzuziehen. Ich selbst schlug einen Pfad ein, auf welchem ich die Spuren von Pferdetritten entdeckt hatte. Diesen Spuren folgte ich bis zu einer Bucht, wo sie mit einmal aufhörten. Der Mann mußte mit Pferd und Kind in ein Schiff gestiegen sein; er war vermuthlich über den Mississippi gesetzt — vielleicht auf dem jenseitigen Ufer den Strom hinabgeritten. Auf welchem Punkt hatte das Schiff angelegt? Das mochte allein Gott wissen! Es konnte ja zehn, zwanzig, fünfzig, hundert Meilen abwärts gelandet sein. Meine Angst war furchtbar. Ich sprengte nach Hopefield. Man hatte von meinem Jungen nichts gesehen, nichts gehört. Aber alle Leute des Fleckens stiegen zu Pferd, um mich in meinen Nachforschungen zu unterstützen; alle unsere Nachbarn waren herbeigeeilt; wir suchten den ganzen übrigen Tag, die ganze Nacht hindurch — aber umsonst — wir fanden nicht die geringste Spur, die uns auf die Fährte hätte bringen können. Niemand hatte einen Knaben, Niemand den Mann gesehen, der ihn mitgenommen.

„Wir durchsuchten den Wald in einem Umkreis von dreißig Meilen, wir setzten über den Mississippi, gingen wieder bis Memphis aufwärts, stiegen bis nach Helena nnd den Jasonstrom zu Thal — nichts, immer nichts! Wir kehrten heim, wie wir ausgezogen waren, ohne Nachrichten von meinem Jungen.

„Als ich hier ins Haus trat, fand ich alle Bewohner der Umgegend versammelt. Wir machten uns insgesammt zum zweitenmal auf und durchsuchten den Wald nach allen Richtungen. Nicht ein Strauch, nicht ein hohler Baum blieb von unsern Nachforschungen unberührt. Wir stießen auf eine Menge von Dammhirschen, Bären und Panthern, aber meinen Jungen fanden wir nirgends. Nach sechs Tagen eines jammervollen Lebens kehrte ich in mein Haus zurück. Aber die Verzweiflung lagerte sich an meinen Herd, Alles, was ich sah, schmerzte mich, und mit Schrecken dachte ich immer an meine Heimkehr.

„Meine Wangen fielen ein, meine Beine waren wie zerschlagen: aber die Leiden des Körpers waren nichts im Vergleich zu denen des Gemüthes. Krank, das Herz von Bitterkeit getränkt, streckte ich mich auf's Lager Am folgenden Tag besuchte ich einen meiner Nachbarn. Er hatte zu Hopefield von einem Mann aus der Grafschaft Miller erfahren, daß sich auf den Straßen von Neumadrid ein Individuum hatte sehen lassen, dessen Signalement genau auf den Räuber meines Kindes paßte; er trug, so erzählte man, ein schwarzes Kleid, ritt ein braunes Pferd und hielt einen Knaben vor sich auf dem Sattel. Sogleich vergaß ich Erschöpfung, Leiden, Alles — sprang aus dem Bett und verschaffte mir ein feuriges Roß — das meinige war ermattet zum Umfallen. Ich jagte Tag und Nacht, unaufhaltsam, — es sind von hier bis nach Neumadrid dreihundert Meilen, — dort fand ich den Mann, das Pferd und den Knaben, aber — es war nicht mein Kind! Der Mann war ein Bürger aus Neumadrid selbst, und vor Kurzem mit seinem Söhnchen von einer Reise heimgekehrt, die er in die Grafschaft Miller gemacht hatte. Wie ich wieder hiehergekommen, das weiß ich nicht. Unweit Hopefield wurde ich von einigen Leuten aufgefunden, die mich nach Hause brachten. Vierzehn Tage lang lag ich im Fieberwahnsinn.

„Indessen hatten meine Nachbarn den Hergang dieses schrecklichen Kinderraubes in allen Zeitungen von Arkansas, Tennessee, Mississippi, Missouri und Louisiana bekannt machen lassen. Meine Freunde und ich hatten einige hundert

Meilen durchstreift — und das Alles vergebliche Mühe!"

„Nein," rief er in herzzerreißendem Tone aus, „wenn mein Kind von einem Bären oder Panther erwürgt worden wäre, so hätte mich das tief gebeugt — es war mein einziger Sohn. Aber geraubt, guter Gott! mein Kind, mein armes Kind geraubt!"

Mit großen Schritten maß er das Zimmer, die Hände krampfhaft zusammengeballt und weinend wie ein kleiner Knabe. Sogar der Schmerz seines Weibes, der gewiß nicht wenig überwältigend war, verrieth sich äußerlich nicht durch so heftige Symptome.

„Morgens," fuhr er schluchzend fort, „morgens, wenn ich an die Arbeit gehe, kömmt es mir vor, als sei mein Dougal da, stehe vor mir, und meine Arme lasse ich unthätig sinken, als wären sie von Blei. Abends, wenn ich mich niederlege, ziehe ich sein Bettchen neben das meine und rufe ihn beim Namen — aber es ist kein Dougal da! Mit einem Wort, ich mag wachen oder schlafen, unaufhörlich steht mir Dougal vor den Augen. Wollte Gott, er wäre todt! Ich habe geflucht und gelästert, ich habe geschworen und gebetet, ich habe geweint und geklagt, aber der Himmel will sich meiner Leiden nicht erbarmen!"

Der herben Schicksale und des Jammers habe ich in meinem Leben viel gesehen, aber niemals ist mir ein Mann vorgekommen, den sein Schmerz so zu Boden gedrückt hätte! Hier hatte ich wirklich einen maßlosen, unsäglichen Gram vor mir. Wir suchten ihn mit Trostgründen aufzurichten, einige Hoffnung in ihm anzuregen, aber sein Auge blieb starr, sein Geist war abwesend und ohne Zweifel verstand er nicht ein Wort von dem, was wir ihm sagten.

Innerlichst erschüttert, drückten wir diesem Unglücklichen die Hand, und nachdem wir ihnen angelobt hatten, nach allen Kräften mitzuwirken, daß sich der Schleier, welcher dieses geheimnißvolle Ereigniß verhüllte, lüfte, und ihnen nach Möglichkeit beizustehen, damit das Kind wieder aufgefunden werde, eilten wir, aus diesem Hause der Trauer wieder hinauszukommen.

Ich hatte seitdem oft an diesen unglücklichen Vater gedacht und in Uebereinstimmung mit meinen Freunden vielfältige Schritte gethan, um dem Urheber seiner Leiden auf die Spur zu kommen; aber alle unsere Bemühungen waren ohne Erfolg. Indessen war der Raub dieses Kindes von allen öffentlichen Blättern erzählt und in allen gożen und kleinen Kreisen der Hauptgegenstand der Unterhaltung geworden. Man bot Belohnungen an, man nahm sogar Verhaftungen vor, aber der Faden, der auf die Spur des Schuldigen führte, war nirgends zu finden.

Sechs Wochen waren verstrichen, als mich Geschäfte nach Natchez riefen, wo ich an einem schönen Mittag des Januar eintraf. Kaum hatte ich den Fuß ans Land gesetzt und stieg mit einem meiner Freunde den Kalkhügel hinan, der aus der untern Stadt in die obere führt, als ein wirrer Lärm unser Ohr traf. Etwas weiter hinauf erblickten wir ein großes Gedränge vor dem Hause des Richters Burr. Wir beflügelten unsere Schritte, um zu sehen, was es da gebe.

Die Versammlung bestand aus dem bessern Theil der Einwohnerschaft von Natchez — aus Männern, Frauen und Kindern; die Männer bildeten indessen die Mehrheit. Stille Angst malte sich auf den meisten Gesichtern, auf denen man zugleich einen Ausdruck des Mitleidens las, der mit dem gewöhnlichen Tosen und Toben einer solchen Menschenmasse seltsam kontrastirte. Ich sah Mütter, welche instinktmäßig ihre Kinder an die Brust drückten, und dieselben umklammerten, als fürchteten sie, sie möchten derselben beraubt werden. Ich zog Erkundigungen ein und vernahm, daß man endlich den Kinderräuber gefunden, oder wenigstens einen Mann festgenommen habe, der dringend verdächtig sei, den Sohn Clarke's in der Grafschaft Hempstead geraubt zu haben.

Diese Nachricht machte mir nicht wenig Freude, denn ich hatte mir die Sache zu Herzen genommen. Ich versuchte, durch die Menge zu dringen, aber diese war so kompakt, daß ich meinen Vorsatz aufgeben mußte. Die Frauen insbesondere behaupteten ihre Stellung mit bemerkenswerther Ausdauer, denn der Kinderraub interessirte sie im höchsten Grad, aber, die Wahrheit zu sagen, so fühlten sich alle Glieder der Gesellschaft in gleichem Maße betheiligt, daß eine so maßlos freche Verletzung göttlicher und menschlicher Gesetze nicht ungeahndet bleibe.

Wir warteten etwa zwei Stunden und während dieser Zeit wuchs die Menge unaufhörlich an. Alle Fenster waren mit Köpfen besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Der „K. f. R." bringt aus **München**, 5. Sept., folgende humoristische Mittheilung. In dem finsteren Gebäude, genannt der Neuthurm, wo die Schuldgefangenen sitzen, fand schon manches Drama seinen Abschluß, aber auch originelle Geschichtchen voll Humor und Laune spielen dort, und ein solches will ich hier erzählen zur Lust und Freude Aller, die ein munterer Streich ergötzt. Ein hartherziger Mann

ließ einen seiner Schuldner setzen. Es fügte sich zufällig, daß derselbe mit ihm den gleichen Taufnamen trug. Der Gläubiger wurde nicht müde, die — Atzungskosten — zu bezahlen, trotzdem schon viele Monate verstrichen und die Kosten bereits den Forderungen gleich waren. Da nahte sich das Namensfest des grimmigen Gläubigers und damit auch natürlich jenes des eingekerkerten Schuldners. Am Morgen seines Namensfestes erhält nun der Mann von Eisen, der unbeugsame, unerbittliche Gläubiger, von seinem Schuldner ein — Gratulationsschreiben — in der schönsten Form, in welchem sich der arme bei seinem — Wohlthäter — für die freie Kost und Wohnung bedankt und mit den Worten schließt: „da ich aber gewohnt bin an meinem Namenstag ein Schöppchen zu trinken, so verlasse ich mich sicher darauf, daß Sie nicht so grausam sind, mir dasselbe zu entziehen. Pumpen Sie mir hiezu nur noch 1 fl. und schreiben Sie denselben zu dem Uebrigen bis auf bessere Zeiten." Nachdem sich der Empfänger dieses Schreibens von seinem Staunen erholt, klingelte er seinem Bedienten, schickte dem eingesperrten Schuldner den erbetenen Gulden, und noch an demselben Tage ließ er den Gefangenen frei.

~~~

(Ungalant, aber nicht ganz — unwahr!) Karl Heinzen von Boston, der kein Blatt vors Maul zu nehmen pflegte, eifert im „Pionier" gegen die Verleihung politischer Rechte an Frauen und hält dabei folgende Strafpredigt: „Die unbedenkliche, gewissenhafte, sklavische Fügsamkeit, ja, der kultusartige Eifer, womit das weibliche Geschlecht jeder Mode huldigt und sich auch für die abscheulichste Verunstaltung begeistert, die ihm von Paris aus oder anderwoher diktirt wird, zeugt von einer Gedankenlosigkeit, Unselbstständigkeit und kindischen Gesinnung, die in der That an Kinder oder an Wilde erinnert und wohl im Stande ist, die Frage hervorzurufen, wie solche Wesen fähig und berufen sein können, in ernsten Fragen des Staatslebens und öffentlichen Wohles eine Stimme abzugeben. Wenn nicht blos die halbkindische Negerin, oder die sittenstolze Stubenmagd, nein, wenn die feine Lady, die auf der „Akademie" Aesthetik und Astronomie studirt und die Klassiker gelesen hat, nicht leben kann, ohne sich jeden Fetzen umzuhängen, den sie an einer anderen gesehen, und sich durch einen auf das halbe Gesicht geklebten Deckel und einen auf den Hinterkopf gepflasterten Haarberg für einen Maskenball unter Hottentotten zuzubereiten, so ist man versucht, alles für Traum zu halten, was man von weiblicher Anmuth, weiblichem Geist und weiblichem Geschmack gehört hat, und den für wahnsinnig zu halten, der solche Maskenballfiguren in das Staatsleben einführen will.

„Wollt ihr wissen, was sich schickt,
So fraget nur bei edlen Frauen an."
(Göthe.)

Wo sind denn die „edlen Frauen", die euch sagen, es schicke sich nicht, daß sie sich durch solchen Spitzbubendeckel auf den Augen und solchem Weichselzopf auf dem Kopfe entstellen, daß sie halbe Tage lang einem Stoff für einen Unterrock nachrennen und ein halbes Vermögen für Spinnengewebe (Spitzen) verschleudern, daß sie stundenlang in einem Stuhle gedankenlos spazieren, schaukeln und mehr Zuckerwerk essen, als Fleisch und Gemüse? „Schickt sich" für Frauen nicht alles und jedes, was unsinnig und verderblich, geschmacklos und abscheulich, aber — Mode ist? Und dennoch Emanzipation? Dennoch Gleichberechtigung? Dennoch Stimmrecht?"

~~~

„Ich habe," sagte ein boshafter Schriftsteller, „Frauen gekannt, welche nicht den Muth hatten, zu reiten, weil sie fürchteten, das Pferd könne mit ihnen durchgehen; andere, die sich scheuten, eine Wasserfahrt mitzumachen, weil sie fürchteten, das Boot könne umschlagen, und andere, die Abends nicht spazieren gehen wollten, weil sie glaubten, der Thau könne fallen; niemals aber habe ich eine gesehen, welche nicht den Muth gehabt hätte, zu heirathen, obschon dies ein weit gewagterer Schritt ist, als alle andern zusammengenommen."

~~~

(Eine seltene Festfeier) fand am 26. Aug. in der Pfarrkirche zu Weichenwasserlos statt. Ein neugeweihter Priester ertheilte seinen noch rüstigen Großeltern, die ihr 50jähriges Jubiläum feierten, den kirchlichen Segen, während dessen Onkel und Pathe in ergreifenden Worten die Bedeutung beider Feste schilderte, so daß alle Theilnehmer sichtlich ergriffen waren.

~~~

(Der großmüthige Patriot.) Zur Zeit der französischen Revolution verlangten die Machthaber von Jedem den vierten Theil seines Vermögens als eine patriotische Beisteuer. Diese Auflage wurde von den Säumigen exekutivisch beigetrieben. Zu einem Pariser Bürger kam deßhalb eine Exekution und mahnte ihn an die Bezahlung. „Meine Herren!" sagte er, indem er auf seine Frau zeigte, „ich will ein Uebriges thun, ich gebe ihnen meine Hälfte."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drexler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 75. Donnerstag den 17. September. 1868.

Erinnerung.

Von W. Trottmann.

O trautes Wort, das ros'gen Schein
Um die verrauschten Stunden webt,
Durch dich nur lohnt es sich allein,
Daß man dies arme Leben lebt!

Unhaltbar flieht der Augenblick,
Da uns des Lebens Freude lacht;
Du führst den flücht'gen uns zurück
Durch deine ew'ge Zaubermacht.

Und jedes Wort und jede That,
Die uns das volle Herz geschwellt,
Im reichen Schmuckgewande hat
Sie deine Macht d'rin aufgestellt. —

Doch schrecklich, wenn des Bösen Fluch
Das schuld'ge Herz umnachtet hält!
Ihm donnerst Du den Urtheilsspruch,
Daß jede Stund' ihm sei vergällt!

D'rum mögest du mein armes Sein
O selige Erinnerung,
Verklären stets mit gold'nem Schein,
Dann bleibt das Leben allzeit jung!

Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

(Schluß.)

Endlich ging die Thüre auf, und der Gefangene von zwei Konstablern geführt und von dem Sheriff gefolgt, trat aus dem Hause des Richters, um in den Kerker gebracht zu werden.

„Da ist Er! Da ist Er!" ging es mit ängstlich schneller Stimme wie ein Lauffeuer durch alle Frauen, indem sie ihre Kinder enger an die Brust schlossen und mit Fingern auf den Verbrecher zeigten.

Und sicherlich, wenn jemals die äußere Erscheinung einen inneren Menschen verrathen hat, so müßte der da der Kinderräuber sein. Man konnte sich kein abstoßenderes Gesicht als das seinige denken, — eine harte, widerliche Physiognomie, von einem zugleich düstern, gehässigen und spöttischen Ausdruck. Wenn man ihn ansah, wurde einem zu Muth, wie bei dem Anblick mancher giftiger Thiere; man empfand eine Art Eckel. Seine grauen Augen heftete er an den Boden, oder, wenn er sie zuweilen aufschlug, einen Blick auf die Menschenmenge zu werfen, so machten sich Bosheit und Frechheit diese Blicke streitig. Man erkannte ihn auf der Stelle für einen Irländer. Er war von mehr als mittlerer Größe, sein Gesicht hatte einen rohen Schnitt, seine Wangen waren hohl, seine Lippen aufgeworfen: in der ganzen Erscheinung des Mannes lag etwas Wildes, Unbändiges. Sein blauer Rock und seine Hose waren eins wie das andere stark abgetragen; der Hut hoch und schmutzig, seine Fußbekleidung zerfetzt und demnach ganz zu seinem übrigen Kostüm passend.

Bei seinem Anblicke durchzuckte es die ganze Masse wie ein elektrischer Funke; aber dieser erste Eindruck des Schauders wich bald einem Gefühl innerster Seelenangst und Verzweiflung.

„Wenn der das Kind gestohlen hat," sagten einige Männer, „so ist es verloren für immer."

Sobald sich die Menge wieder verlaufen hatte, eilte ich zu einem meiner Bekannten, der bei der richterlichen Behörde war und mir nun folgende Aufschlüsse gab:

Etwa einen Monat nach unserer Exkursion in die Grafschaft Hempstead hatte Clarke durch die Post einen mit „Thomas Tutti" unterzeichneten Brief erhalten, der den Stempel von Natchez trug. Man unterrichtete ihn in dem Briefe, daß sein Sohn noch lebe, daß Schreiber desselben wisse, was aus ihm geworden sei, und daß man ihm in dieser Beziehung, sofern er seiner Antwort ein Billet von fünfzig Dollars beilegen wolle, nähere Mittheilungen machen würde. In letzterem Falle, war hinzugefügt, müsse sich Mistreß Clarke allein an einen bezeichneten Ort verfügen, weitere zweihundert Dollars mitbringen, und wenn sie diese baar und richtig ausbezahlt, dann solle ihr der Sohn wieder zurückgegeben werden.

Kaum hatte der unglückliche Vater diesen Brief empfangen, mit dem ihm ein neuer Hoffnungsstrahl aufgegangen war, als er dem Rathe einiger seiner Nachbarn folgend, eiligst an den Postdirektor in Natchez schrieb. Er erzählte

ihm genau den Vorfall, und bat ihn, das Individuum, welches seine Antwort reklamiren würde, sogleich festnehmen zu lassen.

Vier Tage nach Empfang von Clarke's Schreiben erschien der verhaftete Irländer am Schalter der Post und fragte, ob kein Brief unter der Adresse Thomas Tutti angekommen sei. Der Direktor wußte den Mann unter irgend einem Vorwand aufzuhalten, und ließ einen Konstabler holen, mit dem vorher Verabredung getroffen war. Dieser stellte sich eiligst ein und verhaftete den Elenden.

Aus dem Verhör, welches man ihn bestehen ließ, ergab sich, daß er sich seit einiger Zeit in Natchez und der Umgegend umhertrieb, und daß er sogar versucht hatte, dort eine Schule zu errichten. Aber da man nichts von seinen Antecedentien wußte, und da sich überdieß etwas Seltsames, Geheimnißvolles in seinem Benehmen zeigte, so wollte sein Institut keinen rechten Fortgang haben, und viele Personen, die ihm ihre Kinder anvertraut hatten, nahmen sie bald wieder aus der Anstalt zurück.

Er war um diese Zeit unter dem Namen Thomas Tutti bekannt. Jetzt aber leugnete er, daß er so heiße und stellte auch in Abrede, daß er der Verfasser des Briefes sei, dessen Schrift, ohne gerade merkwürdig zu sein, doch eine gewisse Gewandtheit im Gebrauch der Feder bekundete. Man machte auch die Entdeckung, daß ihm alle Wege zwischen Natchez und Hopefield genau bekannt waren und so auch der Pfad, welcher von letzterm Flecken nach Clarke's Niederlassung führte. Nicht minder kannte er alle Buchten, Marais, Flüsse, ihre Tiefe, und ihr Fahrwasser. Diese verschiedenen Umstände zusammengenommen waren eben so viel starke Verdachtgründe gegen ihn und die Behörde hatte für gut befunden, ihn vor die Assisen zu schicken, als und weil er die Antwort auf den an Clarke gerichteten Brief reklamirte.

So stand die Sache. Indessen hatte man den Vater des geraubten Kindes eiligst von der Verhaftung des Gefangenen und von dem ersten Verhöre in Kenntniß gesetzt. Fünf Tage später traf er mit dem kleinen Cesi in Natchez ein. Die ganze Stadt bezeugte ihm für sein Unglück die lebhafteste Theilnahme und die ausgezeichnetsten Advokaten boten ihm unentgeltlich ihre Dienste an. Der Irländer mußte zum zweitenmal vor dem Magistrat erscheinen; dort wurden ihm seine früheren Antworten vorgelesen und man suchte einige Mittheilungen über den dermaligen Aufenthaltsort des Knaben aus ihm herauszubringen; aber auf alle Fragen beobachtete er ein hartnäckiges Schweigen.

Der kleine Cesi wollte den Angeklagten nicht wieder erkennen. Dieser jedoch, immer mehr ins Gedränge kommend und wahrscheinlich in der Hoffnung, die Hauptanklage von sich abwälzen zu können, wenn er gestehe, was er nicht länger zu leugnen vermochte, gab endlich zu, daß er den Brief wirklich geschrieben, fügte aber bei, daß er es nur gethan habe, um von dem Vater Geld zu erpressen. Während der Protokollführer dieses Geständniß niederschrieb, wendete er sich gegen Clarke und sagte mit einem satanischen Hohnlächeln halblaut zu ihm:

„Ihr habt mir einen bösen Streich gespielt, aber ich weiß Euch doch noch unglücklicher zu machen, als ich es bin;" und bezeichnete ihm zugleich Ort und Stelle, wo er die Kleider finden könne, die sein Sohn getragen.

Von einem Konstabler begleitet, begab sich der Vater an den bezeichneten Ort, fand dort in der That die Kleider seines Kindes und kehrte damit nach Natchez zurück. Der Angeklagte wurde aufs Neue vor die Schranken geführt und gestand nach einer Menge von Ausflüchten und widersprechenden Angaben, daß das Kind noch lebe, daß es aber Hungers sterben müsse, wenn man ihn länger im Gefängniß sitzen lasse. Mehr anzugeben weigerte er sich hartnäckig.

Die Zeit des Assisengerichts war gekommen. Eine ungeheure Menschenmenge, durch das Interesse und die Eigenthümlichkeit dieses Kriminalfalles angezogen, war von allen Seiten herzugeströmt. Alle Mittel wurden angewendet, um den Angeklagten zu vollständigeren Geständnissen zu vermögen; man ging so weit, ihm die Freiheit zu versprechen, ja ihm eine Belohnung zuzusichern; er beharrte auf seinem Schweigen. Schwere Verdachtsgründe, überwältigende Indizien schienen moralisch keinen Zweifel mehr aufkommen zu lassen über seine thätige Mitwirkung bei dem Raub des Knaben; aber es fehlten positive Beweise wie sie das amerikanische Gesetz fordert. Viele und bedeutende Rechtsgelehrte sprachen die Ansicht aus, daß dieser Mann, von äußerster Noth getrieben und in der Verzweiflung, den Brief wirklich nur zu dem Zweck geschrieben haben könne, Geld zu erpressen. Der Angeklagte hatte das Gesetz für sich und wurde nur als Schreiber des Briefes und als Landstreicher zu mehreren Monaten Gefängniß verurtheilt.

Die Entscheidung der Jury befriedigte weder den Richter, noch die Anwälte, noch das Publikum. In der Ironie des Angeschuldigten, in der wilden Freude, mit der er den Gram eines Vaters durch die peinlichsten Gefühle und den Schauder einer großen Menge bis zum Uebermaß steigerte, lag etwas so Scheußliches, so Teuflisches, daß sich Niemand des Bedauerns erwehren konnte, warum das Gesetz unmächtig sei, ihm die Züchtigung aufzuerlegen, die er so wohl verdient zu haben schien. Die Mitglieder

des Bureau's machten in bittern Worten ihrem Unwillen Luft, von dem sie durchdrungen waren. Mit einem Wort, der Abscheu, welchen dieser Elende einflößte, war allgemein.

Die Bewohner von Natchez, besonders die der obern Stadt, bilden eine respektable Bürgerschaft und nehmen sogar in politischer wie in literarischer Beziellung eine höhere Stellung ein. Aber dießmal siegte bei ihnen die Leidenschaft über die Klugheit und einem überströmenden Rechtsgefühle nachgebend, machten sie sich einer gesetzwidrigen Handlung schuldig, welche nur durch die Furchtbarkeit des Verbrechens einigermaßen entschuldigt werden kann. Am Abend des 31. Januar rotteten sie sich zusammen, in der wohl überlegten Absicht, der Unzulänglichkeit des Gesetzes abzuhelfen und vermittelst einer summarischen, wirksameren Prozedur die Revision des Urtheils vorzunehmen. Einige der vornehmsten Bürger holten den Gefangenen aus seinem Kerker und stellten ihn vor seine neuen Richter. Man entblößte ihm den Rücken und mehrere Neger, mit ledernen Riemen bewaffnet, begannen ihn aus Leibeskräften zu geißeln. Die Wuth seiner improvisirten Henker schien sich bei jedem Streich zu verdoppeln. Lange Zeit bestand der Unglückliche hartnäckig auf seinem Schweigen; endlich aber vom Schmerz übermannt, versprach er Alles zu gestehen.

„In einem Marktflecken am Mississippi", erzählte er, „fünfzig Meilen oberhalb Natchez (er nannte den Ort mit Namen) wohnt eine Familie, deren Haupt es weiß, wo das Kind versteckt ist."

Der Sheriff hatte, wie man sich denken kann, an dieser Anwendung des Lynchgesetzes oder der Volksjustiz keinen Antheil genommen, und ohne die Sache an sich zu mißbilligen, die Augen zugedrückt und sich von dem, was vorging, nichts wissen gemocht. Aber er war nicht sobald von dem neuen Geständniß des Eingekerkerten unterrichtet worden, als er noch in derselben Nacht mit dem unglücklichen Vater nach dem bezeichneten Marktflecken abreiste. Dort langten sie am andern Morgen des folgenden Tages an und fanden eine sehr achtbare Pflanzerfamilie, die wie Jedermann von dem Raub eines Kindes gehört hatte, mehr aber nicht wußte. Der Gedanke, daß man sie einen Augenblick für schuldig halten konnte, bei einem solchen Verbrechen betheiligt zu sein, schien die rechtschaffenen Leute aufs Tiefste zu verwunden. Der Gefangene hatte noch einmal die Leichtgläubigkeit des Volkes zum Besten gehabt.

Diese traurigen Vorgänge und die vielfach getäuschten Hoffnungen äußerten bald einen höchst bedenklichen Einfluß auf die Konstitution des armen Clarke. Von einem hitzigen Fieber befallen, schwebte er mehrere Tage lang zwischen Tod und Leben. Indessen war die öffentliche Meinung mit ihrer gewöhnlichen Beweglichkeit allmälig aus großer Erregtheit in Indifferentismus übergangen und der Tag der Freilassung des Irländers trat ein. Man hatte sich mittlerweile noch vielfach und wiederholt bemüht, ihm neue Geständnisse zu entlocken, aber vergebens — anstatt aller Antwort erreichte man nichts, als ein spöttisches beleidigendes Hohnlächeln. Seine Haft weiter auszudehnen war unmöglich und er wurde in Freiheit gesetzt.

Dem Vater hatte man eingeredet, das Einzige, was er jetzt noch thun könne, sei, einen Vergleich mit dem Irländer zu versuchen. Er suchte ihn auf, wollte ihn rühren, flehte, warf sich ihm zu Füßen. Das Ungeheuer wandte sich mit eisiger Unempfindlichkeit ab und antwortete nicht weiter als: „Ihr habt mich unglücklich machen wollen; wohlan! es kommt Jeder an die Reihe."

Bei diesen Worten stand der beklagenswerthe Vater auf und bedeutete dem nun der Haft Entlassenen, daß er ihn begleiten müsse. Sie setzten über den Mississippi. Jenseits Concordia angelangt, wiederholte Clarke zum letztenmale seine Bitte, aber mit dem feierlichen Schwur, wenn der Irländer auf seiner Weigerung bestehe, ihm den Ort zu bezeichnen, wo sein Kind versteckt sei, so solle er nicht lebendig seinen Händen entrinnen.

Der Irländer fragte, wie viel Bedenkzeit ihm gegeben werde.

„Eine Stunde," versetzte der Vater.

Einige Minuten lang schritt der Elende neben ihm her, er schien in Gedanken versunken; — da plötzlich fiel er über Clarke her, entriß ihm ein Pistol, welches dieser im Gürtel trug, hielt es ihm vor die Stirne und drückte ab.

Der Schuß ging nicht los. Der Mörder rannte wie ein Verzweifelnder auf eine nahe Bucht zu, und stürzte sich hinein. Das Wasser schloß sich über ihm und er kam nicht wieder zum Vorschein. Eine Stunde später fand man seinen Leichnam.

Von dem kleinen Dougal hat man nie mehr etwas gehört.

Mannichfaltiges.

(Ueber die sog. Traubenkur), deren Zeit jetzt beginnt, etwas Näheres zu erfahren, dürfte für unsere Leser von Interesse sein. Die Weintraube hat sich durch ihre sanften, gelind wirkenden Säfte, die den Salzen sehr nahe kommen, bei diätetischem Gebrauch stets als ein mildes, die Ernährung umstimmendes und die Blutreinigung verbesserndes Mittel bewährt.

Manchen, der die Cur richtig angewandt, hat sich von hartnäckigen Unterleibs-, Milz-, Magen- und anderen beschwerlichen Leiden befreit oder solche wenigstens dadurch bedeutend gemildert. Die beim Beginn der Cur, die man sich der Süße der Trauben wegen sehr angenehm denkt, namentlich bei sehr reizbaren Personen bald sich einstellenden Beschwerden, als Hitze, Blutandrang nach dem Kopfe, ungewöhnliche Aufgeregtheit des Geistes, unruhiger Schlaf u. s. w., sind nur vorübergehend und Folge der bereits gesteigerten Verdauung. Man genießt gewöhnlich nur die dünnschäligen, den meisten Saft enthaltenden Trauben und wechselt nur dann und wann, um den Genuß zu erhöhen, mit anderen Sorten ab. Die Beeren werden nur ausgesogen, nie verschluckt, da die genossenen Schalen und Körner den Zweck der Cur stören würden. Der Patient beginnt die Cur mit täglich $1\frac{1}{2}$ Pfund guter, nicht zu kalter Trauben und steigt je nach drei Tagen um $\frac{1}{3}$ bis 1, bis zur Höhe von 6 Pfund in Mitte der Cur und geht ebenso wieder abwärts. Den größten Theil nimmt man des Vormittags zu sich, den Rest des Abends und fährt 4—6 Wochen damit fort. Dabei ist die einfachste Diät erforderlich, denn nur sie befördert den möglichst reinen Uebergang des Traubensaftes in das Blut und somit den allgemeinen Hauptzweck der Cur. Deßhalb genießt man des Morgens nur Weißbrod und Wasser. Des Mittags ißt man ebenfalls möglichst sparsam und einfach nur die leichtesten Fleischspeisen. Man hat daher gesagt, die Traubencur wäre einer Hungercur sehr ähnlich. — Da der Körper nach Beendigung der Cur durch die Aufregungen, die stets ihre unmittelbaren Folgen sind, sehr empfindlich bleibt, so haben sich besonders schwächliche Personen jedem schroffen Temperaturwechsel fernzuhalten und Reisen aus einem milden in ein kälteres Klima möglichst zu vermeiden.

Ich — Du — Er — Wir — Ihr — Sie. „Ich“ darf wohl noch zu unserm Herrgott „Du“ sagen; und zum Nachtwächter „Er“. Im Namen der Meinigen spreche ich „Wir“, für die Deinigen gebrauche ich „Ihr“. — Jetzt aber, halt: — jetzt heißt's: „Sie!“ So spricht man denn: „Sie Genie“ — oder „Sie dummes V— —n-Vieh“. Ja, es verlautet, weil viele angehende Helden das „Sie“ nicht recht verstehen, so muß der sie bilden sollende Korporal erläuternd beifügen: „Sie — Es Lümmel, Lalli, Ochs, Esel u. dgl.;“ sonst kommt das Sie nicht an die rechte Adresse! —

(Ablaß mit guten Stallungen.) Dresdener Blätter gaudiren sich mit Recht an folgender Annonce der Münchner N. Nachrichten: „Zu zahlreichem Besuch während der Ablaßzeit ladet freundlichst ein die Gastwirthschaft zu Maria Einsiedel. NB. Für gute Stallungen und frisches Stroh ist bestens gesorgt.“

(Das Prisma.) Einen Streit unter Christen von allen Confessionen, Juden, Türken, wo jeder seine Religion für die beste erklärte, entschied ein Indier dahin: Er ergriff nämlich ein in seiner Nähe liegendes Prisma und hielt es gegen die Sonne, wo sogleich die schönsten Regenbogenfarben sichtbar wurden. Seht ihr, meine Freunde, so sprach er, hier habt ihr durch das Reflektiren und Brechen des Sonnenlichtes, gar viele ergötzliche Farben. Ich weiß nicht, welche Farbe einem jeden die liebste ist von allen, so viel werdet ihr mir aber doch einräumen, daß alle diese Farben nur von einem Lichte — dem Sonnenlichte herkommen. Nun so ist es auch mit den Religionen, es gibt nur ein Licht, aber es erscheint dieses Licht in vielfachen Farben. Was aber erfreut euer Auge bei den prismatischen Regenbogenfarben? Es ist die Harmonie derselben, die in milder Eintracht strahlend, dem Auge eine gar liebliche Erscheinung gewährt. Nun Freunde, lasset uns auch Menschen-Harmonie bringen in die Farben des göttlichen Lichtes und alle Religionen strahlen dann hell und freundlich nebeneinander, wie der schöne Bogen am Himmel.

Der Professor Eberhardt wurde einmal von der Herzogin von Curland (Schwester der Freifrau v. d. Recke) veranlaßt, auf die Worte, welche mit „Amen“ endigten, ein Impromtu zu entwerfen. Er dichtete sogleich:

Kennt ihr, Freunde wohl den Samen
Alles Bösen? Woher kamen
Alle Uebel, deren Namen
Jetzt nicht Zeit ist, auszukramen?
Kennt ihr ihn, der Herrn und Damen,
So die Wilden, wie die Zahmen,
Selbst die Blinden und die Lahmen
Fängt mit Angel und mit Hamen?
Seht ihn unter Glas und Rahmen;
Auf des Weltalls Panoramen,
In Komödien und Dramen,
Sucht man seine ganz infamen
Kleinen Künste nachzuahmen. —
Und wie heißt er? Amor! — Amen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 76. Sonntag den 20. September. 1868.

Gruß an die Gäste

am 25jährigen Stiftungsfeste

des Gesangvereines zu Königsberg i/Fr.

den 13. September 1868,

ausgebracht von

C. Böhm, Assessor.

Ihr Alle, die Ihr heut' zu unserm Jubelfeste
Aus Nah und Fern erschient, Ihr werthen Gäste,
Seid uns gegrüßt viel Tausend Mal.
Auf diesem Berg, zu dem wir festlich heute wallen,
Laßt uns're Lieder laut und mächtig schallen
Hinaus in's weite, schöne Thal.

Zu feiern gilt's wetteifernd heut' in edlem Streben
Des deutschen Männersanges unvergänglich Leben,
Des deutschen Liedes ureigne Kraft,
Des edlen Sangs, der nun seit 25 Jahren
Auch seinen Jüngern hier, trotz Mühen und Gefahren,
So manchen Hochgenuß verschafft.

Das deutsche Lied ist's, das in allen Wechselfällen,
In Lust und Leid, in trüben Tagen und in sonnig hellen,
Die Brüder stets zusammenführt.
Allüberall, wo Deutschlands brave, biedre Söhne
Im Erdenraum sich finden, klingt's in ew'ger Schöne,
Nie läßt ein Herz es ungerührt.

Und diese Perle, dieses Kleinod deutscher Sitte,
Wir wollen's treulich pflegen stets in unsrer Mitte
Und ewig seine Hüter sein.
Drum wollen Alle wir in dieser Feierstunde
Geloben unverbrüchlich uns mit Herz und Munde,
Dem deutschen Lied uns stets zu weihn.

Doch Allen Denen, die erschienen heute,
Mit uns zu theilen unsre Festesfreude,
Die hierher zog des Liedes Macht,
Den lieben Gästen allen, die sich eingefunden,
Mit uns zu feiern ein'ge frohe Stunden
Sei donnernd jetzt ein Hoch gebracht.

Diese — oder Keine!

Bilder in sechs Rahmen.

Der riesige Ballsaal im Schlosse der Residenz erglänzte von tausend Kerzen. In den weiten Räumen war eine überaus zahlreiche Gesellschaft versammelt, die Herren in gold- oder silbergestickten Uniformen, die Damen in der blendenden Pracht der Pariser Roben, strahlend vom Schimmer der Diamanten und umrankt von den köstlichsten Blumen. Das Gelispel unzähliger Stimmen schwirrte fast unheimlich durch den hohen gewölbten Saal, denn die strengen Fesseln der Etikette hatten den Versammelten den Stempel steifer Förmlichkeit aufgedrückt, auf denen noch überdem die Spannung der Erwartung ruhte. Der Hof war noch nicht anwesend, aber das Gerücht in aller Munde, die vor wenigen Stunden erst angekommenen erlauchten Fremden würden nebst hohem Gefolge den Ball mit ihrer Gegenwart beehren.

In einer Ecke des Saales lehnte ein großer, schöner, junger Mann, in reicher Uniform, einen Stern auf der Brust. Hoher Ernst lagerte auf seiner Stirn und die dunkeln, herrlich emaillirten Augen flogen gleichgiltig über die Anwesenden und den anmuthigen Damenflor. Ob er auch manchem verstohlen auf ihm ruhenden Blicke begegnete, so schien ihn dies doch wenig zu kümmern, ja es zuckte zuweilen um die feinen Lippen wie leichter Spott.

Da öffneten sich plötzlich die nach den Appartements der höchsten Herrschaften führenden Flügelthüren, und augenblicklich entstand eine Todtenstille im Saale. Ein Kammerherr erschien, er winkte, vom Orchester brauste die Polonaise herab — und gleich darauf trat der Hof ein.

Fünf Minuten später war der besternte junge Mann als Prinz Emil einer Dame im Gefolge des fremden Fürstenpaares vorgestellt, die man ihm als Gräfin Anna bezeichnet, und weitere fünf Minuten darauf schwebte sie an seiner Seite im eben begonnenen Tanze durch den Saal. Er mußte sich gestehen, noch nie eine vollendetere Schönheit gesehen zu haben und

mit Entzücken ruhten seine Blicke auf der reizenden Nachbarin. Als nun der Tanz beendet war, erschien der Prinz wie umgewandelt; es währte nicht lange, und er glich einem Berauschten, denn trotz der Etikette war es ihm doch gelungen, mit dem schönen Mädchen ein Gespräch anzuknüpfen, und der Zauber ihrer Rede schlug ihn in neue nicht weniger starke Fesseln. Einen kurzen Kampf bestand er noch mit sich selbst, denn seine Eitelkeit flüsterte ihm zu, es stehe ihm nicht wohl an gleichsam im Fluge zum Sklaven Amor's zu werden, nachdem das stolze Herz allen Verlockungen des Gottes bisher siegreich bestanden. Als aber der Strahl ihres Auges mit jenem unaussprechlichen Ausdruck, den nur die Sprache des Herzens wiederzugeben vermag, einen Moment auf ihm geruht und es ihn gedünkt, als ob ihre Hand, indem er ihr den verlornen Fächer wiedergab, leis in der seinigen gezittert, sank auch der letzte schwache Strebepfeiler, der seinem männlichen Eigensinn noch zum Stützpunkt gedient hatte, und tausend Stimmen jubelten in seiner pochenden Brust: Diese — oder Keine!

Im prächtig ausgeschmückten Arbeitszimmer seines Hauses in Amsterdam saß der reiche Kauf- und Handelsherr van der Böhk und durchflog die Briefe, die ihm ein Diener soeben von der Post gebracht. Er war ein stattlicher wohlbeleibter Mann in mittlern Jahren, mit einem runden, glatt rasirten Gesicht und behäbigem Backenbart. Wenn man die vielleicht vom Wein etwas geröthete dicke Stumpfnase und die großen, wasserblauen Augen, über denen sich schmale dünne Brauen wölbten, betrachtete, so mußte unwillkürlich der Gedanke Platz greifen, wie wohl der Schöpfer daran gethan, daß er diese Dinge diesem Gesicht zum Eigenthum gemacht, weil man es sich unmöglich anders denken konnte. Auch das dünne Blondhaar mit der beginnenden Atzel auf dem Scheitel gehörte dazu, welchem allen der superfeine schwarze Anzug, gegen den die blendendweiße Leibwäsche gefällig abstach, den Stempel der Vollendung aufdrückte.

Der Kauf- und Handelsherr öffnete just den zehnten Brief, überflog ihn darauf schnell, legte ihn dann langsam wieder auf den Tisch hin und schellte. Er befahl dem eintretenden Diener, Sarah, eine weitläufige Verwandte des kinderlosen Witwers, die seinem Hauswesen vorstand, herbeizurufen, und vertiefte sich sofort in die Lectüre eines neuen Schreibens. Er hatte gerade den vierzehnten Brief in der Hand, als das Mädchen eintrat und demüthig an der Thüre stehen blieb. Der Lesende fuhr in seiner Beschäftigung fort und wir haben indessen Zeit uns die Angekommene ein wenig zu betrachten.

Sie war von mittelmäßiger Größe und in den Rückenpartieen etwas defigurirt. Im Gegensatze zum Gesicht van der Böhk's, in dem man selbst mit einem Frauenhofer kein Fleckchen von der Größe eines Staubkorns würde haben entdecken können, erglänzten Wangen und Nase von jener eigenthümlichen Kupferfarbe, die selbst die tropische Sonne nicht zu verleihen vermag. Der große Mund würde erträglich zu nennen gewesen sein, wenn er nicht, wie wir beim Gruße des Mädchens zu bemerken Gelegenheit hatten, zwei Reihen übel gepflegter defecter Zähne gezeigt hätte. Auch ließ die Stellung der meergrünen Augen zu wünschen übrig, wenn wir nicht gerade sagen wollten, daß sie schielte; indessen waren diese Mängel auch die einzigen und man durfte keck behaupten, daß sich an der äußern Erscheinung des Mädchens etwas Weiteres durchaus nicht aussetzen ließ.

Der Kaufherr legte endlich das Schreiben zur Seite, nahm den Brief Nummer Zehn wieder zur Hand, und sprach, indem er zuweilen einen Blick hineinwarf: „eben ist mir vorläufig durch einen Geschäftsfreund der Tod Deines Onkels in Batavia gemeldet worden. Derselbe hat Dich zum Universalerben eingesetzt, doch hätte ich den Verstorbenen für besser gehalten. Nach allen Abzügen wird Dir kaum mehr als eine Million bleiben."

Der Ausruf freudigen Erstaunens von Seiten des Mädchens unterbrach die Rede van der Böhk's und nur sein drohend erhobener Zeigefinger vermochte das Mädchen, von weiten Ausbrüchen ihrer Ueberraschung abzustehen. Jener aber fuhr also fort:

„Eine Million ist eigentlich nichts, gar nichts. Der Besitzer einer Million hat zu viel um arm und zu wenig um reich genannt werden zu können. Alle Halbheiten taugen aber nichts und Du darfst Dir deßhalb auf das Geld noch lange nichts einbilden. Indessen ist's immerhin ein Anfang und wenn Du mir freie Hand über die Erbschaft lassen willst, kann und wird sich Dein Vermögen allerdings mit der Zeit vermehren. Wie schon gesagt, ich hätte den Verstorbenen für besser gehalten. — Du magst jetzt den Brief selbst einmal lesen," fuhr er fort, und reichte dem Mädchen, dessen Wangen jetzt blank geputztem Kupfer glichen, das Schreiben.

Während dieses den Brief las, glitten die Augen des Kaufherrn über das Gesicht und die Gestalt seiner bisher blutarmen Verwandten, die von seiner Gnade gelebt und gänzlich von ihm abhängig gewesen war, und er mußte sich gestehen, daß sie eigentlich so gar häßlich nicht sei als sie ihm immer erschienen. Die Erhöhung des Rückgrates kam ihm gar nicht mehr so bedeutend vor und er meinte, die geschickte Hand des berühmten Dieffenbach in Berlin könnte sich

um die gerade Stellung ihrer Augen ein nicht geringes Verdienst erwerben. Was aber den Teint anlange, so habe eine vernünftige Diät, verbunden mit einer tüchtigen Badekur, schon Unglaubliches geleistet.

Sarah hatte jetzt die interessante Lectüre beendet, faltete das Schreiben wieder zusammen und entfernte sich auf den Wink ihres herrischen Verwandten schweigend, dem jedes überflüssige Wort ein Gräuel war und die Sache vor der Hand abgemacht erschien.

Dieser aber nahm so ruhig, als ob nicht das Geringste geschehen, die noch ungelesenen Briefe wieder vor. Als er den letzten aus der Hand gelegt, ordnete er die sämmtlichen Schreiben zu einem Packet, das er in einem Fache seines Pultes verwahrte, zündete eine bereit liegende gestopfte lange Thonpfeife an und streckte sich auf die schwellenden Polster eines Divans nieder, während er, ein Bild der größten Behaglichkeit und innern Seelenfriedens, in gemessenen Pausen die blauen Tabakwolken zu künstlichen Ringen gekräuselt dem Munde entsteigen ließ, waren seine Augen auf eine Pendule gerichtet, die sich auf einem Secretär ihm gegenüber befand. Als aber die Uhr aushob, um die zweite Stunde des Nachmittags zu verkündigen, that van der Bőhl den letzten Zug aus der Pfeife, die er ohne seine Stellung zu verändern in einem neben dem Sopha stehenden silbernen Kasten gleiten ließ. Darauf schloß er die Augen, um sich der halbstündlichen Siesta zu überlassen, wie er seit zwanzig Jahren ganz in der Weise wie heute vor dem Mittagessen zu thun gewohnt war. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Lokomotivführers.

(Erzählt von dem Betheiligten bei der heurigen Versammlung deutscher Lokomotivführer in Nürnberg.)

„Es war im Monate Mai des Jahres 1856, als ich einen Schnellzug von X. nach Z. zu fahren hatte. Als ich in die Nähe der Zuckerfabrik Y. kam, überzeugte ich mich von der richtigen Stellung der hier befindlichen Weiche; da aber die beiden Weichen-Signaltafeln dicht hintereinander und auch in ganz gleicher Höhe standen, so konnte ich nur die Erstere sehen, da die Zweite, von der Ersteren verdeckt, meinem Gesichtskreis vollständig entzogen war. Es beunruhigte mich dieser Umstand auch nicht im Geringsten, denn da die zweite Weiche in einen todten Strang führte, so sollte dieselbe nach der mir bekannten Instruktion für die Weichenwärter stets verschlossen sein, und nur behufs Einsetzens resp. Herausziehens von Wagen geöffnet werden. Wie groß aber war der Schreck, als ich in größere Nähe gekommen, die Wahrnehmung machte, daß die linke Weichenzunge (denn nur hiernach konnte ich die Stellung dieser Weiche beurtheilen) nicht anliege und die Weiche daher geöffnet sei. Bei der großen Schnelligkeit, mit welcher sich der Zug bewegte, und der geringen Entfernung von der Maschine bis zur Weiche war an ein Halten des Zuges nicht mehr zu denken, und mußte derselbe den 20—30′ hohen Damm hinabstürzen, wenn es mir nicht gelang, den Wärter auf die unrichtige Stellung der Weiche und der damit verbundenen Gefahr aufaufmerksam zu machen. So schnell als möglich nahm ich den Steuerungshebel bei geöffnetem Regulator nach rückwärts, griff zur Dampfpfeife um eineotheils den Weichenwärter, anderntheils das Zugpersonal durch schnell aufeinanderfolgende Töne auf die so nahe bevorstehende große Gefahr aufmerksam zu machen. Der Wärter, welcher das Pfeifen hörte, meinte, es sei dem Zuge Etwas passirt, und wendete, ohne die unrichtige Stellung seiner Weiche zu bemerken, demselben seine ganze Aufmerksamkeit zu. Immer näher kam der Zug, und nur noch einen Moment, und Alles, was sich im Zuge befand, war rettungslos verloren. Da, in der größten Verzweiflung, sprang ich auf den auf dem Führerstande befindlichen Radkasten, riß meine Mütze vom Kopfe, winkte mit derselben dem Wärter zu und rief in der Verzweiflung so laut es meine Stimme erlaubte: „Weiche herum, Weiche herum!" Alles vergebens, der Wärter machte zwar eine Bewegung, wurde aber, da ich auf der rechten Seite der Maschine, der Wärter hingegen zur linken Seite des Geleises stand, durch die Maschine selbst meinem Sehkreis entzogen, und als die Pufferbohle auch die Enden der Weichenzungen verdeckte und diese noch immer offen standen, faßte ich den Entschluß, sobald die vordere Maschinenachse die Schienen verlassen würde, mein Leben durch einen Sprung nach dem Hauptgeleise hin zu retten. Wie groß aber war meine Ueberraschung, als ich den Moment gekommen wähnte, und nun wahrnahm, daß der Zug nicht in das erwähnte Nebengeleise gegangen, sondern auf dem Hauptgeleise geblieben war! Es war dem Weichenwärter gelungen, die Weiche noch umzustellen, ehe die Vorderachse der Maschine in dieselbe hineingelaufen war, und so das Hinabstürzen des Zuges zu verhindern. Alles hier Beschriebene war das Werk einiger Sekunden, und Niemand wird im Stande sein, sich einen Begriff von dieser Situation zu machen. Der Schreck, die Angst, welche sich im vorliegenden Falle bis zur höchsten Verzweiflung steigerte, dann wieder die plötzliche Freude (wenn diese Bezeichnung eine richige ist) über die glückliche Rettung des Zuges und so vieler Menschen-

leben brachten in mir einen unbeschreiblichen Gemüthszustand hervor. Nur so viel sei gesagt: ich brach zusammen, gab dem noch immer nach rückwärts liegenden Steuerungshebel einen Stoß, daß derselbe nach vorn flog, setzte mich auf den Radkasten, und ein Strom von Thränen entquell meinen Augen. Das Bewußtsein, viele Menschenleben gerettet zu haben, war meine Belohnung; von der Bahnverwaltung erhielt ich nicht die geringste Anerkennung. — Trotz meiner kräftigen Körperkonstitution konnte ich den ganzen Tag hindurch einer gewissen Aufregung nicht Herr werden. Selbst als ich mich in mein Bett gelegt hatte, vor welchem ein kleines Tischchen mit Lampe stand, und mich mit Lesen beschäftigte, sah ich im Geiste die schrecklichsten Bilder an mir vorüberziehen; ich sah die vom Damme hinuntergestürzte Lokomotive und die über dieselbe hinweg geschleuderten und zertrümmerten Personenwagen, ich sah Todte und Verwundete in großer Anzahl herumliegen, ich hörte das Wehklagen der Letzteren, — kurz, ich konnte trotz allen Bemühungen nicht zur Ruhe gelangen. Nachdem ich die Lampe ausgelöscht und noch eine geraume Zeit wach im Bette gelegen hatte, überwältigte mich die Müdigkeit und ich schlief ein. Plötzlich aber erwachte ich wieder, hörte um mich herum einen Höllenlärm, und als ich vollständig zur Besinnung gekommen war, sah ich, daß ich mich nicht mehr in meinem Bett befand, sondern mitten im Zimmer lag und ringsum die Trümmer des zerbrochenen Nachttischchens und der Lampe. Ich hatte geträumt, ich befände mich auf der Maschine, der Zug ging den Damm hinunter, und meinem Vorsatze getreu, hatte ich mein Leben durch einen Sprung nach dem Hauptgeleise zu retten versucht..."

Mannichfaltiges.

(Königsreisen.) Die „Hamburger Nachrichten" melden über die Dienerschaft des eben in Schleswig-Holstein reisenden Königs von Preußen folgende Details aus Kiel vom 13. d. M.: Die hier gestern und heute eingetroffene Dienerschaft besteht aus 6 Mundköchen, 2 Campagneköchen, 1 Bratenspiker, 1 Küchendiener, 1 Küchenfrau, ferner 1 Inventariumaufseher, 2 Kellereidienern, 1 Silberverwalter, 2 Silberdiener, 2 Silberwäscherinnen, 1 Caffetier, 1 Kaffeeküchenfrau, also im Ganzen 21 Personen für Küche und Keller. Dazu kommen noch 1 Hoffourier, 10 Jäger und Lakaien und 1 Amtsdiener. In der unmittelbaren Begleitung des Königs befinden sich noch 1 Kammerdiener, 1 Garderobier, 2 Leibjäger und 1 Kammerlakai. Außer diesem Dienstpersonal führen noch die hohen Beamten und Offiziere ihre Diener bei sich. Das mitgeführte Silberzeug ist in 23 Kisten angekommen.

(Eine Liebesscene.) Auf dem Graben in Mainz spielte am Sonntag folgende komische Abschiedsscene. Ein glücklicher Bräutigam holte seine junge Braut ab, um mit ihr vereint nach Amerika auszuwandern. Mit geschäftigen Händen reichte der Glückliche dem Kutscher die Habe dar, nahm dann selber mit seiner Herzallerliebsten Platz in der Chaise und wollte eben davon eilen, als — o Verhängniß! Einsam, traurig und verlassen eine frühere Geliebte des Flüchtigen erscheint, die den Europamüden Lebewohl zu sagen beabsichtigt. Die Rache ist süß und schwarz die Tinte! Resignirt ergreift die Verlassene eine Flasche mit Tinte und schüttet den dunklen Inhalt Braut und Bräutigam derartig ins Gesicht, daß sie beide im wahren Sinn des Worts — in der Tinte saßen! Als Beigabe hörte man die edlen Abschiedsworte! „schlechter Kerl, Schuft, der Teufel soll dich holen!" 2c. Unter allgemeinem Gelächter der Umstehenden rollte der Wagen von dannen, und die betrogene, keifende Jungfrau lief schimpfend hinten nach!

(Das deusche Alphabet.) Man hat berechnet, daß die 24 Buchstaben unseres deutschen Alphabets sich mehr als 600,000 Trillionen mal versetzen lassen, oder genau genommen, 620,448,401,733,239,430,360,000 mal. Um sich einen Begriff von dieser Zahl zu machen, fügen wir hinzu, daß nach einem bloßen Ueberschlag alle Bewohner des Erdballes, wenn jedes einzelne Individuum täglich vierzig verschiedene Versetzungen der Buchstaben vornähme, in tausend Millionen Jahren mit diesem Versetzungswerke nicht zu Stande kommen würden.

(Naive Antwort.) „Mein Fräulein, mit wem habe ich die Ehre zu tanzen? — „Mit mir."

Warum kann Oesterreich so viele Schulden machen — Antwort: „Weil es „Sieben-Bürgen" in seinem Reich hat.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 77. Donnerstag den 24. September. 1868.

Das goldene Zeitalter.

Von P. Trottmann.

Es klinget noch leise die liebliche Sage
Von einer verschwundenen, goldenen Zeit
Herüber in unsere düsteren Tage,
Voll stolzer Entfremdung, voll Hader und Streit.

Wie kalt doch die Herzen, wie leer an Gemüthe,
Und Herrscher allein der Verstand!
O daß doch die Zeit noch einmal erblühte,
Wo Herz zum Herzen sich fand.

Wo frei von des Zwanges eiserner Kette
Nur Liebe und Lust sich verband;
Nur friedlicher Sang erklang um die Wette,
Und friedliche Geister schirmten das Land!

Die Götter vom Himmel, sie stiegen hernieder
Und kehrten bei Sterblichen ein;
O goldene Zeit, — wie kehr'st Du uns wieder,
Die freundliche Sage nur denket noch Dein!

Diese — oder Keine!

Bilder in sechs Rahmen.

(Fortsetzung.)

Ein Vierteljahr später saß der reiche Kauf- und Handelsherr um die nämliche Zeit in demselben Zimmer. Er war wieder mit Lesen von Briefen beschäftigt, und von dem Diener citirt, trat Sarah in's Gemach, das sie bisher nicht wieder betreten hatte.

„Mädchen,“ sagte er, ein großes Schreiben in die Hand nehmend, „Dein Onkel ist mehr werth gewesen, als es den Anschein hatte, und ich bitte ihn wegen meiner früher gethanen geringschätzenden Aeußerung hierdurch im Grabe aufrichtig um Verzeihung. Er hat sechs Millionen hinterlassen und Du bist laut dieses Dokuments seine einzige Erbin. Nun erst, mein liebes Kind, bist Du ein ebenbürtiges Glied unserer Gesellschaft geworden, nachdem die erste Nachricht über die Verhältnisse Deines ehrenhaften Onkels als falsch sich erwiesen. Empfange hier diese wichtigen Papiere und sei meiner ganzen freudigen Theilnahme versichert.“

Sarah nahm schweigend aus der Hand des Kaufherrn die mit vielen Siegeln beschwerte Rolle und starrte die Schriftzüge an, die sie im Anfang der vielen Schnörkeln wegen nur mit Mühe zu entziffern vermochte. Van der Böhk aber richtete, in tiefes Sinnen versunken, die großen, runden, wasserblauen Augen starr auf das Mädchen, und langsam und gemessen, wie es sich für den vorsichtigen, jedes Für und Wider erwägenden Kaufmann geziemte, flüsterte ihm eine Stimme zu: Diese — oder Keine!

Noch einen Augenblick verharrte er in seiner Stellung, dann wendete er seine Augen seitwärts auf die Uhr und winkte Sarah zum Gehen, die, unter allen Vorkommnissen des Lebens an den strengsten Gehorsam gewöhnt, sofort sich entfernte.

Van der Böhk verschloß nun die Papiere, zündete sich die Pfeife an und nahm in der gewohnten Stellung auf dem Divan Platz.

Seit langem war es ihm nicht so gelungen wie heute, so kunstgerechte Ringel, als wären sie aus der Drehbank hervorgegangen, in die Luft zu senden, und als die Pendule Zwei schlug, wirbelte der gerundetste Dunstknäuel, der je einer Pfeife entstiegen, bis mitten in's Zimmer.

In der nächsten Secunde lag das thönerne Instrument im Kasten, der Kaufherr aber schloß die Augen, um sofort dem Schlummergott in die Arme zu sinken.

In den Gassen und Gäßchen der Residenz, die in der Nähe des Theaters sich befinden, war um die Zeit, wo die Vorstellungen stattzufinden pflegen, ein ungewöhnliches Drängen und Treiben bemerkbar. Wagen rollten in fast ununterbrochenen Reihen auf dem Pflaster dahin und die Fußgänger hatten auf den Trottoirs kaum Platz. Am Schauspielhause selbst aber wurde es für schwächliche Personen nahezu gefährlich, denn die Kunstenthusiasten und Schaulustigen setzten Leib und Leben daran, möglichst schnell in Thalien's Tempel zu dringen, und die Wachen an den Eingängen hatten Mühe sich auf den Beinen zu erhalten. War es Grillparzer's „Ahnfrau“, die nach zwanzigjähriger Ruhe an

diesem Abend der Gruft ihrer Väter wieder entsteigen sollte, oder übte Fräulein Marie, eine der ersten Künstlerinnen Deutschland's die das Publikum zum ersten Male als „Bertha" debutiren sehen sollte, den magischen Zauber aus, genug die Räume des im neuesten Geschmacke erbauten Kunsttempels füllten sich bis zum Erdrücken, und als die Gardine in die Höhe rauschte, konnte buchstäblich kein Apfel mehr zur Erde.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte das Publikum der Unterredung des alten Grafen mit seiner Tochter und Hunderte von Lorgnetten waren nach einem Ziele, der Debutantin, gerichtet. In einer der Coulissen aber stand im Costüm des „Jaromir" der junge Hofschauspieler Theodor und schaute mit verhaltenem Athem nach „Bertha" auf der Bühne und man konnte von ihm sagen, daß seine Seele in Auge und Ohr getreten. Das Mädchen kam ihm wie verwandelt vor und er vermochte vor Ueberraschung und Bewunderung seiner kaum Herr zu werden. Welches Spiel entfaltete die Künstlerin im Vergleich zu den Proben! welche Feinheit und Grazie der Bewegungen entwickelte sie und wie herrlich nahm sich ihr Organ im überfüllten Hause aus! wie prächtig stand dem biegsamen Körper das einfache, aber höchst geschmackvoll gewählte Costüm! Seine Augen hingen wie gebannt an der anmuthigen Erscheinung und das Herz klopfte ihm hörbar in der Brust. Als aber nun endlich „Bertha" in der entgegengesetzten Coulissenseite verschwunden war, um auf dem Söller des Hauses in die Nacht hinaus zu schauen und die liebekranke Brust in der kühlen Luft zu baden, und der rauschende Applaus des Publikums ihr folgte, da wollte ihm schier die Brust zerspringen und er konnte in der That, als er kurz darauf, den zerbrochenen Degen in der Rechten, auf die Bühne stürzte, dem Castellan nur in abgebrochenen Sätzen den Ueberfall der Räuber erzählen und er durfte sich gestehen nie wahrer als in diesem Augenblicke auf den Brettern gewesen zu sein. Natürlich fand sich der junge Künstler wieder und er spielte nun mit einer solchen Innigkeit und Begeisterung, daß ihn beim Fallen der Gardine donnernder Beifall lohnte.

Von Scene zu Scene, von Act zu Act steigerte sich die Theilnahme des übervollen Hauses, die sich auch auf die übrigen mitwirkenden Darsteller erstreckte, welche, selbst mit hingerissen von dem vollendeten Gastspiel, alle ihre Kräfte aufboten und dadurch ein so glückliches Zusammenwirken erzielten, daß das Stück zu einer der ausgezeichnetsten Vorstellungen wurde.

Endlich — endlich war auch „Jaromir" dem grausen Schicksalsspruche zum Opfer gefallen, die Ahnfrau erlöst in ihre „dunkle Klause" zurückgekehrt und das Trauerspiel zu Ende. Nun aber brach der bisher mühsam zurückgehaltene Beifallssturm, aller Fesseln ledig, los und viele hundert Kehlen riefen nach „Jaromir" und „Bertha."

Einige Secunden blieb Theodor regungslos stehen, der Jubel in seiner Brust drohte ihm das Herz zu zersprengen: ertönte doch sein Name neben dem der hochgefeierten Künstlerin und glaubte er doch in ihren Augen Etwas gelesen zu haben, das die kurzen Stunden der Künstlerthätigkeit auf den Brettern unendlich überdauert. Draußen im Publikum aber schwoll der Strom der Begeisterung immer gewaltiger an und immer stürmischer ließ sich der Ruf nach „Bertha" und „Jaromir" vernehmen. Da kam wieder Leben in den jungen Mann, er flog von der Bühne in die Coulisse, wo Marie, umgeben von fast sämmtlichem Personal, das activ gewesen, sich befand.

„O bitte," rief er mit fliegender Stimme, „entfernen Sie die Blässe des Todes von Ihren Wangen, das Publikum will nicht die Grabesbraut, sondern die lebende Künstlerin sehen!"

Man stimmte ihm bei und die geschäftige Hand der „Ahnfrau" bewirkte blitzschnell die entsprechende Metamorphose, und an Theodor's Hand schwebte das hochbewunderte Mädchen, die die schönen Augen bescheiden zu Boden gesenkt, der offenen Bühne zu.

Ein wahrer Regen von duftenden Sträußen und buntfarbigen Kränzen empfing das Paar bei seinem Eintritte und der Applaus und das Bravorufen wollten kein Ende nehmen. Theodor drängte es einige Worte des Dankes zu sagen, aber das Uebermaß des Gefühls raubte ihm die Sprache und er vermochte nur die Linke auf das Herz zu legen. Die Hand Marien's aber fühlte er in seiner Rechten zittern und in ihrem Auge schimmerte eine Thräne.

Langsam senkte sich jetzt die Gardine herab, als aber die Leinwand den Boden berührt, preßte Theodor, überwältigt von Liebe und Glück, seine Lippen auf des Mädchens Hand und tausend unsichtbare Stimmen vernahm er in den Jubelruf ausbrechen: Diese — oder Keine!

Nicht allzuweit von der Küste des nördlichen Labrador, wo es bekanntlich sehr kalt ist und leichtlich der Schnee liegen bleibt, wadete ein junger Mann in der üblichen Landestracht, Bogen und Pfeile auf dem Rücken und einen Wurfspieß in der Hand, durch die unwirthliche Gegend. Auf den ersten Blick konnte man sehen, daß sein Anzug nicht aus der deutschen Bekleidungs-Akademie des Herrn Müller in Dresden hervorgegangen, denn der Schnitt war etwas altväterisch und der Stoff ziemlich unproductiv.

Er stak nämlich in zusammengenähten Seehundsfellen und es war schwer zu unterscheiden, ob dem Verfertiger des Ueberwurfs, oder wie man das Ding sonst nennen will, ein Paletot, ein Rock oder ein Reitfrack vorgeschwebt. Er trug keine Stege an den Beinkleidern und der Ueberzieher gab zwei Nutzen, nämlich die Kopfbedeckung mit ab. Unser Wanderer mußte übrigens keine ganz kleine Promenade gemacht haben, denn seine Schritte waren unsicher und zeugten von großer Erschöpfung. Es währte auch nicht mehr lange, da gingen ihm die Beine aus und er fiel ganz gemüthlich in den Schnee nieder. Bei der kühlen Temperatur von $45\frac{1}{2}$ Grad Reaumur würde sich der junge Mann wohl kaum lange in dem zum Leben nöthigen Wärmezustand erhalten haben, wenn nicht der Zufall ein Mägdlein des Weges dahergeführt hätte. Besagte Maid, deren Toilette übrigens der des am Boden liegenden wie ein Ei dem andern glich, lud den Bewußtlosen ohne langes Besinnen auf ihre landesüblichen sehr breiten und kräftigen Schultern, setzte sich mit ihrer Last in Marsch, bog kurz darauf um eine Eisfelsenecke und hatte von da ab nur noch wenige Schritte bis zu einer stattlichen Hütte zurückzulegen, die schon deshalb diesen Namen verdiente, weil sie mit Fenstern von Wallfischdärmen versehen war. Das Mädchen kroch nun auf Händen und Füßen durch das bei den Eskimo's die Thür vertretende Loch, zog dann den Körper des Ohnmächtigen nach in das von einer Thranlampe erleuchtete Zimmer und legte ihn sanft auf die mit Robbenfell überzogene Bank an der Wand. Dann schürte sie schnell das Feuer an, daß bald erquickender Rauch das kleine, aber überaus wohnliche Gemach überzog, und rieb die Schläfen des jungen Mannes mit kaltem Thran. Ihre menschenfreundlichen Bemühungen wurden auch bald von dem schönsten Erfolge gekrönt, er schlug die Augen auf und schaute sich verwundert um. Das Mädchen sprach ihm liebreich zu und nach dem Genusse von etwas warmem Schmalz, das sie ihm freundlich reichte, hatte er sich so weit erholt, daß er erzählen konnte, er sei auf der Bärenjagd von seinen Begleitern abgekommen und in diese wildfremde Gegend gerathen, die er lebend zu verlassen nimmer geglaubt hätte. Unter den herzlichsten Dankergießungen für die glückliche Rettung schloß er seinen kurzen Bericht.

Das Mädchen dagegen theilte ihm mit, es habe nach dem Vater und den Brüdern ausschauen wollen, die auf die Wallroßjagd ausgezogen, und erröthete sittig, als sie gelegentlich ihres ledigen Standes gedachte. Dann begab sie sich in eine Ecke des Zimmers, den Küchengeschäften obzuliegen, der junge Mann aber verfiel bald in einen durch die Wärme vom $33\frac{1}{4}$ Grad Hitze nach Reaumur begünstigten überaus wohlthätigen Schlummer.

Als er nach etwa einer Stunde neugestärkt erwachte, überkam ihn das Gefühl ungewöhnlicher Behaglichkeit. Süßer, mit Rauch vermischter Thranduft durchwürzte das Zimmer, frische Knochen und Fleischabgänge, die umherlagen, berechtigten zu dem Schlusse, daß Vorbereitungen zur Mahlzeit getroffen worden seien, und das wirthliche Umhertrippeln der Jungfrau war geeignet diese Vermuthung zu bestätigen. Jetzt erst hatte der Jüngling Muße seine Retterin näher zu betrachten und mußte sich gestehen, kaum je eine so reizende Erscheinung gesehen zu haben. Zu der sehr kleinen Figur stand ihr der ungewöhnlich große Kopf außerordentlich wohl an und die schwarzen straffen Haare, welche in dichten Bündeln von den Schläfen herabfielen, verliehen ihm etwas Imposantes. Dabei blickten die kleinen Rosinenaugen so schelmisch-gutmüthig aus dem fettglänzenden braungelblichen Antlitz, daß es den jungen Mann heiß überströmte, wenn sie auf ihn fielen. Was aber den Mund anlangte, so schien die Natur sich ein Vergnügen daraus gemacht zu haben ihn zu bilden. Er reichte fast von einem Ohr zum andern und ließ, wenn die Lippen sich öffneten, die schönsten schwarzen Zähne sehen, die man sich denken konnte, und das Näschen war so klein und platt, daß es fast nur die Gegend anzudeuten schien, wo bei von der Natur minder Bedachten dieser Theil des Gesichts seine Stelle hat.

Der junge Eskimo war ganz versunken in das Anschauen des lieblichsten Mädchens und es bedurfte dessen wiederholter Aufforderung, sich zum frugalen Mahle niederzulassen, ehe er Folge leistete. Nie hatte ihm die Specksuppe so vortrefflich gemundet als jetzt an der Seite seiner liebenswürdigen Wirthin und er mußte sich Gewalt anthun, um nicht zu viel davon zu genießen und für den Braten ein Plätzchen aufzuheben, wie er sich unbefangen äußerte. Diesem ging aber noch ein Voressen voran, das in wundervoll zubereiteten fricassirten Hundeschwänzen bestand und das Feinste war, was in diesem Genre nur geleistet werden kann. Der Braten bestand aus einem gespickten Polarfuchse, zu dem die junge Eskimo eine höchst saftige Sauce gab.

Nachdem das Wild bis auf das „Hofmeisterstückchen," der Anschnitt nämlich, verzehrt war, ruhten Wirthin und Gast in plaudernder Behaglichkeit von den Anstrengungen des Mahles aus und Letzterer war erstaunt in dem Mädchen eine Fülle von Bildung und Geist zu entdecken, wie sie ihm unter den hervorragendsten weiblichen Erscheinungen kaum je vorgekommen.

Plötzlich erhob sich die junge Eskimo, kramte in einem Kasten herum und kehrte kurz darauf

mit zwei Talglichtern zurück, die sie auf dem Altar der Gastfreundschaft zu opfern entschlossen war. Schon die Vorahnung dieses himmlischen Genusses versetzte den Gast in einen Zustand der Verzückung, und als nun seine Lippen und dann die Zähne diesen höchsten Leckerbissen berührte und der Gaumen in der seligsten Wonne schwelgte, da hätte er, wenn ihn nicht seine Beschäftigung augenblicklich am Sprechen gehindert, zu den Füßen der Herrlichkeit hinsinken und ihr zurufen mögen: Dich — oder Keine!

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein Gewitter auf dem Faulhorn.) Ein deutscher Tourist theilt hierüber dem „Bund" mit: Am 11. d. Mts. hatte ich mit mehreren anderen Reisenden das furchtbar großartige Schauspiel eines Gewitters auf dem Faulhorn, wie man uns sagte, seit 40 Jahren das erste Ereigniß dieser Art. Etwa von 5 Uhr 45 Minuten bis gegen 6 Uhr stand das Gewitter über dem Brienzersee, tiefer als die Faulhornspitze. Das von der Sonne hell beleuchtete Ufer des Brienzersee's, die dunklen, Blitz und Donner bergenden Wolken zu unseren Füßen gewährten einen Anblick von wunderbarer Erhabenheit. Gegen 6 Uhr war die elektrische Spannung so stark, daß die Haare auf den Köpfen knisterten; ja es schien uns, als ob die Köpfe der letzten, auf der Spitze stehenden 4 Herren sogar elektrisch leuchteten. Das erregte selbst in den Herzen der muthigsten Zuschauer ein gewisses Grauen und Alles zog sich eiligst in's Gasthaus zurück. Gleich darauf fing es an zu hageln. Blitz auf Blitz zuckte rings um uns auf und Schlag auf Schlag erdröhnten die furchtbaren Donnerschläge und das Echo gab jeden derselben von den Alpen her doppelt und dreifach zurück. Gerade um 7 Uhr traf ein kalter Blitzschlag den nächst dem Nebengebäude der Faulhornwirthschaft befindlichen Schweinestall und erfüllte die im anstoßenden Gebäude befindliche Küche und das Gastzimmer der Führer mit Schwefelgeruch. Fensterscheiben waren entzwei gedrückt, eine Bank zersplittert, die Mauern durchbrochen, in der Küche alles Geschirr zertrümmert, die Köchin und 5 Führer wurden besinnungslos in's Haupthaus getragen. Unter den Reisenden — es waren 4 deutsche Damen und 7 deutsche Herren, 4 Engländerinnen und 2 Engländer oben — herrschte natürlich großer Schreck und Verwirrung und Jeder bangte um das Leben des Andern. Gott sei Dank, es fanden sich Alle wieder, wenn auch einer von den Reisenden, ein Rheinländer, der sich zufällig noch im Freien befand, leichte Kontusionen erhalten hatte. Am andern Morgen war Alles wieder reisefähig — nur die Köchin mußte noch das Bett hüten. Mehreren Führern waren die Schuhe vollständig zerrissen, einem das Beinkleid von der Hüfte an verbrannt und zerrissen, gleichzeitig hatten sie leichte Brandwunden und noch etwas Kopfschmerzen. Im Stalle, welchen der Blitz getroffen, fand man 2 Schweine getödtet. Es versteht sich von selbst, daß der Faulhornwirth, durch dieses seit 40 Jahren zum ersten Male eingetretene Ereigniß aufmerksam gemacht, sofort für die Herstellung eines guten Blitzableiters Sorge tragen wird.

(Eine neue Art Schwindel) wurde kürzlich in Philadelphia versucht. Ein fein gekleideter Herr kommt in das beste Hotel, läßt sich's an der Table d'hôte vortrefflich schmecken, vergißt nicht, tüchtig Champagner zu trinken, und schenkt, als er satt ist, einigen heimlich mitgebrachten lebenden Ratten die Freiheit. Darauf selbstverständlich Erschrecken, Gekreisch und Aufspringen der Gäste, welches so überhand nimmt, daß auch der Fremde nervös wird, weggeht und — zu zahlen vergißt.

(Eine drollige Geschichte) bildete vor Kurzem in Bern das Tagesgespräch. Eine Kuh hatte den Bären im Bärengraben eine Visite abgestattet. Auf dem Viehmarkte in seiner Nähe zum Verkauf ausgestellt, muß dieselbe von irgend etwas unangenehm berührt worden sein, kurz, sie fand es für gut, die Flucht zu ergreifen und mit einem wahren „Harrassprung" in besagten Graben sich dem Gewühle des Marktes zu entziehen. Diese Kühnheit hat dem Bärenpaare offenbar imponirt. Frau Braun zog sich vor dem frechen Eindringling in ihre Hofburg sofort höchst bestürzt in das Innere ihrer Gemächer zurück, nur Herr Braun, der wegen seiner wilden Grausamkeit gegenüber dem armen dänischen Kapitän Lork in ganz Europa übel berüchtigte „Mani", wagte einen schwachen Versuch, das Hausrecht zu behaupten, wich aber vor den spitzen Hörnern, mit welchen die heldenmüthige Milchspenderin ihm entgegentrat, bald ebenfalls brummend in das Innere seiner Behausung zurück, deren Thore muthmaßlich auf seinen Befehl jetzt geschlossen wurden. Leider hatte die als Siegerin auf dem Platze bleibende Kuh ihrer Lorbeeren sich nicht lange zu freuen. Für schnödes Geld an einen Metzger verhandelt, war ihr Leben wenige Stunden darauf dem Beile verfallen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 78. Sonntag den 27. September. 1868.

Untreue.

Von V. Trottmann.

Ich hatt' ein feines Liebchen
Und war ihm treu und gut,
Ich hätt' dafür gegeben
Den letzten Tropfen Blut.

Sie schwur mir treue Liebe
Für alle Ewigkeit,
Für mich nur sollte schlagen
Ihr Herz in Freud und Leid.

Da kam ein stolzer Gecke
Und warb um Liebeslohn,
Da hat die Ungetreue
Den Schwur vergessen schon.

Sie zog mit ihm von dannen,
Ließ mich allein zurück;
Ob sie wohl auch gefunden
Ein schön geträumtes Glück? —

Nun wandl' ich oftmals träumend
In Waldeseinsamkeit,
Und such' vom alten Schmerze
Mir dort Vergessenheit.

Da flüstert oft die Tanne
Und schauert schmerzlich leis;
Ob wohl durch's kleine Vög'lein
Von meinem Lieb sie weiß? —

Diese — oder Keine!

Bilder in sechs Rahmen.

(Schluß.)

Werfen wir einen Blick in jenen reizenden Thalgrund mit den grünen saftigen Wiesen, den reichbewaldete Berge umsäumen und ein Flüßchen blank und klar, mit seinen Silberwellen durchfurcht. Muntere Vöglein hüpfen zwitschernd auf den Zweigen oder haben auf einem just gelegenen Aste zur Abhaltung eines längern Concerts Posto gefaßt, ein neugieriges Rothkehlchen aber umflattert einen grauen Punkt der auf dem Wasser sich zeigt und zuweilen sich leise hin- und herwiegt. Da das Thierchen mit seinen Anschauungen nicht in's Klare kommt, so müssen wir selbst es sagen, daß der fremde Gegenstand ein Korkstöpsel war, von dem aus eine Schnur sich in die Höhe zog, die an einer langen Ruthe festsaß, welche von einer Hand gehalten wurde, die einem am Ufer sitzenden jungen Manne mit einem blassen, aber sehr interessanten Gesicht gehörte, dem das hochrothe Halstuch und die gewaltig aufstrebenden Vatermörder recht wohl anstanden. Er war sehr fein und sauber gekleidet, seine Hände bedeckten ganz neue weiße Glacéhandschuhe und auf seinem Kopfe saß ein Hut von etwas fabelhaftem Schnitt. Jeder Residenzbewohner würde auf den ersten Blick in dem eifrig mit Angeln Beschäftigten den Engländer erkannt haben, wir müssen es indessen dahin gestellt sein lassen, ob dies bei dem jungen blühend-schönen Mädchen der Fall war, das eben dem Ufer entlang trällernd daher kam und von jähem Erstaunen erfaßt, die Schritte hemmte, als es den Fremden erblickte. Dieser seinerseits schaute sich um und schien gleichfalls nicht wenig überrascht zu sein in diesem der civilisirenden Nähe einer größern Stadt so fernen wild-romantischen Thale eine halb städtisch, halb ländlich gekleidete junge Dame vor sich zu sehen.

Er grüßte mit fremdartiger Betonung, stieß das Ende der Angelruthe, das er in der Hand hielt, in den Boden und sprang rasch auf. „Mein Fräulein," sagte er, und das Deutsch aus diesem Munde klang ganz allerliebst, „ich bin sehr erstaunt Sie zu sehen, denn ich glaubte, hier in der Gegend gäbe es keine Menschen — wenigstens nicht solche wie Sie," setzte er, sich verbessernd, lächelnd hinzu.

„So waren Sie also noch nie hier in der Gegend," versetzte das junge Mädchen, „denn sonst müßten Sie wissen, daß zehn Minuten von hier stromaufwärts eine große Mühle sich befindet."

„Wirklich?" gab Jener gedehnt zur Antwort. „Nun dann bin ich hintergangen worden. Ich habe da unten das kleine Haus gemiethet, das Sie denn nun gewiß kennen werden, und die Fischerei des Flüßchens hier in der Ausdehnung von zwei Stunden gepachtet, denn wir Engländer können ohne zu angeln nun einmal nicht leben. Die Einsamkeit sollte mir, so hoffte

ich, wohlthun, denn ich bin ein wenig mit den Menschen zerfallen, wenn Sie mir erlauben, und nun glaubte ich nicht —"

„Daß Sie wiederum mit bösen Menschen würden in Berührung kommen," fiel das schöne Mädchen lachend ein, und zeigte die untadelhaften Reihen der prächtigsten Zähne, die zwischen den Purpurlippen wie Elfenbein glänzten. „Doch was schwatze ich da!" fuhr sie in verändertem Tone fort und zwang das rosige Gesichtchen in ernsthafte Falten. „Es schickt sich ja gar nicht für ein so blutjunges Mädchen als ich bin mit einem wildfremden Herrn, der über dem Meere drüben zu Hause ist, in ein Gespräch sich einzulassen, und die ehrbaren Damen in der Pension, der ich anzugehören die Ehre hatte, würden vor Schreck die Hände über den Köpfen zusammenschlagen, wenn sie mich jetzt erblicken könnten. Uebrigens haben Sie doch Acht, mein Herr, und sehen Sie, wie Ihre Ruthe nickt."

Der Fremde drehte sich um und sah in der That den langen biegsamen Stock in heftiger Bewegung, der Kork war unter dem Wasser verschwunden und die Schnur gewaltig angespannt. Schnell riß er den Stab aus dem Boden, gab mit demselben der Schnur den nöthigen kunstgerechten Ruck und zog sie dann behutsam an sich. Und siehe, eine riesengroße Goldforelle hing am Korke und ward jetzt mit aller Vorsicht, damit weder der Faden reiße noch die Ruthe breche, vom geschickten Fischer an's Land gebracht.

„Sehen Sie, ich bringe Ihnen Glück," sagte das Mädchen, und klatschte in kindischer Fröhlichkeit in die kleinen Händchen, während der Engländer dem zappelnden Fisch mit dem Nickfänger den Gnadenstoß gab. Der glückliche Fang hatte sein Blut in Bewegung gebracht, seine Wangen färbte ein leichtes Roth und seine Augen leuchteten. Mit Hast versah er den Kork mit neuem Köder, warf die Angel wieder aus und stieß den Stab leicht in den lockern Rasen.

„Ich wünsche guten Fang," sagte das Mädchen, das dem jungen Manne mit sichtlichem Interesse zugeschaut hatte, verbeugte sich leicht und anmuthig und wendete sich zum Gehen.

„O nicht doch," sprach der Fremde in bittendem Tone. „Entziehen Sie mir das Glück, das Sie mir gebracht, nicht so schnell! Eine Stunde und drüber hatte ich bereits auf dieser Stelle zugebracht, als Sie erschienen, und noch saß der Kork wie angenagelt. Ja wahrhaftig, er bewegt sich jetzt schon wieder — sehen Sie — jetzt wieder — nun noch einmal!"

Der leidenschaftliche Fischer hatte seine Augen starr auf das Wasser gerichtet und den linken Arm weit vorgestreckt, mit der Rechten aber des Mädchens Hand ergriffen, um es am Fortgehen zu verhindern.

„Lassen Sie mich los, mein Herr, was fällt Ihnen denn ein!" rief die junge Dame, und ihre Wangen erglühten wie vom dunkelsten Purpur übergossen.

Der Engländer achtete aber nicht darauf und fuhr ohne seine Stellung zu verändern, in der obigen Weise mit Ausrufungen fort.

„Noch einmal, lassen Sie meine Hand los!" sagte das Mädchen, und stampfte vor Zorn und Aerger mit dem niedlichen Fuße, als es ihm nicht gelang die gefangene Linke mit Gewalt aus der Rechten des Fremden zu befreien, dessen Ekstase noch immer anhielt. „Das ist ja unerhört!" fuhr die Glühende fort, und biß sich auf die Lippen. „Nun denn —" hier versagte ihr die Sprache, aber in der nächsten Secunde brannte auf der Wange des jungen Mannes ein Backenstreich. Dieser stand wie von einem elektrischen Schlage getroffen da, das Mädchen aber flog wie ein gescheuchtes Reh von dannen, nachdem ein Ruck ihm die Hand befreit.

„Mein Herr," hörte er gleich darauf die Stimme der Zornigen ertönen, ohne die vom Gesträuch Verborgene zu sehen, „mein Herr, verzeihen Sie mir, wenn ich zu derb kam, aber Strafe muß sein. In Deutschland ist's nun einmal nicht Sitte, daß man die jungen Mädchen zu den Freuden des Fischfangs preßt, wenn man sich zumal noch nicht vorgestellt hat. Sollten wir uns aber einmal wiedersehen, so seien Sie artiger."

Der Sohn Albion's, der noch immer ganz verblüfft dastand, hörte das Gewand der eilig Davoneilenden rauschen und ein Specht auf der hohen Fichte neben ihm lachte gellend. Eine volle Minute verharrte er in seiner Stellung und sah nicht wie der Kork heftiger und heftiger auf dem Wasser schwankte, bis er in der Fluth verschwand, und hörte nicht das Plätschern des gefangenen gewaltigen Fisches, der jetzt sein Heil in der Flucht suchte und sammt der Angelschnur und der aus dem Boden gerissenen Ruthe verschwand. Die Gesichtszüge des jungen Mannes wurden immer lebendiger, seine Augen begannen zu strahlen, die bisher etwas gebeugte Gestalt richtete sich hoch auf, er breitete die Arme nach der Richtung aus, in welcher der reizende Flüchtling verschwunden, und rief in seiner Muttersprache: Dich — oder Keine!

Die Todte war zur Erde bestattet, die Leichenbegleitung verließ den Kirchhof, nachdem der leidtragende Wittwer, eine derbe gedrungene Gestalt in der Tracht der Landleute, jedem Einzelnen der Anwesenden für den Liebesgang und die der Verstorbenen erwiesene letzte Ehre ge-

dankt und die Hand geschüttelt. Er verließ nun als der Letzte die Stätte der Todten und schritt in's Dorf hinab, dessen Häuser zwischen den grünen Bäumen hindurchschimmerten. Im langen Sonntagsrocke, den Hut mit dem wallenden Trauerflor auf dem Kopfe und das Gesangbuch unter dem Arme, ging er des Weges dahin an grünen Gärten vorüber und dem Gemeindegänseanger. Er kam just an einem dichten Zaun vorbei und brach einen Zweig von einem Obstbaume ab, um zu sehen, ob sich etwa Spuren von Raupen zeigten, als sein Blick durch eine kleine Oeffnung in der Umfriedigung in den anstoßenden Garten fiel. Er blieb stehen und seine Aufmerksamkeit wurde unverkennbar in Anspruch genommen. Sie galt aber jetzt weder Puppe noch Käfer, sondern einer jungen Frauensperson, welche sich mit Grasmähen beschäftigte. Sie war groß und von außerordentlich kräftigem Körperbau, ihre Wangen glichen den Borsdorferäpfeln und ihre Hände konnten es wohl mit mancher Männerfaust aufnehmen. Sie handhabte die Sense mit Leichtigkeit und unter ihren sichern Streichen legte sich das grüne duftende Gras seufzend zu Boden.

Des Mannes Augen hingen wie festgebannt an dem Mädchen, in welchem er die Tochter einer Wittwe aus dem Dorfe erkannte. Er erinnerte sich jetzt gehört zu haben, daß die Frau ihr kleines Besitzthum zu verkaufen beabsichtige, um sich auf den Auszug zu setzen und ihre Tochter in Dienst gehen zu lassen. Er konnte sich an der Geschicklichkeit und den kräftigen Bewegungen des jungen Frauenzimmers gar nicht satt sehen, und wenn er sich diese Person in seinem eigenen Haushalt waltend dachte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Wie müßte die zugreifen können, was mußte unter diesen Händen fertig werden! Wie trat doch die Selige, die immer so kränklich war und vom Doctor und Apotheker nicht weg kam, vor dieser kernhaften Erscheinung in den Hintergrund!

Während der Wittwer diesen und ähnlichen Gedanken nachhing und dabei wie angenagelt stehen blieb, rechnete das Mädchen das abgemähete Gras zusammen, stopfte einen weitbauchigen Korb bis hoch über den Rand hinauf damit voll, warf ihn ohne Anstrengung über die breiten Schultern und schritt, ein Lied trällernd, mit der schweren Bürde dem nahen Hause zu.

Der Bauersmann verfolgte sie von seinem Versteck aus mit den Augen, bis er sie im Kuhstalle verschwinden sah, und war jetzt mit seinen Gedanken und seinem Entschlusse im Reinen. Er breitete nun aber nicht etwa die Arme nach der entschwundenen lieblichen Erscheinung aus, noch machte er den Mond, der bleich am Himmel stand, zum Vertrauten seiner Gefühle, oder rief in die Luft hinaus: Diese — oder Keine!

Von dem allen geschah nichts, wohl aber stand der Wittwer fünf Minuten später an einem der Fenster des Häuschens, hinter welchem er die Mutter des Mädchens am Spinnrocken hatte sitzen sehen. Er klopfte leis an die Scheibe, und als die Frau aufsah, sprach er mit etwas verhaltener Stimme: „Mutter Marthe, vermiethet die Rose nicht!"

Dann drehete er sich rasch um und ging gemessenen Schrittes seines Weges weiter, der schwarze Trauerflor an seinem Hute wehete aber wie eine Siegesfahne im Winde.

Mannichfaltiges.

(Eine Wasseruhr), welche als sehr einfach und zuverlässig empfohlen wird, hat P. Embrico in Rom konstruirt. Das Speisewasser für die Uhr geht durch einen Trichter oder Rumpf und hält diesen beständig voll, während der Ueberschuß wieder fortgeht. Das eigentliche Betriebwasser fließt daher in immer gleicher Menge aus einer kleinen Oeffnung in der Spitze des Trichters und fällt hier aus geringer Höhe in ein wie ein Schiffchen gestaltetes Gefäß, welches durch eine Scheidewand in zwei ganz gleiche Abtheilungen getrennt ist. Das Schiffchen ist quer auf die Welle befestigt, an welcher die gewöhnliche Gabel sitzt, die den Pendel treibt. Der Gang aber wird dadurch unterhalten, daß das sich abwechselnd nach der einen oder anderen Seite neigende Schiffchen bald die eine, bald die andere Abtheilung dem einfließenden Wasserstrahl darbietet, und so immer eine Seite steigt und sich füllt, während die andere sinkt und leer wird. Gleich unter diesem Schaukelsysteme befindet sich ein ganz ähnliches zweites, welches sich in gleichem Tempo mit dem oberen bewegt, weil die oberen Behälter ihren ganzen Inhalt in die untern ausgießen. Von der schwingenden unteren Welle greift ein Hebel in das Zeigerwerk und treibt das erste Rad, welches die Sekunde angibt, von diesem wird die Bewegung auf das Minutenrad und von hier weiter auf das Stundenrad übertragen. Alle Bewegungen pflanzen sich ohne Zahngetriebe durch einfache Hebel fort.

(Ein Mord in Konstantinopel.) Vor einigen Tagen wurde in Konstantinopel ein griechischer Advocat, Nicolas Anthonocopulo, ermordet. Der Advocat hatte mit dem Mörder kürzlich prozessirt und den Prozeß gewonnen. Es handelte sich hierbei um 1000 Pfd. Sterl., welche der Mörder, wie man sagt, einem Türken schuldete. Der Mörder lud nun den Advo-

caten zu sich in's Haus, unter dem Vorwande, daß er mit ihm über die streitige Angelegenheit sprechen wolle. Der Unglückliche begab sich dahin, fand daselbst seinen Prozeßgegner, Stephano Dimo, und noch einen Bruder desselben und wurde während seiner Unterredung mit den beiden Brüdern durch einen Pistolenschuß ermordet, welchen Stephano von hinten auf den Kopf des Advocaten abfeuerte, als dieser im Begriffe war, den Act des Compromisses aufzusetzen. Der Mörder versuchte hierauf, den Cadaver in einen Koffer einzupacken, und da dieser zu klein war, so schnitt er mit einem Rasirmesser den Kopf ab. Hierauf suchte er mit einem Schwamm die Blutspuren abzuwaschen, und verließ dann mit seinem Bruder das Haus. Die Hauseigenthümerin aber, welche im Erdgeschoß wohnte, schöpfte Arwohn, als sie die zwei Brüder ohne den Advocaten fortgehen sah. Die Polizei wurde rasch informirt und nach einer Stunde waren beide Brüder in dem Gewahrsam des Polizeimeisters von Konstantinopel, des Grand zaptié. Da das Opfer und die Schuldigen griechische Unterthanen sind, so wurden die beiden Brüder Dimo zur weitern Haft dem griechischen Consulat übergeben und es ist wahrscheinlich, daß die Sache vor einen griechischen Assisenhof kommt. Die Angelegenheit macht in Konstantinopel ungeheures Aufsehen, da die Brüder Dimo sehr reiche Leute sind und der Advocat Anthonocopulos im ganzen europäischen Viertel zu den ehrenwerthesten und beliebtesten Persönlichkeiten zählt.

(Ulk.) In einem süddeutschen Blatte findet man folgenden „Heiraths-Antrag“: Ein Mann von 36 Jahren, körperlich wohlgeformt, geistig wohlgebildet, heiteren Humors, lebenlustig, im Besitz einer jährlichen Rente von 25,000 fl. aus Grundbesitz, wünscht, nachdem er 10 Jahre lang alle Länder der Welt bereist hat, ein eigenes Hauswesen zu gründen und sich deßhalb mit einer Gattin zu versehen. Dieselbe muß körperlich wohlgeformt und abgerundet sein, ein ovales Gesicht besitzen, welches durch Stirne, Nase, Lippen und Kinn in drei gleiche Theile getheilt ist, die Nase darf nicht wagrecht im Gesicht liegen, sondern muß womöglich mit der Stirn eine Linie bilden und darf nicht nach innen, sondern muß nach außen gebogen sein. Falsche Zähne oder Haare werden nicht angenommen. Ist sie noch sehr jung, so werden keine Ansprüche auf vollendete Bildung gemacht. Hat sie zwanzig passirt, so muß sie einer feinen Gesellschaft mit Geist und Gewandtheit präsidiren und mit jeder Dame der Stadt in jeder Beziehung konkurriren können. Vermögen darf sie gar keines besitzen. Museums- oder andere Bälle darf sie nicht besucht haben. Theater und Concerte müssen ihr ein Gräuel sein. Sie muß richtig deutsch und französisch sprechen, das Letztere ohne deutschen Accent. Als künftige Hausfrau erhält sie für ihre Person 5000 fl. Nadelgeld, die nöthige Dienerschaft, eine eigene Equipage, ein Reitpferd und einige Wohnzimmer im Haus. Jedes Jahr eine größere Reise mit Gefolge und Winteraufenthalt in den Hauptstädten Süddeutschlands. Der Zukünftige ist auf diesen gewöhnlichen oder ungewöhnlichen Weg angewiesen, weil er sich zur Hervorbringung jener Fadheiten nicht entschließen kann, womit Damenbekanntschaften gewöhnlich angeknüpft werden müssen.

Jene Sorten Inserate, wodurch getrennte Ehegatten einander den Kredit abschneiden, ist auch in Nordamerika nicht unbekannt, nur erinnert schon die Fassung derselben an Holzaxt und Messer. So enthält ein Chicagoer Blatt folgende Anzeige wörtlich: „Meine Frau Barbara Rikschen, geborne Rößler ist entweder durchgebrannt oder gestohlen worden. Ich werde demjenigen, der sie mir zurückbringt, den Hirnkasten einschlagen. Da ich meine eigenen Schulden nicht bezahle, bezahle ich selbstverständlich auch die ihrigen nicht.
Louis Rikschen.“

(Rathen und Thun ist zweierlei.) Ein dreißigjähriges Fräulein rief den Arzt, einen hübschen, jungen Mann, um ihn bei ihren unergründlichen Leiden zu consultiren. „Migräne, Hysterie!“ sagte der Arzt achselzuckend; „glauben Sie mir, für Sie gibt es nur ein Heilmittel, Sie müssen heirathen!“ — „In Gottes Namen,“ rief die Kranke, nachdem sie eine Zeit lang die Ueberraschte gespielt hatte, „wohlan, heirathen Sie mich!“ — Der kluge Arzt aber schüttelte den Kopf und sagte: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, wir Aerzte verschreiben zwar die Medicinen, nehmen sie aber selbst nicht ein!“

(Angebrannter Milch) verleiht man den gewöhnlichen Geschmack wieder, wenn man sie mit einer Messerspitze voll doppelt kohlensaurem Natron (in jeder Apotheke und in jedem Droguen-Geschäft zu haben) wieder aufkocht, falls die Milch frisch und nicht zu sehr angebrannt war.

Es wurde in einer Gesellschaft die Frage aufgeworfen: Warum die Natur den Weibern am Munde keine Bärte gegeben habe, wie den Männern? Einer der Anwesenden sagte hierauf: „Weil sie nicht so lange schweigen können, um sie zu barbieren.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 79. Donnerstag den 1. October. 1868.

Meine Liebste.

Von P. Trottmann.

Ich hab' ein trautes Liebchen,
Das weilt den ganzen Tag
Im engen, kleinen Stübchen,
Im dämm'rigen Gemach.

Doch wenn der Abend winket,
Dann hol' ich sie heraus;
Im Silberschmuck sie blinket,
Wenn sie verläßt das Haus.

Mit seligem Entzücken
Umfaß' ich sie zur Stund',
Und darf sie küssen, drücken,
Und hangen Mund an Mund.

Dann hebt in hellen Weisen
Sie jubelnd an den Sang,
Bis daß im süßen, leisen
Geflüster er verklang. —

Und möchte Einer fragen,
Wer wohl mein Liebchen ist?
Nun wohl, so will ich's sagen,
Daß es — die Flöte ist.

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.

Welche Frau, die einst älteste oder gar einzige Tochter des Hauses war, erinnert sich nicht mit heiterem Lächeln der wunderlichen Zeit, wo sie aus dem Kindesalter in das der Jungfrau überging? Man lebt da je ein halbes bis ein ganzes Jahr in einer bis dahin unerhörten Spannung; viele Dinge, die man längst gesehen und gehört, ohne ihnen auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken, nehmen diese plötzlich, bald das eine, bald das andere in einem höheren Grade in Anspruch, als sie ihrer Natur nach eigentlich verdienen; man fühlt sich abwechselnd schnell von einer Wichtigkeit und Unsicherheit erfüllt, daß man sich selbst wie eine Traumwandlerin vorkommt. Es ist jenes dem Psychologen wohlbekannte Oscilliren des geistigen Fluidums von einem Extrem zum andern, bis man in die rechte und ruhige Mitte kommt. Die Unsicherheit und Erfahrungslosigkeit streiten mit der erwachten weiblichen Würde, die einen auf Augenblicke mit Selbstbewußtsein erfüllt; man ist stolz darauf, daß man vertrauensvolle Anträge erhält, die einem Kinde nicht mehr zugemuthet werden würden und doch ärgert man sich, daß die Frauen in unserm Beisein manches noch heimlich oder doch mit geheimnißvollen Andeutungen verhandeln. Die untere Schicht der Haus- und Geschäftsfreunde nennt uns plötzlich „Sie" und „Fräulein", oder zu meiner Zeit noch „Mamsellchen"; die obere verharrt noch eine kleine Zeit beim „Du" und dem bloßen Taufnamen, bis auch von ihnen Einer nach dem Andern zur andern Partei überspringt. Wir erschrecken über das Eine und ärgern uns über das Andere. Die Mutter fängt an, uns mit einer gewissen Achtung zu behandeln; der Vater nennt uns „meine Tochter" mit einem gewissen bedeutungsvollen Nachdruck, den wir früher nie bemerkt haben. Jene spricht von kleinen Wirthschaftsangelegenheiten mit uns, dieser erwähnt Freunde und Bekannte öfter und mit einer gewissen geheimnißvollen Bedeutung, von denen er sonst nur wenig gesprochen. Wir stutzen, wir horchen; wir können uns in manches nicht gleich finden und kommen eigentlich den lieben langen Tag nicht aus dem Erröthen heraus. Wir suchen das Haus- und Dienstmädchen oder die Kammerjungfer, wenn eine solche vorhanden ist, zur Vertrauten zu gewinnen, und diese gibt sich in der Regel gern dazu her. Wir verkehren viel lieber mit ihr, als mit der würdigen ernsten Mutter; denn die Autorität dieser drückt nieder, während die willige Anerkennung unserer eigenen Autorität von Seiten des dienstbaren Geistes uns erhöht und schmeichelt. Je nach der Charakterverschiedenheit ist die ephemere Freundschaft mit dem Dienstmädchen aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt, und wenn das arme Geschöpf nicht schlau genug ist, uns selbst durch kleine Intriguen zu tyrannisiren, so quälen wir sie oft genug, neben spärlichen Freundschaftsbeweisen, mit launischen Einfällen und abgeschmackten kindischen Tyranneien. Auf diesem

Wege kommt in der Regel der erste Roman in unsere Hände. Und was für eine Anhäufung von Schmutz und Geistlosigkeit, äußerlich und innerlich, ist gewöhnlich diese durch die Vermittlung der Magd in unser Heiligthum gewanderte Lektüre! Diese Geistergeschichte oder dieser Räuberroman ist die dürftige viel frequentirte Brücke, auf welcher unsere schwachen Füße, nicht ohne einige Spuren des Wegs, in das Zauberland der schönen Literatur hinüberwandern. Aber welch' eine Revolution ruft das unscheinbare Buch in unserer schüchternen jungfräulich spröden Brust hervor! Welche träumerische Stunden ziehen an uns vorüber! Welch ein Wirrwar phantastischer unklarer Bilder und Gedanken wirbelt und drängt durch unsere Seele! Thränen treten oft in unsere Augen, wir wissen nicht weßhalb; unter den Gespielinnen sind wir ausgelassen lustig, um zu Hause allein desto trauriger zu sein. Fabelhafte unmögliche Dinge fallen uns ein, und wir fliehen scheu wie die Hindin vor einem Jünglinge, dessen Anblick die erste Ahnung in uns aufgerufen, daß er uns vielleicht gefallen könnte. Denn noch ist die Liebe nicht in unser Herz getreten; sie dupft nur zuweilen mit leichtem Rosenfinger daran und wir wissen nicht, wer sie ist, was sie von uns will.

Ich stand im fünfzehnten Jahre, als sich diese wundersamen Dinge in mir ereigneten. Ich war die einzige Tochter eines nicht unbegüterten Kaufmanns in Königsberg. Der Vater, in den mittlern vierziger Jahren, war ein thätiger, umsichtiger Geschäftsmann, den große Reisen in Ostpreußen, nach Westpreußen, Polen und Litthauen oft lange Zeit vom heimischen Herd entfernt hielten, dabei äußerst gutmüthig und freundlich; der ihm an Geist und Würde weit überlegenen Mutter überließ er gerne das Hausregiment, das sie mit Verstand und Liebe führte, und erkannte überhaupt willig ihre geistige Superiorität an. Ich wüßte weiter nichts von ihm zu sagen. Die Mutter dagegen war wirklich eine bedeutende Frau; schon ihr hoher edler Wuchs, ihr ruhiges, geistvolles Auge deuteten dies hinlänglich an. Sie war stiller und ernster Natur und von edlem, ich möchte fast sagen, großartigen Charakter. Ihr Wirken und Schaffen war stets mit jener ruhigen Grazie verbunden, die das Alltagsleben und seine gewöhnlichen Erscheinungen gleichsam mit einem Heiligenschein umgibt und mit einem poetischen Dufte überhaucht. Sie hatte auch eine für ihre Zeit ungewöhnliche Bildung, deren ersten Grund ihre Mutter gelegt hatte, obgleich sie dieselbe schon verloren, als sie noch Kind gewesen war. Von dieser Frau sprach sie stets mit ehrfurchtsvoller Begeisterung. Ihr Vater lebte noch; ebenso der Vater meines Vaters; sie waren beide Kaufleute gewesen. Der Letztere war das vierte Glied unseres Hauses, ein alter, freundlicher gutmüthiger Mann, der nur für zwei Dinge eine zärtliche Leidenschaft besaß, für Friedrich den Großen und — mich. Seine Geburt war in die Zeit der Heldenthaten dieses großen Königs gefallen, er hatte ihn später einigemal gesehen und in seinen Mußestunden hatte er nichts weiter gethan, als alle Bücher gelesen und wieder gelesen, die über den großen Preußenkönig geschrieben waren. Diese Literatur besaß er vollständig, sie machte den größten Theil seiner Bibliothek aus. In seinem warmen Stübchen saß er im weichgepolsterten Großvaterstuhl, aus einem großen Meerschaumkopfe die blauen Tabakswölkchen ziehend und in die Luft blasend und las Archenholz's Geschichte des siebenjährigen Kriegs mit einer Aufmerksamkeit, als wären ihm das lauter neue Dinge, obgleich er das Buch fast auswendig konnte. Im Familienkreise liebte er die vielen pikanten Anekdoten von Friedrich dem Großen mit einem köstlichen Humor zu erzählen und er hatte das so oft gethan, daß wir andern sie auch auswendig wußten, aber Niemand störte den alten gutmüthigen Mann in dem Genuß, sie immer wieder vorzutragen.

Friedrich der Große war ihm allmählig zu einer halbmythischen Person geworden. Der zweite Gegenstand seiner zärtlichen Aufmerksamkeit war, wie schon gesagt, ich selbst. Er that endlich Alles, um mich zu verziehen, vertuschte meine kleinen Ungezogenheiten und Vergehen, steckte mir heimlich Leckerbissen zu und schob meine eigenen Näschereien auf Rechnung der Hauskatze. Hätte die Mutter diese Fehlgriffe nicht paralisirt, Gott weiß, was aus mir geworden wäre. Ihr glücklicher Takt und die ehrfurchtsvolle Liebe, welche sie dem Greise zollte, vermieden jene Spannung und Erkältung der Gemüther, wodurch bei andern Eigenschaften der Mutter leicht der Hausfriede hätte gestört werden können. Mein mütterlicher Großvater lebte nicht bei uns, sondern auf seinem großen und reichen Landgute an der samländischen Küste, drei Meilen von der Stadt. Noch zu Lebzeiten seiner Frau und auf deren Wunsch hatte er sein Kaufmannsgeschäft aufgegeben, und dieses Gut gekauft, das er selbst bewirthschaftete. Er lebte merkwürdig einsam, kam höchst selten in die Stadt und schien es auch nicht gern zu sehen, wenn wir viel zu ihm kamen. Wenigstens geschah dies jährlich nur einmal an seinem Geburtstage. Dann fuhr die Mutter mit mir hinaus. Der Vater begleitete uns selten. An diesem Tage war ich jedesmal in einer eigenthümlichen Spannung. Ich fürchtete mich gerade nicht vor dem Großvater, aber ich sehnte mich auch nicht nach ihm; und wenn wir in das finstere, alterthümliche, winkelige, mit Erkern und Thürmchen aus-

gestattete Schloß einfuhren, und ich an der Hand der Mutter die steinerne Wendeltreppe hinaufstieg, überlief mich jedesmal ein leises Frösteln, das sich vermehrte, wenn ich nun vor dem ungewöhnlich großen Manne mit dem ernsten steinernen Gesicht und dem silberweißen Lockenhaar stand und ihm die runzelige Hand küßte. Er that auch in der That nichts, um meine Liebe zu gewinnen; er schien Kindern nicht gewogen zu sein. Sein großes blaues Auge, die langen Wimpern überhangen, von starken grauen Brauen überwölbt, hatte einen ungewöhnlich schwermüthigen Ausdruck. Obgleich er ein Siebziger war, sah man es seinen Gesichtszügen, der edlen Form seines Kopfes und dem ganzen Bau seines Körpers an, daß er einst ein sehr schöner Mann gewesen sein mußte. Er war schweigsam, und selbst an diesen Geburtstagen sprach er nur das Nöthige und immer mit den kürzesten bezeichnenden Worten.

Als ich in das oben bezeichnete Alter trat und mir plötzlich Gedanken und Einfälle kamen, ich wußte nicht woher, machte ich die Bemerkung, daß die Mutter ihrem Vater sehr ähnlich sehe und ihm auch in seinen Charaktereigenthümlichkeiten sehr gleiche; aber es durchflog mich auch die Ahnung wie ein leiser Schauer, daß dieser Mann ungewöhnliche Schicksale und große Leiden ertragen haben müsse. Die Mutter sprach natürlich nie davon zu mir, dazu war ich zu jung, und selbst der väterliche Großvater, der mir doch sonst nichts abschlug, wich mir aus, als ich ihn darüber fragte. Das Dienstmädchen aber, mit dem ich auf einem halbweg vertraulichen Fuße stand, wußte mir nichts zu berichten.

Dieses Mädchen steckte mir um die besagte Zeit — ich ging stark auf das sechszehnte Jahr los — einen Roman von dem berühmten Spieß zu, „die 12 schlafenden Jungfrauen“, eine schauerliche Geistergeschichte, und als ich diese glücklich verabschiedet hatte, eine zweite: „Der alte Ueberall und Nirgends“. Die unreinlichen Bücher versetzten mich in eine ungeheure träumerisch schauerliche Aufregung, die natürlich dem Scharfblick der Mutter nicht verborgen bleiben konnte. Ich zitterte vor der herannahenden Nacht; ich fürchtete mich vor meinem eigenen Schatten. Die Mutter nahm mich vor, und wie hätte ich es wagen können, ihrem ruhig ernsten, prüfenden Auge etwas zu verbergen? Ich hatte sie noch nie belogen, und ich gestand auch diesmal, was ich hinter ihrem Rücken gethan. Sie verwies mir mütterlich mild und ernst mein Vergehen und nahm mir das Versprechen ab, nie wieder ein solches Buch zu lesen, das sie nicht vorher gesehen oder geprüft. Das Dienstmädchen wurde aber zum nächsten Michaelisquartale entlassen, wo ein anderes in den Dienst trat, die sich gemeldet, deren äußeres Wesen der Mutter zugesagt und deren Zeugnisse befriedigend gefunden worden waren.

Dieses neue Dienstmädchen spielt eine zu merkwürdige Rolle in der nachfolgenden Geschichte, als daß ich ihr nicht eine ausführliche Beschreibung widmen sollte. Sie mochte eine hohe Zwanzigerin sein, war klein und unansehnlich von Gestalt und so mager, daß sie einem wandelnden Gerippe glich. Ihre Gesichtszüge waren nicht unangenehm, die seltsam geröthete Haut war so straff über die Backenknochen gespannt, daß sie glänzte. Die Ränder ihrer grauen Augen waren krankhaft geröthet, wodurch der unheimliche, mehr nach Innen wie nach Außen gerichtete Blick ihres Auges noch schauerlicher wurde. Sie schien das auch zu wissen, denn sie sah Einen nie gerade an, sondern heftete das Auge fast immer auf den Boden. Ihr Haarwuchs war sehr dürftig, und aus der ganzen Erscheinung mochte man abnehmen, daß sie von schwerer Krankheit heimgesucht worden und sich nie wieder ganz hatte erholen können. Ihre Stimme war ein leises zitterndes Flüstern; das schärfste Ohr hatte Mühe, sie alles zu verstehen. Vielleicht vermied sie deßhalb alles unnöthige Reden; vielmehr verrichtete sie mit einer schweigenden Emsigkeit und der größten Pünktlichkeit ihre Geschäfte, und da sie sich äußerst reinlich kleidete und hielt, sich treu und anstellig zeigte, so hatte sie bald die Zufriedenheit der Mutter gewonnen. Gleich am ersten Tage ihres Dienstes mußte sie in meinem Beisein der Mutter feierlich versprechen, mir nie ein Buch aus einer Leihbibliothek oder sonst woher zu geben, oder sonst ein Geheimniß mit mir zu haben. Sie antwortete ruhig, sie kenne solche Bücher gar nicht, trage auch nicht das mindeste Verlangen, eins zu lesen, und sei über die Jahre hinaus, wo Dienstmädchen sogenannte Geheimnisse hätten. Sie habe auch nie ein solches gehabt, das männliche Geschlecht sei ihr mehr als gleichgiltig, und sie habe nie Lust verspürt, sich viel um die Welt zu kümmern, selbst wenn ihre frühere Kränklichkeit sie dazu gelassen hätte. Es blieben mir also wenig Hoffnungen, durch dieses Mädchen manches zu erfahren, was ich gern gewußt hätte. Sobald sie ihre Geschäfte verrichtet hatte, ging sie auf ihre Kammer und kam nicht eher wieder zum Vorschein, als bis die Glocke sie rief.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Nach einer Mittheilung des Christiania-Korrespondenten der Gothenb. „Handels-Ztg.“ soll Baron Rothschild aus Paris bei seiner Ankunft in Christiania in heiterster Stimmung erzählt

haben, wie er auf seiner Reise durch Norwegen von den Fäusten eines Bauers durchgewalkt worden sei. Auf einem Bauernhofe in Guldbrandsdalen kehrte er nämlich ein, um neuen Vorspann zu erhalten, und sein Dolmetscher beeilte sich, den Bauern davon in Kenntniß zu setzen, daß er den reichsten Mann Europa's vor sich habe. Auf den Bauer, welcher einer der reichsten seines Bezirkes war, schien diese Mittheilung jedoch nicht wesentlich einzuwirken, aber indem er, wie er sich ausdrückte, sein „eigenes" Pferd vorspannen ließ, wollte er dadurch doch seinem Kollegen eine Ehre erweisen, sprach aber dabei die ernste Warnung aus, Rothschild möge sein Pferd nicht schlagen, denn es sei noch sehr jung und dulde keinen Schlag von der Peitsche. Diese Warnung wurde jedoch von dem Dolmetscher, welcher dieselbe wahrscheinlich überhört hatte, nicht übersetzt, und so gab der Baron dem Pferde bei der Abfahrt einen Schlag, wodurch dasselbe so stürmisch wurde, daß es hinten ausschlug, den Wagen zertrümmerte und das Ledergeschirr in tausend Stücke zerriß. Rothschild lag auf der Chaussee, erhob sich aber bald, ohne irgend eine Verletzung davon getragen zu haben. Nun sprang aber der Bauer erbittert auf ihn ein, faßte den reichsten Mann Europa's beim Rockkragen und schüttelte denselben gehörig durch. „Ich sagte Dir doch, daß Du das Pferd nicht schlagen solltest", schrie er. Der Baron zeigte sich bei dieser Gelegenheit als feiner Weltmann und vermuthete sofort, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse, weßhalb er seinen Dolmetscher zu sich rief und nun von diesem, aber leider zu spät, von der Warnung des Bauers in Kenntniß gesetzt wurde.

(Amerikanische Späße.) Herr Jefferson Morry, früherer Redacteur einer eingegangenen californischen Zeitung, wird — so zeigte derselbe kürzlich in einer Annonce an — „morgen Abends in Morbount's Assembly Rooms eine große wissenschaftliche praktische Vorstellung zu geben die Ehre haben. Derselbe wird mit der rechten und linken Hand gleichzeitig zwei verschiedene Zeitungsartikel nach einem gegebenen Thema niederschreiben, ebenfalls gleichzeitig mit dem linken Fuße eine Wiege in Bewegung setzen, dem darin liegenden kleinen Bürger Californiens die Melodie „Heil dir Columbia" und den „Fracer Digger's song" vorsingen, sowie mit dem rechten Fuße das Feuer unter dem Theekessel in Ordnung halten. Sollten sich freigebige Gentlemen finden, welche Herrn Morry trinken sehen wollten, so wird er sechsunddreißig Gläßer Grog in fünfzehn Minuten leeren und nachher mit dem Revolver auf zwanzig Schritte in sechs Schüssen viermal das Aß aus der Karte schießen. Entrée à Person 10 Cents."

(Hunderache.) In der Nähe von Potiers hatten einige junge Leute beim Baden auch einen prächtigen Neufundländer in das Wasser mitgenommen. Einer der jungen Leute faßte den Hund am Halse und hielt ihm den Kopf ins Wasser um ihn saufen zu lassen. Das sollte ihm aber übel bekommen. Wenn der Hund seinem Herrn unterwürfig ist, so hat er doch auch seinen Groll, besonders der Neufundländer, welcher Mißhandlungen nicht willig hinnimmt. Kaum hatte der junge Mann den Hund losgelassen, so fühlte er eine Schwere auf dem Kopfe und sank unter. Der Neufundländer hatte für den schlechten Spaß, welchen man sich mit ihm gemacht, Rache genommen, ein Spaß, den der junge Mann ohne die Dazwischenkunft seiner Freunde sicher mit dem Leben bezahlt hätte.

Am 15. Sept. hatten Diebe die Thüren zu den Wohnzimmern des abwesenden Holzhändlers S. in Königsberg durch Nachschlüssel geöffnet, die Schränke erbrochen und waren mit einigen Kleidungsstücken davongegangen. Geld hatten sie erhofft, aber keines vorgefunden. Als S. nach Hause kam, las derselbe auf einem seiner Holzschränke folgende Worte, welche die Diebe mit Kreide hingeschrieben hatten: „Sie sollten sich schämen — Sie wollen ein reicher Mann sein und haben kein Geld? — Pfui Deivel."

(Eine neue violette Mineralfarbe) hat der Chemiker Anton Leykauf zu Nürnberg (Sohn des Gründers der dortigen Ultramarinfabrik, Prof. Leykauf) erfunden (von ihm „Nürnberger Violet" genannt), die an Schönheit und Intensität die im Handel vorkommenden pulverförmigen Anilinfarben weit übertrifft.

Als eine Probe des Darmstädter Dialectes diene folgende Aeußerung eines Chevauxlegers, der sich über ein zartes Verhältniß, welches einer seiner Kameraden mit einer hübschen Küchendragonerin unterhielt, also ausdrückte: „Den hot se! Da hot ses, wann se Den hot."

„Soldaten des Gedankens" nannte dieser Tage der FML. Baron Möring, der Statthaltereihalter in Triest, die Buchdrucker, als sich ihm der Ausschuß des dortigen Buchdruckervereins vorstellte, und vermachte dem Verein selbst 50 Gulden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drechsler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 80. Sonntag den 4. October. 1868.

Ein Glöcklein.

Es klingt aus früh'ren Tagen dir
Ein Glöcklein süß und wehmuthsreich:
Erinn'rung! deines Alters Zier,
Ob Glück dein Loos, ob nietengleich.

O hüte es im Busen stets,
Den Freund, den Tröster halte wach!
Was gilt dein Sein? der Sturm verweht's,
Und bricht ein Herz — wer fragt darnach?

Ergeht ein Ruf zur Ewigkeit,
Dann läutet deines Glöckleins Klang
Zu Grabe wohl so Glück als Leid,
Doch nie der Hoffnung ächten Drang!

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.

Sie mochte ungefähr drei Wochen im Dienst sein, als sie an einem regnerischen stürmischen Oktobertage Nachmittags nach vier Uhr, sich im Wohnzimmer der Mutter gegenüber befand, die ihr eben einige Befehle ertheilte. Ich war gerade aus der französischen Unterrichtsstunde zurückgekommen und kaum in das Zimmer getreten. Plötzlich stieß die Jette — sie hieß Henriette — einen ganz kurzen und dumpfen Schrei aus, während die Mutter noch mit ihr sprach. Die Mutter, wie ich, sahen sie verwundert an, ich aber entsetzte mich vor dem schauerlichen Ausdruck ihrer Züge. Der sonst gesenkte Kopf war aufgerichtet, das Auge hervorgetreten und starrte gläsern gerade aus, die Röthe ihres Gesichts war einer fahlen Todtenbläße gewichen, die Züge drückten einen tiefen und unheimlichen Schmerz aus und ein leichtes Zittern lief über ihre Glieder. Die Mutter fragte sie besorgt, was ihr fehle, erhielt aber keine Antwort. In dieser Verfassung stand sie ungefähr drei Minuten, wie eine Bildsäule, dann ließ die Spannung nach, und sie entschuldigte sich mit den höflichsten Worten, es sei ihr plötzlich unwohl geworden, aber schon sei der Anfall vorüber. Die Mutter erkundigte sich theilnehmend, ob sie dergleichen Zufällen öfter unterworfen sei; aber sie gab ungenügende Antwort und wich sichtlich allen näheren Erkundigungen aus. Da sie wenige Minuten darauf ihre Geschäfte mit dem alten Eifer besorgte und keine Spur von Krankheit zeigte, so machte die Mutter weiter nichts aus der unbedeutenden Unterbrechung und es war so gut, als sei gar nichts vorgefallen. Auf mich aber hatte der Anblick des Mädchens in jenen Augenblicken einen unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Am folgenden Tage, der nicht freundlicher war als der vorhergehende, rasselte, ungefähr eine Stunde nach Tisch, ein Wagen vor unser Haus. Die Thorflügel wurden aufgethan, ich warf einen neugierigen Blick in die Hausflur, und lief mit dem Ausruf zurück in's Zimmer: „Liebe Mutter, der Großvater kommt!" Die mir wohlbekannte alte Kutsche mit Kutscher und Pferden, die ich schon so manchmal in unserm Hause gesehen, mit deren ich schon manchmal nach dem Gute gefahren, war in den Hof gerollt. Die Mutter erhob sich überrascht, wie es schien, um ihren Vater zu begrüßen; der Vater kam aus dem Comptoir zu demselben Zweck, denn auch er hatte das großväterliche Geschirr erkannt. Als sie aber in den Hof traten, kam ihnen der alte Kutscher entgegen und stotterte mit sichtbarer großer Verlegenheit einen Gruß von seinem Herrn hervor, und derselbe ließe die Madame dringend ersuchen, sogleich mit auf das Gut hinaus zu fahren, weil der alte Herr plötzlich bedenklich erkrankt sei. Ich war auch hinausgelaufen und hörte die Rede des Kutschers mit an; ich hatte nicht bemerkt, daß das Dienstmädchen auch hinzugekommen war und dicht hinter mir stand. Ich erschrack also nicht wenig, als das Mädchen in dem Augenblick, wo der Kutscher schwieg, mehr zu sich als zu mir sagte: „Er ist todt", und sich dann entfernte. Die Eltern erkundigten sich unterdeß nach den näheren Umständen der Krankheit. Der Kutscher aber antwortete am Ende immer verlegener und verwirrter, so daß mein Vater endlich zu ihm sagte: „Höre, Johann, es scheint mir, als wolltest Du nicht mit der Sprache heraus, und als wäre dort mehr vorgefallen als eine Erkrankung des alten Herrn. Sollte mein Schwiegervater

gestorben sein, so sag' es ohne Umschweife, Du siehst uns gefaßt und es ist besser, wir wissen gleich das Schlimmste, als daß Du uns aus gutem Willen täuschest." Darauf sagte der Kutscher: „Nun, wenn Sie so meinen, so will ich's gestehen. Der alte Herr ist gestern Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr in der Abenddämmerung von einem Schlagfluß in der Scheuer, wo er eben dreschen ließ, befallen worden, und auf der Stelle todt geblieben. Ich habe zwar den Arzt und den Bader eiligst herbeigeholt, sie haben ihm eine Ader geschlagen, aber bald erklärt, hier sei menschliche Hilfe umsonst, und so bin ich denn diesen Morgen in aller Frühe aufgebrochen, um Sie abzuholen, damit Sie das Nöthige besorgen möchten."

Diese Nachricht brachte in unserm Hause eine ungewohnte Aufregung hervor. Die Mutter weinte ihrem Vater Thränen der Liebe und dachte dann, nach ihrer besondern Weise, sogleich daran, sein Begräbniß auf eine würdige Weise zu besorgen. Ihren Schmerz beherrschend, ging sie aus, um Alles zu der Bestattung Nöthige einzukaufen. Dazu gehörte denn auch das Sterbekleid. Nach einigen Stunden kehrte sie zurück und das Dienstmädchen trug ihr die eingekauften Gegenstände nach. Der Kutscher hatte unterdessen die Pferde gefüttert und angespannt, und obgleich es schon zu dunkeln begann, und ein feiner kalter Regen fiel, so wollte die Mutter doch noch abreisen, um möglichen Unordnungen der vielen Dienstleute auf dem Gute, die jetzt herrenlos waren, vorzubeugen. Der Vater konnte sie leider nicht begleiten, denn er hatte schon einige Tage zuvor alle Vorbereitungen zu einer Geschäftsreise nach Polen gemacht, die er den folgenden Tag antreten mußte und die nicht zu verschieben war. Dieser Umstand machte es nothwendig, daß die Mutter dem Dienstmädchen mehrere häusliche Aufträge für die Dauer ihrer Abwesenheit ertheilte. Jette wurde hereingerufen, und kaum hatte die Mutter zu sprechen begonnen, als das Mädchen auch wieder jenen seltsamen Ton von gestern, nur noch dumpfer und kaum hörbar, von sich gab und mit gläsernen Augen und unheimlicher Spannung vor sich hinblickte, ohne den Worten der Mutter irgendwie Aufmerksamkeit zu schenken. Diese bemerkte es anfangs im Eifer des Redens nicht, mir jedoch war es nicht entgangen. Als das Mädchen aber an eine an sie gerichtete Frage keine Antwort gab, wurde die Mutter unwillig und tadelte sie heftiger, als wohl sonst ihre Art war. Zur Erhöhung dieses Unwillens wurde die Mutter durch Fragen inne, daß das Mädchen von den erhaltenen Aufträgen gar nichts wußte. Die strenge Frau schalt die Unaufmerksame aus, so daß sie in Thränen ausbrach und jammernd bat, die Mutter möchte ihr alles nur noch einmal sagen, sie werde es nun gewiß genau merken und bestens besorgen. Die Mutter schüttelte über das wunderliche Benehmen des Mädchens daß Kopf, willfahrte ihr aber, überzeugte sich, den sie nun alles begriffen und nahm mit einbrechender Nacht von uns Abschied. Der Wagen fuhr ab, das Dienstmädchen ging an ihre Geschäfte und mich trieben schauerliche Gefühle in den Bereich des väterlichen Großvaters. Zum ersten Male wollte mir nicht schmecken, was er mir an süßem Nachwerk auftischte und ich machte meinem gepreßten Herzen durch einen Thränenstrom Luft. Meinem großväterlichen Freunde gelang es indessen bald, mich wieder zu beruhigen.

Am andern Morgen als ich aufstand, war mein Vater ebenfalls abgereist und ich befand mich mit dem Großvater und dem Dienstmädchen allein im Hause. Es war das erste Mal, daß ich in einem solchen Falle war, und wäre das frühere Dienstmädchen noch im Hause gewesen, so würde ich mich wahrscheinlich wohl befunden haben. Sie hätte mir Mährchen, Sagen und und Gespenstergeschichten vorgelesen und mich in jenen angenehmen erregten Zustand versetzt, der bei kleinern und großen Kindern Folge einer solchen schauerlichen Unterhaltung zu sein pflegt. Aber das neue Dienstmädchen war mir fremd, ich hatte eine unbezwingliche Scheu vor ihrem sonderbaren Wesen, und sie zog sich sichtlich von mir zurück. So lange noch Tag war, fühlte ich von diesem Alleinsein keine drückende Unbequemlichkeit. Ich besuchte meine Unterrichtsstunden und ein paar gute Freundinnen, aß, trank und spielte, wie mir's gelegen war. Sobald es dämmerig wurde, fühlte ich mich von unheimlichen Bedingungen beschlichen. Der Großvater ging fast jeden Tag um diese Zeit in Gesellschaft und kehrte erst zur Essenszeit nach 8 Uhr zurück. Die Mutter hatte mir streng verboten, Abends auszugehen, und von meinen Gespielinnen war keine zu einem Besuch bei mir zu bewegen, weil das Herbstwetter in der That abscheulich war. Da saß ich denn in dem hohen düstern Zimmer allein und versuchte es beim Schein der einzigen Kerze, ein Exercitium aus Mozin's französischer Grammatik zu machen. was mir aber durchaus nicht gelingen wollte, Meine Blicke schweiften vom Blatte ab an den altväterischen Möbeln und an der Decke herum. Es war mir, als bewegten sich die Schatten und würden zu ungeheuerlichen Gestalten. Der Regen schlug an die Fenster, das Feuer knisterte so gespenstig, die Katze sah mich mit unheimlich glühenden Augen an, ich konnte den todten Großvater nicht aus den Gedanken bringen, und das Herz klopfte mir vor Furcht und Bangen wie ein Hammer in der Brust. Endlich konnte ich es nicht mehr ertragen, allein zu sein, es war mir, als huschten tausend Gespenster an

den Wänden hin, glotzten mich mit großen fremden Augen an und griffen mit Schattenarmen nach mir. Kaum wagte ich mich zum Glockenzug, um das Dienstmädchen zu zitiren. Jette schlich herein selbst wie ein Gespenst, so daß ich heftig vor ihr erschrack, und fragte scheu und leise in einem unangenehm weinerlichen Tone, was ich zu befehlen habe? „Ach, Jette", sagte ich schier verzweiflungsvoll, „Du darfst mich nicht allein lassen, ich fürchte mich. Setze Dich zu mir und erzähle mir ein Mährchen oder eine Gespenstergeschichte."

„Ich weiß weder ein Mährchen noch eine Gespenstergeschichte," versetzte sie verdrießlich. „Ich kann Ihnen gar nichts erzählen, Mamsellchen, denn ich weiß selber nichts."

„Höre, Jette, das ist nicht wahr," sagte ich ärgerlich. „Es lebt kein einziger Mensch in der Welt, der nicht eine hübsche Geschichte wüßte, und Deine Mutter hat Dir gewiß vieles erzählt, was Du nicht vergessen hast; Du willst nur nicht und das ist gar nicht schön von Dir."

„Ach lieber Gott! ich habe meine Mutter nicht gekannt," sprach Jette noch trauriger. „Die ist gestorben, ehe ich zur Welt gekommen bin; die hat mir nichts von ihrem traurigen Schicksal erzählen können."

„Aber wie kannst Du denn sagen, Deine Mutter wäre gestorben, ehe Du geboren wurdest?" fragte ich verwundert und setzte leiser mit Schamröthe auf den Wangen hinzu: „Das ist ja gar nicht möglich."

„Ach, Mamsellchen, erlassen Sie mir das!" flüsterte die Magd mit einem Jammertone, der mir durch die Seele schnitt und mich verstummen machte.

Nach einigen Augenblicken großer Verlegenheit fuhr ich fort: „Nun, so erzähle mir etwas Anderes, es mag sein, was es will, nur daß ich Deine Stimme höre."

Das Mädchen kämpfte sichtbar mit sich selber, aber endlich sagte sie wieder kurz und leise: „Ich weiß nichts."

Diese Erklärung brachte mich in Harnisch; mein Stolz wurde der, meiner Meinung nach, ungehorsamen Magd gegenüber rege, und ich rief: „Du denkst, Du wärst mir keinen Respekt schuldig, weil ich noch jung bin, aber Du irrst sehr; ich habe Dir auch zu befehlen und jetzt, wo die Mutter nicht zu Hause ist, mußt Du mir gehorchen. Und ich befehle Dir, daß Du mir gleich eine Geschichte erzählest!"

Statt aller Antwort fing Jette heftig zu schluchzen an, und ihre Thränen und ihr Jammer ließen mich kaum die Worte verstehen: „Ach Mamsellchen, Sie wissen nicht, was Sie verlangen! Glauben Sie mir, ich zolle Ihnen den größten Respekt und es fällt mir gar nicht ein, mich widerspenstig oder ungehorsam gegen Sie zu zeigen. Ich liebe und verehre Sie, wie Ihre Frau Mutter; Sie sind ja ein so schönes, junges Frauenzimmer, und ich wünsche Ihnen alles Heil und Glück der Welt."

Gerührt von diesen Worten fragte ich sanft: „Ist es denn wirklich wahr, daß Du gar keine Geschichte weißt? Sei aufrichtig!"

„Ach! Ach!" weinte das Mädchen noch weit heftiger. „Ich kann und will Sie nicht belügen, ich weiß manche Geschichte, aber Sie verlangen das Schrecklichste von mir, daß ich Sie Ihnen erzählen soll; nein, ich kann und darf nicht!" — Und nun schrie sie ganz trostlos und verzweiflungsvoll.

Bestürzt über diese unerwartete Erklärung und über das wunderliche Benehmen des Mädchens, wußte ich nicht, was ich sagen oder thun sollte.

„Hat es Dir denn die Mutter verboten?" fragte ich endlich kleinlaut.

„Nein, aber mein Herz verbietet es mir, und doch möchte ich Ihnen gern gefällig sein. Ich weiß vor Angst und Bangen nicht, was ich thun und lassen soll und bin in einem fürchterlichen Zustand. Ach, mir wär besser, ich wäre auch todt, denn ich bin ein gar zu elendes Geschöpf! Glauben Sie mir, es gibt auf der ganzen weiten Erde unter den vielen Millionen Menschen keinen, der so unglücklich wäre, wie ich."

Diese Worte waren natürlich geeignet, meine Aufregung auf das Höchste zu treiben. Neugierde, Furcht, Mitleiden, Grausen stürmten durch meine junge Brust, aber die Begierde, mehr von des Mädchens außerordentlichem Schicksal zu wissen, behielt endlich die Oberhand. Das Wort „todt", das sie ausgesprochen, hatte mir in das Gedächtniß zurückgerufen, daß ich es heute schon einmal von ihren Lippen gehört, und nun fiel mir ein, daß sie auf eine unerklärliche Weise behauptet hatte, der Großvater sei todt, da der Kutscher doch eben nur von dessen Erkrankung gesprochen hatte. Jetzt hatte ich einen Anhaltspunkt, und über diesen befremdenden Umstand mußte ich mir vor allen Dingen Licht verschaffen. Ich zitterte vor Aufregung; es flirrt mir vor den Augen und ich glaube, nichts in der Welt, selbst das Verbot der Mutter nicht, was für mich doch das höchste Gesetz war, hätte mich jetzt abhalten können, dem Mädchen ihr unglückseliges Geheimniß abzuquälen.

„Sag' mir, Jette," fragte ich mit gedämpfter unsicherer Stimme, „woher wußtest Du denn, daß der Großvater todt war, als der Kutscher kam?"

Sie schrack zusammen und starrte mich an, daß ich zurückbebte. „Woher wissen Sie denn, daß ich so etwas gewußt hätte?" fragte sie mit Angst in jedem Tone. „Ich habe es nicht gewußt."

„Du hast es mir ja selbst gesagt.

„Daß sich Gott erbarm'! Hab ich das wirklich? Nein, nein, Mamsellchen; Sie irren sich; ich habe das nicht gesagt, ich kann es nicht gesagt haben."

„Und doch hast Du's gesagt. Leugne es nicht! Ich habe es zu deutlich gehört, als Du dumpf und schauerlich vor Dich hin sagtest: Er ist todt!"

„Das ist der Gipfel meines Unglücks, daß ich das immer sagen muß und nachher nichts davon weiß. So sehr ich auch mit mir kämpfe und mich wehre, mein entsetzliches Geheimniß zu verschweigen, eine mir unbekannte Macht in mir, die stärker ist als mein Wille, zwingt mich zuletzt immer, es herauszusagen."

Mir sträubten sich die Haare bei diesen Worten, und doch fühlte ich ein wonnig grausiges Gefühl meine Nerven überinnen, es war die Wonne des Entsetzens, das sich Berühren zweier Extreme, die man wenig beisammen sieht. Mir war nicht anders, als müßten jeden Augenblick die düstern Wände der Stube zurückweichen, und mir ein Blick über das unabsehbare Reich der Geister vergönnt sein. Ein unwiderstehliches Verlangen trieb mich zu dem Wunsche, das Schauerlichste zu sehen und zu hören, und doch zog sich mein Herz krampfhaft vor Furcht und Beben zusammen.

„Da Du also gezwungen bist, mir zu sagen, was ich wissen will," fuhr ich fort, „so sage mir unverzüglich, wodurch Dir des Großvaters Tod früher als uns Andern im Hause bekannt war?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Eine humoristische Diebsfirma.) Dem Controleur M. in Neuhietzing bei Wien ward kürzlich Wäsche und Kleidungsstücke im Betrage von 700 fl. gestohlen. Dieser Tage nun wurde dem Controleur per Post ein seidenes Schnupftuch und ein Schreiben zugestellt, das eine Frauenhand verräth, und mit Galgenhumor abgefaßt, wörtlich folgendermaßen lautet: „Euer Wohlgeboren. Bei der Revision meines Waarenlagers, welche ich stets an dem Jahrestage meiner Etablirung vorzunehmen pflege, fand ich gestern zu meinem Aerger auch das beifolgende seidene Sacktuch, obgleich ich meinen Leuten schon vor geraumer Zeit verboten habe, dergleichen zu acquiriren, da Angebot und Ausgebot von Seide sehr schwankt und kein bedeutender Gewinn zu erzielen ist. Da ich nun selbst leider nur gewohnt bin, feinleinene Sacktücher zu benützen, erlaube ich mir, „mein Eigenthum" Ihnen hiermit wieder zur Verfügung zu stellen, mit der Bitte, die Unachtsamkeit meiner Commis zu entschuldigen. Ihr stets dankbarer Greif u. Comp., am 13. September 1868."

(Kinder haben Engel.) Vom Bodensee, 21. Sept., schreibt man der „Bad. Landesztg.": „Folgendes Ereigniß geht in diesen Tagen von Mund zu Mund. Am letzten Samstag Nachmittag unterhielten sich zehn bis zwölf Kinder in Rorschach damit, daß sie sich in einer Gondel in der Nähe des Hafens von den Wellen schaukeln ließen. Plötzlich erhob sich ein Südwestwind, der bald in Sturm überging; die Gondel wurde vom Lande weggetrieben und die Kinder waren hülflos dem Spiele der Elemente preisgegeben. Doch das Vaterauge Gottes wachte über den scheinbar ihrem sicheren Untergang entgegentreibenden Kleinen: nach langer, banger Irrfahrt gelangten sie in die Nähe von Friedrichshafen, wo ihre Noth bemerkt und das Landen ermöglicht ward.

(Gegen Ungeziefer.) Ein Gärtner, dessen Haus von Ratten und Mäusen wimmelte, wurde von dieser Plage befreit, bald darauf, als er seinen Keller zum Lager von Petroleum hergeliehen hatte. Dadurch gerieth er auf den Gedanken, seinen Garten mit dem Wasser zu begießen, welches in geleerten Petroleumfässern gestanden hatte, und bald darauf verschwanden aus dem Garten alle Schnecken. Er mischte unter das Wasser, womit er seine Erdbeeren zu begießen pflegte, einige Schoppen Petroleum und hatte die Genugthuung, alle Engerlinge (Larfen der Maikäfer) verschwinden zu sehen, welche diesen Pflanzen so verderblich sind. Auch andere schädliche Kerbthiere verschwinden aus Gärten und Wohnung, wenn man wiederholt Petroleumwasser in ihre Schlupfwinkel gießt. Die Sache die nicht theuer zu stehen kommt, ist des Versuches werth.

Bei einem jüngst in der Vorderpfalz stattgefundenen Brande, rief ein junger Bürger dem andern zu, mit an die Brandstätte zu eilen, um löschen zu helfen; der Angerufene erwiderte aber: „Jo Hannes, wo denkste dan hien, ich wer mer den Mann zum Feind mache!"

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 81. Donnerstag den 8. October. 1868.

Dauerndes Glück.

Glück wohnt in der friedensreichen
Kinderbrust,
Doch das Kind ist seines Glückes
Unbewußt.

Glücklich ist der ersten Liebe
Lust und Qual,
Doch genießt man dieses Glückes
Nur ein Mal!

Bacchus, Venus lassen Manchen
Glücklich sein,
Doch die Nemesis kommt schnelle
Hinterdrein.

Glücklich macht den jungen Helden
Sein Triumph,
Doch man wird selbst für den Lorbeer
Später stumpf.

Nur der lernt auf Erden kennen
Dauernd Glück,
Wen mit guten Kindern segnet
Das Geschick.

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.

Das Mädchen konnte erst lange vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorbringen; endlich stöhnte sie: „Ach, mein Gott, warum hast du mich so namenlos gemacht? Und warum gibst du mir nicht den Tod, da ich doch den Todten mehr angehöre, als den Lebenden?!“ Dann wandte sie sich zu mir mit den Worten: „Ich weiß, daß das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, was Sie zu wissen befehlen und was ich noch mehr von jener düstern, unwiderstehlichen Macht, die mein armes Leben beherrscht, und in die schauerliche Einöde eines Kirchofs verwandelt, gezwungen werde, Ihnen zu sagen, mich aus Ihrem elterlichen Hause vertreibt, wo ich ein gutes, ruhiges Plätzchen gefunden zu haben hoffte, mich in das alte Elend, in Hunger und Frost, Krankheit und Jammer hinausstößt, aber ich muß nun erzählen, ich muß. Sie werden vor mir zurückschaudern, wie vor einem Auswurf der Menschheit, aber ich schwöre Ihnen zu Gott: ich bin und leide unschuldig; ich habe nichts verbrochen, nichts gethan, womit ich dieß gräßliche Schicksal, zu dem ich verdammt bin, verdient hätte. Ich habe grenzenlos gelitten von Kindesbeinen an, und da ich selbst nie eine Sünde an Gott oder den Menschen begangen habe, so werden wohl, nach dem schauerlichen Ausspruche der Bibel, die Sünden meiner Eltern, die ich nicht gekannt habe, und von denen ich nichts weiß, an mir armen beklagenswerthen Geschöpfe heimgesucht werden.“

„Erzähle nur, erzähle!“ rief ich ungeduldig; denn ich brannte vor grausiger Begierde, das Geheimniß des Mädchens zu erfahren.

„Mir erscheinen die kurz vorher Verstorbenen und auch Ihren Großvater habe ich vorgestern im Augenblick seines Todes und gestern und heute gesehen“, flüsterte sie unheimlich und schauderte sich.

Ich that einen Schrei und fühlte, wie ich kaltweiß im Gesichte wurde; an allen Gliedern zitternd, drückte ich mich in eine Ecke des Federnkanapee's und wagte kaum, wozu es mich doch unwiderstehlich trieb, die vor Furcht thränenden Augen im Zimmer umherzuschicken, mit einer Angst, die mir siedend heiß machte und mir die Zunge an den Gaumen leimte, den Geist des Großvaters ebenfalls zu erblicken. Ich fürchtete mich vor der schrecklichen Geisterseherin, aber ich würde mich noch weit mehr gefürchtet haben, wenn ich allein gewesen wäre, und überdies überwog mein Verlangen, die haarsträubende Geschichte zu erfahren, doch alle andere Gefühle in mir. Das vorige Dienstmädchen hatte mir nur Geschichten erzählt, die sie selbst erst gehört oder gelesen, nicht Selbsterlebtes; hier aber hatte mir der Zufall ein Wesen zugeführt, das nicht nur aus eigener Erfahrung erzählen konnte, sondern durch eine schauerliche und übermenschliche Bestimmung an den Geheimnissen persönlich betheiligt war, die der Schleier des Todes menschlichen Augen verbirgt, an Geheimnissen, in die ein einziger Blick die meisten Menschen zum Wahnsinn bringen würde. Man kann sich denken, daß dadurch mein Interesse an der Er-

zählerin auf die höchste Spitze aller meiner Gefühle und Empfindungen getrieben wurden, auf die des wollüstigen Entsetzens. Meine Pulse flogen, abwechselnd liefen mir kalte und heiße Schauer über die Haut, meine unwillkürlich gefalteten Hände zitterten, und die Knöchel meiner Finger brannten an einander; Zunge und Mund waren mir salztrocken, aber ich dachte nicht daran, sie anzufeuchten; ich bog mich in die Kissen zurück und schloß die Augen.

„Vorgestern Nachmittag, als Sie eben aus der französischen Stunde kamen," fuhr Jette fort, „und Ihre Frau Mutter zu mir sprach, sah ich plötzlich die geisterhafte Gestalt eines sehr großen Mannes mit eisgrauen Locken hinter ihr wegschreiten. Ich hatte seit Jahr und Tag keine solche Erscheinung gehabt und mich schon der freudigen Hoffnung hingegeben, daß ich von der fürchterlichen Geisterseheraabe, die ich stets für eine ungewöhnliche Krankheit gehalten, geheilt sei; um so größer war mein Schrecken, als ich den Geist so plötzlich erblickte. Hier von der Ecke des Tisches, wo er mir sichtbar wurde, ging er hinter Ihrer Mutter weg, welche auf dieser Stelle stand, nach dem Hintergrunde des Zimmers zu, wo der Ofen steht. Aber dort hinten sah ich den Ofen nicht und auch nicht die übrigen Gegenstände an den Wänden, ja diese Wände selbst nicht mehr, sondern ich erblickte andere Wände und eine große, alte, schwarzbraune Spinde, auf die der Geist losschritt, sie öffnete, ein geheimes Fach hervorzog und ein Papier herausnahm. Die Wände und die Spinde, sowie das Papier war alles geisterhafte Erscheinung, wie der Mann selbst. Das unterscheidet sich von den wirklichen Dingen durch ein gewisses Etwas, das ich Ihnen nicht mit Worten beschreiben kann. Genug, ich weiß auf der Stelle genau, was geisterhafte und was wirkliche Erscheinung ist. Nun wissen Sie, weßhalb ich so erschrack, daß ich aufschrie und leichenblaß wurde. Denn jedesmal, wenn ich einen Geist sehe, ist es mir, als ob mir die Seele gewaltsam aus dem Leibe gezogen würde; ich muß einen Schmerz erdulden, den ich mit nichts weiter vergleichen kann, als wenn ich Jemand mit fürchterlicher Gewalt an den Haaren risse, um mir auf die Weise den Kopf vom Rumpfe zu reißen; aber das Gefühl ist doch weit anders und weit schlimmer. Es läßt sich eben nicht mit Worten beschreiben, und ich kann weiter nichts sagen, als daß es ganz entsetzlich ist."

Während dieser Erzählung glaubte ich etwas Aehnliches zu fühlen; ich wagte nicht die Augen aufzuschlagen und nach der bezeichneten Stelle hinzurichten, und um keinen Preis der Welt hätte ich jetzt von der Tischdecke nach dem Ofen hinsehen können. Das Mädchen fuhr nun unaufgefordert in ihrer Erzählung fort und verfiel allmälig in eine Art mir widerwärtiger Plapperhaftigkeit, die mir des ernsten Gegenstandes sehr unwürdig schien und mir gar nicht zu dem tristen Wesen Jettens und ihrer schauerlichen Bestimmung passen wollte, die aber für mich das Gute hatte, daß sie mich entnüchterte und mir allmälig meine Geistesgegenwart wiedergab. Indem ich mich nämlich über die dumme Art ihres Vortrags ärgerte, wurde mein Geist mehr und mehr von dem Schrecken der Erscheinung selbst abgezogen, und ich vermochte ruhiger und mit prüfendem Verstande zuzuhören. Sie erzählte:

„Gestern Nachmittag, ganz zu derselben Zeit, als Ihre Frau Mutter zur Abreise fertig war und mir die nöthigen Aufträge für ihre Abwesenheit ertheilte, sah ich den Geist wieder in derselben Gestalt und auch die Spinde wieder, auf die er losging, sie öffnete und das Papier herausnahm. Nun wußte ich, daß der Geist der Ihres verstorbenen Großvaters war."

„Wußtest Du denn das Tags vorher nicht?" fragte ich befremdet.

„Nein. Woher hätte ich es auch wissen sollen? Ich hatte ja in der kurzen Zeit, die ich erst im Hause bin, noch nicht einmal gehört, daß Ihr mütterlicher Großvater noch lebte, geschweige wo er lebte und wie er aussah. Als ich nun die Erscheinung vorgestern zum erstenmal erblickte, wußte ich nur, daß sie der Geist eines kürzlich Verstorbenen sei, der in irgend einer nahen Beziehung zu Ihrer Familie gestanden habe. So wie aber der Kutscher gestern kam und seinen erdichteten Gruß angesagt hatte, wußte ich, woran ich war."

Beschreibe mir doch den Geist näher," sagte ich mit gewonnenem Muth, indem sich in mir ein kleiner Zweifel an der Wahrheit der ganzen Geschichte unwillkürlich zu regen anfing. Ich dachte nun schon daran zu prüfen; die Kritik wurde lebendig in mir.

„Es ist ein sehr großer und starker Mann, wie es wenige gibt; den Kopf trägt er etwas auf die Brust gesenkt. Er hat eine große majestätische Sattelnase, die mit seinem großen durchdringenden Auge dem Gesicht einen sehr ehrwürdigen Ausdruck verleiht. Bart habe ich nicht an ihm bemerkt, wohl aber schneeweiße Locken, die ihm von den Schläfen und in den Nacken herabhingen. Unter dem linken Auge auf der Wange sah ich eine große Warze, aus der ein Büschelchen weißer Haare emporgesproßt war. Die Wimpern hingen dicht und lang über die Augen und die Brauen waren stark und buschig; die Stirn ist rund und hoch, und von der Nasenwurzel ziehen sich zwei tiefe Falten bis auf die Höhe. Sein Gang ist langsam und schleppend. Es will mich fast bedünken, als habe er am linken Bein oder Fuß einen Schaden,

der ihm beim Auftreten Schmerzen verursacht; denn er tritt nicht so gewichtig darauf, wie auf dem rechten."

Mir graus'te es von neuem. Zug für Zug beschrieb das Mädchen die ungewöhnliche Gestalt des verstorbenen Großvaters so genau, daß ich ihn selbst vor mir zu sehen glaubte. Vorzüglich die Warze auf der linken Wange unter dem Auge und der Schmerz im linken Beine erschreckten mich; denn von dieser Warze hatte ich, wenn ich mich in der Nähe des Großvaters befunden hatte, die Augen nicht viel abwenden können, und im linken Beine hatte er seit einem Jahre einen rheumatischen Schmerz gehabt, der ihn gar sehr am Gehen gehindert. Nun beschrieb sie aber auch die Kleidung.

„Er hatte eine weißbaumwollene Nachtmütze auf dem Kopfe, ein schwarzseidenes Halstuch leicht umgeschlungen, über das der weiße Hemdkragen herfiel; über der grau und dunkelgrünen Wollcourtweste trug er ein wattirtes schwarzseidnes Wamms, wie ich es noch an keinem Mann gesehen habe, und endlich einen langen braunen und gelbgeblümten Schlafrock, der vornen offen stand. Die kurzen Beinkleider von schwarzem Sammt sind an den Knieen mit silbernen Schnallen über weiß wollenen Strümpfen befestigt, und an den Füßen hatte er Hausschuhe von rothem Kalbsleder. .

Die Kleidung traf wieder zu bis auf das schwarzseidene Wamms, welches ich nie am Großvater gesehen hatte.

„Heute habe ich ihn aber im Sterbekleide gesehen," fuhr Jette fort.

„Heute hast Du ihn wieder gesehen?" rief ich erschrocken. „Du warst ja aber nicht hier im Zimmer."

„Ich sah ihn zur bestimmten Stunde auf meiner Kammer, wohin ich mich zurückgezogen hatte. Die Spinde war auch wieder da, und er langte das Papier heraus und verschwand dann."

„Und im Sterbekleid?"

„Ja. Er war schneeweiß von vornen; aber als er an mir vorüberging, und ich ihn nun von hinten sah, gewahrte ich einen langen und breiten gelblichen Streifen, der vom Rücken herab bis auf den Boden lief und etwas länger war, als das übrige Kleid, so daß der Geist ein Stück wie eine Schleppe am Boden nachzog. Was das mit dem schmutzig gelben Streif soll, habe ich nicht errathen können. Die baumwollene Mütze hatte er auch nicht mehr auf; die Haare waren ihm schön gescheitelt und gekämmt und auf dem Hinterkopfe mit einem neuen Messingkamm befestigt."

Nachdem Jette mit der Beschreibung des Geistes meines Großvaters fertig war, und ich sie durch Fragen zu einigen Wiederholungen veranlaßt hatte, war in mir ein wahrer Heißhunger nach ähnlichen Erlebnissen von ihr erwacht, und sie ließ sich jetzt, im Gegensatz zu ihrer früheren Hartnäckigkeit, gar nicht lange bitten, mir von früher gehabten Erscheinungen weitläufig zu erzählen. Wenn ich Alles, was ich an diesem Abend und weit in die Nacht hinein, sowie an den folgenden Tagen bis zur Heimkehr der Mutter von ihr erfuhr, wieder geben wollte, so müßte ich ein Buch füllen. Eine Geschichte war immer wunderbarer als die andere, und viele davon sind mir wieder aus dem Gedächtniß entschwunden. Manche dagegen sind mir geblieben, und die interessantesten will ich erzählen. Höchst merkwürdig ist, daß Jette nicht allein die Geister abgeschiedener Menschen, sondern auch Thiergespenster, namentlich Hunde und Pferde, gesehen zu haben behauptete.

Jette hatte eine schrecklich trübselige Jugend gehabt; ohne Eltern und Verwandten war sie in Wiedenburg, einem Städtchen am kurischen Haff in der Niederung, woher ihre Mutter gebürtig gewesen, von der städtischen Gemeinde erhalten und erzogen worden und im Armenhause, einer elenden Barake, aufgewachsen. Als Kind hatte sie schwere Krankheiten durchgemacht und Niemand hatte sich sonderlich dabei um sie bekümmert; sie war in ihren größten Nöthen sich selbst überlassen geblieben. Wenn sie gesund gewesen, hatte sie ganze Tage an einer einsamen Stelle am Ufer gesessen und auf den stillen Wasserspiegel des Haffs hinausgeschaut, und im Nebel, der den größten Theil des Jahres auf jenen Wasserflächen lastet, hatte sie wunderbare Gestalten gespenstiger Schiffe und Kähne, schattenhafte Wasserthiere und die Geister ertrunkener Menschen erblickt; wenn sie aber Jemand etwas von diesen Erscheinungen gesagt, so war sie verlacht oder gescholten worden und hatte wohl gar Schläge bekommen. In ihrem fünfzehnten Jahre war sie nach Tilsit gewandert, um sich als Lauf- oder Kindermädchen zu vermiethen, und sie hatte dort einen solchen Dienst bei einem Bäcker erhalten. Ich will sie die sonderbare Erscheinung, die sie in diesem Hause hatte, die erste wichtige und bedeutungsvolle selbst erzählen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ueber das Erdbeben in Südamerika) schreibt der amerikanische Gesandte in Chili: In Moquoo öffnete sich der Boden und schloß sich sofort wieder, hatte aber Gruppen von Flüchtlingen gefaßt, deren Leiber theilweise über der Erde sichtbar blieben. So sieht man hie und da Hände, Füße oder Zehen nur über

die Bodenfläche ragen, mitunter auch den ganzen Kopf und Hals, während der übrige Körper von der Erde verschlungen ist. — Ueber das Erdbeben in der Stadt Arica wird berichtet: Im Augenblicke als sich an der Südseite der in Trümmer liegenden Stadt Arica die Erde öffnete, wurden in der ungeheueren Höhlung fünfhundert Mumien sichtbar. Sie stehen in langen Reihen, mit dem Gesichte nach der See gewendet, jedes Skelett vollständig erhalten, mit gekreuzten Händen das Kinn stützend. Aller Kniee sind in die Höhe gezogen, so, daß der Körper auf die Füße drückt. Die Stelle war in früheren Zeiten ein Kirchhof, und man hält die Skelette für Ueberreste der Inkas.

Ueber die Verheerungen, welche die letzten Stürme und in deren Gefolge die Ueberschwemmungen der Flüsse und Bäche in der Schweiz angerichtet, berichtet der Berner „Bund“: „Lange war man ungewiß über das Schicksal, welches bei der großen Ueberschwemmung das Dorf Vals in Graubündten getroffen. Die einen Gerüchte behaupteten, das ganze Dorf sammt der Kirche sei zu Grunde gegangen, andere stellten das Unglück weniger groß dar. Nach dem persönlichen Berichte eines Vorstehers hatte man Sonntag (27. Sept.) Abends noch keine Ahnung von dem fürchterlichen Ereignisse, das so bald und so plötzlich über die schöne, lachende Alpenlandschaft hereinbrechen sollte. Um 9 Uhr herum kam die Gefahr. Ein Glück, daß die Einwohner wach waren und sie zur rechten Zeit wahrnehmen konnten. In Folge von Wolkenbrüchen und Hagel, der im Gebirge fiel, ganze Strecken weiß färbend, und dann vom glühenden Föhn angehaucht, rasch schmolz, stiegen die beiden Flüsse, der Glenner von Zevreila her und der Peilerfluß, die sich oberhalb Plaz vereinigen, außerordentlich an. Hätten sie ungestört ihren Abfluß gefunden, so würde großes Unglück nicht erfolgt sein, aber Bäche und Rüfe fielen ihnen in die Flanken und stauten sie zu Seen auf, die dann losbrachen und die ganze Gegend unter Wasser setzten, verwüsteten und mit Steinen und Sand bedeckten. Die Nacht war finster, aber der Blitz diente von Zeit zu Zeit den armen Einwohnern als Leuchte, um die ganze überfluthete Gegend und ihren Ruin zu überblicken. Zuerst mußte man in vielen Häusern daran denken, das Leben zu retten, denn rasch war eine Parthie Häuser vom Wasser umströmt. Mit Noth rettete man sich in verschiedenen Häusern aus der Gefahr. Als der Vorsteher A. S., dessen festgemauertes Haus ebenfalls in Gefahr stand, seine Familie eines nach dem andern durch das Wasser getragen hatte und noch einmal zurückkehren wollte, um das Haus zu schließen, war ihm bereits der Weg unmöglich. Mehrere Häuser stürzten ein und wurden förmlich weggeschwemmt (es sollen dieses 8 sein), andere mehr oder weniger zerstört, an 12 untergraben und eingesandet. Das Pfarrhaus steht noch, droht aber den Einsturz. Die Kirche blieb stehen. Ein Theil des Kirchhofs ist weggespült. (In Peiden sind Leichname, Kirchhofkreuze mit Valsener Namen und Kirchengeräthe angeschwemmt worden, ja man glaubt auch Körper erst ertrunkener Menschen gesehen zu haben.) Die Ställe die im Thal herum zerstört wurden, sind noch nicht gezählt. Am Montag währte der hohe Wasserstand an. Aus einem im Strom stehenden Hause konnte man am Montag Morgen die Bewohner, darunter eine Wöchnerin, nur mit Mühe herausholen. Menschenleben sind keine verloren gegangen. Die Zerstörung der Güter aber ist groß, sehr groß. Die ganze kultivirte Landschaft vom Hofe Zevreila heraus bis unterhalb Plaz nach Campo ist in ihrer Länge von drei Stunden und in ihrer ganzen Breite überfluthet und größtentheils zerstört worden, aller Kulturboden weggeschwemmt. Welche trostlose Aussicht für das von der Welt ringsum abgeschlossene Vals! Alle Brücken waren fortgeschwemmt und die Verbindung mit dem Lugnetz abgebrochen. Die Gemeinde in ihrer Noth mußte zu dem Entschlusse kommen, sich weiter zu wenden. Mit Lebensgefahr erreichten ihre Abgesandten die andere Thalseite.“ — Soweit jener Bericht. Inzwischen hat das Wachsen der Wasser nicht aufgehört, ein starkes Steigen wurde in Graubündten namentlich in der Nacht vom 1. auf den 2. Okt. wahrgenommen. In einer traurigen Lage befindet sich laut der „Liga grischa“ auch das Bad Peiden. Alle drei Quellen sind versunken, vier Häuser zerstört, der Fuß der Badbrücke mitten im Glenner-Strom. Nicht minder traurige Schilderungen werden von Haldenstein gemacht. Dort hat der Rhein sein Bett durch die Obstgärten gegraben, während die alte Brücke mit Zähigkeit den Fluthen widerstand. Die Bäume liegen früchtebeladen über einander, die Wurzeln ragen in die Lüfte. Der Schaden Haldensteins wird allein auf 200,000 Fr. berechnet, nächst ihm dürfte von den Bündner Gemeinden Fäsch die am schwersten heimgesuchte sein. Bei Thusis liegt ein von der Fluth heruntergespülter Felsblock, dessen Gewicht etwa 6000 Zentner betragen soll — ein Beweis der gewaltigen Kraft des empörten Elements. Zu den Hiobsposten aus den Kantonen Tessin, Graubündten und St. Gallen gesellen sich leider nun auch solche aus dem Kanton Wallis.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 82. Sonntag den 11. October. 1868.

Jugendblüthe.

Es blühet auf Erden
Ein Blümchen so frisch;
Es blühet dem Armen,
Dem Reichen am Tisch.

Doch es blüht nicht lange,
Nur kurz ist die Zeit,
Wo herrlich die Blüthe
Durch Pflege gedeiht.

Es nehme ein Jeder
Das Blümchen in Acht!
Und faff' es behutsam,
Berühre es sacht.

Die Blume heißt Jugend,
Die Jeden beglückt,
Das Antlitz der Menschen
Auf's Lieblichste schmückt!

Nur einmal im Leben
Dem Menschen sie blüht,
Die Blum', die auf Wangen,
Im Herzen erglüht!

Drum nehme ein Jeder
Das Blümchen in Acht;
Erhalte die Frische,
Bewahre die Pracht!

Denn ist erst das Blümchen
Der Jugend verblüht,
Es blühet nicht wieder,
So sehr man sich müht.

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.

„Meine Dienstherrschaft bestand aus einem jungen hübschen Ehepaare, das sich tüchtig rührte, um etwas vor sich zu bringen. Sie hatten vier Kinder, zwei Knaben von sieben und fünf Jahren, ein Mädchen von zwei Jahren und einen Säugling von sechs Monaten, auch ein Knäbchen. Für die Wartung der beiden jüngsten Kinder war ich vorzüglich gemiethet, da die Mutter fast ihre ganze Zeit auf das Geschäft verwenden mußte. Weil ich es nun gut mit den Kindern meinte, und sie gern bei mir waren, so hatte ich es auch gut; denn die Frau gab mir manches Stück Kuchen und feines Backwerk, was bis dahin noch nicht über meine Zunge gekommen war. Dafür zeigte ich mich hinwiederum dankbar und that oft über meine Kräfte. So auch, als der älteste Knabe, Joseph, an einem hitzigen Fieber krank wurde, wachte ich jede Nacht an seinem Bettchen und gab ihm die Arznei pünktlich ein. Nun wohnte einige Häuser von uns ein reicher Graf in einem hohen, sehr weitläufigen alten steinernen Hause, das man füglich ein Schloß hätte nennen können. Er war ein Mann in den besten Jahren, hatte eine schöne Gemahlin und Söhne und Töchter; in der Umgegend besaß er viele Güter und machte ein großes Haus. Die Feste und Gastereien rissen nicht ab, und vornehme adelige Herren und Damen aus Preußen und Polen waren da immer zu finden. Im Herbst waren ihrer oft über hundert, die dann mit der gräflichen Familie auf die Güter auf die Jagd gingen. Meine Dienstherrschaft hatte aus dem gräflichen Hause vielen Verdienst; denn es wurden alle Kuchen und sonstiges Backwerk, was dort verzehrt wurde, bei uns gebacken. Ich hatte den Grafen öfter gesehen, wenn er an der Seite der Gräfin und mit den jungen Grafen und Gräfinnen vorüberfuhr; ich armes unbedeutendes Dienstmädchen war aber gewiß niemals von dem schönen vornehmen Grafen bemerkt worden.

Eines Nachts nun, als ich an Josephs Bettchen saß und das Kind schlief, und die Frau mit dem jüngsten Kinde im Bette daneben ebenfalls ruhig schlief, umnebelten sich plötzlich meine Sinne, und ich sah aus der offen stehenden Thüre, welche in die Schlafkammer des Meisters und der beiden andern Kinder führte, einen merkwürdigen Zug herauskommen. Es waren große, brandschwarze Pferde, an einen prächtigen, aber ebenfalls schwarzen Reisewagen gespannt. Der Kutscher auf dem Bock war ein bildschöner bleicher Jüngling mit schwermüthigen Augen und langen schwarzen Locken. Im Wagen aber saß ganz allein der Herr Graf in einer prächtigen Uniform, die ich früher noch nie an ihm gesehen,

und mit Ordenssternen und Kreuzen auf der Brust. Die Pferde gingen Schritt vor Schritt, und als sie an Josephs Bettchen kamen, wurden sie vom Kutscher angehalten, und der Wagen stand still. Der Knabe richtete sich im Bettchen auf, und der Graf bog sich aus dem Schlage und schien mit dem Kinde zu sprechen; ich sah das aber nur und hörte nichts, keinen Ton, geschweige ein Wort. Nun sprang plötzlich der mir wohlbekannte Jäger des Grafen hinten von der Kutsche — ich bemerkte ihn jetzt erst — öffnete den Schlag und hob den kleinen Joseph, dessen Hemdchen sich in ein langes, faltenreiches, schneeweißes Sterbekleid verwandelt hatte, in den Wagen.

Als dieß geschehen war, verschloß der Jäger den Wagen, sprang wieder hinten auf, und der fremde Kutscher trieb die Pferde an. Das Kind saß an des Grafen Seite und langsam fuhr der Wagen zur andern Thüre hinaus. Ich zitterte und bebte an allen Gliedern und fühlte mich am ganzen Körper wie gelähmt; auch empfand ich jenen eigenthümlichen Schmerz, den ich Ihnen schon anzudeuten versuchte. Als er von mir wich, sah ich das Kind zu meiner großen Freude neben mir im Bettchen liegen und ruhig schlafen, wie zuvor. Am andern Morgen war ich aber nicht wenig erstaunt, als der Knabe seiner Mutter mein ganzes Gesicht mit den kleinsten Umständen als einen Traum erzählte, den er in der verwichenen Nacht geträumt; er gab aber auch die Worte wieder, welche der Graf mit ihm gesprochen. — Komm, Joseph, — hatte der Graf gesprochen — und fahre mit mir; ich will dich in ein weit schöneres Haus bringen in einem herrlichen Lande, wohin ich eben reise, und wo du es sehr gut haben sollst. Willst du mit mir? — Ei ja wohl! hatte der Knabe geantwortet; ich möchte aber meinen Bruder Heinrich (so hieß der zweite Knabe) auch mit haben. — Den können wir jetzt nicht gleich mitnehmen, aber in sieben Wochen will ich ihn nachholen und zu dir bringen.

Darauf hatte sich Joseph in dem Wagen an die Seite des Grafen gesetzt und war mit ihm von dannen gefahren. Weiter wußte er auch nichts zu erzählen, nur daß er in kindischer Lebhaftigkeit und mit den seinen Jahren und Verstandeskräften entsprechenden Worten die Pracht des Wagens, der Pferde, des Geschirrs und der Uniform des Grafen beschrieb.

Die Meistersfrau machte nichts aus dem Traume; wenn sie mich beobachtet hätte, so würde mich mein Schrecken ihr verrathen haben. Ich verschwieg mein Gesicht und weinte heimlich bitterlich, denn ich wußte nun, daß nicht nur der Graf und Joseph, sondern auch Heinrich bald sterben würden, und ich hatte die Kinder sehr lieb. Der Graf erfreute sich aber zu dieser Zeit der besten Gesundheit und ritt mit seinen Freunden oft vorüber nach seinen Gütern auf die Jagd. Endlich kam er der großen Jagden wegen gar nicht wieder in die Stadt zurück, und ich sah und hörte nichts von ihm. Josephs Krankheit besserte sich bald darauf, und eine Woche später war er soweit hergestellt, daß er wieder auf die Straße lief. Dieß Alles konnte mich indeß nicht irre machen; ich war der traurigen Zukunft gewiß und fühlte mein Herz immer wie von Zentnersteinen belastet. — Es trat kaltes Regenwetter ein mit Schnee durchmischt, böse Tage, wie sie der November meist bringt. Joseph kam eines Abends durchnäßt und verkältet heim; sein kurz zuvor stark erwachter Appetit hatte sich verloren, er klagte über Kopfschmerzen und fieberte in der folgenden Nacht stark. Genug, die Krankheit hatte einen Rückfall, das Kind wurde von Tag zu Tag kränker und am einundzwanzigsten Tage starb es kurz vor Mitternacht. Ich kniete weinend an seinem Bettchen; die trostlose Mutter hielt den schönen mit dem Tode ringenden Knaben im Arm. Ich schlug die thränenmüden Augen nach ihm auf und — schrack furchtbar zusammen; denn ich sah den Geist des Grafen dicht am Bettchen stehen, die Augen schwermüthig auf das sterbende Kind geheftet. Der Graf hatte ein reiches Jagdkleid an und lehnte sich auf eine lange Doppelflinte, die er in der Hand hielt. Ich schrie, vom fürchterlichsten Schmerz gepeinigt, der Graf! der Graf! In diesem Augenblick war Joseph todt und die Erscheinung verschwunden. Von der Dienstherrschaft über den seltsamen Ausruf befragt, mußte ich nun Alles bekennen. Man hielt mich für eine halb verrückte Träumerin, als aber am folgenden Tage die Nachricht einlief, daß der Graf Abends vorher auf der Heimkehr von der Jagd in der Mitte seiner Freunde durch eigene Unvorsichtigkeit verunglückt war, indem er sich beim Ueberspringen eines Grabens auf seine noch geladene Doppelflinte gelehnt und diese losgegangen und ihn tödtlich verwundet hatte, so daß er eine Stunde vor Mitternacht verschieden war, da grauste es den Leuten vor mir, der unheimlichen Geisterseherin. Die Meistersfrau fürchtete sich so vor mir, daß sie nicht mehr mit mir allein bleiben wollte. Der Meister gab mir reichlich Geld als Entschädigung und sagte, daß ich mir einen andern Dienst suchen sollte, sobald Joseph begraben sei. Mir war, als müßte ich mich todt weinen, und doch konnte ich es den guten Leuten nicht verdenken, daß sie mich nicht in ihrer Nähe dulden wollten. Ich rüstete mich also mit unaussprechlichem Kummer zum Abzug. Es gelang mir, einen andern Dienst zu finden. Aber erst wollte ich meinen lieben schönen Joseph mit bestatten. Unterdessen war die Leiche des Grafen in die Stadt gebracht

worden. Abends vor der Bestattung wurde sie auf dem Paradebette ausgestellt und Jedermann zugelassen. Ich fühlte einen unwiderstehlichen Drang, den verunglückten Mann zu sehen, mit dem ich in einer so geheimnißvollen und übernatürlichen Verbindung stand. Er hatte dieselbe reiche Uniform an und war mit den Orden geschmückt, wie ich ihn in dem schwarzen Wagen sitzen gesehen hatte. Am andern Morgen wurden er und Joseph zu gleicher Zeit begraben. — In meinem neuen Dienste erkundigte ich mich ängstlich nach Heinrich. Ach, auch er erlag dem düstern Schicksal! Von derselben Krankheit befallen, wie sein Bruder, starb er gerade sieben Wochen später, wie das Gespenst des Grafen es vorausgesagt hatte." — —

* * *

Höchst merkwürdig und ergreifend war mir folgendes Erlebniß Jetten's, in welchem Traum- und Todtengesicht wunderlich schauerlich ineinandergriffen.

„Ich war fünf Jahre im Dienst bei einem Pfarrer meiner Vaterstadt. Er war ein herzensguter Mann und in Wort und That ein rechter und ächter Seelsorger, Vater und Berather seiner Beichtkinder und aller Hilfsbedürftigen, die sich an ihn wandten. Seinem frommen und mitleidigen Herzen verdankte ich auch die Aufnahme in sein Haus. Ich war krank und elend in das städtische Krankenhaus gebracht worden. Dort hatte er mir das heilige Nachtmahl gereicht und mich nachher mehrmals besucht, um mir geistige Nahrung zu spenden. Auch aus seiner Küche ließ er mir zuweilen Speisen zukommen, die meinem Zustande angemessen waren. Aber er ließ es nicht dabei bewenden. Sobald ich genesen war, erheiterte er meinen trüben Blick in die Zukunft mit der Erklärung, daß er mich als Dienstmädchen in's Haus nehmen wolle, wo ich seiner kranken Frau eine gewissenhafte Wärterin werden möchte.

Die Frau Pastorin war nämlich seit einer Reihe von Jahren vom Schlagfluß auf der rechten Seite gelähmt, so daß die Glieder dieser Seite gänzlich unfähig waren, ihre Schuldigkeit zu thun. Sie konnte an einer Krücke nur mühsam forthumpeln und saß meist in einem Rohrstuhl. Natürlich brauchte sie eine treue Dienstmagd, der sie die Besorgung des Hauswesens ganz anvertrauen konnte. Das wurde ich nun im besten Sinne des Wortes. Ich wartete und pflegte die leidende Frau nach Kräften und that, was ich ihr und dem Herrn Pastor nur an den Augen absehen konnte. Sie hatten eine einzige Tochter, die nach Danzig an einen Kaufmann verheirathet war und nur jährlich einmal zum Besuch kommen konnte. Meine fromme Dienstherrschaft unterhielt sich Abends stets von göttlichen Dingen; meist las der Pfarrer aus einem Buche vor und daran knüpften sich dann ihre erbaulichen Zwiegespräche. Ich durfte stets Zuhörerin sein, auch wohl meine Meinung unverhohlen sagen und um Belehrung bitten. Diese Abende sind die genußreichsten meines Lebens gewesen. So waren vier Jahre in Ruhe und Frieden vergangen und ich hatte von Geistern im Ganzen genommen wenig Anfechtung gehabt. Da schrieb die Tochter, daß sie zu der bestimmten Zeit dieses Jahr nicht kommen könne, da Gottes Gnade den Keim eines neuen Lebens in sie gelegt. Sie wolle ihre Niederkunft erst abwarten und dann, wenn der Herbst feste Witterung bringe, mit dem neugebornen Weltbürger kommen, um ihn den geliebten Eltern in die Arme zu legen, damit sie ihn segneten. Es verstrichen einige Monate und wir erfuhren nichts von der Tochter. Da saßen wir eines Abends beisammen. Der Herr Pastor las, die Frau Pastorin hörte mit gefalteten Händen andächtig zu; ich that strickend desgleichen. Plötzlich sah ich die Tochter zwischen den beiden Eltern an dem Tische stehen in einem langen Sterbekleide, ein neugebornes Kindlein im Arm. Aufschreiend verfiel ich in einen schmerzvollen Starrkrampf. Der Herr Pastor war sogleich um mich beschäftigt. Als ich unter seinen Bemühungen wieder zur Besinnung kam, war die Erscheinung verschwunden; mein Herz drohte mir aber vor Jammer zu brechen, und ich konnte unmöglich Thränen und Wehklagen zurückhalten. Den Grund durfte ich meinen bestürzten Wohlthätern auch nicht verschweigen. Sie vernahmen die Trauerkunde, daß ihre Tochter nicht mehr unter den Lebenden sei, mit der Fassung gottergebener Gemüther aus meinem Munde. Nach einigen Tagen langte denn auch die Trauerbotschaft der Tochter aus Danzig an; sie war an demselben Abend, eine Stunde nach einer schweren Niederkunft mit dem Kindlein verschieden. Seit jener Zeit unterhielt sich das würdige Ehepaar noch mehr als früher vom Tode und von der Fortdauer unserer Seele; die Frau kränkelte mehr und mehr, ihre Kräfte nahmen rasch ab. Sie fühlte, daß sie bald der Tochter in das Jenseits nachfolgen werde und sagte die Zeit ihres Todes voraus. So richtete sie denn Alles mit freudiger Seelenruhe auf ihr Ableben ein und bestellte sich auch ihr Sterbekleid. Der Herr Pastor meinte, er wolle sich das seinige nun auch gleich mit anfertigen lassen; denn er werde nachher ebenfalls nicht lange mehr einsam herumwandeln. So wurden denn die beiden Sterbekleider aus einem Stück gemacht.

Wirklich starb die Frau Pastorin im nächsten Frühling, als die jungen Knospen trieben, und am Osterfest legten wir ihre müde Hülle in die mütterliche Erde. Als wir vom Begräbniß heimkamen, sagte der Herr Pastor wehmüthig zu mir:

„Nun müssen wir allein haushalten, Jette. Du wirst nicht lange bei mir zu bleiben brauchen. Warte mich nur eben so gut, wie Du meiner Seligen gethan hast. Sie hat Dir oft prophezeit, daß es Dir auf Erden noch gut gehen werde; ich verkünde Dir Gottes reichsten und schönsten Lohn dafür." Bald genug nahm ich wahr, daß seine Gestalt allmälig verfiel, und er immer stiller wurde. Als nun der Sommer herankam, bestand der Arzt darauf, daß der Herr Pastor in ein Bad reisen müsse; dieser lächelte schwermüthig dazu, wie Einer, der da wohl weiß, welche größere und wichtigere Reise ihm bevorsteht; er fügte sich aber in den Willen des Arztes und seiner Freunde. Um die Reise nun nicht allein machen zu müssen, ließ er in das Nachrichtsblatt setzen, daß er einige Reisegesellschaften suche, um den Wagen voll zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Auf der Naturforscher-Versammlung zu **Dresden** hat die Sektion für öffentliche Gesundheitspflege folgenden von Dr. Varrentrapp aus Frankfurt a. M. und Wiebe, geh. Oberbaurath aus Berlin, gestellten Antrag angenommen: I. Die Gesundheit der Städtebewohner verlangt als eines der dringendsten Bedürfnisse, daß der Boden, worauf die Städte erbaut sind, rein und trocken erhalten werde — rein, indem aller flüssige Unrath (Küchen-, Hausreinigungs-, Fabrik-Wasser u. s. w.) weder direkt dem Boden überliefert, noch in den Gruben oder sonst wie in der Nähe der Wohnungen aufgespeichert, vielmehr vollständig und schleunigst weit aus den Städten weggeführt werde — trocken, indem das Grundwasser, wo dasselbe regelmäßig oder theilweise höher als der Kellerboden der Häuser steht, niedriger als derselbe gelegt und auf diesem Standpunkt dauernd erhalten werde. Zur Erreichung dieses Doppelzweckes sind folgende Forderungen zu stellen: 1) reichliche Versorgung der Wohnhäuser mit frischem reinen Wasser, und zwar am besten durch alle Stockwerke; 2) jeder Aufspeicherungsort, jede Art von Gruben (Versickerungs-, Senk-, cementirte Gruben u. s. w.) sind unbedingt zu verbieten; 3) leichte und schnelle Abführung des durch den Gebrauch verunreinigten Wassers durch gut eingerichtete, gehörig gespülte und ventilirte unterirdische Abzüge, dergestalt, daß jeder Fäulniß der flüssigen, organischen Abgänge nicht nur im Bereich des Hauses, sondern auch im Bereich der ganzen Stadt unbedingt vorgebeugt wird; 4) diese Abzüge sind so einzurichten, daß jedes Austreten von Luft aus denselben in die Häuser und die Verunreinigung des Untergrundes wirksam verhindert wird und 5) die Abzüge müssen tiefer als die Kellersohlen liegen, und sind so anzulegen, daß sie die Keller von etwaigem Grundwasser befreien, überhaupt die Keller vor dem Eintreten von Wasser in dieselben völlig schützen. II. Eine besondere Beachtung verdient die Entfernung der menschlichen Exkremente . . . Bei diesen vor Allem ist jede Aufspeicherung verboten, schleunigste Entfernung geboten, und zwar sollen sie noch frisch abgeführt werden, d. h. ohne jeden Aufenthalt gleich nach ihrem Entstehen. Daher ist das Tonnensystem jeder Art von Gruben, selbst wenn diese durch die besten hydropneumatischen Apparate entleert werden, vorzuziehen, und ebenso das Schwemmsystem dem Tonnensystem. Bei kleineren und mittleren an großen Flüssen gelegenen Städten ist vom gesundheitlichen Standpunkt aus gegen die Ausgießung des frischen flüssigen Inhalts der Schwemmkanäle in jene Flüsse nichts zu erinnern. Großen Städten kann diese Ausgießung, insbesondere in kleine Flüsse, nicht gestattet werden. Hier empfiehlt sich, zumal da die Frage der Desinfektion, d. h. gegenüber der bloßen Geruchlosmachung die wirkliche Niederschlagung, Zersetzung und Zerstörung der schädlichen Bestandtheile, bis jetzt noch ganz problematisch ist, nach den bisherigen Erfahrungen vor Allem die Berieselung der Felder. Diese allein gewährt das Mittel, die Flüsse vollkommen rein zu halten, und allen düngenden flüssigen Unrath dem Ackerbau zuzuführen, indem andererseits bei jeder Art von Abfuhr das Küchen-, Wasch-, Fabrik-Wasser, der Straßendünger u. s. w. der Landwirthschaft entzogen bleiben."

Der „Correspondencia" zufolge scheint man ein vortreffliches Specificum gegen die Cholera gefunden zu haben, und zwar in einer Pflanze, die in Arabien wächst und dort Gats genannt wird.

(**Wie spricht ein Ertrunkener?**) Die „Kobl. Ztg." berichtet, daß von einer rheinischen Behörde an die stromabwärts gelegenen Ortschaften das Signalement eines Ertrunkenen für den Fall des Anlandens der Leiche gesandt worden. In diesem Signalement heißt es: „Sprache: deutsch." Diese Behörde muß wohl dieselbe sein, welche, als sie meldete, daß ein in Stücke zerschnittener und in einen Sack genähter Leichnam gefunden sei, schlau hinzufügte: „Ein Selbstmord scheint hier nicht vorzuliegen."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 83. Donnerstag den 15. October. 1868.

Thränenblüthe.

Es geht ein Engel durch die Lande,
Er geht von Haus zu Haus,
Bei hohem und bei niederm Stande
Er bittet sich was aus.

Er trägt in seinen heil'gen Händen
Den herrlichsten Pokal,
Und wunderbaren Glanz entsenden
Die Wände, Strahl an Strahl.

So geht er zu den Erdensöhnen,
Geht zu den Armen all,
Und sammelt freundlich alle Thränen
Im Becher von Krystall.

Und gießt sie dann im Paradiese
Vor Gottes Augen aus,
Und auf der weiten Himmelswiese
Ersprießen Blumen d'raus.

Dort wird aus jeder Kummerzähre
Ein Blümchen schön und zart,
Das blühet wohl zu Gottes Ehre,
Weil's hier verachtet ward.

Die Thräne, welche Lieb vergossen,
Geweint des Herzens Pein,
Sie leucht't von Purpurroth umflossen
In goldnem Himmelsschein.

Und die benetzt des Armen Wangen,
Das herbe Leid geweint
Das wird als Azurblume prangen
Mit Seligkeit vereint.

Und die geweint die Waise nächtig
Im stillen Kämmerlein,
Die strahlet dort vor allen prächtig
Als Silberblume rein.

Und die, vom Laster frech bedrücket,
Der Unschuld ward erpreßt,
Als Demantrose dort beglücket
Sie frommer Engel Fest.

Auch meine Thräne holt der Bote
Des Himmels jede Nacht;
Ob dort aus ihr die Purpurrothe
Reichblühend wohl erwacht?

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.

Zwei Nächte darauf träumte ich, ich saß bei dem Herrn Pastor in der Stube mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, er aber studirte, und es wurde kein Wort gewechselt. Da klopfte es an die Thür und auf das einladende „Herein" des Herrn Pastors trat ein schier unmenschlich großer, schöner und schlanker Mann in die Stube. Er war nach der neuesten Mode höchst elegant in schwarz gekleidet und trug goldene Ketten und Ringe in der geschmackvollsten Facon; man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er einer der vornehmsten und reichsten Männer war. Glänzende schwarze Locken ringelten sich um seinen äußerst schönen Kopf; in seinem wunderbar regelmäßigen und ernsten Gesicht schien aber kein Blutstropfen zu sein; es sah aus wie glänzendes Elfenbein. Dem Ansehen nach schien er ein Mann von fünfundzwanzig, höchstens dreißig Jahren. Mir kam er sehr bekannt vor und ich besann mich im Traume, wo ich ihn schon gesehen hatte; denn daß ich ihm schon gegenüber gestanden hatte, wußte ich gewiß. Ich konnte aber nicht darauf kommen. Er verbeugte sich mir dem vornehmsten Anstande und sagte zum Pastor, der sich höflichst von seinem Stuhle erhoben hatte: Sie suchen Reisegesellschaft nach dem Bade. Ich will mich Ihnen als solcher Gesellschafter anbieten, wenn ich Ihnen anstehe, Herr Pastor. — Dieser versetzte, daß ihm eine solche Begleitung äußerst erwünscht sei. Da Sie mir aber fremd sind, so bitte ich um Ihren werthen Namen, auch würden Sie wohlthun, mir Ihren Reisepaß einzuhändigen, da ich für meine Mitreisenden einstehen muß. — Recht gern, versetzte der Fremde: ich heiße Freund und treibe ein sehr ausgebreitetes Geschäft. Hier ist mein Paß. — Der Pastor nahm das Papier, faltete es von einander und blickte hinein. Verwundert sagte er nach wenigen Augenblicken: Wie? hier steht ein Alter von hundert Jahren angegeben. Sie wären hundert Jahre alt, Herr Freund? — O, versetzte dieser mit einem fürchterlich kalten Lächeln, ich bin eigentlich noch viel älter, und ich habe nur diese kleine runde Zahl ange-

geben, um doch ein Alter im Paß zu haben. — Der Pastor gab hierauf schweigend das Papier zurück, und der Fremde fuhr fort: Es werden noch zwei Personen mitreisen, der Eisenhändler Glom am Markt und die Waschfrau Göbecke in der Strandgasse; wir können also morgen früh abfahren. Punkt 7 Uhr will ich mit dem Wagen vor Ihrer Thüre sein.

Wollen Sie auch das Bad gebrauchen? fragte der Pastor. — Nein, erwiederte der Fremde, das würde mich nichts nützen; ich habe Geschäfte mit den Badegästen dort. Damit empfahl er sich.

Nach Traumes Art gingen der Tag und die Nacht schnell vorüber, und die Zeit der Abreise war da; aber der fremde Herr Freund kam nicht, wie er versprochen hatte. Eine Stunde um die andere verstrich; endlich schickte mich der Pastor fort, damit ich mich nach ihm erkundige. Da gewahrte ich plötzlich am Strande dicht am Wasser ein großes fremdartiges Gebäude, wie ich noch keines gesehen. Es war eine lange breite offene Halle, auf allen vier Seiten ruhete das massive flache Dach auf hohen starken Marmorsäulen; an den langen Seiten mochten ihrer wohl hundert an jeder sein und oben und unten je fünfzig. Zehn bis zwölf breite Steinstufen führten in diese Halle, die ebenfalls mit Steinplatten ausgelegt war. Hinten schien sich die Halle in das Wasser des Haff zu verlaufen; denn ich sah, wie ganz schwarze Wellen dort zwischen den Säulen hereinflutheten.

In diesem Gebäude erblickte ich meinen unmenschlich langen Fremden und zu seinen beiden Seiten eine große Menge Volks, mit dem er auf eine merkwürdige Weise emsig beschäftigt war. Er hatte nämlich einen schwarzen Lederstreifen mit weißen Querstreifen, nach Zollen abgetheilt, und ähnlich dem Maße eines Schneiders, in der Hand und mit diesem Maße maß er die Leute von Fuß bis zum Kopf, sich abwechselnd schnell hinabbeugend und wieder aufrichtend. Sobald er einen Menschen vom Haufen rechts genommen und gemessen, schob er ihn auf die linke Seite nach hinten. Hier war die Halle gedrängt voll Menschen, die alle schon gemessen waren, von den hereinbrechenden schwarzen Wellen hinweggerissen und in das Haff hinabgespült wurden. Herr Freund maß aber vornen mit hastigem Eifer fort. Menschen von jeglichem Alter, Kinder, schöne Mädchen, Männer, Jünglinge, Frauen, Greise und Greisinnen, alles bunt durch einander, und Alles wurde mit lautloser Stille abgemacht. Unter den Gemessenen und noch zu Messenden sah ich Manche mir bekannte Personen, unter Andern auch den Eisenhändler Gloom und die Waschfrau Göbecke, die der Fremde dem Herrn Pastor als Mitreisende genannt hatte. Ich trat endlich an den Mann heran, brachte meinen Gruß vom Herrn Pastor, der da anfragen ließe, weßhalb er nicht komme? — Mein Kind, versetzte er, ich habe hier nöthige Arbeit bekommen und kann nicht mitreisen. Grüße Deinen Herrn und sag' ihm, ich würde noch nachkommen und in drei Wochen bei ihm sein. Er wird heute noch andere Reisegesellschaft haben. — Mit diesem Bescheid ging ich und der Traum war zu Ende.

Der junge Tag schien durch's Fenster; ich stand auf und überlegte den sonderbaren Traum, der mir bis in die kleinsten Umstände lebhaft erinnerlich war. Vorzüglich deutlich stand mir die Physiognomie des seltsamen Hrn. Freund vor der Seele und auch wachend noch konnte ich den Gedanken nicht los werden, daß ich ihn schon einmal gesehen haben müsse. Plötzlich beim Ankleiden zuckte es mir wie ein Blitz durch die Seele. Er war ja der fremde Kutscher gewesen in der Nacht, als ich den schwarzen Zug des Grafen in Tilsit in der Kammer beim Bäcker gesehen und der kleine Joseph vor meinen Augen vom Grafen mit fortgeführt worden war.

Mit großer Besorgniß ging ich in das Schlafzimmer des Herrn Pastor; ich fand ihn munter, und er klagte mir, daß er eine sehr unruhige und schlaflose Nacht gehabt. Doch stand er auf, um sich durch eine Tasse Kaffee zu stärken. Punkt sieben Uhr rief er plötzlich in seinem Lehnstuhl: O mein Gott! Sein Aussehen hatte sich verändert. Er hatte einen Anfall von Schlagfluß gehabt. Ich schickte schnell nach dem Arzt. Der Anfall hatte zunächst noch keine übeln Folgen; denn Nachmittags ging der Herr Pastor wieder aus. Am Vormittag aber noch wurden zwei Todesfälle angemeldet, die sich in der Nacht und am frühen Morgen ereignet hatten, der des Eisenhändlers Gloom und der Waschfrau Göbecke. Ich schauerte innerlich. Um sieben Uhr hatte der dem Leben feindliche Freund mit den beiden genannten Reisegefährten am Hause zur Abreise halten wollen; er war nicht gekommen, hatte mir aber gesagt, daß er in drei Wochen bei dem Herrn Pastor sein werde. In den nächsten Tagen meldeten sich wirklich einige anständige Gesellschafter zur Reise in's Bad, die am folgenden Montag früh angetreten werden sollte. Der Herr Pastor wollte durchaus erst noch einmal predigen. Er schien es zu ahnen, daß es seine letzte Predigt sei; er sagte aber nichts davon, sondern war still und in sich gekehrt. Am Schlusse der Predigt nahm er von seiner Gemeinde Abschied und deutete an: es könne für dieses Leben sein und er, leicht zu einem höheren Wirkungskreis berufen, diese heilige Stätte nicht mehr betreten. Es blieb kein Auge trocken; die meisten seiner Beichtkinder warteten auf ihn vor der Kirchthüre und drückten ihm schluchzend die Hände. Es ging doch wohl durch alle diese Leute die Ahnung, daß sie ihren hochverehrten

und innig geliebten Herrn Pastor niemals wieder sehen würden.

Abends stand der Koffer fertig gepackt, war aber noch nicht verschlossen; der Pastor saß und schrieb etwas nieder; nachher hat es sich ergeben, daß es eine letztwillige Verfügung hinsichtlich meiner war, die eine Stunde später ein Stadtschreiber abholte, um sie auf dem Rathhause niederzulegen. Ich trat in die Stube, um ihn etwas zu fragen. Da erblickte ich den Geist der Frau Pastorin, wie sie eben das Leichenhemd des Herrn Pastors in der Spinde nahm, um es in den Koffer zu legen. Im Nu war alles verschwunden, aber der Herr Pastor sagte in demselben Augenblick zu mir: „Jette, Du hast mir doch mein Sterbekleid mit eingepackt? — Noch mit meinem schmerzlichen Schrecken kämpfend, stotterte ich: Nein! — Ei, das packe mir gleich noch ein; mir ist's zu Gemüth, als wäre das für mich das nothwendigste Kleidungsstück. Ich dachte jetzt eben recht lebhaft an meine selige Frau, und da war mirs nicht anders, als flüsterte sie mir zu: ich werde bald bei ihr sein. — Ich widersprach nicht; denn ich wußte wohl am besten, wie recht er hatte. Still weinend führte ich seinen Befehl aus. —

Und es kam Alles so, wie ich's vorher wußte. Drei Wochen darauf wiederholte sich der Schlagfluß im Bade und tödtete meinen trefflichen Herrn sogleich. Merkwürdig war, daß bis zu dieser Zeit ungewöhnlich viel Sterbefälle in unserm Städtchen vorkamen, und daß ich alle diese Verstorbenen im Traum in der großen Halle gesehen, wo sie von dem ernsten schönen Freund gemessen worden waren. Ich wußte nun wohl, was dies Messen zu bedeuten hatte; er nahm ihnen das Maß zum Sarge; dann wurden sie hinten von den schwarzen Wellen des Todes verschlungen. Der gute Pastor hatte mir ein Legat vermacht, das mir von seinem Schwiegersohne ausgezahlt wurde." —

* * *

Dies mag von Jetten's schauerlichen Geistersehereien genug sein; ich kehre zu dem unheimlichen Ereigniß zurück, das unser eigenes Haus betraf.

Die wenigen Tage bis zur Rückkehr der Mutter vergingen mir in einem geistigen Rausch. Erst als die geliebte Frau wieder in's Haus trat, war mir's, als wichen die finstern lebensfeindlichen Mächte von meinen Schritten, die mich bis in's innerste Herz erbeben gemacht hatten. Die Mutter sah sogleich an meinen abgehärmten Gesichtszügen, daß etwas Ungewöhnliches mit mir vorgefallen war, und auf ihre besorgten Fragen vermochte ich nichts zu verschweigen. Jette hatte mir ja auch nicht verboten, der Mutter über die Erscheinung des Großvaters Mittheilungen zu machen. Die Mutter hörte mich ernst und ruhig an, aber je weiter ich in der Erzählung fortschritt, desto peinlicher gespannt wurden ihre Züge, und als ich von dem schmutzig gelben Streif sprach, welchen Jette in dem Leichenhemde des Gespenstes gesehen haben wollte, schrack sie sichtbar zusammen und wurde bleich wie die Wand neben ihr. Als ich fertig war, redete sie mir freundlich zu, ich möchte dergleichen Albernheiten nicht glauben. Die Jette sei eine geisteskranke Schwärmerin, die sich jedenfalls selbst betrüge. Die Geister der Abgeschiedenen vermöchten nicht zu erscheinen; alle solche Fälle beruheten auf Sinnentäuschung u. dgl. Genug, sie that Alles, um die unheimlichen Eindrücke, die ich empfangen, wieder aus meiner Seele zu vertilgen, und doch war mir's, als sähe ich ihr eine große Befangenheit an. Seltsam kam es mir vor, als ich am folgenden Morgen aus der Schule heim kam, eine mir bekannte Aufwartefrau aus der Nachbarschaft im Hause zu finden, und weder die Mutter noch Jette. Der Großvater sagte mir, daß beide abgereist wären, er wisse nicht wohin. Die Mutter kehrte am folgenden Tage wieder heim. Nicht so Jette. Ich sah sie nicht wieder. Ein anderes Dienstmädchen kam gleich darauf in's Haus, die mit Geistern nichts zu schaffen hatte, und mit der ich bald auf den gewöhnlich freundschaftlichen despotischen Fuß kam. Auf meine an die Mutter gerichtete Frage nach Jette erhielt ich zur Antwort: Sie sei als geisteskrank einer Kur unterworfen, in der sie nicht gestört werden dürfe. Die Mutter verreiste dann auf längere Zeit, was mir weiter nicht auffiel. Das Dienstmädchen wußte mich angenehm zu unterhalten.

Der heitere lichte Lebensdrang, der immer stärker in mir wurde, verdrängte bald alle unheimlichen Schatten aus meiner Seele. Nach Jahr und Tag gehörte ich ganz dem schönen, heitern, sonnigen Leben an, und ich gab mich im vollen Jugendgefühl seinen warmen Lichtwellen hin. Dann gingen die glänzenden Sterne der Liebe an meinem Himmel auf; ich liebte und ward geliebt; die süßen Träumereien, die uns irdisch selig machen, erfüllten meine Seele, und die Gestalt Jettens stand nur noch wie ein mehr und mehr erbleichender ferner Schatten im tiefsten Hintergrund derselben. Ihre Erscheinung in unserm Hause war mir selbst wie ein halbvergessener längst geträumter Jugendtraum. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Selbstmord.) Aus Berlin, 29. Sept., schreibt die „Kass. Z.“: Am Sonntag Vormittag sollte die Trauung der Tochter eines höheren Beamten — in der Dorotheenstraße — mit einem reichen alten Herrn stattfinden. Die Braut hatte sich dem Verlangen ihrer Eltern gefügt, obgleich sie selbst einen entschiedenen Widerwillen gegen ihren Bräutigam zeigte und schon häufig die Drohung ausgesprochen hatte, unter allen Umständen die Trauung noch im letzten Augenblick zu hindern. Nachdem die Braut angekleidet war, erschien der Bräutigam; doch als derselbe die Erwählte seines Herzens begrüßen wollte, war dieselbe für ihn nicht zu sprechen. Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen. Alle Bitten der Eltern, des Bräutigams, zu öffnen, wurden nicht beachtet, und da in dem verschlossenen Zimmer eine tiefe Stille herrschte, öffnete man mit Gewalt die Thür. Und was fand man? Die junge Dame hatte sich in ihrem Brautstaat an einem Fensterriegel erhenkt. Sie wurde sofort losgeschnitten, und dem herbeigerufenen Arzt gelang es, sie ins Leben zurückzurufen. Von der Trauung mußte nun freilich unter diesen Umständen abgestanden werden.

(Ein gutes Schulbuch.) Bei dem löblichen Streben, die Pflege der deutschen Sprache und eine tüchtige Anleitung zu deutschen Aufsätzen in den Schulen immer mehr heimisch zu machen, wollen wir hiemit auf ein neues Buch hinweisen, welches vortreffliche Partieen zum Lesen bietet und zwar zum Lesen mit Verstand und Gemüth, zu Bildung und Nutzen; dann treffliche Muster für jede Art stylistischer Elaborate; außerdem eine reiche Sammlung sehr nützlicher und passender Real-Artikel aus dem Gebiete der Moral, Geographie, Geschichte, Technologie, Naturkunde u. dgl. enthält, weßhalb wir dieses Buch hiemit bestens für den Schul- und Hausgebrauch empfehlen möchten. Sein Titel lautet: „Marschall, deutsches Lesebuch für Mittelschulen“ München; Schulbücher-Verlag.

Rochefort schreibt in seiner neuesten (in Brüssel erschienenen „Lanterne“: „Kaum ist die Königin Isabella geflüchtet, so ist die spanische Rente gestiegen; Ursache und Wirkung im schnellsten Zusammenhang. Wenn etwa ein gewisser Monarch eine glänzende Börsenspekulation machen wollte, so brauchte er nur am Morgen Rente zu kaufen und am Abend nach Amerika zu entweichen. Wie würde die Rente steigen! wie viel würde er gewinnen! und wie viel erst das Land!“

Der 25. Theil der Korrespondenz Napoleon's I. ist erschienen. Derselbe enthält folgenden Brief an die Kaiserin Marie Louise: „Madame und liebe Freundin! Ich habe den Brief empfangen worin Sie mir mittheilen, daß Sie den Erzkanzler im Bett empfangen haben; mein Wille ist, daß Sie unter keinen Umständen und unter keinem Vorwand irgend Jemanden empfangen, wenn Sie im Bett sind. Dies ist erlaubt, wenn man die Dreißig überschritten hat.“

Ein bekannter Bienenzüchter sprach im Wirthshause die Absicht aus, sich eine italienische Königin kommen zu lassen. „Nehmen sie doch die spanische, die ist gegenwärtig vakant“, war der Rath eines Zuhörers.

Englische Kutscher und Reitknechte sind bekanntlich den Töchtern ihrer Herren oft gefährlich geworden. So wieder einmal in Lewes (Grafschaft Sussex), wo die Tochter eines Geistlichen, fein gebildet, und, wie es heißt, von sehr liebenswürdigem Charakter, dem Kutscher ihres Herrn Papa mehr zugethan war, als letzterem lieb sein mochte. Begleitete er die Tochter seines Herrn auf einem Spazierritte, so sah man ihn zu ihrer Seite traben und sich lustig mit ihr unterhalten. Auch der Pferdestall wurde in letzter Zeit von der jungen Dame weit häufiger denn früher besucht, bis der Herr Papa dem Rosselenker den Dienst aufkündigte und dieser einige Meilen vom Hause seiner Donna eine neue Stelle annahm. So weit ging Alles gut. Die Tochter schien sich mit Ergebenheit in ihr Schicksal zu fügen und der Vater erlaubte ihr für ihre Willfährigkeit eine eintägige Reise nach London zu machen, von welcher sie — richtig wieder nach Hause zurückkehrte, aber erst, nachdem sie sich mit ihrem „Johann“ hatte trauen lassen. Die junge Dame ist die zukünftige Erbin von einigen 50,000 L. und ihr Herr Gemahl nichts weniger als ein Adonis.

Die Straßenprediger in Amerika und England sind bekannt wegen ihrer oft exzentrischen Leistungen. In London gab unlängst, wie die „South-London-Preß“ erzählt, einer dieser wandernden Gottesgelahrten seiner Zuhörerschaft folgenden Rath: „Wenn ihr einen Hund auf der Straße gegen euch ankommen seht, und ihr hebt einen Stein auf, als wolltet ihr ihn werfen, so wird er flugs umdrehen und Reißaus nehmen, d. h. er wird „Steinologie“ verstehen; und gerade so, wenn ihr den Teufel die Straße herabkommen seht, so fallt nur auf eure Knie, und er wird Kehrt machen und Reißaus nehmen, denn er versteht „Knieologie.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 84. Sonntag den 18. October. 1868.

Chöre

gesungen

bei der Versammlung

des

Unterfränkischen Kreis-Lehrer-Vereines

in

Schweinfurt 1868.

I.

Willkomm!

Euch, die ein schöner Stern
Geführt aus Nah' und Fern
Zu Festeshöhn,
Euch grüßt der heit're Tag,
Der uns von Gott gemacht,
Der uns so freundlich lacht,
So lieblich und schön.
Euch grüßt der treue Freund,
Das Fest, das uns vereint,
Das frohe Lied!
Schließt enger nun den Kreis
Bringt Ehre, Dank und Preis
Dem, der uns Brüder heißt,
So treu uns liebt.

Zu ihm hinauf das Herz,
Der uns in Freud' und Schmerz,
Ein Vater ist;
Der uns're Saaten tränkt,
Dem Fleiße Segen schenkt,
Der unser gern gedenkt,
Uns nie vergißt;
Der einst des Lebens Kron'
Als treuer Arbeit Lohn
Uns reichen will:
Ihm sei des Herzens Dank,
Für Das, was uns gelang,
Im heißen Lebensdrang,
Wie in der Still'!

Dann, theure Lehrer-Schaar,
Schwör' an dem Festaltar,
Der Tugend Treu'!
Ja, Treu' dem Amt und Stand,
Und Treu' dem Bruderband!
Daß Gottes Vaterhand
Stets mit Euch sei!
Wie auch der Sturm dann saust,
Die Lebenswoge braust,
Die Hoffnung zagt:
Was Ihr hier ausgesä't,
Mit Liebe treu gepflegt,
Reift früher oder spät
Zum Erntetag

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.

Sieben Jahre später wurde ich an einem Tage plötzlich an Jetten erinnert, an welchem ich es am allerwenigsten erwartet hatte, an dem kein Gedanke an sie und ihr unheimliches Wesen in meine Seele gekommen war — an meinem Hochzeitstage. Die freundlichen Geschenke unserer Verwandten und Freunde waren in einem Zimmer aufgestellt, und nach der Tafel, welche die meisten der Geber um uns versammelt hatte, ging ich am Arme meines Bräutigams durch das Zimmer, um die Herrlichkeiten mit neugierigen Blicken zu mustern Die Mutter war mir zur Seite, um allenfalls nöthige Erklärungen zu geben. Da lag schon bei jedem Geschenke ein Zettel mit dem Namen des Gebers. Plötzlich fielen meine Augen auf eine ausgezeichnet schöne, kostbare und geschmackvolle Necessaire, wie ich mir lange schon im Stillen gewünscht, deren Anschaffung aber die mir bis jetzt zu Gebote gestandenen Mittel weit überstiegen haben würde. Um desto freudiger war meine Ueberraschung über das höchst erwünschte Geschenk. Ich griff hastig nach dem darauf liegenden Zettel, um schnell zu erfahren, wer es verstanden, meine geheimsten Wünsche zu errathen und las mit Befremdung „Henriette Oldenborg“; denn obgleich Oldenborg der Geschlechtsname meiner Mutter war, so war mir doch kein Frauenzimmer dieses Namens bekannt. Einige Geschwister der Mutter waren frühzeitig gestorben, und ihr Vater war gar nicht aus Königsberg gebürtig gewesen. Ich richtete einen fragenden Blick auf die Mut-

ter, den mein Bräutigam, ohne es zu wissen, in Worte übersetzte, indem er sagte: „Wer ist denn diese charmante Henriette Oldenborg, die mein süßes Herzchen so allerliebst beschenkt hat?"

„Eine nahe Verwandte von mir", versetzte die Mutter mit unverkennbarer Befangenheit, „die Dir aus früheren Jahren auch nicht ganz unbekannt ist, liebe Franziska."

„Ich erinnere mich durchaus nicht, liebe Mutter."

„Der heutige Tag ist auch nicht dazu geeignet, diese Erinnerungen aufzufrischen. Ich würde den Zettel gar nicht zur Necessaire gelegt haben, wenn es die Geberin nicht ausdrücklich verlangt hätte, und es unbillig gewesen wäre, diesem Verlangen nicht zu entsprechen und eine Pflicht zu unterlassen, die man gegen jeden andern Geber so freudig erfüllt."

„Aber so erklären Sie sich doch näher, beste Mutter."

„Heute nicht. Ein ander Mal."

Diese Hartnäckigkeit verstimmte mich sichtbar und drohte mir den ganzen Tag zu verderben. Mein Bräutigam gewahrte das Umschlagen meiner heitern Laune und ich verhehlte dem in mich Dringenden nicht, was mich quälte. Sogleich eilte er zur Mutter, um sie zu ausführlichen Mittheilungen über die Geberin der Necessaire zu vermögen.

„Ich schwieg", entgegnete sie, „um Franziska's Verstimmung zu verhüten; da aber mein Schweigen dennoch die gefürchtete Gemüthsbewegung in ihr hervorbringt, so will ich ihr mit wenigen Worten sagen, wer diese mir verwandte Henriette Oldenborg ist." — Sie trat zu mir: „Die Geberin der Necessaire ist die Tochter meines verstorbenen Bruders Karl Oldenborg; und Du hast sie als armes kränkliches Dienstmädchen gekannt, welches vor sieben Jahren, als mein Vater starb, drei Wochen lang in unsern Diensten stand."

„Die Geisterseherin?" rief ich erschrocken.

„Dieselbe. Aber nun kein Wort weiter, damit wir nicht in die alte Geisterseherei hineingerathen, was sich für heute durchaus nicht ziemen will. An diesem Tage soll nur der Geist des Frohsinns in unserm Hause walten."

Jetten's ganze Gestalt stand plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, mit den lebhaftesten Farben vor meiner Seele. Alle ihre Geistergeschichten fuhren mir wie Schatten durch den Kopf. Und diese Jette war meine Verwandte? Diese arme Jette hatte mir die reiche Necessaire geschenkt? Ich war wie aus den Wolken gefallen. Doch erfuhr ich an diesem Tage weiter nichts.

Am folgenden Morgen trat ich mit meinem geliebten Gatten eine längere Reise nach Süd-Deutschland, in die Schweiz und nach Ober-Italien an, von der wir erst nach sechs Monaten zurückkehrten. Die Zerstreuungen der Reise hatten mir wohl die Jette oft aus dem Gedächtniß gebracht, aber das lebhafte Andenken an sie kehrte immer wieder zurück, und ich war kaum einige Tage wieder in der Heimath, um mit meinem Manne nach einigen Wochen nach seinem Wohn- und Bestimmungsorte abzugehen, als ich auch die Mutter an ihr Versprechen erinnerte. —

„Es hätte Deiner Erinnerung nicht bedurft", entgegnete die würdige Matrone; „denn Henriette wartet sehnlichst auf Deinen Besuch, den ich ihr habe versprechen müssen. Wir werden morgen hingehen. Erst sollst Du aber diesen Abend ihre Geschichte und die Deines Großvaters erfahren."

* * *

Es war wieder so ein stürmischer Spätherbstabend, wie jener, an dem mir Jette zuerst ihre schauerliche Sehergabe enthüllt und von der Erscheinung des Großvaters berichtet hatte; wieder saß ich in demselben Zimmer, und Regen klatschten als Vorboten des Windes an die Fenster; aber meine Umgebung war traulicher. Die Familie saß um den, dem eine angenehme Wärme ausströmenden Ofen, nahegebrachten Theetisch, auf dem der silberne Kessel die so traulich schnurrenden Töne von sich gab, jene Musik, die in uns stets das süße Gefühl der Behaglichkeit wach ruft. Der heitere Großvater hatte, sein Pfeifchen aus dem großen Meerschaumkopfe schmauchend, im gewaltigen Lehnstuhle zunächst dem Ofen seinen Platz. Auf dem Sopha saßen die Mutter und zwei Hausfreundinnen, rechts ein glückliches junges Ehepaar, Hand in Hand, mein Gemahl und ich, und uns gegenüber der Vater. Alle erfreuten sich der besten Gesundheit und der heitersten Laune. Die Meisten waren auf die Mittheilungen höchst gespannt, welche uns die Mutter zu machen versprochen hatte; denn nur der Vater und der Großvater waren schon eingeweiht. Statt aber selbst zu erzählen, forderte mich die Mutter auf, die Erzählung von der Erscheinung des Großvaters, wie sie mir Jette an jenem Abend gemacht, zum Besten zu geben, da diese als nothwendige Einleitung in das, was sie selber mitzutheilen habe, angesehen werden müsse. Ich that's, und die Zuhörerschaft wurde dadurch in eine seltsame Spannung versetzt. Als ich geendet hatte, fuhr die Mutter fort: „Die Bestürzung, in welche mich Deine Erzählung an jenem Tage versetzte, als ich vom Begräbniß meines Vaters heimgekehrt war, läßt sich nicht beschreiben, und doch mußte ich mir alle Gewalt anthun, sie Dir zu verbergen, mußte, um Dein jugendliches Gemüth von einem so gefährlichen Eindruck, den es erhalten, wieder zu befreien, eine Menge

Worte machen, an deren Wahrheit ich wohl eine Stunde vorher noch geglaubt hätte, während mein Glauben an sie durch Deine Erzählung mächtig erschüttert worden war. In der That, ich wußte nicht, was ich denken, was ich thun sollte. In den Grundsätzen der modernen Aufklärung erzogen und durch physikalischen Unterricht über eine Menge ungewöhnlicher Erscheinungen in der Natur belehrt, hatte ich bis jetzt mit verächtlichem Lächeln auf den Aberglauben des gemeinen Volks an Geistererscheinungen und dergleichen sogenannte übernatürliche Dinge geblickt. Aber was ich aus Deinem kindlichen Munde erfuhr, ging über jede physikalische Erklärung hinaus. Mein Vater war fast zwei Jahre lang nicht in die Stadt gekommen, als er starb; das Dienstmädchen war noch kein Jahr in der Stadt und kam laut ihrer Zeugnisse, aus einer ganz andern Gegend des Landes. In unserm Hause war sie noch nicht volle drei Wochen und ich wußte gewiß, daß während dieser Zeit nicht von meinem Vater die Rede gewesen war, und wer hätte sich die Mühe geben sollen, ihr die genaueste Personalbeschreibung des alten Mannes zu machen, an dem sie gar kein Interesse haben konnte? Wenn ich nun auch annehmen wollte, sie hätte ihn durch einen Zufall früher persönlich kennen gelernt, so hatte sie doch Umstände angegeben, welche nichts desto weniger rein unerklärlich bleiben mußten. Das schwere Auftreten mit dem linken Fuße hatte der Vater erst in Folge eines Rheumatismus, der sich im letzten Winter in dem Beine festgesetzt. Den braunen gelbgeblümten Schlafrock hatte ich ihm erst zu seinem letzten Geburtstage machen lassen; das seidene Wamms dagegen kannte ich selbst noch nicht; er hatte es sich aus einem noch vorhandenen Kleide meiner Mutter zu Anfang des Herbstes machen lassen und es nur dann unter dem Schlafrock getragen, wenn er in die Scheuern, Ställe &c. gegangen war. Am meisten erschütterte mich aber die Erwähnung des gelblichen Streifens im Rücken des Leichenkleides, und da Du mir sagtest, dieser Streifen sei ein Stück länger gewesen, als das übrige Kleid, flirrte es mir vor den Augen, und ich war einer Ohnmacht nahe. Als ich nämlich auf die Nachricht vom Tode des Vaters schnell alles Nöthige zu seiner Leichenbestattung einkaufte, hatte ich in Bezug auf das Leichenhemd seine ungewöhnliche Größe nicht bedacht. Ich war ja bestürzt und zerstreut. Der Kaufmann gab mir soviel Mousselin, als er in der Regel für das letzte Gewand eines Mannes verkaufte. Die Anfertigung des Hemdes besorgte die ziemlich bejahrte Haushälterin auf dem Gute, welche mit der Nadel gut umzugehen wußte. Sie verrichtete zugleich die Dienste einer Leichenfrau bei ihrem verstorbenen Herrn, und durchaus Niemand als ich und diese stille schweigsame Frau kamen zur Leiche und waren beim Ankleiden derselben beschäftigt. Jetzt zeigte sich, daß der Mousselin nicht hinreichte. Die Haushälterin wußte sich zu helfen. Sie nahm aus einem Schubladen einen alten Mousselinvorhang, der von der Zeit ein schmutzig gelbes Ansehen erhalten hatte, und setzte ihn in den Rücken des Kleides. Der Vorhang ragte unten ungefähr drei Hände breit vor, die Frau schnitt das überflüssige Stück nicht ab, sondern schlug es um, als wir die Leiche in den Sarg gelegt hatten. Dieser an sich ganz unbedeutende Umstand war keinem Menschen weiter bekannt, als mir und der Haushälterin und erhielt durch den Mund meines Dienstmädchens jetzt eine so ungeahnte Wichtigkeit. (Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Eisenbahnen.

Die großen Erfindungen, die der Menschheit zur Wohlthat gereichen, haben sich stets ihren Weg durch die abschreckendsten Hinderbisse und die gröbsten Vorurtheile hindurch zu erkämpfen gehabt. In einem vor ein paar Jahren erschienenen Schriftchen: „Der elektrische Telegraph als deutsche Erfindung," in welchem Dr. W. Sömmering dieselbe für seinen Vater, Samuel Thomas von Sömmering in Anspruch nimmt und nachweist, wird erzählt, wie der „große" Napoleon als ihm die Sache vorgelegt und praktisch auseinandergesetzt wurde, wegwerfend geäußert habe: „C'est une idée germanique!" (Das ist so eine deutsche Träumerei!). Die Legung und Sicherung des Verbindungsseiles schien dem Soldatenkaiser zu schwierig — und darum wies er die ganze gewaltige Erfindung dumm-hochmüthig von der Hand.

Wie derselbe große Napoleon über die Dampfkraft absprach, ist bekannt. Er war in solchen Dingen so klein wie die kleinsten Geister. Heute, wo Telegraph und Dampfkraft den Weltverkehr vermitteln, werden manche mit fast ungläubigem Erstaunen auf die Schilderung der Hindernisse zurückblicken, die man ihrer Anwendung zuerst in den Weg gelegt hat. Eine in London veröffentlichte Schrift, welche das Leben von zwei der größten Ingenieure Englands (Leben von Georg und Robert Stephanson) schildert, gibt darüber mancherlei traurig-komische Aufschlüsse.

Die heftigste Opposition gegen die Einführung von Eisenbahnen erfolgte anfänglich im englischen Parlament — unter den versammelten Vertretern der sog. „Erbweisheit" und des „Gesammtverstandes." Dreimal verwarf das Parlament den Antrag auf Legung der Stockton- und Darlington-Linie, die eine der ersten in England war, ehe sich dasselbe zur Billigung dieses als „toll und unpraktisch" bezeichneten Projektes

endlich herbeiließ. Es handelte sich damals vorerst nur um Benutzung der Bahn für Kohlen- und Waarenfracht. Groß war die Aufregung in Darlington, als die Dampfmaschine „Nr. I“, die ohne einen Zug fuhr, in einem angestellten Wettrennen mit der alten Postkutsche diese letztere um 100 Ellen schlug! Der „Personenzug“ war von den ersten Erfindern überhaupt kaum in Aussicht genommen worden. Noch im Jahre 1821, als man die Liverpool- und Manchesterlinie projektirte, hielt man die Verbringung von Passagieren nur für ein ganz untergeordnetes Item in der Speculation. Im Jahre 1825 glaubte noch Sir John Harrow rathen zu können, man solle den Passagierverkehr möglichst im Hintergrund halten, um nicht die Feindseligkeit der Kutscher, Wirthe u. s. w. aufzuregen und dadurch das Unternehmen von vornherein zu ruiniren; „denn,“ sagt er, „wozu all' diesen Haß aufstören, um vielleicht im Jahre ein paar hundert Passagiere zu haben?“ Fast bis zu Thätlichkeiten verstieg sich die Opposition u. a. auf Lord Derby's Gütern, dessen Feldhüter, dem echten Tory-Instinkt folgend, gegen die Landvermesser gewaltsam einzuschreiten drohten. Wenig hätte gefehlt so hätte man die Eisenbahn dort, in der einen Hand die Schaufel, in der anderen die Waffe, bauen müssen.

Die beleidigendste Behandlung mußte Stephenson erdulden, als er vor dem Parlaments-Ausschuß befragt wurde: „Sie werden,“ sagte Herr. W. Brougham zu ihm, „durch Ihre Idee, eine Maschine zwanzig englische Meilen in der Stunde fahren zu lassen, die Sache der Verdammung weihen und sich selbst als einen für's Narrenhaus reifen Menschen hinstellen!“ Sir Astley Cooper erklärte sich gegen die ganze Idee, Eisenbahnen zu errichten, als eine „abenteuerliche und „absurde.“ „Ei, meine Herren,“ rief er aus, wenn solche Dinge geschehen sollen, so werden Sie in einigen Jahren auch den Adel zerstört haben!“ Dies schien ihm nämlich das größte Unglück, das passiren könne. Ein andermal nahm ein Dutzend Advokaten den Ingenieur vor dem Parlaments-Ausschuß ins Verhör. Einer derselben fragte: „Herr, sind Sie irrsinnig?“ Ein anderer: „Sind Sie vielleicht ein Ausländer?“ („Foreigner“ war damals noch ein bösartiges Schimpfwort.) Lord Derby selbst (zu jener Zeit „Mr. Stanley“) forderte die Unterhausmitglieder auf, „diese närrisch und extravagante Spekulation nicht zu dulden.“ Was der edle Lord wohl heute zu seiner damaligen Eselei denken mag?

In Liverpool setzte ein anderer Wohlweiser — der später zum Regierungs-Inspektor der Postdampfschiffe ernannt wurde! — sein Wort dafür ein, daß wenn je eine Lokomotive mehr als zehn (engl.) Meilen in der Stunde fahren sollte, er sich anheischig mache, „ein geschmortes Maschinenrad zum Frühstück essen zu wollen.“ „Ungeheurer Witz! beim Jupiter!“ wird wohl mancher englische Garde-Lieutenant ausgerufen haben. Nur ein Enthusiast oder ein Fanatiker, meinte die konservative „Quarterly Review,“ könne den absurden Gedanken hegen, daß eine Lokomotive zweimal so schnell als eine Kutsche fahren würde. „Wir könnten,“ hieß es in dem Aufsatz, „eben so wohl erwarten, daß sich die Leute auf einer Congreve'schen Rakete in die Luft feuern ließen, als daß sie sich der Gnade einer solchen Maschine anvertrauen würden.“

Heute reisen die Leute auf dieser Congreve-schen Rakete einigermaßen häufig. Im Jahre 1866 fuhren auf den englischen Eisenbahnen 313,699,268, sage dreihundert und dreizehn Millionen, sechsmalhundert neunundneunzig Tausend, zweihundertachtundsechzig Personen. Die „Rakete platzt freilich manchmal — in neuester Zeit etwas gar zu häufig; gleichwohl sind die Unfälle, im Durchschnitt genommen, verhältnißmäßig gering. Ein Witzbold, in welchem offenbar die irische Ader stark schlägt, hat berechnet, daß die Aussicht, gehängt zu werden (von der doch Jedermann glaubt, daß sie ihn gar nicht betreffe) dreißigmal so groß sei, wie die, auf der Eisenbahn getödtet zu werden. Dieselbe Autorität hat mit noch treffenderer Logik berechnet, daß, wenn ein Mann ewig leben könnte, und er täglich eine Eisenbahnfahrt zu machen hätte, der Ausnahmsfall, bei dieser Gelegenheit getödtet zu werden, ihn möglicherweise einmal in je 50,000 Jahren treffen könnte. Diese drolligen Berechnungen mögen immerhin zu einer gewissen Beruhigung dienen.

Wie lebendig es z. B. in London mit den Eisenbahnen zugeht kann man aus folgenden Ziffern entnehmen. An der Cannon-Street-Station gehen täglich 527 Züge aus und ein. An der Claphamer Zweigbahn etwa 700; an den verschiedenen anderen Stationen der Hauptstadt täglich 4000. Mit der Eisenban kamen im verflossenen Jahre 6,000,000 Gallonen Milch — oder was als Milch ausgegeben wird, hier an; ferner sechs Zehntel der in London verzehrten Quantität Fische; 5000 Tonnen Welschhühner; 172,000 Stück Hornvieh und 1,147,000 Stück Schafe. Wäre es nach den Tories vom Derby-Schlage und ihrem Anhang gegangen, so wären diese Vierfüßler gewiß nicht gereist. Wohl hätten sich aber die Menschen selbst, gegenüber einer großen Erfindung, als das erwiesen, was man gewöhnlich einen „Schafskopf“ nennt.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 85. Donnerstag den 22. October. 1868.

Chöre

gesungen

bei der Versammlung

des

Unterfränkischen Kreis-Lehrer-Vereines

in

Schweinfurt 1868.

II.

Schlußchor.

Laßt uns den Schwur erneu'n,
Der Tugend uns zu weih'n!
In unsern Herzen wohne Treu und Liebe.
Es gehe Wahrheit
Auf uns'rer Pilgerbahn
In ihrer Klarheit
Uns stets voran!;

Der hehren Menschheit Glück
Sei jeder Augenblick,
Sei unser Streben, einzig nur geweihet.
Laßt uns im Stillen
Was uns're Pflicht gebeut,
Eifrig erfüllen,
O das erfreut!

Des Elends trüben Blick
Und Noth und Mißgeschick
Zu mindern, sei nur unser stetes Streben.
Der Menschheit Segen
Strahlt wie ein heller Bach
Uns dann entgegen,
Und folgt uns nach.

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.

(Fortsetzung.)

„Ebenso merkwürdig war, fuhr die Mutter fort, daß das Mädchen den Geist im gescheitelten Haar mit dem neuen Messingkamm gesehen. Solche Kämme hatte der Vater in seiner frühesten Jugend getragen und nicht wieder. Diesen Messingkamm hatte er aber einst von der Mutter als Mädchen geschenkt erhalten und der Haushälterin den Wunsch ausgesprochen, sie möchte ihm diesen Kamm aufstecken, wenn er in den Sarg gelegt würde.

Nachdem ich mich möglichst gefaßt, nahm ich die Jette vor. Unter Thränen erzählte sie mir Alles noch einmal; sie betheuerte mir, daß sie von der Existenz meines Vaters nichts gewußt; ich mußte endlich die Erscheinung des Geistes einräumen, so sehr sich mein Verstand und meine, aus meiner Erziehung hervorgegangene Bildung dagegen sträubten. Die alte Spinde, die mir das Mädchen so genau beschrieb, war mir ebenfalls wohl bekannt. Ich kam natürlich nun auf die naheliegende Vermuthung, daß mein Vater ein Geheimniß in derselben verborgen, an dessen Bekanntwerdung seinem abgeschiedenen Geiste Alles gelegen sei, und daß er sich als Mittel dazu der unglücklichen Sehergabe des kranken Mädchens bediene. Ich ahnete freilich nicht, in welchen Beziehungen dieses arme Mädchen selbst zu dem verborgenen Geheimniß stand. Jetzt hielt ich es für dringende Pflicht meiner Pietät, schnell mit dem Mädchen auf das Gut hinaus zu fahren, und dieß geschah in möglichster Stille am folgenden Morgen. So wie wir in das Wohnzimmer des Verstorbenen traten, sagte Jette: Das ist die Stube; dort steht die Spinde. Ich gab ihr den Schlüssel dazu; sie öffnete, zog ein Fach hervor, drückte an einen Knopf, der Deckel eines verborgenen Fachs sprang auf und die Geisterseherin langte ein zusammengeschlagenes Papier mit den Worten hervor: Das ist's. Schaudernd empfing ich es aus ihrer Hand und schlug es auseinander. Einige Staatspapiere fielen mir entgegen; ich sah im schnellen Ueberblick, daß sie einen Werth von fünftausend Thalern hatten. Das andere Papier enthielt eine merkwürdige Schrift meines Vaters, die er, sammt dem Gelde, wie aus ihr selbst hervorging, den Gerichten hatte übergeben wollen. Er war, durch einen ebenso plötzlichen als schnellen Tod überrascht, an dieser letzten Handlung verhindert worden.

Diese Schrift enthielt für mich neue und sehr merkwürdige Dinge. Ich nahm sie und die Staatspapiere an mich, um mich mit meinem Manne darüber zu berathen, beschenkte die Jette reichlich und entließ sie noch selbigen Tags. Sie ging weinend und sagte: Sie habe es gewußt, daß sie nun nicht länger bei uns im Hause bleiben könne.

Bevor ich aber den Inhalt der Schrift mittheile, ist es nöthig, einen Theil der Lebensgeschichte meines Vaters zu erzählen.

Die Zuhörerschaft war in jener poetischen Aufregung des Grausens, die kaum zu athmen wagt vor angestrengter Aufmerksamkeit, und doch bei einer eingetretenen Pause aus tiefer Brust aufathmet, ehe sie über das Vernommene zum Worte kommen kann. Wir saßen lange still und gedrückt, bis einzelne Stimmen der Beklemmung der Brust Luft machten. Aber man war allgemein zu begierig auf den weitern Verlauf der Sache, als daß man sich lange bei Betrachtungen aufgehalten hätte. Die Mutter wurde zum Weitererzählen aufgefordert und sie fuhr fort.

„Johann Wilhelm Oldenborg — dies war der Name meines sel. Vaters — war aus Hamburg gebürtig und als Handlungskommis nach Königsberg in ein Haus gekommen, dessen Chef bereits ein bejahrter Mann war. Die Söhne desselben hatten studirt, die Töchter waren an Beamte verheirathet; es war Niemand in der Familie, der Lust, Willen und Kenntnisse gehabt hätte, das Geschäft und Firma des Vaters fortzuführen. Und doch war diesem der Gedanke unerträglich, das von ihm gegründete und in Flor gebrachte Geschäfte fremden Händen hinterlassen zu müssen. Der junge Oldenborg arbeitete zur größten Zufriedenheit des Prinzipals, ja, als dieser durch ein hartnäckiges körperliches Leiden verhindert wurde, der Handlung ferner vorzustehen, führte sie der Commis allein und, da er merkwürdiges Glück hatte, zum größten Vortheil der Familie. Der Prinzipal wünschte ihm das Geschäfte als Eigenthum zu übergeben und war mit dieser Angelegenheit emsig beschäftigt, als er plötzlich starb. Die Erben waren getheilter Meinung. Ein Theil wollte das Geschäft dem jungen Oldenborg um einen billigen Preis aus Dankbarkeit überlassen und ihm eine Menge weit auseinander liegender Zahlungstermine stellen, um ihm, der nur sehr beschränkte eigene Mittel hatte, den Erwerb der Handlung auf jede Art zu erleichtern; aber diese kleinere Partei wurde von der andern überstimmt, welche das Geschäft subhastiren lassen wollte. Endlich kam man überein, es Oldenborg um eine bestimmte Summe erst anzubieten. Dieser erklärte, daß das Geschäft die Forderung werth sei, daß er aber die Mittel nicht zu beschaffen wisse. Man gab ihm an die Hand, er möge sie sich durch eine vortheilhafte Heirath verschaffen und machte ihm in dieser Beziehung dienstwillige Vorschläge. Des jungen Mannes Herz war noch frei und zwar, weil er zwei jungen Damen nahe stand, beiden sehr gewogen war und sich deshalb zu keiner Wahl hatte entschließen können. Ich muß noch einmal bemerken, daß er als Mann schön genannt zu werden verdiente, dabei von den tadellosesten und angenehmsten Sitten und einer Gefühlsweichheit war, die ihn bei Frauen vorzüglich beliebt machte. Es war allgemein bekannt, wie musterhaft er das Geschäft führte; er war ein fröhlicher Gesellschafter, ein leichter, anmuthiger Tänzer; er war freigebig ohne verschwenderisch zu sein, unterrichtet, unterhaltend und dabei doch bescheiden; genug, er besaß etwas, das man nicht mit Unrecht hätte Zauber nennen können, und das ihm in der That alle Herzen gewann. Kein Wunder, wenn die heirathsfähigen Damen der Stadt gern in seiner Gesellschaft waren. Wie schon gesagt, zeichnete er zwei derselben aus, ein Paar Freundinnen und Jugendgespielinnen, die man, wo man sie sah, auch stets beisammen sah. Friederike Morhof, die einzige Tochter eines städtischen Beamten, der den Rathstitel führte, galt für eine der reichsten Partien der Stadt; Philippine Kosel war die Tochter eines der ersten Gastwirthe, der auch für einen reichen Mann gehalten wurde, aber fünf Kinder hatte. Beide Mädchen waren schön, jede in ihrer eigenthümlichen Art, gebildet, verständig, ja geistreich, beide gesellig, anmuthig, liebenswürdig; es war eine Freude für jedes Männerauge, sie Arm in Arm wandeln zu sehen, sei es durch den Tanzsaal, durch die Straßen der Stadt, oder durch den Hain, über die Wiese; es war immer, als schwebten ein Paar lächelnde Grazien vorüber.

Ueber die Eigenschaften der Herzen der beiden Mädchen waren Diejenigen, welche ihnen näher standen, nicht einig; man hatte in dieser Beziehung mancherlei an Friederiken auszusetzen, während man Philippinen auch von dieser Seite Lob spendete. Dienstboten und arme und geringe Leute beschuldigten die Rathstochter vorzüglich des Geizes; es hieß, sie gäbe keinem Armen etwas, ja, sie pflegte die Dienstleute des Hauses an Kost und dgl. zu verkürzen. Andere suchten sie deßhalb zu entschuldigen, meinend, dies geschehe auf Befehl der Mutter, deren schmutziger Geiz ja bekannt sei. Es war eben lauter Gerede gemeiner Leute und jeder Verständige weiß, wie viel er darauf zu geben hat. Inzwischen war es eine ausgemachte Wahrheit, daß der Geiz in der Familie ihrer Mutter, aus welcher der große Reichthum stammte, erblich gewesen war. Die mündliche Stadtchronik wußte davon viele belustigende und betrübende Anekdoten. Friederikens Urgroßvater war jüdischer Sensal gewesen, hatte sich ein großes Vermögen erworben, Schiffe gekauft und bedeutenden Seehandel mit den nordischen Ländern getrieben. Man erzählte, er habe als Millionär immer noch den alten, fuchsigen, formlosen, groben Filzhut getragen, den er vierzig Jahre zuvor als Handelsjude auf dem Kleidertrödel alt gekauft; die Wäsche sei in dem Hause gar nie ge-

wechselt worden, weßhalb man sie auch nicht Wäsche nennen konnte, weil sie ja nie gewaschen wurde, und den Luxus der Taschentücher habe man nie gekannt. Die Frau hielt sich nie eine Dienstmagd. Dafür hinterließen diese Leute jedem ihrer Kinder eine Million. Der Geiz der Eltern ging auf einen Sohn und eine Tochter über. Die übrigen drei Kinder sollen sich das Leben mit ihrem Gelde angenehm gemacht haben. Die geizige Tochter wurde die Frau eines steinreichen Kaufmanns, nachdem sie sich zuvor hatte taufen lassen. Man sagte, sie habe die Taufgebühren nicht bezahlen wollen, vielmehr eine klingende Belohnung aus der christlichen Gemeinde dafür beansprucht, daß sie gläubige Christin geworden sei. Der Vater, der noch lebte, weigerte sich ebenfalls für das Taufen seiner Tochter etwas zu geben, das er eine Dummheit nannte, und so zahlte der Verlobte, dem der Scandal zu Ohren gekommen war. Das liebste Kind ihrer Mutter, der sie fast in jeder Hinsicht gleich war, suchte sie die Schwäche der alten Frau zu benutzen, um ihre Geschwister zu übervortheilen und dieß würde ihr noch weit mehr gelungen sein, wenn der Geiz der Mutter es nicht verhindert hätte. Was man ihr aber nicht freiwillig gegeben, das soll sie gestohlen und zu diesem Behufe eine Menge Taschen in ihren Kleidern gehabt haben und zwar an Orten, wo man sonst keine Taschen zu tragen pflegt. Deßhalb habe sie die Mutter „ihr liebes Mauselibdche" (sie hieß Liddie) genannt und ihr alles Mitnehmbare aus dem Wege geräumt. In der Erbschaftsmasse fanden sich eine Menge Waaren, die vertheilt wurden. Mauselibdche gerieth mit ihren Geschwistern in großen Streit und behauptete endlich, sie habe einige Laibe Zucker zu wenig bekommen. Da sie ihr keines der Geschwister erstatten wollte, so wurde sie tiefsinnig und jammerte in ihrer schrecklichen Gemüthskrankheit fort und fort; sie habe nicht genug um zu leben; sie müsse Hungers sterben 2c. In einem Anfalle von Wahnsinn schnitt sie sich den Bauch auf, um sich den Magen zu exstirpiren, damit sie nicht mehr zu essen brauche. Sie starb natürlich an der Wunde. Ihre Tochter war noch ein Kind, aber bald zeigte sich, daß der Geiz der Mutter und Großmutter auf sie gekommen. Ein Beamter beim städtischen Regiment heirathete sie, ein unbedeutender Mensch von kleinlichem Geist, der nicht nur der Sclave seines Weibes wurde, sondern sie im schmutzigsten Geize zu übertreffen suchte. Diese Leute waren Friederiken's Eltern. Nur in einer Hinsicht wichen sie gänzlich vom Geiz der beiden Ahnfrauen ab, nämlich sie führten einen ausgezeichnet guten Tisch, hatten sich ein eigenes, trefflich eingerichtetes, ja theilweise prachtvoll ausgestattetes Haus gebaut, das sie allein bewohnten, hielten sich Equipage, die zu den schönsten der Stadt gehörte, verwendeten viel auf Unterricht und Kleidung ihrer Tochter und liebten es, sich als reiche Leute zu zeigen. Hinter diesem Aufwand hielt sich das Gespenst des schändlichsten Geizes versteckt und grinste stets hervor. Kein Dienstbote vermochte es in dem Hause länger als einige Monate auszuhalten, die Meisten liefen in den ersten Wochen schon wieder fort, und was blieb, taugte gewiß nichts. Alle Handwerksleute, welche in das reiche Haus arbeiteten, wurden jämmerlich gedrückt und entschädigten sich natürlich auf einer andern Seite. Man behauptete nun, wie ich schon erwähnt, Friederike huldige denselben Grundsätzen, in denen sie erzogen worden, doch mit der feinsten Heuchelei. Merkwürdig war, daß sich in ihrem ausgezeichnet schönen Gesicht ein jüdischer Zug erhalten hatte, der ihm aber einen Reiz mehr verlieh. Man konnte sie wirklich eine orientalische Schönheit nennen. Ein üppiges, schwarzes Haar rahmte mit zierlichen Locken ein ovales Gesicht dessen gebogenes Näschen trefflich zu dem kleinen liebreizenden Munde paßte und das sanfte Feuer ihrer blauen Augen verrieth einen regen Geist. Der schlanke Wuchs entsprach diesen geschilderten Reizen.

Philippine war eine ebenso schöne Erscheinung, aber von deutschen Gepräge. Die Bescheidenheit erlaubt mir nicht, mich allzusehr in der Beschreibung ihrer Vorzüge zu ergehen; denn sie war Mutter. Aber ihren Ruf darf ich erwähnen, daß sie das edelste, beste Herz besaß und ein wahrer helfender Genius aller Nothleidenden war. Aus der Küche ihres großen und stark frequentirten väterlichen Gasthofs hat sie gewiß Tausende von Armen und Kranken unentgeltlich gespeist. Wer einer Labung bedurfte, brauchte sich nur an sie zu wenden, um der Erfüllung seines Wunsches gewiß zu sein. Diese edle Mildthätigkeit die sie zu ihren Pflichten zählte, hat sie bis an ihren Tod geübt. Sie war eines der tieffühlendsten Frauenherzen, die je geschlagen, aber jedes Gefühl übersetzte sich bei ihr sogleich in die entsprechende That, seltener in das nur bezeichnende Wort.

In der Nähe dieser beiden Mädchen sah man also oft den jungen Herrn Oldenborg, und er fand an jeder gleich großes Gefallen; aber beide waren auch ihm gewogen. Philippine zeigte sich, ihrem sanften Charakter gemäß, zurückhaltender; Friederike trat mit ihrer Neigung freier hervor, leugnete sie aber bei der Freundin ab, während diese ihr offen bekannte, daß Oldenborg ihrem Herzen werth sei, und daß sie sich kein größeres Glück denken könne, als seine Gattin zu sein. Mit diesem offenen freundschaftlichen Bekenntniß war das Schicksal der beiden Mädchen entschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Die Zahl der Verbrechen, schreibt man aus Berlin, mehrt sich leider. Nachdem in voriger Woche eine junge Frau erst ihr eigenes Kind und dann sich selbst umgebracht hat — ein in seinen Einzelheiten wirklich ergreifender und höchst traurigen Einblick in mancherlei Zustände gewährender Fall — hat dieser Tage ein Mann den Versuch gemacht, seinen Sohn, einen 11jährigen Knaben, zu ermorden. Der ehemalige Kassendiener Stuart, der vor drei Jahren bei der hiesigen k. Hauptbank den Diebstahl von 40,000 Thalern Banknoten verübte und dafür verurtheilt wurde, war kürzlich aus dem Gefängnisse entlassen worden. Seine Frau war während der Zeit gestorben und er hatte seinen Sohn, der unterdeß bei den Großeltern in Neu-Ruppin gewesen, wieder zu sich genommen. Da er sich aber wieder verheirathen wollte, war ihm der Knabe unbequem, wahrscheinlich reizte auch das mütterliche Erbe des Kindes seine Habgier und er beschloß, sich seiner durch Ermordung zu entledigen. Er führte ihn deshalb am Sonnabend Abend an den Schifffahrts-Kanal und hieß ihn — auf der einsamen Gegend der Köpenicker Brücke angekommen — dicht an dem offenen Geländer sich bücken, um ein dort liegendes Zweigroschenstück aufzuheben. Als der Knabe achtungslos gehorchte, stieß ihn der unnatürliche Vater in den Kanal und eilte fort, ohne sich um den Hülferuf des Knaben zu kümmern. Nach etwa einer Stunde trat er am Landsberger Thore in das Bureau des 19. Reviers und fragte den anwesenden Telegraphisten, ob er nicht durch den Telegraphen Nachricht erhalten hätte, wo sich ein eilfjähriger Knabe, sein Sohn, der ihm vor einigen Stunden auf unerklärliche Weise verloren gegangen sei, aufhalte. Der Telegraphist konnte ihm keine Auskunft geben und entließ den Mörder. Doch kaum war dieser aus dem Zimmer getreten, so brachte der Draht eine Depesche an alle Reviere, worin die Mittheilung gemacht wurde, daß der Knabe Emil Stuart gerettet, der Vater aber geflüchtet sei. Augenblicklich machte sich ein Schutzmann auf den Weg und lief dem Verbrecher nach, holte ihn auch glücklicherweise noch ein und transportirte ihn zur Wache zurück. Der Hülferuf des armen Kindes war glücklicherweise auf einem in der Nähe ankernden Schiffe gehört worden und es dem Schiffsknecht Blödner mit einiger Gefahr gelungen, den schon Versinkenden zu retten.

(Eine Tragödie auf dem Genfer See.) Auf dem Genfer See ereignete sich vor wenigen Tagen Nachts ein gräßliches Unglück. Ein Mann aus St. Gingolphe, Namens Andre Derivaz, war Nachmittags mit seinem 22jährigen Sohne in einem Boote von Vevey abgefahren, um nach St. Gingolphe zurückzukehren. Ein furchtbarer Orkan wirft das Boot um und die Unglücklichen klammern sich an den Mast fest, und treiben, ein Spiel der hochgehenden Wellen, bis Mitternacht hin und her. Da verlassen den Vater die Kräfte, er nimmt Abschied von seinem Sohn und will in die Tiefe versinken. Der Sohn ergreift den Erschöpften beim Arm, zieht ihn höher und hält — eine Leiche im Arm. Mit dem todten Vater in einen, den anderen Arm krampfhaft um den Mast des umgeworfenen Fahrzeuges geklammert, treibt er noch fünf Stunden im Wasser, bis er gegen Morgen von Schiffern entdeckt und gerettet wird.

(Ein schlechtes Geschäft.) Eine Dame der Londoner Bühnen-Halbwelt soll kürzlich tüchtig „aufgesessen" sein, wie die chronique scandaleuse erzählt. Ein reicher Herr aus Deutschland ließ die Absicht verlauten, dieser Künstlerin ein reiches Collier zum Geschenk zu machen, für welches jedoch der Juwelier 500 L. verlangte, während der Deutsche nur 400 L. geben wollte. Die Theaterdame erfährt den Sachverhalt und bittet den Juwelier, den Schmuckgegenstand um 400 L. abzulassen, indem sie sich verpflichtet, die fehlenden 100 L. zu ersetzen. Der Juwelier trifft den reichen Gönner, als dieser eben im Begriffe ist, abzureisen. Derselbe zahlt die 400 L., betrachtet das brillante Collier genauer und sagt: „Teufel das ist im Grund doch billig gekauft; schade, wenn ich's hier lasse. Da, Johann, packe mir's ein!" Sprach's und reiste ab. Welches lange Gesicht die speculative Schauspielerin machte, als ihr der Juwelier diese Scene berichtete und seine hundert Pfund holte, läßt sich leicht denken.

Ein Reisender, der in Baumwolle machte, saß beim Abendbrode, und wie es so häufig bei denselben vorkommt, daß sie an Allem, wenn auch ganz ohne Grund, Etwas auszusetzen haben, sagte er mit schnarrender Stimme zum Gastgeber: „Herr Wirth, ihre Coteletts stinken!" Der Hotelbesitzer ein ruhiger Mann, geht lächelnd zu dem vorlauten Reisenden hin und erwiderte: „In Ihrer Nähe, werther Herr, läßt sich das nicht recht unterscheiden."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 86. Sonntag den 25. October. 1868.

Das Mägd'lein im Walde.

Von P. Trottmann.

Ging einst ein Mägd'lein wandern
Wohl durch die grüne Au,
Das Haar von lichtem Golde,
Das Auge himmelblau.

Am grünen Waldesrande
Stellt sie ihr Wandern ein,
Dort sangen sie in Schlummer
Die Vög'lein leise ein.

Da hat sich hingeschlichen
Ein heller Sonnenstrahl,
Traf ihre reine Stirne
Mit heißem Kuß zumal.

Da klangs im tiefsten Herzen,
Wie leiser Liebesgruß,
Da brannten heiß die Lippen,
Als wie vom ersten Kuß.

Sie ist nicht mehr erwachet,
Träumt fort den schönsten Traum,
Von Vög'lein treu bewachet,
Am grünen Waldessaum.

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.

(Fortsetzung.)

Denn wie Philippinens Brust eine sanfte, keusche Liebe zu Oldenborg hegte, so Friederike eine glühende lodernde Leidenschaft, und wie jene offen und ehrlich, so war diese versteckt und falsch. Da Friederike eine unbedingte Herrschaft über ihre Eltern von Kindesbeinen an ausgeübt hatte und als einziges Kind eines so ungeheuer reichen Hauses nicht gewohnt war, sich irgend einen Wunsch zu versagen, so schwur sie sich zu, daß der schöne Oldenborg in wenigen Monaten ihr Gatte sein müsse, und sie traf mit der ihr natürlichen Lage zur Intrigue sogleich die geeigneten Maßregeln zur Erfüllung ihres Schwurs. Zuerst sprach sie mit ihrer Mutter, die leicht für den Plan gewonnen war; denn Riekchen vermaß sich hoch und theuer, wenn sie Oldenborg nicht zum Manne erhalte, so werde sie als Jungfrau sterben, und ihr Vermögen an lachende Erben kommen. Dieses Zwiegespräch fand zu der Zeit statt, wo Oldenborg die erwähnten Anerbietungen hinsichtlich des von ihm geleiteten Geschäfts gemacht wurden. Friederikens Mutter hatte Verbindungen, wie sie alle reichen Leute haben, und wenn sie noch so geizig, noch so schlecht und niederträchtig sind; denn das Geld ist leider der Götze, das goldene Kalb, um das die Kinder der Welt anbetend tanzen, unbekümmert um höhere Gesetze, selbst wenn sie sie anerkannt, ja selbst wenn sie heucheln, als gehorchten sie denselben.

Ein vornehmer gemeiner Mensch, ein sogen. Freund der Frau Räthin, gab sich zu dem beabsichtigten Ränkespiel her, wahrscheinlich in der Hoffnung sich einen Kuppelpelz zu verdienen. Mit vorgenommener Larve der Freundschaft trat er zu Oldenborg, versprach seine Vermittlung, wenn er um Friederike werben wollte, übernahm sogar die Rolle des Vermittlers und brachte die Sache schon den folgenden Tag in Ordnung. Der Zufall wollte, daß eine Gesellschaft, zu welcher Oldenborg gehörte, an diesem Tage einen Ball mit Souper gab. Mit sich selbst im Widerstreit ging er hin. In der That hatte er, seit ihm Friederike auf die gedachte Weise angeboten worden war, seine Gedanken schier keinen Augenblick von Philippinen losbringen können; ihr sanftes reizendes Bild schwebte ihm fort und fort vor der Seele. Er schwankte, er war mit sich selbst zerfallen, er wußte nicht, was er thun sollte. Er war an einer jener Lebensstellen angelangt, die Gefahrdrohenden, unter dem Wasser verborgenen Klippen gleichen. Nur rasches, entschlossenes Handeln das der unverkennbaren Stimme des Herzens nachgeht, sichert die weitere glückliche Fahrt. Unentschlossene Passivität führt fast immer zum Gegentheil. Aber den wenigsten Menschen ist es gegeben, in solchen Fällen mit starker Hand nach dem Feuer zu greifen; die Meisten überlassen in zaghafter Unthätigkeit ihr Lebensschiff der treibenden Fluth. Oldenborg that dasselbe, oder er that vielmehr nichts; er ließ Andere handeln zu seinem Unglück. Mit stiller, freudiger Hoffnung ging er auf den Ball, er werde Philippinen dort finden; er hatte ja noch nicht um Friederiken geworben. Aber Phi-

lippine war durch eine Intrigue Friederikens zurückgehalten worden. Friederike hatte nämlich dringende Geschäfte vorgeschützt und Philippinen's gutes Herz hatte sofort erklärt, dann werde auch sie nicht gehen. Friederike erschien aber in allem Glanze ihrer zauberischen Schönheit. Oldenborg's Sinne wurden von ihr umstrikt. Noch nie war sie so heiter, so liebenswürdig gewesen. Oldenborg tanzte viel mit ihr. Endlich erschien auch der Freiersmann, zog den aufgeregten jungen Mann bei Seite und flüsterte ihm zu: Sie haben das Jawort und dürfen das Goldmädchen als Ihre Braut betrachten. — Es gab Oldenborg einen Stich in's Herz; er mußte die Augen schließen, Philippinen's Gestalt mit einem schwermüthigen hinsterbenden Blick glitt an seiner Seite vorüber; er dachte daran, den Ball heimlich zu verlassen, zu ihr zu eilen und sie zu fragen, weßhalb sie nicht gekommen sei. In demselben Augenblick wurde zur Tafel geblasen; Friederike war an seiner Seite, er führte sie zur Tafel. Es fiel ihm nicht auf, daß ihre Plätze schon neben einander belegt waren; eben so wenig hatte er Argwohn daraus, daß der Hausfreund gerade gegenüber saß. Oldenborg war einsylbiger und in sich gekehrter als je. An die sonst so rührigen Fittiche seiner Seele hingen sich sehr schwere Ahnungen. Friederike machte ihm Vorwürfe, daß er so kalt sei; er konnte den Bann, der auf ihm lag nicht abschütteln.

Plötzlich erhob sich der Hausfreund mit dem vollen Glase in der Hand und er sprach zur Gesellschaft: Es gelte die Gesundheit eines neuen Brautpaares zu trinken, das sich an der Tafel befinde; er freue sich die hochachtbare Gesellschaft mit der Nachricht überraschen zu können, an der gewiß Alle freundlichst Theil nehmen würden, daß nämlich Herr Kaufmann Oldenborg und Demoiselle Morhof Verlobte seien; er bitte die Gesellschaft, mit ihm auf ihr Glück und Wohlergehen zu trinken. Ungeheurer Jubel brach aus; Oldenborg erhob sich verwirrt, leichenblaß; zitternd hatte er Friederiken's Hand ergriffen, die ebenfalls aufgestanden war und in strahlender Schönheit anmuthig lächelte. Beide bedankten sich und als Oldenborg sich wieder setzte, war er Bräutigam und sein Schicksal entschieden. Der Gedanke, förmlich überrumpelt worden zu sein, war ihm ein quälender; noch mehr peinigte ihn der Gedanke an Philippine, aber die glückstrahlende Zärtlichkeit Friederiken's mußte endlich seine Verstimmung zu besiegen. Er hätte nicht ein junger Mann mit Schönheitssinn und Geschmack sein müssen, wenn sich seinen Sinnen nicht die berauschende Ueberzeugung aufgedrungen, daß seine Braut eines der reizendsten, üppigsten, herrlichsten weiblichen Wesen sei; er hätte nicht Kaufmann sein müssen, wenn die Ueberlegung, daß seine künftige Frau einen ungeheuren Reichthum besitze, nicht schwer in die Wagschale gefallen wäre. Und überdieß hatte er ja nie ein Wort von Liebe, geschweige von Heirath mit Philippinen gesprochen. Genug, er tröstete sich. Tags darauf machte er seinen Schwiegereltern einen Besuch und wurde ausgezeichnet aufgenommen; man sprach von der Hochzeit, von der Ausstattung und von der Morgengabe.

Das Leben verlief in seinem gewöhnlichen Geschäftsgange; Oldenborg übernahm die Handlung käuflich, woraus ihm eine Menge neuer Geschäfte erwuchsen; die Abende brachte er bei seiner Braut zu, deren Auge Glück strahlte, deren Mund Glück lächelte; aber er fühlte ein unbestimmtes Etwas, das sich eben nicht wie Glück ausnahm, ein unbehagliches Gefühl, dem er keinen Namen zu geben wußte, eine Art Nüchternheit, die sich der Schönheit, dem Reichthum und der Zärtlichkeit der Braut nicht recht anpassen wollte und seine Gedanken in einsamen Stunden immer wieder auf Philippinen lenkte.

Der Beweis, daß zwischen ihm und Friederike, trotz aller scheinbaren bräutlichen Seligkeit, etwas Fremdes stehe, irgend eine Ahnung von Schatten, lag schon darin, daß keins von beiden gegen das Andere jemals Philippinen's erwähnte, die doch beider Freundin, ja Friederikens Busenfreundin gewesen war. Oldenborg hörte und sah nichts von der, an die er unwillkürlich immer denken mußte; durch Zufall erfuhr er endlich, sie sei lange schon krank. Ein dunkles, unbestimmtes Weh durchschnitt ihm bei dieser Nachricht das Herz. Die Zeit kam, wo die üblichen Brautvisiten gemacht werden mußten. Auf der Liste der zu besuchenden Häuser stand auch das elterliche Philippinen's. Oldenborg zuckte zusammen, als er den Namen las; war es ihm doch, als habe er einen Treubruch an dem Mädchen begangen. Stumm und zitternd stieg er aus dem Wagen, als dieser vor dem bekannten Gasthof hielt; es war ihm, als zittere auch Friederiken's Hand, indem er sie in das Haus führte. Am Ende eines Ganges, auf welchen die Thüre des Besuchzimmers führte, sah er eine todtbleiche Gestalt vorüberschlüpfen. Er hatte Philippinen kaum darin erkennen können. Die Eltern empfingen das Brautpaar steif und förmlich; Philippine wurde als krank entschuldigt; Oldenborg dankte ihr im Stillen, daß sie ihm erspart hatte, ihr in's Auge sehen zu müssen. Aber diese Verläugnung sprach zu deutlich aus, was er längst geahnt: er war von Philippine ebenso geliebt, wie er sie liebte. Aber er besaß nicht die moralische Kraft, seine Fessel zu zerbrechen. Vielleicht wenn er sie gesehen, nur einmal gesprochen, wäre alles anders geworden.

Nach der Sitte der damaligen Zeit wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert. Morhof's zeigten sich mit einem gewissen trotzigen Uebermuth als

steinreich, gleichsam um die Beschuldigung des Geizes zu widerlegen. Und doch erzählte man sich nachher manche Anekdote, die die einmal feststehende Meinung nur bestätigte. Mitten aus dem Glanze der Verschwendung hatte hie und da die Gratze des Geizes herausgegrinst. Es ist das unvermeidliche Schicksal des Esels in der Löwenhaut, daß er sich irgendwie verrathen muß.

Am folgenden Tage übergab der Rath Morhof seinem Schwiegersohn ein Kapital von zehntausend Thalern als Friederiken's Mitgabe. Oldenborg hatte mehr erwartet; doch schwieg er. Er wußte, was er seinem Fleiß zutrauen durfte, und das Kapital war groß genug, diesen gehörig zu unterstützen.

Es waren indessen kaum einige Monate vergangen, als Oldenborg zu seiner Betrübniß wahrnahm, daß seine junge Frau wirklich geizig war, was er früher nie hatte glauben mögen. Es wurde ihm durch aufmerksames Beobachten klar, wie großen Zwang sich Friederike anthat, ihm die ihr aufgeerbte Leidenschaft zu verbergen; aber wie ein verborgener Erdbrand war sie an der unnatürlichen Hitze des Bodens zu spüren und züngelte hie und da, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, in kleinen Flämmchen hervor. Oldenborg's Gutmüthigkeit war anfangs sehr geneigt gewesen, diese Erscheinungen für Zeichen der Sparsamkeit einer jungen Wirthschafterin zu halten, die die Mittel eines neuen Geschäfts nicht durch unnütze Ausgaben beeinträchtigen will, aber die bittere Ueberzeugung zwang sich ihm bald genug auf, daß hier nicht von einer lobenswerthen Tugend, sondern von einem tadelnswerthen Laster die Rede sei. Es wurde der jungen Frau immer schwerer, sich Zwang anzuthun, und als sie noch im ersten Jahre ihrer Ehe die Mutter eines Knaben geworden war, ließ sie die Maske fallen. Sie sah zu jeder Erholung, zu jedem Vergnügen scheel, weil es Geld kostete; es sollte nur immer gearbeitet werden, um Geld zu verdienen. Die Dienstboten klagten über Schmälerung der Kost, ja der Familientisch selber wurde immer frugaler, im Gegensatz zu der Sitte in Friederiken's elterlichem Hause. Auch die Kleidung der jungen Frau wurde allmählig salopp; sie sah bei den Stoffen nur auf die Dauerhaftigkeit. Vergebens waren Oldenborg's sanfte Vorstellungen; er mußte eine Menge vulgärer Redensarten anhören, die ihn verstimmten, als: was man erspart habe, sei gewonnen; Niemand schenke einem etwas; man müsse alles verdienen und erwerben; man müsse frühzeitig daran denken, den Kindern einst eine gesicherte Lage zu begründen; nur Besitz gibt den Menschen in unserer Zeit Werth u. dgl.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein Betrug.) Lajoussade, ein ehrlicher Bäcker aus Gasconien, hegte, nachdem er durch lange Arbeit ein rundes Sümmchen zusammengebracht, den Wunsch, Paris, von dem man so viel Wunders erzählte, zu besuchen. Sobald er daher sein kleines Vermögen eingelöst, nahm er herzhaft ein Fuhrwerk, und kam nach einer ungestörten Reise in der Hauptstadt an, wo er in einem bescheidenen Gasthause abstieg. Das erste Bedürfniß eines Provinzialisten bei seiner Ankunft ist, Alles zu sehen. Alles zu besuchen; nachdem Lajoussade einige Augenblicke der nöthigen Ruhe gewidmet zögerte er nicht, sich auf die Beine zu machen. Der Pflanzengarten war an seiner Thür, mit diesem begann er seine neugierigen Wanderungen. In demselben gibt es tausend Dinge zu sehen: den Löwen, den Bär, die Hyäne, die Dromedare, den Elephant, die Affen und vor Allem die Giraffe, deren Ankunft den Ruf und Erfolg manches reisenden Künstlers übertraf. Lajoussade war verzückt im Anblicke der Giraffe, und ein Nachbar setzte ihm eben auseinander, daß der Doktor Damèril dem ausländischen Thiere den Hoff'schen Malzextrakt verschrieben habe, weil Wind und Regen ihm einen Husten verursacht hätten, als eine halb orientalisch, halb wie ein Vorstädter gekleidete Person sich ihnen näherte und mit einem sehr deutlichen Nebendialekt fragte, ob es sehr weit sei von der Zeile von Manboeuf bis zu den Elisäischen Feldern. „Ich werde es Ihnen nicht sagen können," erwiderte Lajoussade, „ich komme so eben in Paris an und brauche selbst einen Führer." — „Ach, Allah!" rief der Fremde mit niedergeschlagener Miene, „ich verloren; ich sein Ben-Arrach, der Gesandte Abd-el-Kaders, des Lichts Gottes; mein Wagen und mein Dolmetscher verschwunden sein; ich geben wollen dies Stück dem, der führen wird mich nach dem Schloß, das der Sultan der Franzosen mir gegeben hat, um meinen Harem und meine Leute unterzubringen!" Und indem er diese Worte sprach, zog der afrikanische Gesandte etwa dreißig Goldstücke aus der Tasche, und bot eines dem erstaunten Bäcker. „Halbpart!" sagte nun der Erzähler der Gesundheitslehre, welche der Giraffe vorgeschrieben worden; nehmen Sie immer, ich werde Sie führen, und wir wollen versuchen, einige Goldstücke mehr von diesem Herrn zu entlocken." Und nachdem noch einige Worte gewechselt worden, verlassen Lajoussade, der Pariser und der Gesandte den Pflanzengarten und gehen zusammen die Straße St. Victor hinunter. „Wollen Ew. Excellenz vielleicht das Pantheon besuchen?" — „„den großen Männern das dankbare Vaterland!" " „Himmlische Inschrift,

die allein werth ist, daß eine so hohe Person aus Algier herkomme, um sie zu sehen!« — Und auf ein bejahendes Zeichen des ernsthaften Beduinen wendet man sich gegen das Pantheon. Auf dem Wege kommen sie bei einem Gasthause vorbei, man tritt ein, setzt sich, trinkt und plaudert; der Afrikaner fängt an, etwas besser Französisch zu sprechen; hierauf gibt er, um die Zeche zu bezahlen, die nur mäßig ausfiel, an Lajoussade einen doppelten Napoleond'or, bei dessen Anblick der Pariser Cicerone sehr leise dem Bäcker in's Ohr sagt: „Halbpart! bezahlen Sie und geben Sie nichts zurück.“ Vom Pantheon führt sie der Weg zu den Tuilerieen, von den Tuilerieen zum Palais Royal, dann kommen Sie die Quais entlang, nicht ohne sich lange in Wirthshäusern und Restaurationen aufzuhalten, endlich fragt der Afrikaner, der überall die Goldstücke herumstreut, und ihren Werth nicht zu kennen scheint, ob einer seiner Begleiter ihm hundert Goldstücke in zweihundert dicke Silberstücke mit dem Bildniß des Sultans der Franzosen wechseln wolle. „Halbpart!“ sagt nun der Cicerone, „wenn Sie tausend Franken in Paris haben, holen Sie dieselben schnell, denn Sie sehen, daß sie verdoppelt werden.“ Lajoussade steht einen Augenblick an, dann entschließt er sich. Er schlägt den Weg nach seiner Wohnung ein, in deren Nähe der Gesandte und der Pariser in ein Gasthaus traten, den ehrlichen Bäcker zu erwarten, der sich entfernt, um sein Geld zu holen. Aber nun ändert sich die Scene. Seit dem Augenblicke des Zusammentreffens im Pflanzengarten wurden die Gänge der drei Männer von zwei Abgeordneten der Polizei sorgfältig beobachtet, die keine Bewegung, kein Zeichen an dem falschen Ben-Arrach und seinen Gefährten aus dem Auge verloren. Im Augenblick, als Lajoussade ganz freudig zurückkehrt, und die mit Kupfermünzen gefüllten Rollen schon bereit sind, um das Gold, welches er empfangen soll, vorzustellen, erscheinen Polizei-Agenten und verhaften den Gesandten, den Cicerone und noch Einen ihres Ordens, der ihnen von fern gefolgt war, um auf ihre Operationen Acht zu geben. Nach der Präfektur geführt, werden die Betrüger bei denen eine Summe von vierhundert Francs in Gold gefunden wurde, für schon einmal ergriffene Diebe erkannt. Was Lajoussade betrifft, so schwur er, die Polizei, deren Wachsamkeit die Rettung seiner Thaler bewirkt, segnend, daß er Paris genugsam kenne, und nahm sogleich seinen Platz auf der Diligence wieder ein. —

Essen. Nach den Berichten der hiesigen Handelskammer wurden 1852 in den Krupp'schen Anstalten 1,450,000 Pfd. Gußstahl, 1866 125,000,000 Pfd. produzirt. Von 1865 bis 1866, also in einem Jahre, ist die Produktion um etwa 25 Proz. gestiegen. Das Etablissement besaß 1866 155 Dampfmaschinen mit 6835 Pferdekraft; die 49 Dampfhämmer desselben hatten ein Gewicht von 2770 Ztr. (darunter 1 von 600 Ztr.) Die Fabrikfeuerwehr ist ein sehr gut organisirtes Institut des Etablissements. Täglich brennen in der Anstalt 9000 Gasflammen und ihr Kohlenverbrauch soll sich auf 22,500 Schäffel für den Tag belaufen. Der tägliche Wasserbedarf soll sich auf 200,000 Kubikfuß belaufen, die Länge der Fabrikeisenbahn ist $2^3/_4$ Meilen, sie hat 6 Lokomotiven und 150 Wagen im Betrieb.

In Plauen i. V. ist vor einigen Tagen ein Mann, der im Krankenhaus verstorben war, secirt worden und da ergab sich, daß das Herz desselben auf der rechten Brustseite lag, die Leber links, der Magen und die Milz auf der rechten Seite; die sogenannte linke Herzhälfte, die das Blut dem Körper zuführt, nahm die rechte Hälfte des Herzens ein, während die sogenannte rechte Hälfte links lag. Der Mann war übrigens bis auf eine im Verlaufe des letzten Jahres erworbene Lungenkrankheit für immer gesund gewesen.

In der neuesten Modezeitung sind die jungen Damen unter die Studenten gegangen; denn sie tragen auf dem allervordersten Theile des schönen Kopfes balancirende Cerevismützchen. Abgesehen davon, daß man ihnen nicht in die Augen sehen kann, hat diese Mode den Vortheil, daß Bruder Studio und Frln. Schwester nur eine Mütze brauchen.

Der Vorsteher eines Ortes in der Pfalz erließ folgende Bekanntmachung: „Es ist zu den diesseitigen Ohren gekommen, daß das Vieh in den Ställen mit brennenden Cigarren und Pfeifen gefüttert wird, was künftighin mit 30 kr. bestraft werden soll.“

Ein Wittwer wollte eine Wittwe heirathen und führte im Heirathsgesuche beim Consistorium unter Anderm folgenden Punkt an: „Ich und meine Verlobte sind verwittwet, wie es unsere beiderseitigen gehorsamst beigebogenen Todtenscheine bestätigen.“

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francονia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 87. Donnerstag den 29. October. 1868.

Ermuthigung.

Von P. Trottmann

O Mensch, bleib stark im treuen Hoffen,
Wenn auch dein Lebensanker bricht, —
Dem Muth'gen steht die Welt ja offen,
Der Nacht folgt gold'nes Sonnenlicht!

Wenn grinsend auch dich die Megäre
Der Bosheit und des Neid's umstrickt,
Nur immer muthig dich erwehre,
Und fest zum Himmel aufgeblickt!

Des Lebens kurze, kleine Spanne;
Wie läuft sie ab so täuschend still!
Du blickst zur Fern' in blödem Wahne,
Und eh' du's denkst, — bist du am Ziel!

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.
(Fortsetzung.)

Nachdem Friederike aus einem zweiten Wochenbett hervorgegangen war, in welchem sie ihrem Gatten ein Töchterchen geschenkt hatte, versuchte er strenger gegen sie aufzutreten, denn mit dieser zweiten Niederkunft nahm ihre Leidenschaft eine schmutzige und eckelhafte Gestalt an, aber er mußte die Demüthigung erleben, daß sie ihm unumwunden sagte: das Vermögen sei von ihr, wenn er unverständig genug sei, nicht an seine Familie zu denken, die sich jedes Jahr vermehre, so werde sie doch nicht ihre Pflicht aus dem Auge setzen. Mit stillem Gram sah jetzt der gute Mann ein, daß es ihm unmöglich sein werde, den finstern Dämon aus seinem Hause zu bannen, dessen Herrschaft ihm um so unleiblicher war, als das Glück die Handlungsfirma augenscheinlich begünstigte und das Vermögen von Jahr zu Jahr in steigenden Progressionen vermehrte. Er suchte mehr Gesellschaft als in den ersten Jahren seiner Ehe; er aß und trank mehr außer dem Hause als in demselben, und entfremdete sich so allmälig seiner geizigen gemüthlosen Frau. Diese trieb dagegen eine tolle, schmutzige Wirthschaft. Sie kochte keine rechte Speise, sie aß sich selbst nicht satt; sie verrichtete die Arbeiten einer Magd, um Arbeitslohn zu ersparen; der bedürftigste Arme erhielt nie einen Heller von ihr, kein altes Kleidungsstück, keinen Bissen Brod. Vielmehr verschacherte sie alles Unbrauchbare und stand mit Juden und Trödelweibern in steter heimlicher Verbindung. Noch schlimmer! Hinter dem Rücken ihres Mannes legte sie selbst eine Art Trödelhandel und Pfandleihgeschäft an; sie verborgte kleine Summen auf kurze Zeit mit zwanzig und dreißig Prozent Gewinn, legte Kapitalien auf die Landesbank an und hielt schier kein Mittel für zu schlecht, ihr Eigenthum zu vergrößern. Zu dem bösen Geist des Geizes hatten sich die verschwisterten, noch schlimmeren des Neides und der Habsucht in ihrer Seele gesellt. Man konnte den hohen Punkt, an welchen diese unselige Leidenschaften bereits angelangt waren, nicht anders denn als Wahnsinn bezeichnen, der seine Rabenflügel dumpf rauschend über dem Haupte der unglücklichen Frau zusammen schlug, und daß man mit dieser Bezeichnung nicht fehlschoß, sollte bald genug noch schrecklicher kund werden. Friederike kam mit einem todten Kinde nieder. Die Leute behaupteten, der Mangel an kräftiger Nahrung sei der Grund, daß die Lebensflamme des Kindes schon vor seinem Eintritt in die Welt erloschen sei.

Die Wöchnerin war ungewöhnlich tiefsinnig. Die Milch, welche keinen Abzug hatte, wirkte verderblich auf ihren ohnedieß geschwächten Geist. Sie lag im heftigsten Fieber, als ein verworrenes und wildes Geschrei an ihr Ohr schlug. Die Magd rannte schreiend die Treppe hinab; von der Straße herauf hörte die Wöchnerin jammernde Stimmen und dazwischen den Namen ihres zweijährigen Töchterchens. Von einer unbestimmten schrecklichen Ahnung emporgeschnellt (denn sie liebte ihre Kinder mit einer Art Abgötterei), sprang Friederike vom Lager und eilte die Treppe hinab. Sie entriß es ihnen mit einem Wahnsinnsgeschrei, aber sie preßte eine kalte, nasse Leiche an die Brust. Das Kind hatte sich ohne Beaufsichtigung auf die Straße verirrt, war in den Kanal gestürzt und ertrunken. Friederike schrie verzweiflungsvoll; sie wollte mit ihren glühenden, krampfhaften Küssen dem todten Körper neues Leben einhauchen. Ihr Gatte kam hinzu. — „Das hast Du von Deinem verfluch-

ten Geize!“ rief er von Zorn und Schmerz übermannt. „Hättest Du ein Kindermädchen gemiethet, wie ich oft verlangt, wir hätten dies gräßliche Schicksal nicht erlebt.“ Sie stieß einen Schrei aus, wie ein wildes Thier, rannte mit der Kinderleiche fort auf ihr Zimmer und konnte durch nichts vermocht werden, sie wieder von sich zu geben, da man Wiederbelebungsversuche damit machen wollte. Aus ihren verworrenen Worten, wilden Geberden und unsinnigen Handlungen war nicht lange zu verkennen, daß sie wahnsinnig geworden war. Oldenborg schlug die Hände in Verzweiflung vor das Gesicht.

Friederikens Hand artete bald in Raserei aus. Die Milch war ihr, wie man zu sagen pflegt, in's Gehirn getreten. Sie rasete wochenlang, und Jedermann mußte wünschen, daß sie diesen gräßlichen Anfällen erliegen möchte, in denen sie der vereinten Kräfte von drei starken Männern trotzte; aber ihre Jugend und ihr gesunder Körper ertrugen alle diese Stürme ihres von Nacht umhüllten Geistes. Die wilden Paroxismen wurden allmälig seltener, aber der Wahnsinn blieb. Sie klagte sich fort und fort des Mordes an ihrem Kinde an, und Oldenborg sah sich genöthigt, sie in eine nahe Heilanstalt für Geisteskranke bringen zu lassen. Nach einigen Monaten machte ihm jedoch der Direktor dieser Anstalt die trostlose Eröffnung, daß er nicht die mindeste Hoffnung zur Wiederherstellung der Unglücklichen habe.

Oldenborg lebte nun äußerst still und einsam; sein Knabe war seine einzige Erholung; er machte öfters Spaziergänge mit ihm, so weit es die Kräfte des Kindes erlaubten. Eines Tags war er mit dem Knaben auf ein benachbartes Dorf gegangen. Der Knabe war ermüdet und verlangte Milch; der Vater schritt mit ihm auf das nächste Bauernhaus los, das sich durch sein reinliches und geschmackvolles Aussehen auszeichnete; es schien eher der bescheidene Landsitz eines Städters zu sein. Eine freundliche, gebildete Hand war hier aus ihren Werken überall zu erkennen. Oldenborg fühlte sich von dem hier wehenden Geiste der Ruhe und des Friedens unbewußt äußerst wohlthätig angesprochen. Er rief eine knapp und reinlich gekleidete junge Magd an, welche auf dem Hofe beschäftigt war und gab ihr den Wunsch des Kindes zu erkennen, und das Mädchen ging, die Herrin herbeizurufen. Aber wie ward Oldenborg, als er in der schlanken, bleichen Frauengestalt Philippine Kossel erkannte! Er hatte sie in fast fünf Jahren nicht gesehen, er hatte nur sehr wenig von ihr gehört; denn die Edelsten und Bravsten machen am wenigsten von sich reden. Wie sehr verändert sah er das einst so blühende Mädchen vor sich! Hier hatten noch schlimmere Kräfte als die Zeit gewirkt, die herrlichste Jugendblüthe zu vernichten. Die äußerste Verlegenheit stammelte einige Worte der Entschuldigung aus ihm; auch sie stand einen Augenblick betroffen, aber sie fand die Fassung schneller wieder, als er; freundlich, ja herzlich ging sie ihm entgegen und bot ihm die Hand zum Willkomm. Jedenfalls ihr liebes Kind, sagte sie und bog sich nieder, den Knaben zu küssen. Als sie das immer noch schöne, äußerst edle Haupt wieder aufrichtete, sah Oldenborg ein paar Thränen in ihren Wimpern schimmern. Sie führte ihn in das niedliche Haus, das sie das ihrige nannte, sie brachte geschäftig die herrlichste Milch, an der nicht allein das Kind sich labte, von der auch der Vater mit Wonne genoß. Sein Auge verfolgte mit einer gewissen süßen Befriedigung die anmuthige Geschäftigkeit des einst von ihm so heiß geliebten Mädchens, über die der Zauber eines wahren Gottesfriedens ausgegossen war. Sie erzählte ihm mit rührender Herzlichkeit und so unbefangen als hätten sie sich, von einer Reise oder einem ähnlichen Hinderniß abgehalten, nur in wenigen Monaten nicht gesehen, daß sie am städtischen Treiben keinen Geschmack mehr gefunden und sich deshalb nach dem Tode ihres Vaters dieses ländliche Anwesen gekauft und nach ihrem Geschmack eingerichtet habe. Hier sei sie nun ganz zur Bäuerin geworden und liefere die Erzeugnisse ihrer Wirthschaft an ihren Bruder, der die Gastwirthschaft fortführe und bei dem die Mutter wohne. Diese besuche sie oft; meist sei sie aber allein; denn die Einsamkeit sei ihrem Herzen Bedürfniß, und in stiller Thätigkeit finde sie allein ihr Glück. Oldenborg lauschte ihren Worten, wie man wohl einer holden, sanften Musik lauscht; sie flossen so beruhigend, so erheiternd in seine Seele; er vergaß sein Unglück, er vergaß Zeit und Ort. Ach, seit Jahren war ihm zum erstenmal wieder recht wohl! Er fühlte sich heiter und glücklich. Und nicht allein das Ohr, auch sein Auge führte der durstigen Seele lang entbehrte Genüsse zu. Wie hing es an den edeln Zügen! wie verfolgte es die Spuren, welche die Leiden in sie gegraben! wie tauchte es in ihr seelenvolles freundliches Auge! Stunden waren verstrichen, der arme glückliche Mann wußte nicht wie; das Kind erinnerte ihn an die Heimkehr. Da grauste es ihm, diesen Tempel des Friedens und Glücks wieder verlassen und in sein freudenarmes, ödes Haus zurückkehren zu müssen. Die Last seines Unglücks wälzte sich mit zehnfachem Gewicht auf seine Brust zurück.

„Wie glücklich sind Sie!“ seufzte er, „wie unglücklich bin ich dagegen! Sie werden ja wohl von meinem bösen Schicksal erfahren haben.“

„Ich weiß! Ich weiß!“ sagte Philippine abwehrend, und verhüllte ihr Gesicht, um ihren Thränenstrom zu hemmen und dem theuern

Manne ihren Jammer zu verbergen. Wie unaussprechlich wohl that ihm diese ungekünstelte Theilnahme! — Er mußte zum Abendessen bleiben, wie es eine Bäuerin geben kann, und er blieb gerne.

Wie sie da so mütterlich für den hungrigen Knaben sorgte! Wie der Eifer allmählig ihre Wangen röthete; Wie ihr Auge strahlte in unbewußtem, süßen Glück!

„Ach, Philippine," rief Oldenborg endlich, vom Gefühl übermannt, „welch ein grausames Geschick für mich, daß Sie nicht die Mutter dieses Kindes sind! — Sie antwortete nicht, sie wandte sich ab; er glaubte ein leichtes Zucken und Zittern über ihre Glieder laufen zu sehen. Gleich darauf verließ sie das Zimmer, und als sie nach einiger Zeit wieder herein trat, hatte sie verweinte Augen.

Am folgenden Tage stellte Oldenborg leise Erkundigungen nach Philippinen an; es war ihm Bedürfniß, von ihr zu hören. Denn er hatte die Ahnung von dem, was er vernehmen würde und wirklich vernahm. Seit der langen Krankheit, die sie damals zur Zeit seiner Verheirathung überstanden, hatte sie sich ganz häuslich gehalten und nie mehr einen öffentlichen Vergnügungsort besucht. Mit ganzer Seele und hingebender Thätigkeit hatte sie sich ihrer Lieblingsneigung der Wohlthätigkeit gewidmet und der Pflege ihrer Blumen. Dadurch war sie auf die landwirthschaftlichen Beschäftigungen gekommen und hatte großes Vergnügen an der Viehzucht gefunden, so daß sie sich endlich von ihrem väterlichen Erbtheil ein ländliches Anwesen in dem Dorfe gekauft, wo eine höhere Hand Oldenborg zu ihr geführt. Hier hatte sie einen herrlichen Blumengarten mit einem kleinen Gewächshaus, die stattlichsten Kühe und was dazu gehört, und war Lehrerin der Bauernmädchen jeden Alters in allen Dingen, welche den Landleuten von Nutzen sein können. Die kleinen Kinder lernte sie lesen, Schreiben, Rechnen, erzählte ihnen aus der Religions- und Profangeschichte, die ältern erhielten Unterricht im Stricken, Nähen, Haus-, Garten- und Landwirthschaft, Erd- und Naturkunde, Manche in der höhern Kochkunst; den Weibern gab sie gute Rathschläge, für das ganze Dorf war sie ein glückbringender Genius, den männiglich segnete. —

Sie hatte in den ersten Jahren mehrere sehr annehmbare Partieen unbedingt ausgeschlagen und so standhaft erklärt, sie werde sich nicht verheirathen, daß von jener Zeit an alle Freier von ihr fern geblieben waren. Die Männer, welche in ihr Haus kamen, waren ihre Freunde und Verehrer in einer höhern als geschlechtlichen Beziehung.

Ihr könnt euch denken, wie wohl dem armen Oldenborg diese eingezogenen Nachrichten thaten, und wie er gleichsam im Lobe seiner Freundin, das ihm aus anderm Munde so reichlich entgegenströmte, schwelgte. — Der Knabe sogar bat ihn nach einigen Tagen, ihn wieder zu der schönen Frau zu führen, die ihm Milch und Blumen gegeben; sein eigenes Herz hatte dieselbe Bitte. Und er wandelte den Weg nun oft und öfter und kehrte immer heiter und glücklich zurück. Ueber seinem Leben war eine heilverkündende Morgenröthe aufgegangen, die ein neues Roth auf seinen Wangen abstrahlte und alle Dinge um ihn verklärte, in seinem Herzen aber neue Frühlingskeime wachrief. Aber auch auf Philippinen hatten seine Besuche eine äußerst wohlthätige Einwirkung, auch auf ihren Wangen machte die feine Blässe dem freundlichen Roth, dem Verkünder eines süßen, stillen Herzensglücks, Platz; ihr Auge strahlte wieder so lebendig; sie verjüngte sich gleichsam von Tag zu Tag. Hand in Hand gingen sie durch den Blumengarten, und der Knabe jauchzte und umschwärmte sie. Endlich wurde Oldenborg's Stimmung bei diesem Besuche feierlicher; oft glänzten Thränen in seinen Augen, er mußte sich abwenden, um der Freundin seine Rührung zu verbergen. Plötzlich begann eines Tages der Knabe Philippinen „Mütterchen" zu nennen. Sie erröthete und wendete die Augen zu Boden; aus Oldenborg's Augen stürzten Thränen. Bebend ergriff er ihre Hand. „Philippine," sagte er mit zitternder Stimme, „erfüllen Sie den kindlichen Wunsch meines Karl, erfüllen Sie den glühendsten, den heißesten Wunsch meines Herzens, werden Sie seine Mutter, werden Sie meine Gattin!"

„Aber mein Gott!" stammelte sie erschrocken, „Ihre Frau lebt —"

„Nennen Sie das leben? Das ist ein trauriges Vegetiren. Ich spreche meine Bitte nicht unvorbereitet aus. Ich habe vor einigen Tagen noch einmal mit den Aerzten der Irrenanstalt gesprochen; ihr auf Erfahrung gestütztes Urtheil lautet einstimmig, daß Friederike nicht wieder hergestellt werden kann. Das Licht ihres Geistes ist auf immer erloschen. Dieser geistige Tod hebt unsere Ehe von selbst auf; ich brauche nur der Behörde den Wunsch auszusprechen, und diese unglückliche Ehe wird sogleich gelöst. Meine Hand ist frei; mein Herz war stets — Ihr Eigenthum. Nicht zurückhalten will ich Ihnen in dieser feierlichen Stunde, daß ich nur Sie, Sie allein wahr und rein geliebt habe, und daß ich den unverzeihlichsten Irrthum meines Lebens beging, mein Herz nicht streng zu prüfen und es vielmehr von äußeren Eindrücken und Täuschungen gefangen nehmen zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Vor Kurzem wurde die Stadt Nottingham durch das Entweichen eines Löwen aus der daselbst sich aufhaltenden Menagerie des Herrn Whittington in nicht geringe Bestürzung versetzt. Auf einer Bühne, welche außerhalb der Menageriebude errichtet war, produzirte der Löwe, ein ausgewachsener Puma, der allgemein für harmlos gehalten wurde, unter der Aufsicht des afrikanischen Löwenjägers Metani, seine Kunststücke, als das Thier plötzlich sein Augenmerk auf einen Hund richtete, den ein junger Bursche in der Zuschauermenge an einer Leine führte. Der Löwe riß sich von seinem Führer los, sprang mit einem gewaltigen Satze von der Bühne herab auf den Hund zu und riß ihn in Stücke. Die Menge zerstob mit Angstgeschrei nach allen Richtungen, und der Löwe ersah sich bald einen andern Hund, mit dem er kurzen Prozeß machte. Mit äußerster Anstrengung gelang es Metani, den König der Wüste wieder einzufangen und führte ihn, den todten Hund im Rachen, nach der Menagerie zurück. Hier mußte die größte Gewalt angewendet werden, um dem Löwen seine blutige Beute zu entreißen. Seltsamer Weise kam der Bursche, welcher den zuerst getödteten Hund führte, ganz unverletzt, und die Zuschauermenge mit dem bloßen Schrecken davon.

(Unangenehme Aufklärung.) In Ofen erzählt man sich folgendes Histörchen: Die Gemahlin eines dort allbekannten Mannes erhielt vor einigen Tagen mittelst eines Hordas eine versiegelte Schachtel. Als die Frau diese öffnete, fand sie darin einen Brief und unter demselben alle ihre Pretiosen, welche ihr der Gemahl vor längerer Zeit unter dem Vorwande, daß er in Geldverlegenheit sei und darauf borgen müsse, herauslockte. Der beigelegte Brief lautete: „Geehrteste Frau! Ich bringe leider zu spät in Erfahrung, daß Sie sammt Ihrer Familie in nicht sehr glänzenden Verhältnissen leben, ich will daher die Geschenke Ihres Gemahls nicht mehr auf dem Gewissen haben, ich sende sie mit dem Wunsche zurück, daß Ihr Gemahl, der mir den Hof machte, sich bessern möge." Der Brief trug keine Unterschrift, doch ist die Betreffende, deren Herzensgüte nicht in Zweifel gezogen werden kann, ebenfalls eine in Ofen allbekannte und recht hübsche Frau.

Frage. Aus welchem Grunde könnte sich der Todtengräber Künstler nennen? Antwort. Weil er einen Grabstichel führt. Frage. Wann ist für einen geistreichen Mann der beste Besuch einer Conditorei? Antw. des Abends, denn früh sind noch viele Windbeutel da. Frage. Welchen Ton konnte Napoleon nicht vertragen? Antw. Den Wellington. Frage. Wo findet man bei vielen Sängern oft die meiste Stärke? Antw. In den Vatermörden. Frage. Warum sind viele Theaterenthusiasten ganz berauscht, wenn sie den Operngucker vor der Nase haben? Antw. Weil sie dann so tief ins Glas gucken. Frage. Wo muß es oft ganz entsetzlich spucken? Antw. In den Geldbeuteln leichtfertiger Menschen, denn da hält sich nicht leicht ein Groschen die Nacht über auf. Frage. Warum muß das große Loos trotz seiner 100,000 Thaler dennoch von kleinem Umfange sein? Antw. Weil es vielen Leuten im Kopfe herumgeht. —

(Eine neue geologische Species). Professor J. hielt eines Tages den Studenten einen Vortrag über Mineralogie. Er hatte eine zahlreiche Menge verschiedener Species zur Hand, um den Gegenstand zu erläutern, als ein schelmischer Student des Spaßes halber heimlich ein Stück Ziegelstein zwischen die andern Steine gleiten ließ. Der Professor nahm einen Stein nach dem andern heraus und nannte ihn. „Dies," sagte er, „ist ein Stück Granit, dies Felsspat u. s. w." endlich kam er zum Ziegelstein; ohne Ueberraschung zu verrathen oder den Ton seiner Stimme zu verändern, sagte er: „dies ist ein Stück Unverschämtheit."

(Ein gewiß seltener Fall) hat sich in Zitta ereignet. Dort beging Jemand zum zweiten Male die silberne Hochzeit und zwar der dortige Stadtälteste Becker. Einfache silberne Hochzeiten gehören zwar nicht mehr zu den Seltenheiten, aber in einem Menschenleben die zweite silberne Hochzeit zu feiern, das ist ein Fest, welches die Geschichte eines Ortes selten aufzuweisen hat.

Vor Kurzem wurde ein Spitzbube erwischt, als er eben ein Muttergottesbild seines Schmuckes entledigen wollte. Der Richter fragte ihn: „Was kann er zur Milderung seines Verbrechens vorführen? Hat er es aus Armuth gethan?" — „Nein," antwortete kaltblütig der Dieb; „aus Politik, weil ich für die Einziehung der Kirchengüter zu Gunsten der Staatsbürger bin."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 88. Sonntag den 1. November. 1868.

Der Schnupftabak.

Von V. Trottmann

Ein schwarzer Knapp', zwar winzig klein,
Doch stets ein Kraftgenie,
Fährt er zum dunkeln Schachte ein,
Dringt vor, verirrt sich nie.

Und birgt ein nächt'ger Kobold sich
Griesgrämig in 'nem Spalt,
Der kecke Knapp' hat sicherlich
Vertrieben ihn alsbald.

Und lagern dichte Nebel schwer,
Gebrauet über Nacht,
Er jagt sie pustend vor sich her
Und treibt sie aus dem Schacht.

Dann schlägt er eine Ader an,
Es blitzt Gedankengold,
Das blankgediegen er sodann
Herauf zu Tage rollt.

Doch zeigt der Herr des Schachtes ihm
Nicht freundliches Gemüth,
So rächt er sich in seinem Grimm,
Bis er Grimassen zieht.

Die Quellen, sonst in sich'rer Hut,
Entfesselt er geschwind,
Daß wohlgenährt die salz'ge Fluth
Bergab zu Thale rinnt.

Dem Kecken eines Kobolds gar
Vertrauet er sich an,
Und huscht heraus vom Schacht, — fürwahr
Ein brausender Orkan.

D'rum bleibe stets dem kleinen Wicht
Ein Jeder gut und hold,
Des Geistes Schacht dann hält er licht
Und schafft Gedankengold.

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.

(Fortsetzung.)

Philippine lehnte weinend an Oldenborg's Schultern; er umfing sie sanft; ihre Lippen fanden sich und tauschten den bräutlichen Kuß. Nun floß auch von ihrem Munde das Geständniß ihrer alten und neuen Liebe, und mit Entzücken hörte er, wie heiß und rein er stets von diesem edeln Mädchen geliebt worden war. Jetzt begriffen sie, daß sie für einander bestimmt gewesen, und daß nur ein neidisches Geschick sie getrennt. Es konnte nicht fehlen, daß Friederiken's Ränke endlich zur Sprache kamen, und Philippine gestand, von der Falschheit ihrer Freundin einen so entsetzlichen Eindruck empfangen zu haben, daß sie von dem wüthendsten Schmerze und der fürchterlichsten Verzweiflung auf das Krankenlager geworfen worden und Wochen lang mit dem Tode gerungen habe. Wie klagten die beiden Glücklichen sich jetzt unter wehmüthigen Freudenthränen ihr vergangenes Leid und wie segneten sie ihr Geschick, das sie endlich, nach so schweren, harten Prüfungen, doch einander noch zugeführt und der Bund ihrer Herzen, der doch unverkennbar ihre Lebensbestimmung gewesen, noch geschlossen werde.

Ein bitterer Tropfen in den Freudenbecher war das feste und beharrliche Verlangen der beiden Eheleute Morhof, daß Oldenborg ihnen ihren Enkel Karl als ihren Erben übergebe, damit sie für seine Erziehung Sorge tragen könnten. Sie waren so rücksichtslos, daß sie den beleidigenden Argwohn aussprachen, Philippine werde dem Knaben eine böse und rachsüchtige Stiefmutter werden; ein Beweis, daß gemeine Seelen Jedermann Gemeines zutrauen.

Die Braut, die das Kind gern behalten hätte — es war ja ihres Geliebten Kind! — rieth, nach dieser erfahrenen schweren Kränkung, nun selbst ihrem Verlobten, den Knaben hinzugeben, da dessen Bleiben jedenfalls eine Quelle großen Verdrusses und schweren Aergers für sie sein würde. Oldenborg war auch jetzt wieder so schwach sein Kind von sich zu geben und es Leuten zu überantworten, die er im Herzen verachten mußte, und auch diesmal schlug diese Schwäche zu seinem Unglück aus.

Die beiden Neuvermählten waren aber ein sehr glückliches Paar; ihr Leben erhielt jetzt Licht und Wärme von der Sonne der wahren Liebe und damit es ihrem Himmel auch nicht an einer wehmüthig dämpfenden Wolke fehlen sollte, die sie nur um so empfänglicher für die Kraft der

Sonne machte, hing das Andenken an die arme Wahnsinnige thränenschwer in ihre Seele herein, und manche ernste Stunde wurde ihr geweiht.

Die Jahre vergingen in stillem Glück, Arbeit und Zufriedenheit; die erste Frucht dieses gesegneten Herzensbundes war ich, und mein Vater hat mir oft versichert, wenn er mir mit thränenglänzenden Blicken von der Vergangenheit erzählte, wie meine Geburt das Glück seiner Ehe auf die höchste Staffel geführt. — Zwei nach mir geborne Kinder welkten frühzeitig wieder ab. Im sechsten Jahr ihrer Ehe genas meine Mutter endlich eines Knabens; sie hatte eine äußerst schwere und lebensgefährliche Niederkunft gehabt und litt lange an einer schier unbesiegbaren Nervenschwäche.

Um diese Zeit war es, als ein ungeahntes Unglück furchtbar über die Häupter des glücklichen Ehepaares hereinbrach; denn ewig wahr bleibt das Wort des Dichters:

— auch aus entwölkter Höhe
Kann der entzündende Donner schlagen;
Darum in deinen glücklichen Tagen
Fürchte des Unglücks grausige Nähe!

Die bösen Mächte, die vom ewigen Lenker aller Schicksale (wir wissen nicht aus welchem Grunde) bestimmt sind, uns zu verderben, schlummern oft Jahre lang unter dem Boden, über den wir wandeln; wir Kurzsichtigen wähnen sie todt, aber sie schlafen nur, und auch das oft nicht, sie lauern auf unsere Schritte bis ihr Augenblick gekommen, um unser sorgloses Haupt nur desto sicherer und furchtbarer zu treffen.

Gegen alle Voraussetzungen der Wissenschaft wurde es nämlich im Geiste der armen Friederike zu der genannten Zeit lichter. Sie erwachte oft wie aus einem schweren Traume und strich sich die wirren Gedanken mit der Hand von der Stirn. Der Wahnsinn kehrte nur periodisch wieder und die Zeit seiner Dauer kürzte sich mehr und mehr ab, bis dieser unheimliche Gast, der sich erst so fest bei ihr eingenistet, allmälig ganz ausblieb und spurlos verschwand. Statt seiner stellte sich ein anderer, schönerer, wenngleich ebenso ungestümer, ein, die heftigste Sehnsucht nach dem geliebten Gatten, nach ihrem Knäbchen. Sie weinte ihrem verunglückten Töchterchen Ströme von Thränen und fragte, ob es schon begraben sei; sie wünschte seine Leiche noch einmal zu sehen. Aus diesen und ähnlichen Aeußerungen ging hervor, daß die langen Jahre ihrer Geistesverwirrung gar nicht für sie existirten, und Erinnerungen genau da anknüpften, wo sie abgerissen waren. Sie wähnte ihren Gatten nur ein paar Tage, während deren sie krank gewesen, nicht gesehen zu haben und meinte, er zürne ihr noch, weil sie durch ihren Geiz den Tod des Kindes verschuldet habe. Sie ließ ihn deßhalb dringend ersuchen, zu ihr zu kommen und ihr zu vergeben, oder ihr zu erlauben, daß sie zu ihm komme, sie wolle ihm fußfällig abbitten, daß sie durch das abscheuliche Laster des Geizes ihn jemals gekränkt; jede Spur von Geiz sei mit dem Tode des Kindes aus ihrer Seele verschwunden, sie werde nun eine musterhafte Hausfrau werden, und er solle ganz gewiß völlig mit ihr zufrieden sein. Er möge ihr nur um Gotteswillen verzeihen. Durch diese Bitten, die sich Tag für Tag stürmischer wiederholten, setzte sie Aerzte und Wärter in die größte Verlegenheit. Der Direktor der Anstalt war rathlos; er besprach sich mit seinen Collegen, was zu thun sei. Länger dem heftigen Verlangen der Genesenen zu widerstehen, müsse ihr durchaus neue Gefahr bringen, und sie mit den obwaltenden Umständen bekannt machen, werde sie höchst wahrscheinlich dem Wahnsinn von neuem in die Arme werfen. Man beschloß, sie mit der äußersten Vorsicht und ganz allmälig Schritt vor Schritt mit der für sie neuen Gestalt der Dinge bekannt zu machen. Zuerst sagte man ihr, ihr Gemahl sei verreist und werde unter einigen Monaten nicht zurückkehren. Sie schien es zu glauben, begehrte aber nun in ihr Haus gebracht zu werden, um ihr Kind zu sehen und zu liebkosen. Warum, rief sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit, bin ich in diesem Hause eingesperrt und mit fremden Menschen umgeben?

Das Direktorium des Hauses war eben damit beschäftigt, einen Besuch der Mutter und des Kindes der unglücklichen Frau vorzubereiten, damit sie durch deren veränderte Gestalt auf den verlebten Zeitabschnitt aufmerksam gemacht werde, als sie selbst alle diese Bemühungen zu nichte machte. Als Genesene war sie natürlich nicht mehr der strengen Aufsicht unterworfen, wie die Kranken, und es gelang ihr, die Wärter mit großer Schlauheit zu täuschen und eines Abends — es war im Oktober — unbemerkt aus dem Hause zu entweichen. Erst am andern Morgen wurde man gewahr, daß sie fehlte. Sie hatte durch einen merkwürdigen Instinkt oder durch Fragen den rechten Weg gefunden. Genug, am folgenden Morgen zur Frühstückszeit trat sie in mein elterliches Haus; sie war in der Nacht gegen sechs Meilen gelaufen. Wir waren beim Frühstück versammelt. Vater und Mutter saßen auf dem Sopha in traulicher Unterhaltung; die letztere hatte ihren Knaben an der Brust liegen. Sie erzählte dem Vater, welch ein böser Traum sie in der verwichenen Nacht gequält habe. Sie habe mit dem Kinde an einem großen blühenden Rosenstrauch gestanden und sei beschäftigt gewesen, sich Rosen zu pflücken, da sei das Kind plötzlich in den Strauch gestürzt, oder vielmehr der Strauch habe es ihr entrissen und es mit seinen Dornen so mörderisch zerfetzt, daß sie nur noch eine gestaltlose, blutige Fleischmasse gesehen.

Die gute Mutter hatte kaum die letzten Worte vollendet, und ich drückte mich, von einem ängstlichen Gefühl überrascht, an sie, als die mit einem Fenster versehene, auf einen dunklen Gang führende Thüre aufgerissen wurde und Friederike mit rollenden Augen wuthschäumend hereinstürzte.

Die Mutter sank mit einem gräßlichen Schrei in Ohnmacht; der Vater war vor Schrecken schier gelähmt; ich schrie entsetzlich auf beim Anblick der fürchterlich schönen Frau. In einem Augenblick mußte sich dieser die ganze Wahrheit enthüllt haben, als sie durch das Fenster die Familie beisammen sitzen gesehen hatte. „Scheußliche Schlange!“ kreischte sie, „stichst Du mir doch in's Herz! Mein Gatte ist er, nicht Deiner. Ich, ich habe ihn errungen, und Dein Kind muß sterben, wie das meine gestorben ist!“ Mit diesen Worten ergriff sie den Säugling am Bein und zerschmetterte ihm im Nu den Kopf an der Wand, daß Blut und Gehirn umherspritzten. Meine ohnmächtige Mutter schnellte schreiend empor, mein armer Vater fiel schreiend der Furie in die Arme, die Dienstleute und Hausbewohner eilten schreiend herbei, aber alle hatten die größte Mühe, die Mörderin, welche wieder im gräßlichsten Wahnsinn rasete, zu bewältigen. Was soll ich die peinliche Scene weiter ausmalen; es ist der blutig schwarze Tag in meinem Jugendleben, und nicht ohne Schauder kann ich seiner gedenken. Die Wahnsinnige wurde wieder in das Irrenhaus gebracht; aber auch meiner armen Mutter war die Lebenskraft gebrochen. Die Folgen des Entsetzens zehrten ihr Herz auf. Ihrem Wunsche gemäß verkaufte der Vater Geschäft und Haus und kaufte das Gut. In der Landwirthschaft hoffte die leidende Frau Zerstreuung nnd Gesundheit zu finden, und sie gab sich mit dem alten Eifer der liebgewordenen Beschäftigung hin und nur diesem Umstand war es jedenfalls zu verdanken, daß ihr Leben noch fünf Jahre gefristet wurde. — Gesund wurde sie niemals wieder. Sie erlöschte endlich sanft, wie ein des Oels entbehrendes Licht. Dem Vater blieb eine düstere, menschenfeindliche Stimmung. Die Wolke, die sich über sein Leben gelagert hatte, wich nicht wieder. Seine Sonne war untergegangen.

In Friederiken's furchtbarem Wahnsinn sprach sich Jahre lang eine wahrhaft teuflische Freude aus, daß sie das Kind der Nebenbuhlerin, die ihr den Gatten geraubt, gemordet habe.

Ihre Eltern lebten beide lang genug, um aus meinem Bruder Karl einen vollendeten Taugenichts zu erziehen. Sie hatten den Knaben seinem Vater und mir so gänzlich entfrembet, daß er nie zu uns heraus auf das Gut kam. Er erlernte die Kaufmannschaft und wurde — so seltsam sind die Wege der Vorsehung! — frühzeitig ein sittenloser Verschwender. Da ihm die Großeltern endlich jede Unterstützung versagten, so stürzte er sich in Schulden, und da er, von seinen Gläubigern gedrängt, Zahlung von den Alten verlangte, die diese bestimmt verweigerten und ihm erklärten, daß sie ihn gerichtlich für einen Verschwender erklären lassen würden, soll er sogar seine Großmutter blutig geschlagen und deßhalb eine infamirende Kriminalstrafe erduldet haben. Hierauf hat er sich in einer kleinen polnischen Stadt etablirt und den Vater um Unterstützung angesprochen, mit dem Versprechen, ferner ein thätiger, ordentlicher Mensch werden zu wollen. Der Vater hat ihm fünftausend Thaler gegeben. Das Alles habe ich aus den nachgelassenen Papieren des Vaters erfahren; denn er selbst sprach zu mir nie von diesem unglücklichen Bruder. Jahre lang hat der Vater nichts wieder von dem verlornen Sohne gehört, und nur eine dunkle Kunde sagte, daß er in die alte Lebensweise zurückverfallen und Soldat geworden sei. Endlich nach der polnischen Revolution kam ein Flüchtling auf das Gut und brachte einen Brief von Karl, im Lazareth und nur wenige Tage vor seinem Tode geschrieben. Dieses Blatt enthielt die Sündenbekenntnisse einer zerknirschten Seele. Eine Schuld drückte ihn ganz vorzüglich und er beschwört seinen Vater mit der Verzweiflung eines Sterbenden, sie, soviel es nur irgend möglich, wieder gut zu machen. Als er nämlich in Danzig konditionirt, habe in demselben Hause ein Oberst gewohnt, dessen Frau ein großes sittsames Kammermädchen gehabt, Namens Elise Eisblom. Dieses Mädchen habe er verführt und als sie ihm entdeckt, daß sie von ihm Mutter sei, habe er ihr Geld gegeben, damit sie nach Hause reisen könne und nebst einem schriftlichen Eheversprechen die heiligste Versicherung, daß er Geld von den Seinigen erheben und dann zu ihr kommen, sich in ihrer Vaterstadt etabliren und sie heirathen werde. Hernach habe er die Schlechtigkeit begangen, sich nie wieder um sie zu kümmern. Tag und Nacht käme ihm das nicht aus den Gedanken und er flehe den Vater um Christi Willen an, das Mädchen aufzusuchen und sie als seine Wittwe, ihr Kind aber als sein eheliches Kind zu halten und demselben, als seinem einzigen Erben, das Vermögen der Großeltern zuzuwenden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Mit neun Jahren!) Ein Knabe von neun Jahren sitzt auf der Anklagebank des Pariser Zuchtpolizeigerichts. Was mag ihn in so zartem Alter schon dahin gebracht haben? Dazu diese Heiterkeit in allen seinen Mienen, die Un-

genirtheit seines ganzen Benehmens, die Lebhaftigkeit und Klarheit seiner Ausdrucksweise: wahrlich, die Spannung des Auditoriums bei dem Verhöre findet mehr als Einen Erklärungsgrund. Präsident: Nun, mein lieber Junge, die Auskunfte, die ich über Dich bekommen habe, sind schlimm genug und machen es begreiflich, daß man Dich wegen Vagabondirens arretirt hat. Die Polizei sagt, daß Du ein fauler, genäschiger Junge, ein unverbesserlicher Herumstreicher, ein Spieler und Raufbold bist. Schöne Auskünfte das, die man über einen Jungen von neun Jahren bekommt .... Der Knabe: Ei was die Polizei nicht Alles weiß; das Gute, was man an sich hat, sagt sie nicht, und was sie nur immer Unangenehmes sagen kann über einen Menschen, das bringt sie gar vor's Gericht. Der Polizei muß man nicht Alles glauben. (Heiterkeit im Publikum.) — Präs.: Hattest Du schon öfter Verdrießlichkeiten mit der Polizei? — Der Knabe: Die Polizei ist mir einmal nicht gut und da gibts dann alle Augenblicke Klagen, gegen die man nichts ausrichtet, weil der Polizei Alles geglaubt wird und Unsereinem gar nichts. Bin deßhalb gar oft wegen ihr arretirt worden. — Präs.: Und hauptsächlich, weil Du bei Deinem Vater nicht bleiben willst und ihm immer davonläufst. — Der Junge: Sie denken sich, daß das gar so angenehm ist, bei meinem Papa zu leben .... (entschieden) ich habe meine guten Gründe, bei ihm nicht zu bleiben (Sensation). — Präs.: Nun, wir werden den Vater hören, er ist vorgeladen. — Der Junge: Vorgeladen? Nun, recht schön, daß er vorgeladen wird, schauen Sie aber nur auch, daß er Ihnen auf die Vorladung komme. Er war schon oft genug da wegen meiner; heute kommt er Ihnen gewiß nicht mehr. Sie haben sich umsonst bemüht. (Heiterkeit). — Präs.: Und warum sollte er nicht kommen? — Der Junge (ernst): Er fürchtet sich zu viel vor mir. — Präs.: Wie, Furcht vor Dir, dem neunjährigen Jungen? — Der Junge: Und doch ist es so, denn ich sage ihm die volle Wahrheit vor aller Welt, genire mich gar nicht. — Präs.: Was könntest Du denn über ihn sagen? — Der Junge (mit Bitterkeit): Daß es gleich schlimm ist, ob der Papa etwas arbeitet oder nicht. Arbeitet er nämlich, so zehrt er gleich seinen ganzen Lohn auf; arbeitet er aber nicht, so nimmt er mir den meinigen. Da sehen Sie denn, so ein Zusammenleben mit dem Papa kann Einen nicht freuen. — Präs.: Du warst zuletzt in einer Buntpapierfabrik, scheinst aber nicht gar oft gearbeitet zu haben? — Der Junge: Von Anfang ja; zuerst war ich eine Perle von Fleiß (große Heiterkeit); aber denken Sie sich nur, Herr Präsident, ob Sie gerne arbeiten möchten, wenn man Ihnen alles Geld wegnimmt, was Sie sich verdient haben? (Gelächter). Nicht wahr, das möchte Sie nicht gar lange freuen und Sie laufen gewiß bald davon. (Stürmisches Gelächter.) So gehts mir auch; der Papa hat mir das Arbeiten verleidet; als ich sah, daß mir niemals etwas bleibt und ich eigentlich nur für ihn arbeite, habe ich mir endlich gesagt: nein, da arbeitest du lieber gar nichts mehr, es geht auf Eins hinaus. — Der Präsident ruft nun den Vater auf, dieser meldet sich nicht. — Der Junge: Hab' ich es Ihnen nicht gesagt, daß er nicht kommt ... er geht lieber bei der Lesezeit in den Weingärten herum oder steckt bei den Nüssen (schnippisch), dort könnten Sie hingehen, wenn Sie ihn durchaus haben wollen; anders bekommen Sie ihn nicht zu sehen. — Präs.: Hast Du denn keine Verwandten, die Dich zu sich nehmen könnten? — Der Junge: O ja, da ist gleich die Tante Virginie, die könnte und möchte mich wohl gern nehmen, aber unter Bedingungen die mir nicht genehm sind. (Heiterkeit.) — Präs.: Und diese wären? — Der Junge (höhnisch): Den ganzen Tag sich an einen Karren anspannen zu lassen und dann Abends ein paar Aepfel oder faule Birnen zum Essen zu bekommen, mehr nicht; das wäre der ganze Lohn. — Präs.: Hast Du keine Brüder oder Schwestern? — Der Junge (traurig): Nur allzuviele, aber von Denen kann man auch nichts Gutes profitiren, die könnten Einen ganz verderben. — Da sich Niemand des Jungen annimmt und sein Vagabundiren feststeht, so verfügt der Gerichtshof, daß der Junge bis zum vollendeten fünfzehnten Lebensjahr in ein Korrektions- und Arbeitshaus untergebracht werde. — Der Junge (fröhlich): Recht so, jetzt weiß ich doch, daß ich ganz allein für mich arbeiten werde; für Andere arbeite ich nichts. Werde ich aber auch das Geld bekommen, das ich verdienen werde? Obst muß ich immer haben. .... Es hat leider den Anschein, als ob der resolute Junge, der jetzt zu „Studiengenossen" ins Korrektions-Haus kommt, nicht zum letztenmale vor Gericht gestanden sei.

Der in Nürnberg erscheinende „Fränk. Kur." enthält in seinem Inseratentheile folgende „Warnung! Ich warne hiemit jeden Arzt und Apotheker von Nürnberg, ohne meine Vollmacht nichts zu kuriren, auch keine Medizin verabreichen zu lassen, indem ich keine Zahlung dafür leiste. Achtungsvoll Heinrich Keller, Zimmergeselle in Glockenhof."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 89. Donnerstag den 5. November. 1868.

Der Aermste.

Von V. Trottmann.

Arm ist wohl der, der eine Gabe
Vor And'rer Thüren betteln geht,
Und, daß ein Bissen Brod ihn labe,
Mit abgehärmter Miene fleht.

Arm ist auch der, aus dessen Herzen
Des Mitleids fromme Regung wich,
Daß ohn' Gefühl für fremde Schmerzen
Er nur erkennt sein eigen Ich.

Der Aermste doch wird ewig bleiben,
Der Menschenwürde frech verscherzt,
Und nur mit kindisch tollem Treiben
Den selbstgeschaff'nen Götzen herzt.

Ihm blühet Trost nicht im Gebete,
Wenn ihn erfassen Angst und Noth;
Sein Herz ist eine öde Stätte
Und drüber weht — der geist'ge Tod.

Die Geisterseherin.

Novelle, nach den Mittheilungen einer Frau vom Stande.
(Schluß.)

In dem Briefe ist aber unglücklicher Weise der Name der Vaterstadt der Elise Eisblom nicht genannt.

Der Bote des Briefes überbrachte die letzten Grüße des sterbenden Karl und seinen Todtenschein. Der Vater ließ in die Danziger und Königsberger Blätter einen Aufruf an Elise Eisblom einrücken. Er blieb ohne Erfolg. Der alte Mann reiste selbst nach Danzig, er kundschaftete, mit großer Mühe den Namen des Obersten aus. Der Mann war in Rußland geblieben, die Frau gestorben. Niemand wußte etwas von der armen Elise Eisblom. Mein Vater hat seine Nachforschungen bis an seinen Tod fortgesetzt und immer vergebens, nichts desto weniger hat in ihm die Ueberzeugung gelebt, daß der unglückliche Gegenstand seines Suchens gefunden werden müsse. Das geht aus seiner Schrift hervor, welche bei den 5000 Thalern in dem geheimen Fach seiner Spinde lag. Diese Summe war die zweite Hälfte des Kapitals, welches er einst vom Rath Morhof erhalten, und deren erste Hälfte er Karl gegeben hatte. Sie war natürlich unbestreitbares Eigenthum von Karl's Kind, wenn dasselbe noch am Leben. In jener Schrift werde ich sowohl, als die Gerichte aufgefordert, die Nachforschungen nach Elise Eisblom und deren Kinde fortzusetzen, und nur, wenn sie nach 50 Jahren nicht gefunden sei, sollte das Geld nebst Zinsen dem Waisenhause übergeben werden.

Als ich mich hinlänglich über diese merkwürdige Verlassenschaft meines Vaters unterrichtet und über die wunderbare Art viel nachgesonnen hatte, wie sie in meine Hände gekommen war, dachte ich endlich daran, mich gegen die Person, die von der Vorsehung als Mittel gewählt worden, dankbar zu beweisen; zugleich sah ich aber auch die Nothwendigkeit ein, daß ich die unheimliche Geisterseherin aus meinem Hause entfernen müsse. So leid es mir that, ich mußte ihr das sagen, aber sie schien es schon erwartet zu haben und fügte sich geduldig in ihr Schicksal. Sie bat mich nur, ihr ein Zeugniß auszustellen, daß sie keines Verbrechens wegen aus dem Dienste entlassen worden sei. Ich beeilte mich sofort, ihr ein sehr gutes Zeugniß zu schreiben. Bei dieser Gelegenheit fragte ich nach ihrem Namen, der mir wieder entfallen war. Wie seltsam wurde ich aber von der Antwort „Henriette Eisblom" berührt! Ich forschte nach ihrem Vater, nach ihrer Mutter. Sie erzählte: Von ihrem Vater wisse sie nichts; sie sei ein uneheliches Kind. Ihre Mutter, die einzige Tochter eines Schullehrers, habe sich hoch schwanger im kurischen Haff ersäuft, sei aber gleich darauf von einem in der Nähe befindlichen Schiffer aus dem Wasser gezogen worden. Der herbeigerufene Arzt habe, da die Rettungsversuche sich als unwirksam erwiesen, den Kaiserschnitt gemacht, und so sei sie als eine sieben monatliche Leibesfrucht zur Welt gefördert worden, ebenfalls halb todt, und nur der unausgesetzten Bemühung des Arztes um sie, als das Produkt seines Meisterstücks, sei es gelungen, den kümmerlichen Funken ihres Lebens, der stets zu erlöschen gedroht, zu erhalten. Sie wisse dem Arzt keinen Dank; denn sie sei krank und elend gewesen ihr Leben lang und habe stets mehr den Todten

als den Lebenden angehört. Es flirrte mir vor den Augen bei dieser Erzählung. Jetzt war es mir, als verstünde ich den Geist meines Vaters erst. Unverzüglich reiste ich mit der Jette nach Windenburg, ihrer Vaterstadt. Aus den Kirchenbüchern erfuhr ich, daß ihre Mutter Elise Eisblom geheißen und von Danzig, wo sie bei der Frau des Obersten von Zettwitz als Kammermädchen gedient, als eine Verführte heimgekommen und sich bald darauf den Tod gegeben habe. Endlich trieb ich auch eine arme Verwandte der unglücklichen Elise auf, die noch einige Andenken an sie bewahrte. Darunter befanden sich mehrer Papiere. Ich durchforschte sie und hielt das Heirathsversprechen meines Brudes in meiner zitternden Hand.

Henriette erhielt bald darauf das Kapital von fünftausend Thalern ausgezahlt und die Behörde sprach ihr den ihr zukommenden Namen Oldenborg zu; zugleich erfuhr sie das böse Schicksal ihres Vaters und ihrer Großeltern. Kaum hatte sie vernommen, daß ihre Großmutter im Irrenhause noch lebe, als sie dem Verlangen nicht widerstehen konnte, dieselbe zu besuchen. Das arme Mädchen, das bis jetzt so ganz allein in der Welt gestanden hatte, wollte nun alle ihre Verwandten kennen lernen. Sie bekundete bei dieser Gelegenheit das edelste und dankbarste Herz und weinte Ströme von Wehmuths- und Freudenthränen auf meine Hand.

Um die unglückliche und geisteswirre Frau Friederike Oldenborg hatte sich seit Jahren Niemand mehr bekümmert. Ihre Eltern waren gestorben und das ungeheuere Vermögen derselben wurde gerichtlich verwaltet. Jedermann glaubte Frau Friederike sei noch wahnsinnig; um so größer war unsere Ueberraschung, als wir eine ganz vernünftige Frau fanden, der der vieljährige Aufenthalt in den gewohnten Räumen lieb geworden war. Der Arzt versicherte uns, daß schon seit fünf Jahren jede Spur von Geistesverwirrung von ihr gewichen und nur Monate lang ein düsterer Tiefsinn auf ihr laste, und daß sie während dieser Zeit sich ganz still verhalte und selten ein Wort spreche. Ganz allmälig wurde ihr beigebracht, wer Henriette und ich waren. Ihre Freude war über alle Beschreibung rührend; sie herzte und küßte die glückliche Jette unter Freudenthränen. Wie freuten und erquickten sich beide vom Schicksal so schwer geprüften Frauenherzen an einander. Ich habe nie so viel geweint als in dieser Stunde. Ich nannte Friederike Mutter. Dieser Name that ihr wohl, und doch schauerte sie schmerzlich zusammen. Mein Kind, sagte sie mit zitternder Stimme zu mir, ich habe mich einst an Deiner Mutter schwer versündigt; dafür hat mich der Herr auch schwer gezüchtigt. Ich bin ihm dankbar für die Strafe. Sieh, und durch Dich fällt auf meinen Abend noch ein verklärender Sonnenblick. Du führst mir meine Enkelin zu; das ist mir ein Beweis, daß der Herr versöhnt ist und daß ich in seiner Gnade sterbe.

Frau Friederike zog mit Henriette nach Windenburg; hier richteten sie sich ein Haus bequem ein und lebten in Gottesfurcht und liebevoller Eintracht. Die Prophezeiung der beiden Pfarrersleute, bei denen Jette einst gedient und die sie so wohl gepflegt hatte, ging an ihr in Erfüllung. Die Eindrücke, die sie in jenem frommen Hause empfangen hatte, waren ihr geblieben und verklärten nun ihr und ihrer Großmutter einfaches Leben. Dieselben Andachtsbücher, aus denen der Pfarrer einst seiner kranken Frau vorgelesen, dienten nun auch ihnen zur Unterhaltung und Erhebung.

Im vorigen Jahre ist Friederike in den ewigen Frieden Gottes eingegangen. Henriette war die Erbin des großen Vermögens. Sie ist eine der reichsten Frauen des Landes. Es fehlte natürlich nicht an speculativen Heirathskandidaten; aber sie lächelte mir wehmüthig zu: Die Geisterseherin passe nicht zur Ehefrau. Ich habe keine irdische Liebe in der Brust. Meine Liebe ist in den Sternen. Für Dich, meine theure Tante, und für Deine Tochter hege ich die heiligste Freundschaft. Nicht ein Brautbett will ich mir bestellen, sondern einen Sarg.

Die Sehnsucht nach ihren Verwandten trieb sie hierher. Sie wolle bei mir leben und sterben. Sie schickte Dir die schöne und kostbare Necessaire zum Hochzeitsgeschenk. Persönlich wollte sie nicht erscheinen, um die Freude des Festes nicht zu stören. Ich, die Vertraute der Todten, passe nicht unter die frohen Lebenden, sagte sie ernst; denn die Todten sind düster und schweigsam. — Aber ich habe ihr versprechen müssen, daß Du sie nach Deiner Rückkehr besuchest, meine Tochter. Schon seit mehreren Monaten geht sie nicht mehr aus und ist meist bettlägerig. Die Aerzte machen mir keine Hoffnung."

* * *

Hiermit schloß die Mutter ihre Erzählung. Wir waren Alle aufs Tiefste erschüttert. Am folgenden Morgen gingen die Mutter und ich am Arme meines Gemahls zu dem merkwürdigen und außerordentlichen weiblichen Wesen, das in so naher Beziehung zu mir stand. Das Herz klopfte mir gewaltig, als mein Fuß über die weichen, warmen Teppiche glitt und in das gründämmernde Zimmer trat. Sie lag auf einem schönen Ruhebette in weiche, weiße, faltige Gewänder gehüllt. Ihre Erscheinung hatte wirklich etwas Geisterhaftes. Sie war gänzlich abgezehrt, ihre Haut schier durchsichtig und glänzend weiß. Aus ihrem tiefen, halb erloschenen Auge

dämmerte es wunderbar ahnungsreich herauf, wie die von leichten Nebeln verhüllten Fernen einer überirdischen Welt. Sie drückte mich leise an ihre Brust. Sie sprach wenig; aber die ängstliche Hast, mit der sie mir einst ihre schauerliche Geschichte mitgetheilt, hatte sich gänzlich verloren. Sie war eine schon halb Verklärte.

Vor meiner Abreise besuchte ich sie noch einige Male. In jedem Briefe der Mutter, die täglich bei ihr war, ließ sie mich später auf's Herzlichste grüßen.

Im nächsten Frühjahr saß ich eines Abends allein am offenen Fenster in meinem Zimmer unseres Gartenhauses. Der junge Mai schmückte eben den Kirschbaum vor diesem Fenster mit tausend Blüthen; die grünen Hoffnungsfahnen, von der bräutlichen Erde geschwungen, flatterten an allen Orten und Enden, wohin ich das schweigende Auge warf. Der Abend dämmerte immer lieblicher, immer duftender herein. Die Sonne war in Purpurgluth untergetaucht, einzelne Sterne entglommen aus der Azurbläue des Himmels und schwammen oben in einem eigenthümlichen zauberhaften Lichte; der ganze Himmel strahlte im glänzendsten Feierkleide. Meine Brust wurde von jenen bänglich süßen und erhabenen Gefühlen erfüllt, welche wir mit dem unbestimmten Ausdruck Sehnsucht nach dem Unendlichen zu bezeichnen pflegen, die uns in wonneschauernden Ahnungen über Raum und Zeit hinwegtragen und uns die verheißungsvollen Hoffnungen zuflüstern, daß wir mit einem unendlich tiefen Hintergrund des irdischen Lebens in geistigem Zusammenhange stehen. Mein Auge perlte Thränen tiefgefühlter schmerzlicher Wonne, und indem es von der Blüthe der Erde zu den Sternen des Himmels hinaufstieg, war es mir, als küsse oben ein Stern den andern. Seltsam von dieser Erscheinung berührt und in der geistigen Empfindlichkeit auf einen hohen Grad getrieben, schrack ich heftig zusammen, als in demselben Augenblick der Deckel meiner offenstehenden Necessaire, welche nur einen Schritt von mir auf dem Toilettentische ihren Platz hatte, heftig zuplappte. Ich fuhr zurück und sah einen unerklärlichen Lichtstreif, der wahrscheinlich keine Aehnlichkeit mit irgend einem irdischen Licht hatte, durch das Fenster zittern und verschweben. Sogleich war der Gedanke in meiner Seele: Henriette ist jetzt gestorben; ja, ich war davon so fest überzeugt, wie man nur irgend von einer selbst mit den Sinnen wahrgenommenen Thatsache sein kann. Meine Hände falteten sich, und aus der Tiefe meiner schaudernden Seele stieg ein wortloses inniges Gebet. Gleich darauf trat mein Gemahl in das Zimmer, dem ich das eben Erlebte mittheilte.

Einige Tage später erhielt ich einen Brief der Mutter, der meine Ahnung bestätigte. Henriettens erdenmüder Geist hatte sich zu derselben Zeit von seiner hinfälligen Hülle losgerungen. Sie hatte mich zur Universalerbin eingesetzt, und mein guter Mann überzählte einige Wochen nachher die Summen, welche uns eingehändigt worden waren. Oft hatte er scherzweise gesagt, die Geistersehergabe meiner Cousine habe uns etwas Erkleckliches eingebracht, und mein verstorbener Großvater habe nichts Gescheidteres machen können, als sich ihr zu zeigen; denn dadurch allein war das Morhof'sche Vermögen in unsere Hände gekommen. Ich aber nahm mir vor, mit diesem irdischen Gute himmlischen Segen zu erzielen, und ich denke, ich bin diesem Vorsatze nicht untreu geworden.

Mannichfaltiges.

(Ein Berliner vor Gericht.) Der Obsthändler Ferdinand Thiele wird eingeführt und nimmt, die Herren vom Gericht und die neugierigen Zuschauer mit sonderbaren Blicken messend, auf der Anklagebank Platz.

Präs.: Sie sind der ehemalige Obsthändler... — Angekl.: Ehemalig? Woso? Immer noch Obsthändler.

Präs.: Unterbrechen Sie mich nicht. Wann sind Sie geboren? — Angekl.: Sehen Sie doch nach in die Papiere, da steht's ja d'rin. Wat soll ick hier noch lange reden! Sie können reden, so viel Sie wollen — meinetwegen! ick rede nischt.

Präs.: Ich habe das Recht, Sie zu fragen, und Sie haben die Pflicht, mir zu antworten, verstanden? Sie befinden sich hier vor Gericht. — Angekl.: Ick muß mir überhaupt sehr wundern, wie ick hierher komme. Paßt mir jar nicht.

Präs.: Schweigen Sie. Wie alt sind Sie? — Angekl.: Ick soll ja schweigen.

Präs.: Sie sollen mir auf meine Fragen antworten. Wie alt sind Sie? Der Angeklagte versteht sich endlich, wenn auch mit trotziger Miene und Geberde, dem Gerichtshof den Rücken zuwendend, dazu, Auskunft zu geben. Der Staatsanwalt verliest darauf die Anklage, durch welche Thiele beschuldigt wird, den Hauptsteueramts Executor Lange in Ausübung seiner Amtspflicht angegriffen zu haben, und zwar dadurch, daß er den ihm präsentirten Mahnzettel wiederholt zurückgewiesen und denselben schließlich dem Executor mit Gewalt in den Rock gesteckt hat. — Angekl.: Was? Amtspflicht? Is nich! Kenn ick jar nich! Er ist in seinen Civilrock gekommen — was geht mir das an! Da kann ja Jeder kommen! Dann hat er den Mahnzettel auf die Erde geworfen, den königlichen Mahnzettel. Ja

wohl! Das is Verachtung des Königs! Herr Staatsanwalt, notiren Sie das mal gleich, ich klage auf Verachtung des Königs. Mir sollen sie kommen.

Der Executor Lange tritt als Zeuge auf.

Da Thiele nicht nachläßt, immerwährend zu raisonniren, wird er auf Befehl des Präsidenten einstweilen hinausgeführt. Der Executor bekundet nun, daß er in Abwesenheit des Thiele den Mahnzettel an dessen Sohn abgegeben. Gleich darauf aber sei Thiele nach Hause gekommen, habe seinem Sohne den Zettel abgenommen und ihn dem Executor wieder aufgedrängt. Lange hat den Mahnzettel dann wirklich auf die Erde geworfen, Thiele denselben wieder ergriffen und ihn gewaltsam dem Executor in den Rock gesteckt.t Angeklagter wird wieder hineingeführt, und der Staatsanwalt stellt gegen ihn einen Strafantrag auf 8 Tage Gefängniß.

Angekl.: Mehr nich? Des is jar zu niedlich!

Präs.: Sie sind hier schon einmal bestraft worden, nicht wahr? — Angekl.: Ja.

Präs.: Mit 20 Thalern Geldbuße, event. 10 Tagen Gefängniß. Haben Sie das Geld bezahlt? — Angekl.: Als wie ick? Hoho! Haben Sie vielleicht wat besehen? Zwanzig Thaler? Das kommt jar nich vor — nich mal zwanzig Pfennige. Wenn Sie mir wat jeben wollen — is jut! Kann ick brauchen für mein Geschäft.

Präs.: Haben Sie denn die Gefängnißstrafe verbüßt? — Angekl.: Das müssen Sie ja besser wissen als ick. Sehen Sie doch nach in die Acten! Das sollen Sie doch wissen!

Präs.: Was haben Sie noch zu ihrer Vertheidigung zu sagen? — Angekl.: Ick habe jar nischt zu sagen. Wat soll ick mir unnütz anstrengen, ick bin ja doch Null. Wenn ick mir hier nich mal mit meinem Gegner ordentlich aussprechen soll! — Machen Sie doch, wat Sie wollen — Sie haben ja die Gewaltherrschaft aus das Jahr 1848. O Deutschland! wie bist du gesunken!

Der Gerichtshof zieht sich zur Berathung zurück, während dessen der Angeklagte weiter mit dem Publikum spricht und noch einige Lamentationen über Deutschland und seine Versunkenheit losläßt. Der Gerichtshof erscheint nach einer kleinen Weile wieder und spricht den Angeklagten frei.

Thiele verläßt, stolz lächelnd, mit majestätischer Haltung und triumphirender Miene den Saal.

(Nutzen der Schwalben.) Ein Schwalbenpaar ist täglich sechszehn Stunden in Bewegung, und jede Schwalbe ätzt durchschnittlich in der Stunde ihre Jungen zwanzigmal, beide Eltern sind daher täglich 600mal beim Neste. Da nun jede der alten Schwalben jedesmal 10 bis 15 Insekten bringt, so vertilgt ein Schwalbenpaar täglich mindestens 6400 Insekten. Zur eigenen Nahrung brauchen die Alten etwa 600 Mücken und Fliegen, so daß durch eine Schwalbenfamilie täglich 7000, in einem Monat 210,000 schädliche Insekten vertilgt werden. Brauchen die Alten im ersten Monat, wenn sie allein sind, 30,000 Insekten, so kommen auf den ganzen Sommer für eine Schwalbenfamilie von 7 Köpfen 576,000 Insekten. Nisten sich nun in einem Dorfe auch nur 100 Schwalbenpaare ein, so würden diese mit ihrer Nachkommenschaft in einem Sommer über 57 Millionen Insekten verzehren.

In Chicago ist folgende Notiz, welche gerade kein besonderes Kompliment für die am Obergerichte praktizirenden Advokaten enthält, aber jedenfalls sehr zweckmäßig ist, angeschlagen: „Notiz. Wenn irgend ein Advokat die Gewohnheit hat, Trinklokale zu besuchen und nicht in seiner Office, falls er eine solche hat, gefunden werden kann, so muß ein solcher Advokat eine Liste der von ihm frequentirten Trinklokale dem Gerichtsschreiber übergeben. Und wenn Notiz von irgend einem Antrage in irgend einer dem Gerichtshofe vorliegenden Klage in einem dieser Trinklokale hinterlassen wird, so soll dieselbe als hinreichendes Avis für einen solchen Advokaten angesehen werden.

Als kürzlich in einer Gesellschaft vom menschlichen Leben überhaupt die Rede war, sagte ein Witzling: „Der Mensch besitzt nur drei Dinge: Seele, Leib und irdisch Gut. Diese haben drei Arten von Nachstellungen zu erleiden: die Seele von den Theologen, der Leib von den Aerzten und das irdische Gut von den Advokaten.

(Solid gebaut.) „Mich wundert nur," sagte nach einem großen Sturm A. zu B., „daß meines Nachbars baufälliges Haus nicht weggeblasen wurde." — „Mich nicht," erwiederte B., Sie müssen bedenken, daß eine schwere Hypothek darauf ruht.

(Aus dem bayer. Hochlande.) Fremder: Wann trifft man denn Euern Bürgermeister daheim? — Aelpler: Da schaun'n S' bloß in den Hausgang hinein. Hängt der Graskorb am Nagel, so ist der Bürgermeister z'Haus, — hängt er aber nicht dort, so ist er fort — auf's Grasstehl'n!

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francoria.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 90. Sonntag den 8. November. 1868.

Bergesfrische.

Ich steige aus dem Thale
So gerne auf die Höh'
Im milden Sonnenstrahle,
Um in der Lüfte See
Frei wie der Aar zu schwimmen,
Und dann aus voller Brust
Ein Lied mir anzustimmen —
Ha das ist sel'ge Lust!

Da bin ich hoch erhaben
In Gottes Freudensaal!
Tief unten liegt begraben
Der Erde Druck und Qual,
Und was nicht schon gefallen,
Das schüttl' ich hier noch ab;
Es muß hinunterwallen
Zum Uebrigen in's Gras.

O hörtet ihr's, ihr Städter,
In eurem engen Haus,
Ihr kämt trotz Sturm und Wetter,
Zu unsern Höh'n heraus.
Ihr ließ't die Actentische,
Den Laden, das Büreau,
Um in des Waldes Frische
Zu werden herzensfroh.

Die Königskastanie.

An der östlichen Spitze der Insel St. Louis, wo sich noch vor einem Jahrhundert uncultivirte Plätze und Baumgruppen fanden, sah man am 10. März 1746 bei den ersten Strahlen der Sonne, mit denen der Mond noch sein bleiches Licht vermischte, den Körper eines jungen Mannes, der so eben die Seele ausgehaucht hatte, auf dem feuchten Sande ausgestreckt daliegen. Pappeln erhoben sich an seinen Seiten, und bildeten gleichsam die vier Winkel eines Grabes. Die Atmosphäre, die rings umher herrschte, hatte etwas von der Blässe des Todes, und das Leichengemälde reflectirte sich unbestimmt in dem gelben und trüben Wasser des Flusses.

Die Einwohner, welche zuerst aus ihren Häusern getreten waren, versammelten sich um den Leichnam und stellten Vermuthungen an über die Person des jungen Mannes und über die Ursache des gewaltsamen Todes, dessen Opfer er geworden war.

„Er scheint ein Maler zu sein", sagte einer der Umstehenden; „er hat langes, nach spanischer Mode verschnittenes Haar, trägt ein Kleid von blauem Tuche und hält noch die Hand gekrümmt über dem Farbenkasten. Er muß aus der Schule von Voltaire sein, denn diesen Weg nehmen die Eleven derselben wenn sie sich nach dem Atelier begeben."

In der Gruppe, die sich durch hier stehen gebliebene Vorübergehende bedeutend vergrößert hatte, befanden sich auch unter andern einige Offiziere der Marechaussee und ein Franziskanermönch, welcher, die Kapuze fast über das ganze Gesicht gezogen, nichts sprach, wohl aber die Umherstehenden genau und aufmerksam betrachtete.

„Die Eleven gehen zuweilen des Nachts aus, um bei Fackelschein zu zeichnen", sagte Jemand; „dieser hier, der spät zurückgekehrt zu sein scheint, wird einem Bösewicht begegnet sein."

„Von einem Räuber ist er jedoch nicht angefallen worden; denn alle Gegenstände die er trägt, sind noch bei ihm, und hier ist sogar noch eine silberne Kette an seinem Halse."

„Ein Räuber oder nicht, ein Mörder hat ihn getödtet; denn er ist an der Schulter verwundet, was nicht der Fall sein könnte, wenn er sich selbst getödtet hätte."

„Jedenfalls hat ihn das Eisen um einen billigen Preis gehabt; denn sein Rock ist dünn und abgetragen."

„Ja, aber er ist mit Pelz gefüttert", sagte einer der Umstehenden.

„Woher wissen Sie, daß der Rock mit Pelz gefüttert ist?" fragte der Mönch, und blickte dabei den, der dieß sagte, forschend an.

Die Person, an die er sich wandte, wurde etwas blaß und sagte dann, daß sie es nur vermuthe.

„Aber", erwiederte der Mönch, „Sie müssen doch die Züge des Leichnams wieder erkennen, da Sie, wenn ich mich nicht täusche, auch ein Maler und aus der Schule von Voltaire sind, zu welcher er, wie man vermuthet, gehört"

„Ich glaube jetzt, da der Tag anbricht, wirk-

lich zu bemerken, daß es Antoine Lampert ist", antwortete der junge Mann.

„Antoine Lambert!" rief man von allen Seiten, „jener junge Künstler, der schon einen so guten Ruf hatte, und vielleicht den großen Malerpreis erhalten haben würde?"

„Und welcher der Freund von Joseph Vien war?"

„Im Gegentheile", erwiederte der junge Mann lebhaft, „Joseph Vien und er waren auf einander erzürnt, und hatten noch neulich einen sehr heftigen Streit zusammen."

„Ha!" sagte man, „sie waren entzweit, Feinde, und concurrirten Beide um den großen Preis der Akademie — —"

Dieß schien in den Augen der Umstehenden einen Lichtstrahl auf die Sache zu werfen.

Der Tod des jungen Mannes, sagte man, könne sehr wohl von einem Nebenbuhler herbeigeführt worden sein, da es wirklich augenscheinlich sei, daß man es nur auf sein Leben und nicht auf seine Börse abgesehen habe.

Einer der Offiziere der Marechaussee erbat sich von dem Maler, der sich so gewaltig auf den Haß berief, welcher zwischen den beiden Concurrenten herrschte das Signalement des Joseph Vien, und trug es in seine Schreibtafel ein. Die Zuschauer entfernten sich und nahmen die hier aufgestellte Vermuthung mit hinweg. Der Verdacht macht reißende Fortschritte, und in kurzer Zeit hielt sich Jedermann für überzeugt, daß Joseph Vien, den jungen Maler, seinen Rival, ermordet habe.

Der Mönch, der sich gleichfalls entfernte, ging längs des Quais hin, wo es in dieser frühen Stunde noch leer war, und trat in den Garten der Tuillerien.

Hier wachte Alles durch die ersten Einwirkungen des Frühlings auf; die Marmorstatuen wurden wieder weiß; die Bäume schüttelten das Moos von ihren Zweigen, um bald wieder grün zu werden, und schon hatte sich der Kastanienbaum, den man daher den Kastanienbaum des zwanzigsten März genannt hat, und der jedes Jahr früher als alle übrigen Blätter treibt, mit einigen Schößlingen vom frischesten Grün bedeckt.

Als der Bruder Franziskaner sich diesem Baume näherte, sah er am Fuße desselben zwei Personen sitzen, welche seine Anwesenheit nicht bemerkten. Er schlich sich hinter eine Statue, von wo aus er ihre Unterhaltung hören konnte. Es war ein junger Mann, den der Mönch kannte, und eine Dame, die sich unter einem langen Mantel und einer kleinen schwarzseidenen Maske verborgen hatte, in der er aber deutlich eine der berühmtesten Schönheiten am Hofe Ludwig des XV. erkannte.

„Adieu", sagte sie, „adieu"; ich bin schon zu lange geblieben; aber ich war ja, indem ich mich bisher des Glücks, Dich allein zu sehen, beraubte, so müßig, daß mir wohl ein wenig Glück zu gönnen ist."

„O, bedaure es nicht. Ich konnte Dich keine Minute frei betrachten, seit ich Dein Portrait malte. — Gesegnetes Portrait! das uns zusammenführte, indem Deine Seele und meine Gedanken, Deine Züge und meine Arbeit, auf der Leinwand in einander übergingen, gleich wie die Liebe uns bald zu einem Wesen vereinigen wird."

„Adieu, noch ein Mal. Jetzt kann ich mich wieder an den Hof zu Versailles begeben, und Politik machen, so viel Gott will und wir armen Geister können. Mein Herz ist ruhig und zufrieden".

„Und ich werde wieder nach dem Atelier zurückkehren, studiren und Geschichte malen, und meine Gedanken auf jene wichtigen Erinnerungen richten; denn neben ihnen habe ich die Erinnerung an meine Liebe"

„Halt, Freund! um Dir ein sichtbares Zeichen meiner Liebe zu geben, so nimm diesen kleinen Zweig des Baumes mit Dir, unter welchem wir geruht haben."

Sie pflückte eine aufgebrochene Knospe und gab sie ihm.

„O! danke", sagte er, indem er das Blatt in eine Zeichnung legte, die er bei sich hatte, und dann an seiner Brust verwahrte. „Das Grün dieses Baumes scheint mir schöner als alles, was später zum Vorschein kommen wird. Dieser Baum eilt der Jahreszeit voraus, weiß die Sonnenstrahlen besser aufzufangen und führt die andern Bäume auf den Weg des Frühlings."

„Wie der begeisterte Künstler neue Wege der Kunst entdeckt, und sie denen offenbart, die nach ihm kommen!" entgegnete die liebliche Dame, und heftete dabei zärtlich ihre Augen auf den jungen Maler.

„Ich verlasse Dich jetzt, weil es sein muß, Marie; aber um das Wort Adieu weniger schmerzlich zu machen, sage mir, wann ich Dich wieder sehen werde."

„O! ja; aber nicht allein, nicht im Geheimen. Ich habe geschworen, nur die Liebe einer Freundin gegen Dich zu hegen, und um diesen Schwur zu halten, muß ich, wie ich glaube, jede Gelegenheit, bei welcher ich ihn vergessen könnte, vermeiden."

„Das ist das Sicherste," sagte eine Stimme hinter der Statue.

Die junge Dame stieß einen Schrei aus, flüchtete sich aus dem Garten und stieg schnell in ihre Sänfte.

„Wer ist hier!" rief der Maler wüthend und seinen Degen ziehend. — Der Mönch stand ihm gegenüber.

„Sie horchten!“ sagte er zu ihm.

„Zurück, mein schöner Herr, stecken Sie Ihr Schwert in die Scheide; denn wenn Sie sich desselben bedienten, so würden Sie es in der Folge schwer bereuen, sowohl Ihret- als meinetwegen.“

„Wie, Elender?

Ja, Ihretwegen, weil ich Ihnen einen großen Dienst leisten kann, und meinetwegen, weil ich — —“

Er hob stolz den Kopf in die Höhe, legte die Hand an seine Seite und machte eine Bewegung, als wollte er ein Schwert erfassen, obwohl er an dieser Stelle nichts als einen Rosenkranz hatte. Darauf änderte er plötzlich seine Stimme, und sagte im mönchischen Tone: „Weil ich ein armer heiliger Mann bin, der in Gott lebt, dem Altare dient und für die armen Seelen bittet.“

„Wohlan! statt des Bittens verlange ich für mich, daß Du schweigest, oder aber ich werde Dich kennen lehren, was ein Hieb mit diesem Schwerte bedeutet, müßte ich Dich auch mitten in Deinem Kloster oder selbst in der Hölle aufsuchen.

Der junge Maler, der kein Anderer war, als Joseph Vien, verließ schnell den Garten der Tuillerien, und eilte, da er es schon sechs schlagen hörte, nach dem Atelier, weil er nicht wollte, daß man dort seine Verspätung gewahr werden sollte.

Dieser Gedanke gab seiner Gestalt ein unruhiges und befangenes Ansehen. So wie er am Atelier ankam, heftete ein Offizier der Marechaussee, der von zwei Soldaten begleitet war, seinen Blick fest auf ihn, vertrat ihm den Weg, und befahl ihm, ihm nach dem Schlosse zu folgen. Joseph, hierüber eben so sehr verwundert als erzürnt, mußte gehorchen. Man führte ihn in das Verhörzimmer, wo er mit unaussprechlicher Bestürzung vernahm, daß Antoine Lambert diesen Morgen getödtet und er dieses Mordes angeklagt wäre. Einen Augenblick später wurde er verhört, um zu wissen, ob eine Verhaftung Statt haben könnte.

Die Verzweiflung, seinen Freund durch einen gewaltsamen Tod verloren zu haben, der schreckliche Gedanke, dieses Verbrechens beschuldigt zu werden, hatte seinen Zügen inmitten einer tiefen Blässe den Unwillen einer großen, beleidigten Seele aufgedrückt. Der Richter wurde von diesem Ausdruck gerührt, und trug ihm die Denunciation, die man gegen ihn vorgebracht hatte, mit der seinem Charakter schuldigen Schonung vor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein Steuerinspektor als Operateur.) Man schreibt der Wiener „Presse“ folgende originelle Geschichte: „Im Dorfe K., nächst dem mährischen Landstädtchen G., wohnt ein reicher Bauer, Vater eines einzigen verhätschelten Söhnleins, welches er oft mit einem Neukreuzer beschenkte. Kürzlich ereignete es sich, daß der Junge, bevor er einen solchen Kreuzer in „Johannisbrod“ verwerthete, selben in den Mund steckte und zufällig verschluckte. Weinend meldete er diese Kapitals-Anlage dem durch diese Nachricht erschrockenen Vater, der, den Tod des Einzigen befürchtend, sogleich nach G. zu einem befreundeten Arzte fuhr. „Um Gotteswillen, Doktor!“ rief er beim Eintritt dem Arzte zu, „rettet meinen Hans, er hat einen Kreuzer verschluckt, den müßt ihr herausziehen, sonst ist mein Sohn verloren.“ Der Arzt untersuchte den Jungen und fand, daß der verhängnißvolle Kreuzer bereits den Weg alles Fleisches in den Magen gegangen und hoffentlich einst auf Grund und Boden des Vaters aufgefunden werden würde. Der Bauer bestand hartnäckig auf Herausnahme des numismatischen Eindringlings. — „Wissen Sie was,“ sagte der Doktor in gelassenem Tone, um endlich des Bauern los zu werden, „wenden Sie sich an unsern Herrn Steuer-Inspektor in T., der versteht es, jeden Kreuzer herauszuziehen.“ Der Bauer nahm die scherzhafte Aeußerung des Arztes für baaren Ernst und nach einer Fahrt von zwei Meilen stand er im Büreau des Steuer-Inspectors, dem er mit bedenklicher Miene sein Anliegen, sowie den Rath des Arztes mit der Bitte vortrug, die heilige Operation an seinem Sohne vorzunehmen. Der gestrenge Herr Steuer-Inspector saß eine Weile über das seltsame Ansinnen verblüfft da, bald aber gewann er wieder soviel Fassung, um „die Würde des Amtes zu üben“, und mit einem gebieterischen Wink, wie ihn Zeus als Bezirkshauptmann nicht majestätischer hätte geben können, ließ er Bauer und Sohn verschwinden. Etwas unangenehm überrascht war aber unser witziger Doktor, als er nach 14 Tagen von einem löblichen k. k. Landesgericht in Strafsachen eine Einladung erhielt, am so und sovielten hujus persönlich zu erscheinen; noch frappirter war er, als er in dem Kläger den verehrlichen Herrn Steuerinspektor erkannte, der, indignirt ob der Zumuthung, eine chirurgische Operation an einem Bauernjungen vorzunehmen, eine Klage injuriarum causa anhängig gemacht hatte. Die Vertheidigung des Doktors ging dahin, er habe durch seinen dem Bauer ertheilten Rathschlag die Würde des Herrn Steuer-Inspektors nicht

nur nicht angegriffen, sondern sogar seinem Amtseifer ein wohlverdientes Compliment gemacht. Das vermittelnde Einschreiten des Untersuchungsrichters, der den Fall von der rechten Seite auffaßte, machte dem Prozesse in einem geselligen Abendschmause ein friedliches Ende.

(Eine Heirath mit Hindernissen) wird aus Köln vom 17. Oktober gemeldet: „Was rennt das Volk, was wälzt sich dort die langen Gassen brausend fort?" konnte mit Schiller heute der denken, der bald nach 12 Uhr in die Nähe des Domes kam. Aber der Held war hier nicht wie im Schiller ein Ritter hoch zu Roß, sondern ein Bräutigam an der Seite einer Braut, ein Brautpaar, von dem Frau Fama hier in den letzten Wochen soviel berichtet hat. Eines Tages, als das Brautpaar Arm in Arm im alten Köln lustwandelte, stürzt, so sagt Frau Fama, in rasender Wuth ein Mädchen auf den Bräutigam zu, haut, kratzt und schimpft ihn als den treulosen Vater ihres Kindes. Doch nicht diese allein, nein, eine zweite und wie man sagt, auch noch eine dritte sollen als Mutter vaterloser Kinder handgreifliche Ansprüche auf den Bräutigam erhoben haben. Diese scandalösen und bald stadtbekannten Vorgänge haben, wie es heißt, nur einen Augenblick das Verhältniß der Brautleute getrübt oder in Frage gestellt, denn auf heute Mittag 1 Uhr, das wußte fast die ganze Stadt war die Trauung des Paares im Dome angesetzt. Was Wunder, daß dabei hier in Köln, wo man gern scandalöse Geschichten noch scandalöser macht, Tausende von Menschen zusammenliefen, theils um dieses hartgeprüfte Paar und den kühnen Helden von Angesicht zu Angesicht zu schauen, größtentheils aber wohl um sich an einer zu erwartenden Wiederholung der oben geschilderten Scene zu ergötzen. Bald nach 12 Uhr war schon der ganze Dom mit Menschen angefüllt, und keineswegs waren dies nur Leute unter den Ständen, nein, es waren viele junge und ältere Damen aus den besten Familien zugegen. Glockenschlag 1 Uhr entstand wie mit einem Schlage ein Wogen und Treiben in der Menge, welche unter sich selbst Spaliere bildete. Der bräutliche Zug erschien im Hauptportal und schritt, voran der Domschweizer in seinem Costüm, dann ein Gendarm und Polizei-Sergeanten in Civil und in Uniform, feierlich durch die dumpfen Hallen des Domes dahin. In tiefster Stille waren Aller Augen auf das Brautpaar gerichtet, vor welchem ein kleines engelgleiches Mädchen ein Prachtbouquet mit „Unschuldsblumen" einhertrug. Die Braut, fast fürstlich geschmückt, mit 3—4 Fuß langer Schleppe, ob sie von den vielen Schönen, die sehnlichst einer solchen Stunde entgegenharren, beneidet wurde! Ihr zur Seite sah der Bräutigam, kühn und stolz auf die gaffende Menge herab. Der Zug begab sich vor einen der Altäre und wurde gleich hinter ihm der Raum zu demselben für das Publikum abgeschlossen. Die Trauung ging daher ohne alle Störung vor sich. Unterdessen aber förderte der Kölner Humor in der Menge Aussprüche zu Tage, wie sie in der Kathedrale wohl nie zuvor laut geworden sind. Der Zug verließ den Dom, wie er gekommen, unter Escorte, und von den erwarteten Ehe-Prätendentinnen hat sich keine in den heiligen Hallen laut werden lassen. Insultationen des Brautpaares aber war dadurch vorgebeugt, daß es sowohl beim Aus- wie beim Einsteigen in den Wagen von Polizeibeamten umgeben war. Von 150 zu dieser Hochzeit Geladenen haben es 100 vorgezogen, abzusagen.

Der riesenhafte Drachenbaum von Oratova auf der Insel Teneriffa, eine naturwissenschaftliche Berühmtheit, deren Alter man auf 6000 Jahre schätzte, wurde von einem gewaltigen Sturme, der vor mehreren Wochen die kanarischen Inseln heimsuchte, niedergeworfen.

(Starker Schneefall.) Man schreibt aus Pardubitz, (Böhmen) 28. Okt.: In der kaum vier Stunden von hier entfernten Stadt Nassaberg war am 22. d. Mts. ein so starker Schneefall, daß der für diesen Tag bestimmte Markt nicht abgehalten werden konnte. Seit fünf Tagen regnet es hier fast ununterbrochen fort. —

(Er kennt seine Leute.) In einem Dorfe war Einquartierung. Da kam eines Tages ein Bauer zum Hauptmann des Regiments und sagte: „Ach Gott, Herr Hauptmann, bei mir ist g'stohlen worden. — Hauptmann: Alles? — Bauer Stoffel: „Nein, Alles nicht. — Hauptmann: Nachher war's meine Kompagnie nicht. Narrrsch!

An den Börsen tritt jetzt auch eine Anleihe des Großfürstenthums Finnland zur Betheiligung auf; es werden 10 Thaler für $9^3/_4$ geboten. Jemand, dem ein solches Papier präsentirt wurde, soll mit folgendem Epigramm geantwortet haben:

Zieh' guter Freund, mit dem Papier von hinnen,
Und schließ es fürder in den Arnheim ein!
Man hat zwar öfters mit dem Schweine Finnen,
Doch niemals mit den Finnen — Schwein!

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 91. Donnerstag den 12. November. 1868.

Lebensklugheit.

Licht ist da, damit es scheine:
Zwei nur wird durch eins und eins;
Ohne eins entstehet keins,
Alles wird nur durch das Eine,
Und das Ganze durch die Theile.
Wirkst Du nicht auf diese tüchtig,
Ist's nicht mit dem Willen richtig,
Förderst nichts der Welt zum Heile.

Denn wie Eines noch nicht Alles,
So ist auch nicht Alles Einer,
Viel kann Jeder, Alles Keiner;
Wagt er's doch, verliert er Alles,
Jedes Nahe ob dem Weiten,
Und die Theile ob dem Ganzen,
Und die Menschen ob der Menschheit,
Und das Handeln ob dem Streiten.
Und so wird er immer ärmer,
Steht als Narr da, oder Schwärmer.

Die Königskastanie.

(Fortsetzung.)

„Man klagt mich des Mordes Antoine Lambert's an", sprach der Maler; „ich habe hierauf weiter nichts zu antworten, als daß ich ihn von ganzer Seele liebe."

„Es schien aber doch, als hätten Sie vor kurzem lebhafte Streitigkeiten mit ihm gehabt?"

„Wir waren Beide leidenschaftlich für unsere Kunst eingenommen, und die geringste Spaltung über diesen Gegenstand führte heftige Worte herbei, aber dieses Aufbrausen erstreckte sich nie über den flüchtigen Reiz des Künstlers; unsere Herzen verstanden sich, und zur selben Zeit reichten wir uns die Hände."

„Es bestand zwischen Euch eine Rivalisirung; Ihr concurirtet Beide mit gleicher Heftigkeit und gleichen Hoffnungen um den großen Malerpreis?"

„Hierauf werden meine Werke antworten. Man brachte meine Gemälde; man wird an ihnen nicht jene Talentlosigkeit finden, die allein mörderischen Neid entstehen lassen kann; derjenige allein, der nichts anders werden kann, macht sich zum Mörder. Der mittelmäßige Mensch hat kein anderes Mittel sich emporzuschwingen, als daß er das zerstört, was um ihn ist. Der Künstler, dem das Licht des Geistes und die Kraft seiner Hand zu Theil geworden sind, hat ein leichteres Mittel, sich seine Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, als sie zu tödten: er arbeitet."

Die Wahrheit die aus dieser edlen Antwort hervorstrahlte, leuchtete Allen ein.

„Was Sie sagen, ist wahr," antwortete der Richter, „aber das Gericht muß einen positiveren Beweis Ihrer Unschuld haben. Der Mord ist heute Morgen um halb sechs Uhr begangen worden, was durch das Geschrei, das man um diese Zeit in den benachbarten Häusern vernahm, deutlich festgesetzt ist. Wo waren Sie in diesem Augenblicke?"

„Im Garten der Tuillerien."

„In dieser für die jetzige Jahreszeit so frühen Stunde; welches Motiv hätte Sie dahin wohl führen können?"

Joseph Vien blickte stillschweigend zur Erde. Diese Frage, obwohl sie wiederholt wurde, erhielt keine Antwort. Ein Gemurmel der Mißbilligung erhob sich unter den Anwesenden. Der Abgeordnete des Gerichtshofes, dessen günstige Stimmung durch diesen erschwerenden Umstand unnütz gemacht wurde, ließ den Angeklagten in's Gefängniß führen, und zog sich zurück.

„In demselben Augenblicke trat ein Mann, der in eine Mönchskutte gehüllt war, unter die Personen, die sich in dem Verhörzimmer befanden. Es schien, als ob er seine Ankunft sehr beschleunigt habe; er suchte mit den Augen den Richter, und schien es zu bedauern, ihn nicht mehr anzutreffen. Als er sah, daß Joseph Vien durch die Wache weggebracht werden sollte, bemerkte er, daß der Angeklagte durchsucht, und die Gegenstände, die sich etwa bei ihm finden dürften, der Kanzlei überliefert werden müßten, weil sie leicht Beweise seiner Schuld erhalten könnten."

„Auch Du noch, Höllenmönch!" rief der Maler, als er sah, daß er dem unbekannten Verfolger diese neue Beleidigung, die man ihm anthun wollte, verdankte.

Da die Formalität, an die der Franziskaner erinnerte, wirklich Statt finden mußte, so bemächtigte man sich dessen, was Joseph Vien

bei sich trug, und überlieferte diese verschiedenen Sachen der Kanzlei. Hierauf führt man den Gefangenen nach der Conciergerie.

Drei Tage verlebte er hier in der größten Seelenangst. Die grausame Trennung von dem Wesen, daß er liebte, der Verlust seines treuen Kameraden, die Aussicht auf einen entehrenden Prozeß, alle diese schrecklichen Gedanken brachen auf einmal über ihn ein, und zerrissen seine Brust durch tausend Wunden. Er hatte nur ein Mittel sich zu retten, und dieß war: das Stillschweigen zu brechen, das allein einen gerechten Verdacht gegen ihn hervorbringen konnte, das Motiv erklären, das ihn in einer so frühen Stunde auf die noch leere Promenade geführt hatte. Aber um dem Geständnisse seines Rendezvous irgend einen glaubwürdigen Halt zu geben, mußte er diejenige nennen, welche der Gegenstand desselben gewesen war. Zu einer so niederträchtigen Handlung konnte ihn jedoch nichts, weder Gefängniß, noch Schande, noch Tod bestimmen.

„O nein! Marie", sagte er, „ruhe in Frieden! Niemals wird eine unwürdige Offenbarung unsere Liebe beflecken. Ich möchte wünschen, Dir selbst das verbergen zu können, was ich für Dich dulde, damit niemals die Kenntniß der Qualen, die ich leide, Deine zarte Seele zerreiße, den lieblichen Glanz Deines Blicks verlösche, und Dein holdes Lächeln verscheuche."

In der Welt der Liebe erhält ein erhabener Ruf immer eine seiner würdige Antwort. In dem Augenblicke, wo der Gefangene so seinen Gedanken nachhing, ließen sich Schritte, flüchtiger als der Wind, unter dem Gewölbe des Ganges hören; die Thür öffnete mit leisem Geräusche eine Frau, in einen langen, schwarzen Schleier gehüllt, legte eine Börse in die Hand des Gefangenwärters, und trat schnell in das Innere des Gefängnisses.

„Grausamer!" sagte sie zu dem Gefangenen, der sie schon mit einem Ausruf des Erstaunens und der Freude an sein Herz schloß, „grausamer Freund! Du wußtest, daß ich Dich retten konnte, indem Du nur Deinen Richtern sagen durftest: In jener Stunde, in welcher ich das Verbrechen, dessen man mich beschuldigt, begangen haben soll, war ich entfernt von diesem unglücklichen Orte; neben mir war diejenige, die ich liebe, und die mich gerufen hatte. Du wußtest es und Du wolltest es nicht!"

Sie setzten sich, die Hände ineinander geschlagen, auf das Strohlager. Die feurigen Strahlen der untergehenden Sonne drangen durch das Fenster, und beleuchteten das bleiche und von Liebe glühende Gesicht des glücklichen Gefangenen und die schöne Gestalt seiner Gefährtin, deren Wangen sich durch ihren enthusiastischen Eifer und ihre zärtliche Aufopferung gefärbt hatten.

„O Marie, Marie, was wagst Du zu denken! ich hätte in Aller Gegenwart jenes Rendezvous eingestehen sollen, das Du mir bewilligtest! Aber Dein Name, Deine Familie! — Du würdest entehrt worden sein."

„Mein Glück? glaubst Du denn wohl, daß ich an ein solches noch würde denken können, wenn ich Dich verloren hätte? Ich befand mich seit dem Tage, wo ich Dich in den Tuillerien verließ, in Versailles. Diesen Abend erst kam das Gerücht von Deiner Verhaftung und Deinem Verhöre, das darauf gefolgt war, im Schlosse an. Ich war im Cirkel der Königin, und ohne mir Zeit zu nehmen, dieses Ceremonienkleid abzulegen, habe ich mich in einen Wagen geworfen und bin herbeigeeilt. — Ich würde dem Criminalrichter schon Alles gestanden haben, wenn ich nicht noch begieriger gewesen wäre, Dir zu sagen, daß Du gerettet bist."

„Nein! nein! nicht um diesen Preis. — Aber jetzt habe ich Dich wenigstens wiedergefunden, ich habe dieses edle ergebene Herz ganz erkannt, ich weiß, daß Deine Gedanken mich in die Leiden begleiten werden, die mir bevorstehen; ich kann alles ertragen. Mein größter Schmerz, als ich mich in diesem Gefängnisse sah, wohin ich so plötzlich und durch ein unbegreifliches Mißgeschick geworfen bin, war, denken zu müssen, daß ich Dich vielleicht nie mehr wiedersehen würde. Da wollte ich wenigstens meine Augen durch das Zeichen unseres letzten, glücklichen Zusammenseins trösten; ich suchte auf meiner Brust jenes kleine Kastanienblatt, das Du mir einige Stunden vorher gegeben hattest; ich fand es nicht mehr; man hat mir Alles, was sich im Augenblick meiner Verhaftung bei mir vorfand, genommen, und auch der grüne Sprößling, den ich in eine meiner Zeichnungen verborgen hatte, war mit allem Uebrigen gegangen."

„Wie! sie haben gewagt?"

„Wir waren in den Tuilerien plötzlich durch eine fremde Stimme getrennt worden; es war die eines Mönchs, welcher, hinter einer nahen Statue verborgen, unsere Unterredung belauschte. In dem Augenblicke, als ich nach einem kurzen Verhör aus dem Gerichtssaale treten wollte, zeigte sich der Mönch unter den Anwesenden. Er machte die Polizeiofffiziere darauf aufmerksam, daß man sich aller Gegenstände bemächtigen müsse, welche sich bei einem Angeklagten vorfänden, und sie beeilten sich, diese unwürdige Formalität zu erfüllen. — Ich weiß nicht, woher mir dieser erbitterte und geheimnißvolle Feind kommen kann."

„Wohlan! welcher Haß Dich auch umringen mag, meine Liebe wird ihn zu beschwören wissen; sie wird ein Mittel geben, Dich Deinem

Schicksale zu entreißen. Das Uebrige stellen wir dann Gott anheim."

„O, Marie! Deine Entehrung oder mein Tod, Dein Untergang, oder der meinige, das sind die Abgründe, in welche wir uns gestürzt haben."

In demselben Augenblicke fiel der Schatten Jemandes, der in der Gallerie vor dem Fenster vorüberging, durch welches die Sonnenstrahlen eindrangen, auf die ihm gegenüberstehende weiße Wand, und stellte das Bild eines Mönchs dar, das sich durch Kutte und Kapuze deutlich unterscheiden ließ.

„Sieh', diesen Schatten!" rief der Gefangene und zeigte mit den Fingern nach ihm, bis er verschwand. — „Es ist der Mönch, sein Schatten verfolgt mich bis hieher!"

Kaum hatte er diese Worte geendigt, so stand auch schon der Mönch, der wegen seiner Sandalen aus weichem Leder und seines dunkelfärbigen Kleides unbemerkt angekommen war, vor ihm.

„Ha! für dieß Mal, Elender!" rief der Maler bleich und zornig, „sollst Du mir in meinem Gefängnisse nicht Trotz bieten; entferne Dich augenblicklich, oder ich stürze Dich von der Höhe dieser Mauer hinab."

Statt jeder Antwort setzte sich der Mönch auf den einzigen Holzstuhl, der sich in diesem Zimmer befand, und stützte, um sich's so bequem als möglich zu machen, seinen Ellenbogen auf den kleinen Tisch, der in seiner Nähe stand.

„Wahrhaftig, junger Mann," sagte er, „Sie sind sehr schwer zu verpflichten, und weisen hartnäckig die Dienste zurück, die man Ihnen leisten will."

Bei dem ersten Worte, das von dem Mönche ausgesprochen wurde, bei dem ersten Laute dieser Stimme, fiel die schöne Herzogin, im höchsten Grade erschrocken, auf das Strohlager zurück, verbarg das Gesicht in ihre Hände, und wagte nicht aufzusehen.

„Du mußt ein höllischer Geist sein," sagte Joseph Vien, „da Du noch Beleidigung der Verfolgung hinzufügen kannst."

„Ich bin in der That dieser Tage sehr für Sie beschäftigt gewesen," erwiederte der Mönch; „ich habe sogar viele Zeit dabei verloren, aber wenn ich Sie auch ein wenig gequält habe, so bringe ich Ihnen jetzt dagegen die Nachricht Ihrer Befreiung, wozu der Befehl noch heute Abend unterzeichnet werden wird. Sie werden frei sein, ohne daß ein Makel auf Ihrer Ehre zurückbleibt, ohne daß meine Nichte, um Sie zu retten, wie sie zu thun ohne Zweifel den schönen Plan hat, sich zu Grunde richtet."

Der Maler, in dessen Innerem der Zweifel mit der Freude kämpfte, heftete starr seine Blicke auf den, der so sprach.

„Wer sind Sie?" fragte er, „kann ich Ihren Worten Glauben beimessen?"

Der Mönch schob seine Kapuze zurück.

„Ich bin der Abbé v. Bernis", sagte er; „gestern gehörte ich noch dem Kapitel von Lyon an, heute verberge ich mich noch unter der Franziskaner-Kutte, und morgen werde ich, allem Anscheine nach, eine Stelle bei Hofe bekleiden."

Die junge Herzogin nahm ihre Hände vom Gesichte hinweg, und machte eine Bewegung, als wollte sie sich vor dem Kardinal niederwerfen. „O, mein Onkel, mein Onkel! verzeihen Sie mir!" rief sie.

„Beruhige Dich, mein Kind," sagte er, sie zurückhaltend, zu ihr; „ich hätte wohl böse sein können, als ich Dich in den Tuillerien bei einem Rendezvous mit dem Maler sah, ich bin es aber nicht, indem ich Dich hier an diesem traurigen Orte neben dem Gefangenen finde."

„Was mein Onkel, Sie waren in Paris, ohne daß wir Alle wußten, und verborgen unter dieser Verkleidung?"

„Ich hatte von Frau von Pampadour, der meine Poesien zu gefallen die Ehre gehabt haben, eine Einladung erhalten, mich an den Hof zu begeben, wo man mir eine Stelle im Ministerium anbieten wollte. Ich kam in Paris an, als ich in der letzten Herberge, wo ich übernachtete, einige Intriguen erfuhr, die sich in Versailles durchkreuzten, und da ich erst das Terrain sondiren wollte, so hielt ich es bei meiner Ankunft für klug, mich einige Tage in dem Franziskanerkloster zu verbergen, in welchem ich früher einen Theil meiner Jugend verlebt hatte, um daselbst zu erwarten, wie sich die Lage der Dinge wohl aufklären werde."

„Und unter dieser Kapuze, die Sie so gut verbarg," sagte Joseph Vien, „habe ich Sie verkannt und unwürdig beleidigt."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein seltsames Duell) fand jüngst in Neapel statt. Zwei Matrosen forderten sich auf Schwimmen. Die beiden Gegner schwammen mit ihren Secundanten ins Meer hinaus. Als die Kräfte des einen erlegen, kamen die Secundanten jedoch zu spät zur Hülfe herbei, und so hatte dieser Zweikampf einen tödtlichen Ausgang.

(Lincoln-Denkmal.) Ein Florentiner Bildhauer, Gagliardi, hat aus den Vereinigten Staaten den Auftrag zur Anfertigung eines grandiosen Monuments für den verstorbenen Präsidenten Lincoln erhalten. Es wird von

colossalem Umfange sein und über 50,000 Dollars kosten.

Mit einem Lebensrettungs-Apparate sind vor Kurzem auf der Seine bei Paris Versuche gemacht worden. Der Erfinder ist ein vormaliger amerikanischer Infanterie-Kapitän, Mr. Stonor. Der Apparat besteht in einem aus Gummi-Elastikum angefertigten Gewande, einer Jacke aus Kork und einem Schwimmkasten, der an dem Gürtel des Gummigewandes befestigt wird. Der Kasten enthält in seinem untern Theile einen für wenigstens acht Tage hinreichenden Vorrath von frischem Trinkwasser, das der im Wasser liegende Mensch vermöge einer mit einer Metallschraube zu verschließenden Gummiröhre in bequemster Weise zu sich nehmen kann. Gewand und Kasten zusammen kosten 7 Pfd. Sterl. In Gegenwart vieler Techniker von Ruf und zahlreicher Mitglieder der fashionabeln Welt, nahmen der Erfinder, Hr. Stonor, und ein junges amerikanisches Ehepaar, Hr. und Madame Crabbol, die Experimente mit dem neuen Lebensrettungsapparat vor. Binnen drei Minuten waren sie vollständig eingekleidet und sprangen auf ein gegebenes Signal von einer auf dem Seine-Flusse zwischen der Jena- und Passy Brücke liegenden Dampf-Yacht in das Wasser, in dem sie über zwei Stunden lang verweilten, und während dieser Zeit sich mit Lektüre beschäftigten, Champagner tranken, eine Mahlzeit einnahmen, Cigarren rauchten, die Nothflagge aufhißten, bengalische Flammen und Feuerwerkskörper losbrannten, Revolverschüsse abfeuerten u. s. w. Als die Schwimmer bei einbrechender Dunkelheit vermittelst eines ihnen nachgefolgten Bootes wieder an Bord der Yacht zurückkehrten, fand man, daß ihre Kleidungsstücke und Wäsche unter der Gummihülle nicht im mindesten durch Nässe gelitten hatten. Auch klagten sie weder über Müdigkeit noch Kälte sondern fühlten sich sehr wohl. Wie Herr Stonar mittheilt, steht er bereits mit mehreren transatlantischen Schifffahrtsgesellschaften in Unterhandlung wegen Lieferung einer großen Anzahl solcher Lebensrettungsapparate. Auch hat die preußische Regierung einen Beamten abgeordnet, der einem der Experimente des Erfinders beiwohnen und darüber Bericht erstatten soll.

Eine ausgezeichnete neue Buchdruckerpresse oder vielmehr Maschine besorgt den Druck des bekannten Pariser Journals „Le Petit". Dieselbe liefert 600 Abdrücke in der Minute. Vier dieser Pressen liefern 144,000 Exemplare in einer Stunde und demnach täglich die ganze Auflage von 446,000 in etwas weniger mehr als drei Stunden.

(Ein Wanzen-Vertheidiger.) Ein Schweizer Arzt streitet zu Gunsten der — Wanze. Dieß Insekt, der nur zu treue Gefährte und Schrecken der Reisenden, soll unter die nützlichen Thiere klassifizirt werden, weil er der Chirurg der Armen ist! Ihm ist es zu danken, sagt der wanzenfreundliche Doktor, daß man in den ärmeren Klassen so selten einen Fall von Apoplexie findet. Die Wanze schützt durch ihre leichten Aderlässe die Armen vor Blut- und Säfteüberfluß und vor Schlagfluß, der die Folge davon ist und der bei den besser situirten Leuten nur zu häufig vorkommt. Der Doktor folgert daraus, daß man, weit entfernt, diese werthvollen, obwohl übelriechenden unangenehmen Thiere zu vernichten, deren Verbreitung und Vermehrung begünstigen müsse. Es mag das Alles recht wahr und gut sein, aber wir meinen denn doch, daß der gute Helvetier nicht viel Proselyten mit seiner Wanzenhumanität machen wird.

Ein Yankee fiel, als von der immensen Höhe einzelner Thürme gesprochen wurde, mit der Versicherung ein: Das ist noch gar nichts. Bei uns zu Hause steht ein Thurm, an dessen ganzer Höhe ein einzelner Mann unmöglich hinaufsehen kann. Um die Spitze zu erschauen, thun sich immer zwei zusammen, und der Zweite fängt da an, wo dem Ersten das Gesicht ausgeht.

(Ein Börsengespräch.) A.: Der dicke Z. hat Sie gegrüßt, und Sie dankten ihm nicht? — B. (mit Energie): „Nein, niemals werde ich diesen Elenden grüßen, welcher überall sagt, ich hätte ihm fünftausend Francs gestohlen! — C. (berichtigend): Pardon mein Herr, er hat fünfzigtausend Francs gesagt ..." — B. (besänftigend): Fünfzigtausend hat er gesagt? So, so, das ist schon was ganz Anderes!" Und er lief hin und grüßte den dicken Z.

Die renommirten holländischen und belgischen Wäscherinnen wenden anstatt Soda raffinirten Borax als Waschpulver an, und zwar nehmen sie eine tüchtige Hand voll des gepulverten Salzes auf ungefähr vier Quart kochenden Wassers. Sie ersparen dadurch beinahe die Hälfte der Seife. Zum Waschen von Spitzen, Batist, Musselin ꝛc. wird eine größere Boraxmenge angewendet, zu Crinolinen, Unterröcken ꝛc., welche gesteift werden müssen, ist eine starke Lösung des Salzes erforderlich. Der Borax verursacht den Geweben nicht den geringsten Nachtheil; er macht das härteste Wasser weich, dient auch zum Reinigen des Haares und ist ein vortreffliches Zahnpulver.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 92. Sonntag den 15. November. 1868.

1. Nebelbild.

Wenn der Nebel frühe
Um mein Fenster liegt,
Kannst Du freudig sehen
Stets mein Angesicht.

Denn mein Geist durchdringet
Dann den Nebelflor,
Sieht am Fenster stehen
Sie noch, wie zuvor;

Mit dem Nebel aber
Zieht ihr Bildniß fort,
Und das Licht des Tages
Zeigt nur leeren Ort.

2. Lieb Brüderlein.

Wie thut dem Brüderlein sie schön!
Solch' Herzensgüte muß man seh'n:
Zum Troste bald und bald zum Scherz
Drückt sie es zärtlich an ihr Herz;

Geschmeid und Putz, ihr reiches Haar
Reicht sie zu leichtem Spiel ihm dar,
Und ist es krank, macht sie's gesund
Mit Küssen von dem Rosenmund.

Dem Brüderlein thut sie so schön,
Und mich läßt sie in Leid vergeh'n,
Und ich komm nimmer an die Reih;
Gar bald ist Alles vorbei — vorbei.

w . . . .

Die Königskastanie.

(Schluß.)

„Als ich bei Anbruch des Tages ausging, um die Gerüchte der Stadt zu erforschen, geschah es, daß ich mit andern Vorübergehenden bei dem Leichname des ermordeten Antoine Lambert stehen blieb, und Zeuge der Anklage wurde, die man gegen Sie aufstellte. Einen Augenblick später fand ich Sie mit Marie in dem königlichen Garten, wo sie weit mehr beschäftigt waren, zärtliche Gefühle in dem Herzen einer Frau zu erwecken, als Ihren Nebenbuhler durch das mörderische Eisen zu vernichten. Da ich indessen dachte, daß die verläumderische Aussage ihre Früchte tragen würde, begab ich mich nach dem Schlosse, und nachdem ich dort verlangt hatte, daß man Ihnen die Gegenstände, die sich bei Ihnen vorfänden, abnehmen sollte, ließ ich mich dem Präsidenten vorstellen. Ohne Zweifel würde, wenn ich mich ihm hätte zu erkennen geben wollen, meine Verwendung allein hinreichend gewesen sein, Ihre Loslassung zu bewirken; allein ich wollte ausdrücklich unbekannt bleiben, weil sonst meine Zeugenaussage wenig Gewicht gehabt haben würde. Als es sich darum handelte, zu beweisen, daß Sie in dem Augenblicke, wo sich das Verbrechen auf der Insel St. Louis zugetragen hatte, in den Tuillerien gewesen waren, verlangte ich, daß man die Schildwache rufen lassen sollte, welche sich zwischen fünf und sechs Uhr des Morgens vor der Thür der Conferende befunden hatte. Als der Soldat Ihr Signalement vernommen hatte, erklärte er wirkich, daß er Sie um sechs Uhr aus dem Garten herausgehen gesehen habe, was ihm zu bemerken sehr leicht gewesen sei, weil sich in jenem Augenblicke Niemand weiter darin befunden habe. Dieser Beweis schien indessen den Richtern nicht genügend, aber ich bewahrte einen anderen, der unverwerflich sein mußte. Ich hatte gesehen, daß Marie Ihnen ein kleines Blatt der Königskastanie zum Andenken an den Augenblick, den Ihr zusammen unter diesem Baume verbracht hattet, gab; ich machte unter den Gegenständen, die man bei Ihnen vorgefunden, und die ich zu diesem Zwecke hatte wegnehmen lassen, auf ein grünes, frisch gepflücktes Blatt aufmerksam, und dieses bewies siegreich Ihre Gegenwart an dem durch Sie bezeichneten Orte, weil man in dieser Jahreszeit auf keinem andern Baume als auf der Königskastanie Blätter finden konnte. Dieses einfache und unschuldige Zeugniß hat sie gerettet, und nur die Langsamkeit der Justiz hat Ihre Befreiung verzögert. In diesem Augenblicke werde ich nach Versailles gerufen, wo der Einfluß der Favoritin über die flüchtige Laune des Monarchen gesiegt hat; ich soll mich in den Conseil begeben, um dort die Gunstbezeugungen in Empfang zu nehmen, die meiner warten. Ich habe nun das Incognito nicht länger zu bewahren; aber bevor ich in das Hotel zurückkehre, um meine Kleider wieder an-

zulegen, habe ich Ihnen die Nachricht Ihrer Rettung bringen wollen."

„Ach, gnädiger Herr, wodurch habe ich so viel Gnade von Ihrer Seite verdienen können?"

„Sie wissen, mit welchem Eifer ich während meines letzten Aufenthaltes in Paris die Gesellschaft der Künstler aufsuchte; ich hatte damals Gelegenheit, zugleich Ihren Charakter und Ihr Talent kennen zu lernen, und als ich Sie jetzt unwürdig eines Verbrechens angeklagt sah, womit sich weder Ihr Geist noch Ihr Arm hätte besudeln können, schwur ich, Sie zu retten. Ich habe zu gleicher Zeit den wahren Urheber des Mordes entdeckt; ich sah vor dem Leichname des Antoine Lambert seinen Feind, Franz Dubourg, einen Menschen von finsterer, eifersüchtiger und heimtückischer Gemüthsart, und unter seiner Maske von Ruhe entdeckte ich die grausame Unruhe seiner Brust. Er bewarb sich, wie Sie und Antoine Lambert, um den großen Malerpreis, und in Ermangelung des Talents hatte er vornehme Gönner, um ihn zu erhalten. Das Fieber des Ehrgeizes, die Raserei des Neides haben ihn dahin gebracht, sich des Einen seiner Concurrenten durch Mord, und des Andern durch eine schreckliche Anklage zu entledigen."

„Gnädiger Herr", sagte der Künstler nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „Sie haben mit edlem Vertrauen das Verbrechen, dessen ich beschuldigt war, von mir abgewendet; aber es gibt noch ein anderes, dessen ich mich in Ihren Augen schuldig zeige. Verzeihen Sie einem unbekannten Maler, der es gewagt hat, seine Blicke bis zu der Herzogin Roncevaux, Ihrer Nichte, zu erheben!"

„Nein; denn ich werde Ihnen eine Strafe dafür auflegen; ich verbanne Sie aus der Nähe Mariens. Sehen Sie hier den Brief des Ministers, welcher Ihnen den großen Malerpreis zuerkennt. Sie werden fünf Jahre nach Rom reisen, und Ihre Verführungen nach einem anderen Europa's tragen. Joseph Vien, ich wünsche Ihnen alle nur mögliche Ehre, aber die größtmögliche Entfernung von meiner Nichte. Ich habe durch Eure Unterhaltung im Garten der Tuillerien erfahren, daß das Uebel noch nicht sehr groß war; Marie sagte dort, daß sie, um ihren Schwur, mäßig und klug zu sein, halten zu können, die Möglichkeit, ihn zu brechen, fliehen müsse; ich antwortete damals darauf, daß dieß das sicherste wäre, und ich bleibe bei dieser Meinung."

„Ach, gnädiger Herr! wie edel rächen Sie sich", sagte der Maler, indem er bei dem Gedanken an die Laufbahn, die sich vor ihm öffnete, vor Freuden zitterte.

Einen Augenblick später entfernte sich der Abbé v. Bernis mit der Herzogin v. Roncevaux aus diesem Gefängnisse, wohin er Leben, Ehre und künftige Erhöhung gebracht hatte. Am andern Tage wurde Joseph Vien wieder frei, und reiste sofort nach Rom ab, wo sich sein Talent mit seinem Glücke zugleich vergrößerte, und von wo er zwanzig Jahre später als Direktor der Akademie zurückkehrte.

So rettete die Königskastanie eines der größten Genies Frankreichs. Seitdem haben neue Generationen das angenehme Phänomen seines frühen Grüns beobachtet; jedes Jahr freut man sich, wenn die Knospen dieses Baumes ausbrechen; denn er ist in der ganzen Natur der Erste, welcher der Jahreszeit vorauseilt, und die andern Bäume auf den Weg des Frühlings leitet.

Die Erdbeben in Südamerika.

Die Bewohner der Westküste von Südamerika haben endlich die Beruhigung glauben zu dürfen, daß die Erschütterungszeit nach mehr als anderthalbmonatlicher Dauer vorüber ist und daß sie, früheren Beobachtungen vertrauend, nun einer längeren Reihe von Jahren entgegensehen können, in welchem der Boden fester stehen wird unter ihren Füßen und, was wichtiger ist, unter ihren Häusern. Der dreizehnte August brachte allerdings den ersten heftigen Stoß; doch war die Erde schon im Anfang jenes Monats in bemerkbarer Erregung; die letzten Schwankungen verspürte man am 21. Sept., seit welchem Tage Ruhe eingetreten ist, wenigstens in Peru; von Chili gilt auch obige Bemerkung, daß das Vertrauen zurückgekehrt sei, nicht ganz, indem man in diesem Staate, welcher im August fast ganz verschont blieb, nach den letzten Berichten die Vorzeichen eines Erdbebens wahrzunehmen glaubte. Hoffentlich täuscht man sich. Von den August-Ereignissen erzählt ein Brief des Herrn Vierau aus Lima, den Prof. Dove der Öffentlichkeit übergeben hat. Die große Mehrzahl der in demselben berichtigten Thatsachen sind unsern Lesern längst bekannte Dinge. Als neu heben wir hervor, daß, während die gewaltigste Erschütterung in Peru am 13., in Ecuador am 15. und 16. stattfand, das westliche Bolivien am 19. August, einem Tage der in Peru zimlich ruhig vorüberging, einen heftigen Stoß erlitt. Die Stadt Cosavilla ward gänzlich zerstört, eben so das Städtchen Curaguara de Carangas, südlich vom Titicaca-See. Auch wird von Bergstürzen erzählt. Erwähnenswerth ist eine Beobachtung an den Küsten Peru's: Das nordamerikanische Kriegsdampfschiff „Powhatan" brachte am 27. August die Nachricht, daß die Tiefe des Meeresgrundes in Folge des Erdbebens vom 13. an sämmtlichen jetzt gemessenen Stellen ganz bedeutend abgenommen habe; auf der Höhe

von Sama fand man durchschnittlich nur 6—7 Faden wo stets 30—40 Faden Tiefe gewesen waren. Weitere Messungen und deren Resultate an anderen Orten dieser Küste des stillen Ozeans sind noch abzuwarten, es sollen mit Nächsten von der Regierung von Peru zwei Kommissionen entsandt werden, die eine zur Untersuchung der durch die Erdbeben vom 13. August bis 4. September hervorgebrachten Umgestaltungen auf dem Lande und besonders im Innern von Peru und Bolivia, und die andere zur Bestimmung etwa weiterer Veränderungen des Meergrundes längs der ecuadorischen, peruanischen und chilenischen Küsten. Nach amtlichen Berichten, welche am 26. August aus verschiedenen Theilen der ecuadorischen Provinz Imbabura nach Quito gesandt worden sind, waren die Kantone Otavalo, Cotacachi und Ibarra wie von der Oberfläche verschwunden, vom Kanton Ibarra existirt nur noch ein Kirchdorf, Pimampiro, in der östlichen Cordillere. Die Verwüstungen reichen bis an die Grenze von Neugranada, westlich vom Berge Cotacachi bis zu dem Orte San Lorenzo de Palacara, östlich bis San Pablo, welches in Ruinen liegt. Man glaubt mit Sicherheit annehmen zu können, daß diese große Katastrophe von einem der niedrigsten Seitenkrater des großen Catacachi (auch Muyusurko genannt) ausgegangen sei; dieser Schlund ist in der Hacienda von Ocampo gelegen. Der ganze Rest der Bewohner von Ibarra, die sich haben erretten können, liegt in Caranqui in jämmerlichem Zustande, obschon Ibarra nicht so viel gelitten hat, als die Cantone von Otavalo und Cotacachi. Viele große patrizische Familien sind gänzlich ausgestorben, wir haben keinen Begriff, wie hoch sich die Anzahl der Todten versteigt. Der ganze Weg zwischen Otavalo und Ibarra ist mit Ruinen und Leichen besäet, außerordentlich viele Risse des Erdreichs und große Strecken des Landes sind tief eingesunken, aber weit mehr noch, als hier, ist dies der Fall längs des westlichen Gebirgszuges von Majanda bis San Lorenzo; unterhalb der Abhänge des Cuicocha, außer ungeheuren Massen des herabgestürzten Gerölles, befinden sich neue große Risse und Spalten, auch die alten haben sich erweitert Die Wege sind völlig ungangbar. Schreckliche Lawinen von Felsen und Geröllen sind von der Höhe des Cotacachi herabgekommen. Aus dem Berge Imbaburu brach eine Art Strom hervor, aus lauter Schlamm bestehend, welcher sämmtliche Felder mit Morast überschwemmt hat, fast alles Vieh ist dort umgekommen; später folgte noch eine Ueberschwemmung Seitens des Flusses, welche bis heute fortschreitet. In Ocampo ergoß sich eine Masse bituminösen Schlammes. Aus den Ortschaften Cotacachi (am Flusse des gleichnamigen Berges), Urcuque, Tumbabiro, Salinas (wo die Salzwerke zu Grunde gegangen sind) u. s. w. haben sich nur wenige Personen retten können, man schätzt die Zahl der Todten hier auf 5000; die von so vielen Leichen ausgehauchten Miasmen verpesten die Luft weithin, und befürchtet man in Folge dessen gefährliche Krankheiten. Im Mittelpunkte der Stadt Otavalo (wo bei dem Erdbeben gerade Messe war) sind etwa 7000 Leichen ausgegraben worden. Der Cotacachi oder Muyusurco hat einen kleinen Ausbruch gehabt und zwar aus einem der unteren Seitenkrater an seinem Fuße bei Otavalo, auch ist er oben an der N.-W.-Seite aufgeborsten und entsendete eine enorme Masse von Erde, Schlamm, Erdpech nach der Seite von Pinna zu. An seinem Ostabhange sind ungeheure Spalten u. Gerölle. In Nachrichten von Neugranada und Panama findet sich von Erdbeben keine Spur. Der englische Geschäftsträger in Lima berichtet über die vom Erdbeben betroffenen Orte Peru's: „An Lebensmitteln ist in Arequipa, Islay, Arica und anderen Orten nunmehr Ueberfluß, und Hauptbedürfniß ist jetzt Segeltuch zu Zelten und Holz zum Baue solider Wohnstätten vor Einbruch der Regenzeit. In Arequipa kehren die Einwohner allmählich aus ihren Zelten zur Stadt zurück und gedenken dieselbe wieder aufzubauen. Doch dieses Unternehmen wird Angesichts der elenden Lage, in welcher die Familien sich jetzt sämmtlich befinden, für den Augenblick sehr schwierig, wenn nicht ganz unmöglich sein. Ueberdieß dürfte der Wiederaufbau Arequipa's ein ganzes Jahrhundert in Anspruch nehmen und einige vierzig Millionen Dollars kosten. Die Stöße hatten daselbst noch nicht gänzlich aufgehört; noch am 21. wurden deren drei, und zwar sehr heftige verspürt. Daher sind auch Viele gesonnen, nicht nach der Stadt zurückzukehren, und haben sich bereits 7— 8000 Leute an die Küste oder ins Innere des Landes begeben. Ayacucho wurde gleichfalls von einem Erdbeben heimgesucht, doch ist der daselbst angerichtete Schade im Vergleiche nur unbedeutend. In Arica war man mit Wegräumen der Trümmerhaufen in den am besten erhaltenen Straßen beschäftigt, und ein Theil der Bemannung der dort vor Anker liegenden drei Kriegsschiffe (ein englisches, ein amerikanisches und ein peruanisches) ging den Bewohnern bei dieser Arbeit zur Hand. Den Beobachtungen des Capitäns eines chilenischen Kriegsschiffes zufolge war bei der Insel Juan Fernandez (300 Meilen westlich von Valparaiso) um dieselbe Zeit die See ungewöhnlich bewegt, auch wurde ein starkes unterseeisches Getöse gehört. Im Ganzen genommen sind Handel und Industrie durch diese Unglücksfälle stark beschädigt worden, und es wird eine geraume Zeit verstreichen ehe Südperu sich von diesem Schlage, der Eingeborne und Fremde so hart getroffen, erholt haben wird."—

Francònia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 94. Sonntag den 22. November. 1868.

O, daß die Freuden treu wie Schmerzen wären!

Beglückt ist, wer so tiefes Leiden pflegt,
Das ihn noch stimmt zu milden süßen Zähren,
Beglückt ist, wer den Wunsch im Herzen hegt:
O, daß die Freuden treu wie Schmerzen wären!

Nach reiner Lust, die unsern Busen hebt
Ist heil'ger Schmerz, o trauter Freund, das Schönste.
Dies weißt auch du, der Schmerzen viel erlebt,
Deß Auge oft in Wonnethränen glänzte.

Jetzt, da das Leid in hehrer Stille ruht,
Kann ich erst seine ganze Größe fassen,
Kann rufen ohne Stolz in Duldermuth:
Wie ist mein Herz so groß für Schmerzensmassen!

Mich leitete ein Genius, engelgleich,
Mit ihm bin ich in Himmelsluft gegangen,
Es fühlte sich in einem Wunderreich
Geheilt mein Herz von allem Erdenbangen.

Nach diesem hohen, unverdienten Glück
Ließ mich der Holde einsam, zitternd gehen,
Doch fuhr er fort mit liebevollem Blick
Mich stets zu trösten noch in meinen Wehen.

Und dieser Genius von so hoher Huld,
Wird wieder mich mit Liebe ja umschwingen,
Denn nicht gefloh'n ist er durch meine Schuld,
Er wird mir oft noch süße Ruhe bringen.

Wie mich auch noch das Glück begünst'gen mag,
Mein Herz wird heil'ger Schmerzen stets gedenken,
Und selbst am schönsten freudevollsten Tag
Sich in des Schmerzes milde Gluth versenken.

Denn glücklich ist, wer solches Leiden pflegt,
Das ihn noch stimmt zu milden süßen Zähren,
Beglückt, wer still den Wunsch im Herzen hegt:
O, daß die Freuden treu wie Schmerzen wären!

Eine Nacht in Paris.

(Schluß.)

Und was bedeutete das „dort hinunter“? Die Stimme eines Befehlenden hatte geboten, mich dort hinunter zu tragen. Die Thüre öffnete sich von Neuem. Meine Augenlieder waren nun geschlossen, und ich konnte nicht sehen was vorging. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich meine Augen nicht öffnen konnte. Wieder wurde ich in die Höhe gehoben und fortgetragen. Der Straßenlärm schlug etwas gedämpft an mein Ohr und ich meinte, daß ich ganz mit einem Tuche zugedeckt sein müsse. Meine Träger schritten etwa eine Viertelstunde vorwärts. Abermals hörte ich Thüren sich öffnen und schließen, und dann warf man mich auf eine harte Oberfläche. Man legte mich nicht behutsam nieder, wie es die Gendarmen gethan hatten, sondern man warf mich wie eine werthlose Last hin. War dies ein Grund zur Klage? War ich nicht amtlich todt?

Aber was kam jetzt? Ich wußte, daß man mich rauh an Armen und Beinen zerrte. Man zog mir meine Kleider aus. Geschah dies, um mich einzusargen? Ich dachte, nun sei Alles verloren, und ich ward müde und betäubt. Eine theilweise Stumpfheit meiner Sinne ersparte mir viel von der Qual, die ich sonst erlitten haben müßte. Ich wartete immer noch, mir dessen bewußt, was rings um mich her vorging; so weit als Jemand, der nicht sieht, sich bewußt sein kann, was sich zunächst ereignen wird. Ich wurde völlig entkleidet Dann trug man mich durch eine andere Thür. Ein schwacher, ekelhafter Geruch machte sich mir sogleich bemerkbar. Man legte mich auf den Rücken auf eine schräge Oberfläche, den Kopf etwas höher als die Füße. Eine furchtbare Kälte durchlief mich. War dies das Grab? Ich konnte es nicht wissen. Nichts bedeckte mich als das Tuch, das man über meinen Köpper geworfen. War ich in einem Sarge, um morgen ein Armenbegräbniß zu erhalten? O Gott, wie würde das Erwachen sein!

Nein, ein Sarg war es wohl nicht. Ein Gedanke fuhr mir durch den Sinn. Warum war mir das nicht schon früher eingefallen? Ich hatte doch gewußt, was mit den Todten geschieht, die von keinem Angehörigen beansprucht wurden. Jetzt verstand ich die Bedeutung des „dort hinunter.“ Ich befand mich in der Morgue!

Vielleicht klingt es seltsam, aber ich muß bekennen, daß der Gedanke mir Erleichterung gab. Ich fürchtete mich am meisten vor dem Lebendigbegrabenwerden. Dieses Schicksal war jetzt

Wie viel Uhr mochte es wohl sein? Ich suchte nach meiner Uhr in den Taschen, doch fand ich sie nicht. Dann ging ich an die Thür: verschlossen; an die Fenster: vergittert. Meine neugewonnene Kraft verließ mich. Ich wollte an die Scheiben klopfen, aber die Kniee brachen unter mir zusammen. Ich wollte rufen, aber der Laut war schwach. Von da ab weiß ich nicht mehr, was bis zum Morgen vorging. Ermattet von Angst und Grausen, erschöpft durch den erlittenen Anfall, wurde ich völlig besinnungslos.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, war es heller Tag. Ich lehnte zusammengekauert in einer Ecke des Zimmers und wartete.

Endlich klapperte ein Schlüssel im Schloß. Der Aufseher des Gebäudes öffnete eine Thür, jedoch nicht diejenige zu dem Raume, in dem die Leichen ausgestellt waren, sondern eine, welche auf den kleinen Gang hinter den Fenstern mündete. Ich konnte ihn an den letzteren vorbeigehen sehen, aber er wandte nicht den Kopf. Ich rief so laut, als meine geringe Kraft es zuließ. Er war im Begriff, sich durch eine andere Thür zu entfernen, als er sich plötzlich umwandte und durch eines der Fenster sah. Unter anderen Umständen würde ich über des Mannes komisch erstaunten Gesichtsausdruck gelächelt haben. Seine Augen waren so weit als möglich aufgerissen und er wickelte krampfhaft seinen Finger in das Ende seines Schnurrbartes. Ich winkte ihm schwach mit der Hand. In der nächsten Minute war er bei mir.

„Mon Dieu! Man weiß niemals, was sich ereignen kann. Er sieht immerhin noch wie eine Leiche aus. Aber jetzt wenigstens fort aus diesem verteufelten Gestank!“

Indem er diese Worte zwischen den Zähnen murmelte, nahm er mich bei der Hand und als er gewahrte, wie matt und hilfsbedürftig ich war, nahm er mich auf seine Arme und trug mich aus der Morgue. Ich habe seitdem meine Behausung dieser einen Nacht nie mehr wiedergesehen.

Nun konnte ich angeben, wohin man mich bringen sollte. Das Schlimmste war vorbei, aber der Anfall hatte dauernde und ernste Folgen. Während 14 Tagen war ich nicht im Stande, mein Zimmer zu verlassen und ich erlangte meine erschütterte Kraft nur langsam wieder. Sobald jedoch mein Gesundheitszustand es gestattete, verließ ich Paris und reiste so schnell als möglich in meine Heimath zurück. Meine Mutter gerieth in die größte Angst, als sie sah, daß ich krank gewesen, und diese Angst war kaum begreiflich, da ich ja wieder gesund und bei ihr war.

Als sie meine Erzählung des Vorfalles hörte, weinte sie bitterlich und beschuldigte sich die Ursache meines Leidens gewesen zu sein, weil sie mir „vorher nichts gesagt hätte.“ Darauf erfuhr ich, daß die furchtbare Krankheit, von der ich heimgesucht worden, in meiner Familie erblich war. Sie setzte sich nicht in regelmäßiger Folge vom Vater auf den Sohn fort, sondern machte wie der noch furchtbarere Fluch erblichen Wahnsinnes launenhafte Sprünge und kam bald bei dem einen oder anderen Gliede zum Vorschein; dennoch ruhte sie selten länger als eine Generation.

Jetzt, wo ich dieses erzähle, bin ich fünfunddreißig Jahre alt, und habe zusammen acht Anfälle von Starrsucht, gleich dem ersten den ich beschrieben, erlitten. Ich habe es nicht an Maßregeln fehlen lassen, um das Uebel so viel als möglich zu erleichtern. Ich war niemals leichtsinnig und zu wilden Streichen aeneigt gewesen; aber die schrecklichen Eindrücke jener in der Morgue zugebrachten Nacht haben mir eine entschieden ernste Richtung gegeben.

Und X., der mit mir in Paris war? Er kam gerade aus unserem Hotel, als ich am nächsten Morgen in einer Droschke anfuhr, begleitet von einem mich unterstützenden Gendarm und dem von der Polizei beorderten Arzte.

„Mein lieber Bursche!“ sagte er, wo in aller Welt bist Du gewesen? Ich wartete eine Stunde lang auf Dich und dann hatte ich ein allerliebstes Diner in den „Trois Frères“. Wo stecktest Du denn die ganze Nacht?“

„In der Morgue.“

Mannichfaltiges.

(Nachtheile gußeiserner Oefen.) Die Porosität des Gußeisens ist eine wohlbekannte Thatsache. Man hat Wasser durch dicke Platten von Gußeisen getrieben; daß Gase das Gußeisen durchdringen, kann daher nicht befremden. Vor einigen Jahren fiel einem Arzte in Chambery der Umstand auf, daß in Savoyen in jedem Winter ein epidemisches Fieber wiederkehrte. Er kam auf die Idee, daß die Ursache in dem Gebrauche der gußeisernen Oefen in den Wohnungen zu finden sei, welche den Eintritt der Verbrennungsgase in die Atmosphäre der Räume gestatten. Die Sache ist laut der „Scientific American“ von den Herren Deville und Troost gründlich untersucht worden und haben dieselben gefunden, daß Wasserstoff, Kohlensäure und Kohlenoxydgas in der That durch die Wände eines gußeisernen Ofens dringen und zwar sowohl bei dunkler als heller Rothglühhitze. Diese Thatsache ist beachtenswerth, wenn auch das Quantum der durchdringenden Gase nicht groß sein mag, so ist doch das Kohlenoxydgas in hohem Grade

giftig. Bei den jetzt so häufig angewandten Luftheizungen, wo die Heizapparate nur aus gußeisernen Oefen bestehen, welche wenigstens die Rothglühhitze erhalten, kommt also immerhin Kohlenoxydgas in die zu erwärmenden Räume und es ist daher unverantwortlich, daß, besonders in Schulen, wo die Jugend den größten Theil des Tages in solchen Räumen zubringen muß, derartige Heizungen geduldet werden; noch unverzeihlicher ist es aber, wenn ganz neue Schulgebäude, wie Polytechnikum und mehrere Bürgerschulen in München, mit solchen offenbar ungesunden Heizungseinrichtungen versehen werden. Die andern Nachtheile sind nicht minder beachtenswerth, zum Beispiel ungleiche Erwärmung in den Räumen, Mehrverbrauch an Brennmaterial und Feuersgefahr, indem der Weg dem Feuer vom Ofen aus in allen Räumen zu gleicher Zeit angewiesen ist. Als Bestätigung der Wahrheit des eben Gesagten seien beispielweise nur die kolossalen Brände im Regierungsgebäude zu Schwerin und im herzogl. Schlosse zu Braunschweig angeführt. Jede Luftheizung wird nach Ablauf von einigen Jahren feuergefährlich dadurch, daß die Masse Kanäle, die im ganzen Hause herumgeleitet sind, mehr oder weniger durch die Erhitzung und zuweilen durch das Setzen der Mauern 2c. größere oder kleinere Risse erhalten, welche, weil manchmal verdeckt, unbeachtet bleiben; kommen nun leicht entzündbare Stoffe in deren Nähe, so gerathen sie in Brand. Auch in der kgl. Residenz in München sind derartige Brände schon öfters durch die dort befindliche Luftheizung, wahrscheinlich aus den eben angegebenen Ursachen, entstanden. Gleich unverantwortlich ist die Etablirung von solchen Luftheizungen oder gußeisernen Oefen in Krankenzimmern. Möchten daher obige Mittheilungen als ein Fingerzeig betrachtet werden, wie schädlich und gefährlich Luftheizung mit gußeisernen Oefen, und gußeisernen Oefen überhaupt mit der Zeit wirken werden.

Bei der Expedition der Anfertigung der Reichskreditbillets in Petersburg ist ein Amerikaner angestellt, dessen Spezialität darin besteht, die Billets zu fälschen. Er wurde expreß für die neuen unlängst emittirten Kreditbillets engagirt. Er soll gewissermaßen als Prüfstein der Möglichkeit der Nachahmung der Billets dienen. Sobald nämlich ein Kreditbillet der neuen Emission fertig war, wurde dem Amerikaner eins gegeben und er wandte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, dasselbe nachzuahmen. Da ihm das sehr gut gelang, so wurde die Presse der Billets vernichtet und eine neue Kombination angewandt, um die Fälschung noch mehr zu erschweren. Die Creditbillets wurden erst dann der Zirkulation übergeben, wenn sich der Amerikaner für besiegt erklärte und die Scheine nicht täuschend genug nachzuahmen im Stande war. Eine sehr sonderbare Prozedur. Es fragt sich, ob der Zweck damit erreicht war.

(Eine Art Schwabenstreich) wird aus dem sächsischen Städtchen Wurzen berichtet. In einem benachbarten unabfließbaren kleinen See sollten aus dem 30jährigen Krieg viele schwedische Kanonen nebst einer mächtigen Kriegskassa begraben liegen. Ein wohlweiser Rath beschloß Hebung dieses Schatzes vermittelst Auspumpen des See's durch eine große Actiendampfmaschine. Aktionäre und Honorationen, Rath und Bürgerschaft, Alt und Jung versammeln sich zu dem hochwichtigen, die Vaterstadt beglückenden Akt und harrten unter feierlichem Schweigen des Ausganges. Das Wasser rauschte und verschwand, der mysteriöse Abgrund lag zu Tag und auf demselben erschienen nun statt der Kanonen einige faule Baumstämme und statt der Chremnitzer Dukaten und anderen Goldfüchsen beiläufig ein Centner — Weißfische.

(Auch ein Trost.) Ein Pechvogel fährt mit der Bahn durch eine kleine Station. Der Zug fuhr gerade in den Perron, als Jemand fortwährend Meyer! Meyer! brüllte. Unser Herr steckt den Kopf zum Fenster heraus und — erhält eine tüchtige Ohrfeige. Jammernd erzählt er sein Leid dem Bahnhof-Inspector. Dieser fragt ganz gelassen: „Heißen Sie denn Meyer?“ „Nein.“ — „Nun, dann geht die Sache Sie ja gar nichts an!“

(Vergiftete Strümpfe.) Mr. Weber, ein Arzt in London, lenkt die Aufmerksamkeit des Publikum auf gewisse in Giftstoffen gefärbte Socken, das Fabrikat einer höchst achtbaren City Firma, welche heftige und ernste Fußübel verursachen. Schon seien mehrere dieser Fälle vorgekommen, doch habe die Firma sofort, nachdem sie Kenntniß von der Sache erhalten, die Ordre auf 6000 Paar für den Export bestellte Socken zurückgezogen und eine große Parthie bereits versandter Waare zurückbeordert. Bezügliche Vergiftungsfälle sind mehrere bekannt. Der Giftstoff soll Pikrinsäure sein, gebunden an ein Alkali.

Jemand, der französischen Sprache nicht kundig genug, wurde beauftragt, ein Bittschreiben an eine hohe Frau zu entwerfen. Wohlwissend, daß man Könige „Sire“ betitelt, schrieb er ohne langes Besinnen „Sirene“.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 95. Donnerstag den 26. November. 1868.

Wie manche zarte Blüthe.

Wie manche zarte Blüthe
Hat rauher Herbst erstarrt,
Wenn es im lauen Lenze
Noch einmal Winter ward.

Ach! daß der jungen Liebe,
Wie Blüthenschnee so zart,
Oft, gleich den Frühlingskindern,
Ein frühes Ende harrt.

Eine Weihnachtsgabe.

Von Marie Morgenstern.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu.
Heine.

Vor Jahrhunderten schon hat ein berühmter Mann gesagt, daß es schwer sei, anderer Leute Treppen hinaufzusteigen. Die Wahrheit dieses Ausspruches ist seitdem wohl von Manchem empfunden worden und wird noch von Manchem empfunden werden in dieser Welt, wo der Reichthum so mächtig macht und die Armuth nur zu oft gering geschätzt wird.

Regina Ruler erkannte das schon recht früh aus eigener, bitterer Erfahrung. Sie war eine Waise, hatte auch keine Verwandte, war wie hineingeregnet in die Welt. Sie besaß viel wirklichen Verstand, hatte eine gute Ausbildung genossen und wahre Kunstfertigkeit in der Musik erlangt. Diese inneren Schätze bildeten ihr ganzes Vermögen; äußere hatte sie nicht. In ihrer Sparbüchse befanden sich ein Thaler und drei Zehngroschenstücke, — der Ertrag des wöchentlichen Honorars für Singunterricht, den sie in einem Mädcheninstitute ihres Wohnortes ertheilte. Zwei Drittel reichten eben hin, um den Mittagstisch für die vergangene Woche an die Speisewirthin zu bezahlen, die nicht gerade Willens war, sie von ihrem Tische zu verweisen, die sich aber gefreut haben würde, wenn sie gegangen wäre, um Jemand, der mehr zahlen konnte, Platz zu machen. Der Rest der kleinen Baarschaft mußte für alle übrigen Bedürfnisse ausreichen. Extravagante Wünsche und Sehnsuchten wurden in jene Region verbannt, die den Namen „Ungestillt" führt. In diesem dunklen Reiche konnten sie schlummern, ungestört und für lange Zeit, bis sie sich todtgeschlafen vielleicht. Das Leben lag nicht leicht auf dem erregbaren Gemüthe des jungen Mädchens, das von Natur leidenschaftlich und der idealen Seite des Lebens zugewandt war. Zu diesen Naturanlagen hatte sich die bittere Nothwendigkeit gesellt; ihre scharfe Ruthe war da eingedrungen, wo sie eine Lücke gefunden, — und Scharfsinn und Erfahrung waren die Früchte dieser Geißelung.

An dem Morgen des Tages, der sie mit dem Gelde in ihrer Börse gefunden, war eine neue Lehrerin in eleganter Kleidung in das Institut eingetreten, und der Director hatte Regine Ruler sehr höflich gesagt, daß er ihre Dienste nicht mehr bedürfe. Sie stand allein in der Welt mit 22 Jahren und einem ganz guten Fond gesunden Menschenverstandes. Aber es war ein wunderlicher Nachmittag, den sie nach der Aufkündigung ihres Unterrichts verlebte. Sie begriff nicht, was sie nun thun, wie sie künftig die Zeit ausfüllen solle. Es kam ihr vor, als sei sie befreit von einem Druck, aber sie fühlte keine Erleichterung, denn der Druck schien eben zu ihrem Dasein gehört zu haben oder eine ganz natürliche Folge desselben gewesen zu sein. Der Abendthee belebte ihren Muth. Zu ihrer eigenen Ueberraschung fand sie, daß gute Laune nicht unverträglich mit Armuth und ein muthiger Blick in die Zukunft ein nicht zu verachtender Gewinn sei. Das Pfennigbrod, das den consistenten Theil ihrer Abendmahlzeit bildete, war in den „Täglichen Anzeiger" gewickelt. Während sie aß, ließ sie die Augen über den Inhalt desselben streichen. Unwillkürlich fiel ihr eine Spalte auf. Sie las:

„Gesucht: Eine Dame, welche auf dem Lande lebt, sucht eine Musiklehrerin für ihre Kinder. Gutes Salair und angenehmes Familienleben wird zugesagt. Adresse: Fr. F. v. F. Provinz L."

Regine hatte ein Gefühl, als ob eine elektrische Strömung durch ihren Körper gleite.

„Angenehmes Familienleben!" Sie hatte es nie gekannt, aber sie hatte Lust seine Bekanntschaft zu machen. Sie überlegte. Es war keine Zeit zu verlieren, wenn ihr Brief mit der nächsten Post fort sollte. Sie schrieb, ohne sich lange zu besinnen, siegelte den Brief und ließ ihn selbst hineingleiten in den Briefkasten an der Ecke der

Straße. Dann kehrte sie zurück in den engen Raum, der Alles in Allem ihre Häuslichkeit bildete, öffnete die Kommodenschublade, nahm ein Kästchen heraus und befreite ein Armband, dessen werthvolle Steine mit Geschmack gewählt und gefaßt waren, aus der beengenden Umhüllung einer Schicht Watte. Es war ein altes Familienerbstück, das von Glied auf Glied, endlich auf sie vererbt war. Sie wagte nicht, das kostbare Andenken anzusehen. Sie drückte es fest in ihre Hand, ging eilig zu dem Juwelier der Stadt und — verkaufte es. Die Summe, welche sie erhielt, reichte aus, um die weite Reise zu bezahlen, die ihr bevorstand, wenn ihr Brief Erfolg hatte. Sie kam nach Hause mit leichtem Schritt und leichtem Herzen und harrte und hoffte vertrauensvoll.

Nach vierzehn Tagen kam günstige Antwort. Sie machte ihre Vorbereitungen und trat die Reise an. Trennungsschmerz hatte sie nicht zu überwinden, denn der einzige Abschied, den sie zu nehmen hatte, war der von der alten Wirthin, und der war leicht genommen. Und ging sie denn nicht dahin, wo ihr geboten wurde, was sie bis jetzt umsonst ersehnt hatte — Familienleben?

Drei Wochen nach dem Eintreffen des Briefes erreichte sie den Ort ihrer Bestimmung, und eine Woche später finden wir sie fast eingewöhnt in dem alten schönen Hause der Frau van Forster, einem Herrensitz in der Nähe einer kleinen Stadt, in der Provinz L.

Es war ein weitläufiges, geschmackvoll gebautes Haus. Eine breite Freitreppe führte unmittelbar in die geräumige Halle, deren hohe, buntfarbige Flügelthüren fast in das zweite Stockwerk reichten. Der untere Theil der massiven Außenwände war hinter einer Decke von Epheu und wildem Wein verborgen, und die dunklen Säulen, welche die Seitenflügel mit dem Hauptgebäude verbanden, waren mit den Ranken des Geisblattes geschmückt, das sich zu beiden Seiten des mit Kies bestreuten Weges zwischen den grünen Rasenflächen dahinzog.

Frau van Forster, drei verwaiste Großkinder, bei denen sie Mutterstelle vertrat, und eine große Dienerschaft, das war der Hausstand, und wenn wir die verschiedenen Söhne und Töchter mit ihren Familien und die Freunde und Bekannte der Nachbarschaft, die unaufhörlich kamen und gingen, dazu zählen, so war das Leben in dem alten Landhause geräuschvoll und anregend genug.

Die erste Woche, welche Regine in der neuen Heimath verlebte, zeigte ihr freilich nichts von alle dem. Es war eine Regenwoche, es regnete unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend und die ganze Nacht hindurch, von Tag zu Tag, eine Woche lang. Sie fühlte sich ermüdet von der ewigen Nässe, dem Rauschen der Fluthen des nahen Wassers, den eingeweichten Feldern, dem monotonen Leben der von aller Communication ausgeschlossenen Bewohner. Nach Verlauf einer Woche änderte sich das Wetter. Der Regen schien sich erschöpft zu haben, die Wolken zertheilten sich und machten einer heiteren Bläue Platz, die Herbstsonne sandte ihre Strahlen über Berg und Flur, und die Menschen sonnten sich wieder in ihrer Wärme. Aber das Resultat blieb dasselbe auf Regine. Der ausgesuchte Putz des Landadels, der sich in Frau van Forster's Gesellschaftszimmern versammelte, das Gewirre der vielen Besucher, ihre hochmüthige Herablassung, das ewige Durchnehmen von Kleinigkeiten ermüdete sie, wie sie vorhin das Regenwetter ermüdet hatte. Sie fühlte sich verlassen und unglücklich, sie hatte nichts, was ihr das Leben wünschenswerth erscheinen ließ; sie hatte Heimweh — Heimweh nach einer Heimath, die sie nie gekannt hatte.

Jede Minute des Tages, vom Aufstehen bis zum Niederlegen, war in Anspruch genommen. Ihre Hauptaufmerksamkeit gehörte den Kindern; während der Schulstunden war ihre Zeit der Frau van Forster gewidmet. Die alte Dame begegnete ihr gütig und achtungsvoll, die Kinder waren freundlich und vertraulich, alle Uebrigen aber, mit denen sie täglich in Berührung kam, behandelten sie hochmüthig oder wohl gar verächtlich und bewiesen im besten Falle kalte Duldung. Sie ärgerte sich und verschanzte sich hinter einem Walle stolzer Zurückhaltung, der undurchdringlich war und der sie am Schlusse eines zweimonatlichen Aufenthaltes so einsam und fremd ließ, wie sie es in der Stunde ihrer Ankunft gewesen. —

Es war ein windiger Nachmittag in der zweiten Hälfte des Septembers; Regine saß in der Fensternische im Wohnzimmer, nähte, blickte dann und wann durch das Fenster und sah dem Spiel des Windes zu, der die Blätter von den Bäumen schüttelte und über den Kiesweg dahintrieb. Sie war niedergeschlagen und traurig, wünschte sich fort, weit fort, wünschte Alles zu sein, nur nicht was sie war. Ihre Pulse klopften vor Erregung und sie hatte Mühe, ihren Gemüthszustand vor der ihr gegenüber sitzenden Gebieterin zu verbergen. Abwechselung, Unterbrechung, Erregung — das war es, was sie bedurfte. Und etwas dergleichen war nahe genug!

Ein junges Mädchen, das ein rothes Kleid und einen grellfarbigen Shwal trug, kam, gegen den Wind kämpfend, mit eiligen Schritten, halb springend den Kiesweg entlang, gerade auf die Eingangsthür zu. Einige Augenblicke und eine scharfe Stimme tönte durch die Halle:

„O du mein Himmel!“ rief sie, „der Südwind rüttelt und schüttelt Einen zum Umkom-

men, und hier im Hause ist es heiß genug, um Austern zu dörren. Oeffne die Thür, Jakob. Ist die Musiklehrerin hier? Ich habe mich durch den Wind gearbeitet, um sie zu sehen."

Ein schneller Tritt näherte sich dem Zimmer, die Thür wurde ungestüm aufgerissen und — da war sie.

„O, Großmama, das nenne ich Wind. Guten Morgen, — das heißt, ich wollte sagen: Guten Tag. Wie geht es Dir? Ist das Fräulein Ruler, die neue Musiklehrerin? Guten Tag, Fräulein! Wie gefällt es Ihnen in Großmamas Haus? Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen — Fräulein van Forster, Fräulein Ruler. Da es aber unzählige Fräuleins van Forster giebt und ich es nicht liebe, stündlich mit einer anderen Individualität verwechselt zu werden, so lasse ich mich zum Unterschiede Fräulein Elfride oder kurzweg Fräulein Frida nennen, derselbe Name, den irgendwo und zu irgend einer Zeit irgend eine Königin oder Göttin oder irgend ein ähnliches Wesen führte. Ich habe die Geschichte vergessen bis auf diese Thatsache, wäre aber gar nicht abgeneigt, mich im Andenken an Robinson Crusoe, den Helden, den ich verehre wie keinen sonst, Freitag, Fräulein Freitag nennen zu lassen. Sie kennen doch die Geschichte, Fräulein Ruler? Die Geschichte von Robinson und seinem Freitag, nebst Lokalität und Zubehör? Soll ich Ihnen etwas anvertrauen, mein Fräulein Gouvernante? Ich wünschte, Herr Robinson lebte jetzt und ich kennte ihn, damit ich sein Freitag werden könnte Ich würde ihn heirathen natürlich!"

Während sie so plapperte, nahm sie den Hut vom Kopfe, zog den Shwal von ihren Schultern, warf beides auf den nächsten Stuhl, eilte auf ihre Großmama zu und überschüttete sie mit einem wahren Hagel von Küssen; dann lehnte sie sich erschöpft in einen bequemen Lehnstuhl, stemmte ihre Füßchen auf einen Fußschemmel und wehte sich Kühlung zu.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Münchener Thierschutz-Verein
an die Hausfrauen und das Küchen-Personal.

Zur Beherzigung!

Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes;
Das Herz des Gottlosen aber ist grausam!
Spr. Sal. 12, 10.

I.

Behandle die Thiere liebreich und freundlich, auch beim Transporte möglichst schonend. Niemals darfst du ein Thier quälen! Das Geflügel soll nie in überfüllten Netzen oder den Kopf abwärts hängend, Spanferkel nicht bei den Hinterbeinen, Lämmer nicht mit zusammengebundenen Füßen, den Körper abwärts hängend, lebende Fische nicht mit in die Augenhöhlen oder Kiemen gesetzten Fingern getragen werden. Letztere sollen möglichst schnell nach Hause gebracht und sofort bei der Ankunft getödtet werden. Während der Pflege der Thiere sorge für Reinlichkeit, regelmäßige Futter- und Tränkezeit, frische Luft, Licht und nicht zu enge Räume.

II.

Ueberfüttern (Schoppen) des Geflügels mit Welschkorn oder Nudeln; Aufhängen der Gänse während der Mast in Körben oder Säcken; Entziehen des Wassers oder des Lichtes zum Zwecke schnelleren Fettwerdens; Bemengen des Futters mit gestoßenen Kohlen zum Zwecke großer (aber krankhafter) Lebern u. s. w. ist Thierquälerei und des Menschen unwürdig.

III.

Du sollst nur zu nothwendigen Zwecken ein Thier tödten und wenn du es tödtest, so sollst du ihm einen raschen und leichten Tod geben.

IV.

Fische lebendig schuppen, dem Aal lebend die Haut abziehen, Krebse und Schnecken in kaltem Wasser auf's Feuer bringen ist eine unverantwortliche Grausamkeit. Größere Fische sollst du mittelst eines Schlages auf den Kopf betäuben und ihnen dann mit einem scharfen Instrument gleich hinter dem Kopf das Rückenmark durchschneiden; bei kleinen Fischen genügt der mit einem scharfen Messer schnell und sicher ausgeführte Schnitt an der vorhin bezeichneten Stelle. Eben so sollst du es mit dem Aal machen. Krebse und Schnecken sind sofort in siedendes Wasser zu bringen.

V.

Tauben lebendig rupfen oder aufblasen; künstliches Wildgeflügel dadurch bereiten, daß man alten Hähnen (Gockeln), Hühnern, Enten, Tauben 2c. in langsamen Zwischenräumen heißen Essig eingießt; Gänsen lebendig das Blut in den Hals würgen; das Geflügel unvollständig tödten, so daß es sehr häufig noch lange im Todeskampfe umherflattert und ächzt; halbtodtes Geflügel des schnelleren Rupfens wegen in siedendheißes Wasser tauchen u. s. w. sind verabscheuenswürdige Vorkommnisse und ein edler und gefühlvoller Mensch, der daran denkt, daß auch das kleinste Thier Gefühl für Schmerz hat, wird gewiß um solchen Preis den Reiz seiner Tafel nicht erkaufen oder erhöhen wollen.

Ueberhaupt aber wird man alle kleineren zum Speisegebrauch gehörigen Thiere am schnellsten und besten dadurch tödten, daß man ihnen mit einem scharfen Instrumente das Rückgrat hinter dem Kopfe schnell durchschneidet und ihnen sofort die größeren Blutgefäße des Halses öffnet.

Mannichfaltiges.

(Schneefall.) Aus Airolo wird über einen furchtbaren Schneesturm berichtet, der am 7. Nov. auf dem St. Gotthard gewüthet und dem Menschen und Thiere als Opfer fielen. Glücklich waren trotz eingetretenem Schneegestöber die Post und der Packwagen mit Schlitten am Morgen am Hospiz angelangt. Als aber der Packwagen gleich nach Wechslung der Waaren mit 8 Pferden und in Begleitung der Mutner (Wegewärter) die Rückreise nach Airolo angetreten hatte, erhob sich ein furchtbarer Nordsturm. Gleichzeitig mit dem Packwagen hatten mehrere Viehhändler mit 33 Kühen und 2 Pferden und einige italienische Arbeiter sich auf den Weg nach Airolo gemacht. Ohne Unfall war die ganze Karawane bis unterhalb des ersten Schirmhauses von San Giuseppe angelangt, als vom sogen. Scarevorelle eine Stablawine sich über die Straße wälzte und einen armen Familienvater von Lemino (Canton Tessin) nebst 2 Pferden und 2 Kühen unmittelbar in die Tiefe riß. Beim Tremonalthale gestaltete sich das Wetter noch schrecklicher. Lawinen fielen rechts und links, und ein eisiges Schneegestöber erfüllte die Augen von Menschen und Vieh, wozu sich noch die eintretende Nacht gesellte. Mutner und Bergleute thaten ihr mögliches, um das kaum 10 Minuten entfernte Schirmhaus von Ponte Tremola zu erreichen; trotzdem mußten die Schlitten mit den Kaufmannsgütern zurückgelassen werden, aber auch die Pferde waren zu erschöpft, um weiter zu kommen. Minuten wurden zu Stunden, und die schreckliche Tormenta wüthet immer stärker. Es war bereits 8 Uhr, und die armen Leute befanden sich noch in der schaudervollen Tremola, von einem Schneewächter zum andern Bahn brechend, eine Lawine nach der andern übersteigend. Acht Kühe fanden hier unter den Lawinen den Tod. An der Tremola-Brücke traf man auf ein zweites Menschenopfer des Sturmwetters, auf einen armen Musikanten von Piacenza, der todt am Straßenborde lag. Von dort an waren die Packwagen keinen Schritt weiter zu bringen. Angebunden am Holzgeländer der Brücke, mußte man sie zurücklassen. Endlich lange nach 8 Uhr traf man in Tremola-Schirmhaus ein. Von den 8 Packwagenpferden fand man am andern nur noch 5 am Leben, 3 hatten sich über das Brückengeländer gestürzt und waren im Schnee erfroren.

(Eine Irrfahrt auf der See.) Aus Rostock vom 10. ds. wird berichtet: Bei dem gestrigen Nord-Oststurme kam in Warnemünde ein einzelner Mann im offenen Boote an. Es war ein Stralsunder, welcher bereits vor acht Tagen von Rügen nach Strahlsund hatte übersetzen wollen, aber vom Nord-Weststurme verschlagen und die ganze Zeit über ohne Kompaß auf der See umhergetrieben war. In der Nähe von Moen traf er vorgestern auf die mecklenbürgische Brigg „Franziska" Capitän Schmidt. Letzterer versah ihn mit Proviant und Wasser, und rieth ihm, seinen Cours vor dem Winde nach Südwesten zu steuern, wo er dann auf einen Hafen treffen würde. So gelangte er nach Warnemünde und fand glücklich die Einfahrt zwischen den beiden Molen, obgleich dieselben vollständig überschwemmt waren.

(Ein Vorgeschmack der Hölle.) In Rochester bei Newyork wurde kürzlich eine Frau wegen Grausamkeit gegen ihre siebenjährige Adoptivtochter zu einer sechsmonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Sie hatte die Hände des kleinen Kindes gewaltsam über einen glühenden Kohlentopf so lange gehalten, bis dieselben über und über verbrannt waren. Als Grund ihres grausamen Verfahrens gab sie an, das Kind habe ein Stückchen Zucker gestohlen und sie habe beabsichtigt, ihm eine Idee von der Hölle zu geben.

(Norddeutsche Schulzeitung.) Ein Schulrath revidirt eine Landschule und fragt nach beendigter Revision den Lehrer, ob er noch einen besonderen Wunsch habe. Der Lehrer, dessen Einkommen auch gerade nicht bedeutend ist, wagt in unterthänigster Devotion die Bitte um eine Unterstützung von Seiten der Regierung, wird jedoch mit der Bemerkung abgewiesen: „Sie hätten lieber um den heiligen Geist bitten sollen!" Als ob man den vom Schulrathe auf Bestellung erhalten könnte! Nach einiger Zeit findet die Revision einer andern Schule durch denselben Revisor statt. Es erfolgt auch hier die Frage nach einem besondern Wunsche, und der Lehrer, durch die ihm bekannte gewordene Erfahrung seines Collegen klug gemacht erklärt, daß er nur den einzigen Wunsch habe, der heilige Geist möge mehr und mehr bei ihm einkehren. Acht Tage darauf kam — eine Gratifikation von zehn Thalern.

(Zur Behandlung der Bräune.) Hr. Gaudin, Arzt in Chauvigny, Bezirk Vienne, macht seine Collegen darauf aufmerksam, daß er in drei Fällen von Croup (Bräune), welche ihm zur Behandlung kamen, mit bestem Erfolge nebst den gewöhnlichen Brechmitteln den Insufflator (Lufteinbläser) angewendet hat. In allen drei Fällen, welche Kinder im Alter von 20 Monaten bis 9 Jahren betrafen, gelang es dem Arzt, diese so furchtbar gefährliche Krankheit zu bannen. Dies zur Notiz für alle Familienväter und Aerzte, unter letztern namentlich für diejenigen, die so schnell mit dem Luftröhrenschnitt bei der Hand sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francонia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 96. Sonntag den 29. November. **1868.**

Guten Morgen!

Sieh ihr in's Fenster, Sonnenstrahl,
Haucht süßen Duft, ihr Winde!
Singt, Vögel, die den Tag ihr grüßt
Voll Lust dem lieben Kinde!

Lächle Natur, wenn sie erwacht
Und birg ihr alle Sorgen,
Und heiße nur mit Jubellaut
Süßliebchen guten Morgen!

Guten Morgen, Augen licht und klar,
Wo Lust und Scherz sich sonnen!
Guten Morgen, Rosenlippen, auch!
Von Lächeln stets umsponnen!

Guten Morgen, glückliches Gesicht,
Noch unumwölkt von Sorgen!
Guten Morgen, Herz, das zu mir hält,
Guten Morgen, Lieb, guten Morgen!

Carl Bollheim.

Eine Weihnachtsgabe.

Von Marie Morgenstern.

(Fortsetzung.)

Regine benutzte die kurze Pause, das wunderliche Dämchen in Augenschein zu nehmen. Schwarzes Haar in reicher Fülle, schwarze Augen, die fast zu groß erschienen, rothe Wangen, weiße Zähne und eine kleine Nase mit etwas keckem Streben nach aufwärts — das waren die Einzelheiten. Der Gesichtsasdruck zeigte ein wunderliches Gemisch von Gutmüthigkeit und boshafter Munterkeit.

„Apropos, Großmama," begann sie wieder, nachdem sie etwas Athem geschöpft hatte, „Papa hatte gestern einen Brief aus Amsterdam. Vetter Johann wird kommen. Gegen Weihnachten denkt er einzutreffen. Ich muß immer hin und her denken, was für Geschenke er für Jeden von uns mitbringen wird. Glaubst Du, Großmama, daß er Geld hat, viel Geld?"

„Geld?" fragte die Großmama gehend. „Er hat seine Diäten," setzte sie erklärend hinzu, „er strebt und arbeitet für die Firma, die „[illegible] Handelsfirma der Familie „van Forster, Forster & Co.", weißt Du, mein Kind. Als Mitglied der Familie hat er mehr Ungebundenheit und natürlich mehr Ansehen, als ein Commis haben würde, im Grunde aber ist er nichts als ein solcher."

Frieda ließ sich nicht einschüchtern.

„I bewahre Großmama," meinte sie, „welch ein Dämpfer Du bist! Welch ein Dämpfer für Gedanken und Gefühle, die Vetter Johann von Forster erregen könnte, die aber viel zu gut sind und zu hoch, viel, viel zu hoch für einen „Commis". Ich war auf bestem Wege, mir einzubilden, er halte sich in Aladin's Diamantenpalast auf und werde reich beladen mit den kostbaren Schätzen von dort zurückkehren. Bewahre, bewahre! Ein „Commis" — das ändert Alles wie durch Zauberschlag. Hm! wie der Wind treibt! Es ist langweilig, dem Heulen zuhören zu müssen. Wollen Sie mir eine Stunde geben, Fräulein Ruler? Ich habe Neigung, mich in der Musik zu vervollkommnen. Gestern Abend in der Oper kam mir die Idee. Großmama, mein Reisekoffer kommt mit der nächsten Post. Ich hatte nicht Lust zu warten, bis es dem Postillon gefällig war, von der letzten Station abzufahren, deshalb ging ich. Ich komme direct von der Pension her und denke die Ferien über hier zu bleiben. Großama, soll ich?"

„Gewiß mein Kind! Ich meine nur —"

„Ich weiß, was Du meinst, Großmama, bemühe Dich nicht. Er ist mir zu langweilig zu Hause, deshalb bin ich hierher gekommen. Ich habe Mama geschrieben, bevor ich mich der Postkutsche anvertraute. — Kommen Sie in den Salon, Fräulein Ruler, und spielen Sie mir etwas vor. Mama bemerkte ganz zufällig in dem letzten Briefe, den sie mir in die Pension sandte, daß Sie ganz gut sängen."

Regine legte ihre Arbeit nieder und erhob sich; Frieda folgte ihr langsam.

„Himmel"! sagte sie, „ich hatte keine Idee, als ich Sie sah, daß sie so höflich sein konnten! Es liegt nicht eben in Ihrem Gesichte. Sie sind wirklich artig, und ich bin Ihnen um so mehr verbunden, je mehr ich fühle, daß ich Sie schon [illegible] habe, um Ihnen einen Vorgeschmack [illegible] zu geben, was Ihrer harrt, [illegible]

[illegible] das Instrument, Frida [illegible] die Ellen-

bogen auf die Rücklehne desselben und beschäftigte sich damit, die Quaste, welche den Fenstervorhang hielt, zu zerrupfen.

„Wissen Sie, Fräulein Ruler," sagte sie plötzlich, die „Mondschein-Serenade" unterbrechend, „wissen Sie, wer Vetter Johann ist?"

„Nein!"

„Er wurde in Harlem geboren. Seiner Mutter Vater war Organist dort. Es war eine Mißheirath, wissen Sie die Erinnerung an dieselbe ist ein wunder Fleck der Familie geblieben. Er hat auch keine Familienähnlichkeit mit den van Forsters; er schlägt in die Familie seiner Mutter, in die Organistenfamilie. Er ist so arm wie eine Krähe, hat natürlich kein Gewicht in der Gesellschaft, aber er sieht gut aus und weiß sich zu benehmen. Es kommt alles darauf an, wie er sich einmal verheirathen wird. Ich denke, er wird unter dem Schutze und innerhalb des Bereiches der Firma heirathen, — die, nebenbei gesagt, seine Neigungen überwacht, — der angesehenen Firma „van Forster, Forster & Co. in Amsterdam," und dann, ja dann denke ich ihn einmal zu besuchen, dann wird er Bedeutung gewinnen. Aber warum unterbrechen Sie Ihr Spiel, Fräulein Ruler?"

Regine begann eine Polonaise.

„Haben Sie Verwandte, Fräulein Ruler?"

„Nein, keine!"

„Das ist merkwürdig, das finde ich ganz sonderbar. Welch eine Masse von Verwandten habe ich! Wie die Pilze kommen sie überall zum Vorschein, in immer neuen Exemplaren. Es ist ordentlich schwer, sie alle im Gedächtniß zu behalten. Alle Leute in einem Umkreise von zehn Meilen — alle Leute von Bedeutung meine ich — schreiben unser „Van" vor ihren Namen-unser Familien-„Van". Wie man sich doch aber täuschen kann! Ich dachte, Sie als Gouvernante, würden sicherlich eine Million sich stets in Ihre Angelegenheiten einmischender Verwandte haben, und nun sind Sie ein so verloren aussehendes Ding! Aber sagen Sie mir aufrichtig, Ihre Verhältnisse zwingen Sie doch hoffentlich nicht, zu unterrichten, um Geld zu verdienen? Sie werden einen Streit gehabt haben mit Ihrem Vormund und aus Trotz gegangen sein, um zu zeigen, daß Sie unabhängig sind! Nicht wahr, Fräulein Ruler, so ist es? Vielleicht hatten Sie einen Liebhaber, den Jener nicht mochte. Sagen Sie mir aufrichtig, habe ich das Rechte gerathen?"

Regine lachte.

„Ich habe keine Verwandte," sagte sie dann muthig, „und ich unterrichte, weil ich arm bin. Ich muß leben und will sparen, so lange ich Jugendfrische und Kraft habe, und weil ich mein Alter nicht in einem Wohlthätigkeitsstifte verbringen mag. Deshalb also bin ich Gouvernannte."

„Ach! O! Bewahre! Mein Gott, wie sonderbar! Ach, wie merkwürdig das ist! Aber was spielen Sie denn eigentlich, Fräulein Ruler? Spielen Sie ein Effectstück, denn auf Effect läuft doch schließlich Alles hinaus im Leben. Was keinen Effect macht, ist Unsinn, purer Unsinn, sage ich Ihnen — in der Musik sowohl wie in allen Dingen. Merken Sie sich das, Sie Aermste!"

Die junge Lehrerin, die für Geld arbeitete und muthig genug war, ein so verhängnißvolles Factum zu gestehen, spielte einen Allarmmarsch.

„Das ist schön! Wundervoll, ganz wundervoll!" sagte die kleine Unholdin. „Ich wünsche, daß Sie Lärm machen, damit Großmama nicht hören kann, daß und was wir sprechen."

Wenn Sie Lärm zu haben wünschte, so ward ihr Wunsch bereits erfüllt. Eine Kinderschaar stürzte in die Halle. Die kleinen Stimmen schrien durcheinander in ungebundener Freude, weil die Schulstunden für den Tag beendigt waren.

„Nun ist's vorbei," sagte Frida, „diese —" Regina erhob sich.

„Ich muß zu den Kindern," sagte sie, und Frida blieb zurück, so unbeachtet, als sei sie eine Puppe, und als sei die Zeit verstrichen, die das Spielen mit derselben erlaubt habe.

„So, so," sagte sie, „nun kommt die schulmeisterliche Würde über Sie, mein Fräulein!" Sie schwieg, aber es war ein bedeutungsvolles Schweigen.

Es vergingen einige Wochen, Wochen, in denen Fräulein Ruler sehr beschäftigt und Fräulein Frida sehr mißlaunig war. Dann kam die Zeit der Vorbereitungen auf Weihnachten. Die Kinder sprachen von nichts sonst. Frau van Forster hatte eine wahre Passion, von allen Weihnachtsfesten und Bescherungen zu erzählen, die es während ihres langen Lebens gegeben hatte, ja, sie wußte noch von einigen, die über dasselbe hinausgingen und die sie nur vom „Hörensagen" kannte. Elfride versetzte das ganze Haus in Allarm. Je näher die Zeit kam, desto zahlreicher wurden die Gäste. Aus aller Herren Länder kamen sie und fanden alle Raum innerhalb der Mauern des alten Herrenhauses. Alle gehörten durch Geburt oder Heirath zu der einen großen Familie, der einen großen Firma des Hauses „van Forster, Forster und Comp.," deren Klang überall anerkannt war.

Endlich kam das ersehnte Fest — das Christfest. Ihm ging der Christabend voran, der Christabend mit seiner Bescherung. Die Geschäftigkeit und der Glanz, den das alte Haus bei dieser Gelegenheit entfaltete, waren unbeschreiblich. Jeder Raum war geschmückt und

erleuchtet. Die Zimmer in dem oberen Flur des Gebäudes waren den Damen besonders anheim gegeben. Gesang, Gelächter, Geschwirr von Stimmen, Rauschen der Gewänder oben, Tabaksrauch, Gläsergeklirr und Billardspiel unten. Diener und Dienerinnen thaten ihr Bestes, ein getreues Abbild von dem Treiben ihrer Herrschaften in den Domestikenzimmern aufzuführen.

Der Abend dunkelte bereits. Der Wind heulte draußen und trug die Klänge der Abendglocke über den Park herüber durch die klare, frostige Luft, als ein scharfer Laut von der Freitreppe her ertönte und ein ungeduldiges Klingeln durch das Haus schallte. Lachen und Singen und Klirren hörte plötzlich auf. Es trat eine erwartungsvolle Pause ein.

„Das ist Johann", rief Frieda, „ganz gewiß, das ist Johann!"

Reisekoffer wurden niedergesetzt in der Halle, eine klangvolle Stimme gab Befehle, ein fester elastischer Schritt tönte auf der Treppe und — der junge Mann stand im Kreise seiner Verwandten.

Wäre es der verlorene Sohn der Schrift gewesen, statt Johann van Forster, er hätte keinen herzlicheren Empfang finden können. Seine Onkel, Tanten, Cousinen, Vettern und fernstehende Verwandte und Freunde — Alle, Alle kamen zu ihm, Alle hatten freundliche Gesichter und ein aufrichtiges herzliches „Willkomm" für ihn.

„Die Naturwissenschaft ist in einem bedauernswerthen Irrthume befangen," sagte dieselbe klangvolle Stimme, die sich vorher schon in der Halle hatte hören lassen, „wenn sie behauptet, das Bienenheer habe eine Königin. Einen König hat es, und der bin ich."

Regina Ruler saß am Piano. Sie blickte auf, als er sprach, dann schlug sie die Augen wieder nieder und ließ die Finger über die Tasten gleiten. Endlich wurde er frei, machte sich frei. Er trat heran aus dem Kreise und nahte sich ihr.

„Sie haben mich noch nicht bewillkommt, Sie allein nicht" sagte er. „Sie sind eine Cousine, die ich noch nicht kenne!"

„Bst, bst! Johann! Mein Gott," flüsterte Eleonore van Forster in sein Ohr, es ist nur die Musiklehrerin!

Frau van Forster trat in das Zimmer. Sie hatte den Ankömmling schon in der Halle begrüßt und war dort zurückgeblieben, um die nöthigen Befehle zu geben.

„Fällt es Dir nicht auf, wie liebevoll die Großmutter Johann behandelt? Sie läßt ihn nicht aus den Augen!" flüsterte Frida Eleonore zu. —

Regina überhörte diese Worte. Sie spielte Walzer und Polka's und Quadrillen auf den Wunsch der Kinder, die sich wild im Takte drehten. Nach einer Stunde unermüdlichen Tanzens drängten sie sich wieder um den zuletzt angekommenen Vetter, der während der Zeit den älteren Mitgliedern der Gesellschaft den Reisebericht abgestattet hatte. Sie flüsterten und kicherten unter einander, schoben ein kleines, keckes Mädchen vor, zupften und stießen es bedeutungsvoll und brachten es endlich dahin, daß es die Frage in Worte kleidete, die auf den Gesichtern deutlich zu lesen war.

„Hast du uns Geschenke mitgebracht, lieber Vetter Johann?"

Die Kleine sagte es halb begehrlich, halb beschämt und schüttelte die Locken in das schöne Gesicht, um ihr Erröthen zu verdecken. Eine andere Stimme ergänzte sie: „Frida sagte es."

Johann hob die Kleine empor und herzte sie.

„Ob ich Geschenke für euch mitgebracht habe?" fragte er freundlich. „Vielleicht," setzte er nach einer grausamen Pause hinzu, vielleicht fänden sich wohl einige, wenn wir nur gewisse Schachteln öffnen könnten, die in der Halle stehen".

„Brauchst Du ein Messer, Johann?" fragte die kleine Heldin, die oben auf seiner Schulter zappelte.

„Oder eine Scheere?" fiel ihre Helferin ein.

„Oder einen Hammer?"

„Oder eine Zange?"

Die Fragen tönten von allen Seiten her. Es war ein Schwirren und Drängen um den Angekommenen, daß er sich mit komischen Entsetzen die Ohren zuhielt und „Ach!" und „O!" schrie. Die Menge stürzte zur Thüre hinaus, hinunter in die Halle, um gleich darauf, mit Schachteln und Büchsen beladen, zurückzukehren. Es war ein Triumphzug.

„O Himmel, welch' eine Masse!" rief die kleine Dame. „Sage mir, Vetter Johann, wie konntest Du nur all' die Sachen fortbringen?"

„Ich miethete ein großes Schiff und nachher eine ganze Menge Frachtwagen für mich allein," entgegnete der Vetter lachend.

Er kniete nieder, um die Schlösser zu öffnen. Ein Dutzend kleiner Köpfe und hindernder Finger bemühten sich, ihm zu helfen.

Während Johann so beschäftigt und umringt war und Spannung und Erwartung auf Aller Gesichter stand, erklang die Glocke von neuem und nach einigen Minuten trat ein zweiter Herr in den Kreis, vielleicht um der Gesellschaft das Vergnügen zu verschaffen, eine Vergleichung anstellen zu können. Sein Diener folgte ihm mit einem großen Tragkorb. Nach den üblichen Begrüßungen, die einen eben so großen Contrast zu jenen bildeten, die Johann vorhin entgegengenommen, wie beide Herren zu einander, beschäftigte er sich mit einer gewissen feierlichen Würde und mit der ganzen Grazie eines ältlichen, etwas wohlbeleibten Adonis damit, den Trag-

korb zu öffnen und den Inhalt unter die jüngeren Glieder der Gesellschaft zu vertheilen. Eleonore, die junge Braut, deren Hochzeit die versammelte Familie bald nach Neujahr durch ihre Gegenwart verherrlichen sollte, erhielt das kostbarste Geschenk, ein werthvolles Perlenhalsband, und Elfriede ward mit einem Fächer beglückt, dessen bunte Farben und eigenthümliche Form vollkommen zu ihrer auffallenden Toilette paßten. —

Der Geber rieb sich die Hände mit wohlgefälligem Behagen und schaute selbstzufrieden im Kreise umher. Regina Ruler hielt einen kleinen van Forster auf ihrem Schoße und ließ eine überzuckerte Traube beerenweise in seinen Mund fallen. Sie lachte wie ein Kind dabei. Das Lachen erregte die Aufmerksamkeit des Herrn. Er konnte nicht begreifen, daß er sie bei seinen früheren Besuchen gar nicht bemerkt habe, und wunderte sich, daß der „impertinente" Amsterdamer Vetter ihn so ungenirt winken konnte, ihm zu helfen. Er zog seine Brieftasche hervor, schrieb einige Worte auf ein Blatt, riß dasselbe heraus und gab es seinem Diener, der augenblicklich verschwand.

Johann hatte inzwischen die kleine Ella durch eine hellklingende Mundharmonika in Entzücken versetzt; der kleine Friederich beschäftigte sich angelegentlich mit einem Vogelpaare, dessen brillantes Gefieder alle Vögel herausforderte, die zwischen den beiden Wendekreisen sich je aufgeschwungen in die Bläue des Himmels, und das seine kleinen Kehlen zu einem silbernen anerkennungswerthen Zweiklang öffnete. Eine andere Kleine van Forster wurde mit einer ganzen Familie schreiender Wiegenkinder in den dritten Himmel versetzt. (Forts. f.)

Mannichfaltiges.

(Eine Schauspieler-Rechnung.) Zur Zeit des Burlesken-Unfuges auf dem Wiener Burgtheater, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, waren Prügel und Fußtrite gesuchte Artikel, denn der Empfänger wurde dafür besonders belohnt, ein Beweis also, daß beides auf die Gefühlsnerven einen wirklichen Eindruck ausübte. Nachstehende noch erhaltene Rechnung aus jener Zeit dient zum Beweis: „Diese Woche sechs Arien gesungen 6 fl. 7 kr. Einmal in die Luft geflogen 1 fl. Einmal in's Wasser gesprungen 1 fl. Einmal begossen worden 34 kr. Zwei Ohrfeigen bekommen 1 fl. 8 kr. Einen Fußtritt bekommen 34 kr., worüber dankbarlichst quittirt N. N."

(Eine praktische Einrichtung.) Vorige Woche trat ein dunkler Ehrenmann aus einem kleinen mecklenburgischen Orte in den Laden eines Hamburger Geschäftsmannes, um Waaren zu kaufen; nebenbei bemerkt, versteht er unter kaufen nur borgen, denn ein alter Ethymologe erklärte den Namen Mecklenburger dahin, daß sie erst mäkeln und dann borgen. An der Wand des Ladens ging ein Sprachrohr hinauf, und da der Fremde einen solchen Ohrentrichter noch nicht gesehen, so fragte er nach der Bedeutung desselben. Statt aller Antwort legte einer der Commis den Mund an die Oeffnung des Rohres und rief die „geflügelten Worte" hinein: „Sollen wir Mayer für 10 Thl. borgen?" Und mit einer Schnelligkeit, die eine große Summe würdig gewesen wäre, tönte es zurück: „Dem Lumpen nicht für einen Schilling!" Gott wie'ne praktische Einrichtung!" ruft Mayer und entfernt sich zur selbigen Stunde.

Der größte Schneesturm, von dem die Geschichte erzählt, wüthete im Jahre 1627 in den kirgisischen Steppen Sibiriens. Eine Million Schafe, 285,000 Pferde, 33,000 Stücke Rindvieh und 10,000 Kameele verloren das Leben. — In England fiel 1814 in 48 Stunden so viel Schnee, daß er an manchen Stellen 20—24 Fuß hoch lag.

(Mittel gegen Frostbeulen.) Wer von den lästigen Frostbeulen verschont bleiben will, sagt der „Staats-Anzeiger" in seinem ärztlichen Kalender, reibe und bürste seine Hände und Füße fleißig mit kaltem Wasser und darnach mit irgend einer geistigen Flüssigkeit, z. B. kölnisches Wasser, Franzbrantwein ꝛc. Kann man sonst das Naßwerden nicht vermeiden, so fette man Hand und Fuß täglich mit Unschlitt.

(Ein Surrogat für die Todesstrafe.) In Louisiana ist die Todesstrafe durch folgende Maßregeln ersetzt worden: Die Mörder werden in isolirte Zellen eingesperrt. Vor jeder Zelle ist ein kleiner Raum, wo sie arbeiten dürfen. Der Verurtheilte wird als todt betrachtet für Bekannte und Verwandte, ja selbst für den Kerkerdiener, der kein Wort mit ihm wechseln darf. Seine Zelle ist schwarz angestrichen. Die Thüre trägt in großen Buchstaben die Inschrift: „In dieser Zelle ist eingesperrt, um daselbst sein Leben in Einsamkeit und Reue zu verbringen, A. B., überführt des Mordes an C. D."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 97. Donnerstag den 3. Dezember. 1868.

Eine Weihnachtsgabe.

Von Marie Morgenstern.

(Fortsetzung.)

„Behüte, behüte, Herr Vetter Johann," rief Friede, sich die Ohren zuhaltend, was muthest Du unseren Nerven zu, indem Du dies Haus mit solchem Lärm beglückst! Wie kannst Du eine solche Folter herrichten?"

Aber der fröhliche Geber ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit komischem Eifer überlieferte er der nächsten kleinen Hand einen Harlekin, der ganz mit klingenden Glöckchen überhenkt war.

„Du meinst," sagte er dann, „daß Glocken genug in der Familie wären, von Zungen gar nicht zu reden? Meinst Du das?"

„Du must deinen Witz selbst belachen!" antwortete die Angeredete schnippisch.

Johann folgte dem Gebot.

„Hier, Eleonore," sagte er darauf zu der bräutlichen Cousine, „erglühe über und über, denn hier überliefere ich Dir das Hochzeitsgeschenk der Firma."

Und als Eleonore sich ihm näherte, die Gabe in Empfang zu nehmen, da schüttelte er ein schneeiges Päckchen über ihrem Haupte auseinander, und ein leichtes, nebelhaftes Spitzengewebe aus Brüssel umfloß im Nu die ganze Gestalt. Einige Augenblicke später schien die Gesellschaft sich auf einer Maskerade zu befinden. Ueberall Verwandlungen. Die eine Cousine befand sich in einem grünem Sammetmantel, dessen Saum mit Hermelin besetzt war; eine andere war in einen russischen Pelz gehüllt; eine dritte probirte einen schimmernden Corallenschmuck um. Keine, keine war vergessen! Elfrida zog den duftenden indischen Shawl eng um die Schultern, und Förster beäugelte das schwere Seidenkleid mit den golddurchwirkten Blättern auf schwarzem Grunde.

„Mein lieber Verschwender," rief sie, „Hast Du die letzten zwei Jahre in Indien verlebt?"

„Mußt Du Dich nicht für eine indische Prinzessin halten um ein solches Blendwerk der Hölle anlegen zu können?" fragte er muthwillig zurück. „Nein, nein," rief er abwehrend, als Alle sich zu ihm drängten, spart diesen Sturm, meine Lieben, es kommt nichts von mir — Alles von der Firma, Euren Vettern, wißt ihr, und meinen Prinzipalen."

Die arme Musiklehrerin hatte mit dem jungen Manne zusammen gewirkt, um diese plötzliche Metamorphose hervorzuzaubern. Das glänzende Gesellschaftszimmer war zur Garderobe geworden, in der Alles über- und durcheinander lag und die vornehme Gesellschaft auf- und abstolzirte. Sie amüsirte sich und war vergnügt. Die glänzenden Gaben entzückten sie. Ihr Gesicht erglühte vor Freude. Während die Uebrigen nur ihre Toiletten verändert hatten, hatte er das Gesicht verändert. Herr van Liste, der zweite Geber war zu überrascht, um es begreifen zu können, warum er von der Existenz einer solchen Persönlichkeit bis dahin keine Ahnung gehabt habe.

Regina Ruler galt im Allgemeinen nicht für hübsch, weil ihre Nase lang, ihr Mund groß und ernst war und ihre Gesichtsfarbe blaß, sehr blaß sogar, von Farbe war keine Spur vorhanden. Die langen, dichten Wimpern hielten den Glanz der braunen Nußaugen meistens gefangen, und die kühn gezeichneten Braunen, die an Farbe dem braunen Geflechte des Haupthaares glichen, warfen einen so hochmüthigen Ausdruck über das ganze Gesicht, daß der Blick des Beschauers mehr abgestoßen als angezogen wurde. Dennoch lag die Schönheit in dem Ganzen, Schönheit für den, der sie zu wecken verstand. Der erste Blick des Amsterdamers hatte den Umlauf ihres Blutes beflügelt und das eben noch farblose Gesicht mit frischen Roth überhaucht. Der ernste Mund öffnete sich, um zu lächeln, und als sie zwischen den Kindern am Boden kniete und einen Korb voll Puppen und Confect in die Höhe hielt, da bemerkte Herr van Liste, daß ihre kleinen weißen Zähne wie Perlen neben einander lagen, und daß unter den schattigen Wimpern zwei Sterne glühten, die von Wärme zeugten und von Glanz gesättigt schienen. Sie sonnte sich in dem Reichthume der Gaben, von bis dahin ungeahnter Pracht.

„Denke dir, Johann," begann Frida, „wir Alle hielten die Reise in dieser Jahreszeit für so gefährlich, daß wir fast überzeugt waren, Du würdest unsre Küste nur als armer Schiffbrüchiger erreichen — etwa an eine Planke geklammert und von einer mitleidigen Welle getrieben.

Ihr glaubtet, die Anziehungskraft der vielen Magnete an diesem Ufer vermöchte es, die Nägel

„Keins von Beiden. Es ist mein Prinzip mich nicht um Leute zu kümmern, denen es plötzlich einfällt, höflich gegen mich zu werden, nachdem sie mich lange ignorirt haben."

Er schwieg.

„Machen Sie sich überhaupt nichts aus Blumen?" fragte er nach einigen Augenblicken.

„O doch! Aber duftende Blumen passen nicht für mich und meine Verhältnisse. Es stimmt nicht." —

Der junge Mann sah sie bedeutungsvoll an. Sie faltete den kostbaren Shawl zusammen, den Frida, die eben in einer Polkatour durch den Saal wirbelte, sorglos über die Lehne des nächsten Stuhles geworfen hatte. Eveline spielte zum Tanze. Johann fing die Tänzerin auf.

„Frida," sagte Johann bittend, „schenke mir eine von den Blumen."

„Nicht eine einzige."

„Eine Knospe nur."

„Nicht einmal ein Blatt."

„Die weiße Camelie, die Du gar nicht haben solltest."

„Das könnte gefährlich werden."

Das dunkle Auge der Musiklehrerin sprühte. Man hätte denken können, der Blick könne einen Demant flüssig machen. Der muntere Holländer lachte.

„Werden Sie so blaß, weil ich Sie ärgere, Fräulein Gouvernante?" fragte Frida. „Sie müssen an einem Montage geboren sein, Montagskinder sind reizbar."

„Und welches Tages Kinder sind denn anmuthig?" fragte der Vetter, als sie beim nächsten Schritt ausglitt und den Sessel umwarf.

„Ist nicht der Montag ein guter Tag, um das Leben in der Welt zu beginnen?" sagte die junge Schöne ärgerlich, indem sie sich abmühte, ohne Beistand das verlorne Gleichgewicht wieder herzustellen. „Oder war ein Sonnabend vielleicht Ihr Geburtstag, Fräulein Ruler? Wie heißt doch der alte Reim? Warten Sie! — Mittwochskinder haben mißlaunigen Muth, Donnerstagskinder sind fröhlich und gut."

Johann streckte die Finger aus nach der Camelie, die ihm so begehrenswerth schien.

„Freitagskinder lieben und geben —

„Und Sonnabendskinder müssen arbeiten, um zu leben."

Sie machte der armen Musiklehrerin eine spöttische Verbeugung, warf ihrem Vetter die Camelie zu und galoppirte nach dem Takte der Musik durch das Zimmer.

„Tanzen Sie?" fragte Johann so ruhig, als ob nichts vorgefallen sei. „Mögen Sie den Walzer?"

„Ich weiß es nicht, ich tanze nie," erwiederte Regina, dem Anscheine gleichgültig gegen die Bosheit, mit der Frida sie erst eben behandelt hatte.

„Es ist eigentlich merkwürdig," fuhr der junge Mann fort, daß gerade die phlegmatischen Naturen diesen nervösesten aller Tänze am meisten lieben."

„O, der Walzer hat nichts Nervöses in sich, er hat etwas Schwimmendes, Säumendes, Ueppiges. Das Tempo des Walzers ist entschieden träumerisch!"

„Ach, ich vergaß — Sie lehren Musik. Singen Sie auch? —"

„Ja; Ihre Tante, Frida's Mutter, sagt, ich sänge ganz gut!"

„Ganz gut? Meine Tante, Frida's Mutter? Mit welchem Tone Sie das sagen! Wahrhaftig, mein Fräulein, Sie sind Ihrer Aufgabe gewachsen. Ihr Stolz ist am rechten Ort unter den Umgebungen, die Sie hier einschränken. Ich kenne Sie erst seit drei Stunden, aber ich glaube, ich kenne Sie besser als diese Menschen hier, die seit — ich weiß nicht wie lange — mit Ihnen unter demselben Dache gelebt haben. Was ist unter der ruhigen Außenseite verborgen? Welches sind die geheimen Kräfte, die im Vulkane gähren?"

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn! Ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse sind wahrhaftig erschrecklich."

„Weichen Sie mir nicht aus, ich muß ergründen, was hinter dieser stolzen Miene liegt. Sagen Sie mir, mein Fräulein, sind Sie mit übersinnlichem Gesichtsvermögen begabt? Besitzen Sie das zweite Gesicht?"

„Sie reden vom Somnambulismus, nicht wahr? Nun, was die nächsten zehn Minuten betrifft, kann ich voraussagen. Soweit bin ich eine Somnambule — ja! Hören Sie. — Einige Minuten, dann wird Frau van Forster erscheinen und dem Tanz ein Ende machen. Die Bedienten werden Kuchen und Wein serviren, es wird eine Pause eintreten, und Frau van Forster wird den unruhigen Tag mit einer ruhigen Abendbetrachtung schließen. — So, nun warten Sie ab, ob mein Hellsehen das Rechte getroffen."

Johann lachte.

„Ueberheben Sie sich nicht," sagte er dann, „ich verstehe das Weissagen so gut wie Sie. Ich weiß, daß Sie Wärme, Empfindung, Leidenschaft unter der Maske kalten Stolzes verbergen. Aber lassen Sie sich das nicht beunruhigen, ich werde es den guten Leuten hier nicht enthüllen, daß Sie eine Schauspielerin sind. Sie spielen gut. Dies ist Ihr Stichwort: Ich sehe eine Hand, die Du nicht siehst, sie winkt mich weg von hier."

Regina trat zurück. Sie verweilte einige Augenblicke neben Frau van Forster, dann holte

sie die alte Familienbibel für dieselbe und setzte sich an das Instrument.

Nachdem das Lesen beendigt und die Weihnachtshymne verklungen war, trat eine augenblickliche Pause ein, und als dann die Stimme der Musiklehrerin sich in voller Kraft und Begeisterung zu dem „Freue Dich und jauchze, o du Tochter Zions“ erhob, da verstummte das Geflüster; Erstaunen und Entzücken beseelte Alle. Es war, als ob die Stimme der himmlischen Heerschaaren in den reinen Sopraltönen nachklänge; die Herzen der Zuhörer fühlten sich unwillkürlich empo [illegible] em Lim [illegible] auf dem Stuhle sitzt“ und zu dem das „heilig, heilig, heilig“ im begeisterten Schwunge empordrang.

Die Sängerin wußte es selbst nicht, welche Macht sie entwickelte. Der Schwung der Töne riß sie fort, fort von der Außenwelt, fort von den Einzelheiten des Lebens. Sie vergaß die Menschen und ließ sich emportragen vor das Angesicht dessen, dem Engel und Seraphim dienen, und der dennoch in diese Welt gekommen, um selig zu machen, das verloren war. Sie hätte ihm nicht erklären können, den heiligen Enthusiasmus, der ihre ganze Seele durchglühte und der in jedem Pulsschlag vibrirte; aber unerklärt, ohne Worte, wie es seine Natur ist, glitt er wie ein elektrischer Funken über sie hinaus, durch die ganze Versammlung und berührte selbst die Weltlichsten unter den Weltlichen.

Das religiöse Gefühl, das in Johann van Forster's Seele lag, bedurfte nur der Anregung, um zum Leben zu erwachen. Er fühlte sich gehoben, erweitert, der Welt entrückt und doch tief unter ihr, die diese Bewegung hervorgezaubert, deren bis dahin unbeachtete Persönlichkeit sich so bedeutungsvoll in der Allgewalt der Töne entfaltet hatte, daß ihm Alles außer ihr leer und schaal zu sein schien.

Niemand in der Gesellschaft hatte eine Ahnung von der Höhe ihrer Kunst gehabt. Erstaunen und Entzücken fesselte Aller Lippen. Johann stand hinter ihrem Stuhl. Sein blasses Gesicht schien der Gegenwart nicht anzugehören. Ein magischer Strahl glühte in dem dunklen Auge. Die junge Künstlerin war wieder, wie sie im täglichen Leben erschien, blaß und kalt und stolz.

„Ich lege kein Gewicht auf Worte,“ sagte sie, als er sich bemühte, ein Wort zu sprechen, und trat zurück. Er fuhr zusammen, aber es war zu spät, sie war nicht mehr in seiner Nähe, er konnte seinen Empfindungen ihr gegenüber keinen Ausdruck geben.

Es giebt Temperamente von so eindrucksfähiger Beschaffenheit, daß eine Stunde, ein Augenblick sie zu dem machen kann, was kühlere weniger empfängliche Naturen erst nach jahrelangem Prozeß, nach trüben Erfahrungen und Schicksalsschlägen in der Gluthitze der Trübsal werden können. Johann van Forster zählte zu jenen. Er blickte erstaunt um sich und meinte, ein Anderer zu sein, wie er noch vor Kurzem gewesen, obwohl er sich des Eindrucks selbst nicht klar war. Der erste Blick in die dunklen Augen der jungen Lehrerin hatte Bedeutung für ihn gehabt. Ihr Gesang hatte ihn zum Leben erweckt. Ob er sie liebte? Er wußte es nicht und er fragte es sich nicht, aber er fühlte, daß sie ihm mehr sei wie jede andere Dame.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Der in Paris verstorbene Rothschild war einmal zu einer Galatafel geladen, zu der nebst anderen Honoratioren auch der Erzbischof von Paris gezogen war. Als die Flügelthüren zum Speisesaale geöffnet wurden, bestand der Erzbischof hartnäckig darauf, daß Rothschild ihm vorangehe. Rothschild wollte wieder dem Erzbischof den Vortritt lassen. Da nun bei diesem Wettstreite keiner von Beiden in den Saal kam, rief endlich Rothschild: „Nun denn, Eminenz, ich gehe voran, aber nur in dem Sinne, wie das alte Testament dem neuen vorangeht.“

(Die Ueberschwemmung) in dem Kanton Wallis hat eine große Menge von Schlangen in die vom Wasser heimgesuchten Häuser gebracht. In Burgerau hatte eine Familie von ihrer so gut als möglich gesäuberten Wohnung wieder Besitz ergriffen und Jedermann hatte sich zu Bett begeben, als die Eltern durch ein klägliches Geschrei ihrer Kinder wieder aufgeweckt wurden. Sie eilten mit Licht herbei und fanden in den Betten der Kinder Nattern, welche sich zu erwärmen suchten, indem sie sich um die Beine der Knaben ringelten.

(Eine seltene Feierlichkeit) hat am 24. Nov. in Madeburg stattgefunden. Eine 73 Jahre alte Wittwe ist zum siebenten Male getraut worden. Die alte glückliche junge Frau erfreut sich noch einer seltenen körperlichen Rüstigkeit und ist ihrem jungen Ehemann, der die dreißiger Jahre noch nicht erreicht hat, mit jugendlicher Liebe ergeben. Der jetzige Mann ist eigentlich schon der achte, welchem die merkwürdige Wittwe ihr liebeerfülltes Herz schenkte; in ihrem letzten Wittwenstande hat sie nämlich mit einem jungen Manne zusammengelebt, der ihr, noch ehe sie denselben zum Traualtar geführt, durch einen jähen Tod in Folge eines Sturzes bei ihrem Hausausbau entrissen wurde.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 98. Sonntag den 6. Dezember. 1868.

Eine Weihnachtsgabe.

Von Marie Morgenstern.

(Fortsetzung.)

Und Regina Ruler? Die Erfahrungen, die sie gemacht, hatten sie gereift. Die schwere Hand des Druckes lag über ihrem Herzen und hielt die Empfindung desselben nieder, weg, weit weg von dem belebenden Sonnenstrahl der Liebe. Eine Stunde lang war sie glücklich gewesen in ihrem ganzen Leben, eine Stunde lang hatte sie vergessen, welche Stellung das Schicksal ihr angewiesen; eine Stunde lang war sie der Sehnsucht gefolgt, die sich so unbestimmt in ihr regte. Nun kam der Verstand und schloß es — für immer. Das Firmament ihres Lebens umzog sich wieder mit der grauen Nebeldecke, die es bisher verhüllt hatte, und sie war wieder, was sie bis dahin gewesen, die bleiche, stolze Musiklehrerin, die kalt und zurückhaltend auf eine Welt blickte, welche ihr verschlossen war

Die kleine Ella stieg auf den Claviersessel, legte ihre Arme um Johanns Nacken und sah ihn freundlich an.

„Johann," sagte sie, „hat sie keinen Theil an der Bescherung? Brachtest Du Fräulein Ruler kein Geschenk mit?"

Er hustete, zündete einen Wachsstock an und wandte sich zu Regina, die nahe genug stand, um diese Frage gehört zu haben.

„Würden Sie ein Geschenk von mir behandeln wie das des Herrn van Liste?" fragte er halblaut. „Wollen sie mir die Erlaubniß geben, Ihnen ein anderes Mal eine Weinachtsgabe mitbringen zu dürfen? Nächstes Jahr?"

Sie lachte und streckte die Hand aus. „Geben Sie die Wachskerze, jetzt soll sie mir leuchten!"

„Du solltest Dich selbst ihr geben, Vetter, dann wäre euch beiden geholfen," flüsterte ihm Frida boshaft in's Ohr.

Er beachtete es nicht. Er hielt die Kerze außerhalb ihres Bereiches.

„Was wünschen Sie sich, Fräulein Regina?" fragte er, als ob das Weihnachtsgeschenk für sie eine angenehme Idee sei, mit der er sich spielend beschäftige. Einen Diamanten?

„Diamanten sind zu gewöhnlich," entgegnete sie.

„Zu gewöhnlich? wie meinen sie das?"

„O, weil —"

„Nur heraus damit, ich muß das wissen."

„Weil sie glänzen, und weil alle Leute sie haben."

„So! Ist der Sonnenuntergang auch etwa „zu gewöhnlich" weil er „glänzt" und weil alle Leute ihn sehen können? Kann Schönheit, in welcher Form sie dem Auge auch entgegentreten mag, im Großen oder im Kleinen, zu „gewöhnlich" sein? O, Fräulein Ruler, wie mögen Sie sich so verirren, daß Sie den Bluttropfen von Glanz und Herrlichkeit, der die feinsten Stoffe, die der Planet enthüllt, auf dem wir wohnen, in sich aufgenommen und krystallisirt hat, wie können Sie den „zu gewöhnlich" nennen? Ein Etwas, das unser Auge fesselt und wie der Blitzstrahl in Hell und Dunkel zuckt! — Ich bilde mir ein," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „daß der Sommeräther die Ueberfülle des ihm innewohnenden Himmelslichtes nicht tragen kann, daß er einzelne Gluttropfen niederfallen läßt, und daß die kostbare Flüssigkeit sich in den Spalten der Erde zu diesem Steinchen verhärtet, die von der überirdischen Abstammung zeugen."

„Sie scheinen Diamanten zu lieben."

Er ließ die Flamme des Wachsstockes einen Augenblick sich in dem Ringe spiegeln, den er am Finger trug. Dann reichte er ihr die Kerze.

„Ich trage einen," sagte er dann, „Sie nicht."

Vielleicht verstand sie die Möglichkeit, welche er in die Worte zu legen schien, vielleicht auch nicht. Sie schwieg, blickte auch nicht zu ihm auf, sondern trieb die Kinder mit ruhigem Anstand vor sich, zu dem Zimmer hinaus. Eveline, die eine stumme Zuschauerin gewesen war, wandte sich zu Frau van Forster.

„Du hast eine glückliche Wahl getroffen, Großmutter," sagte sie, „das Mädchen hat Talent."

„Ich denke nicht und fürchte es nicht," entgegnete diese, „oder ich würde sie morgen fortschicken Sie hat Tact und versteht es, sich in Autorität zu setzen, und das paßt besser für ihre Stellung."

„O ja, Autorität und schulmeisterliche Würde scheint ihr über Alles zu gehen. Man kann sie mit einer zehnfüßigen Stange berühren und trifft sie doch nicht."

„Eveline,“ sagte Johann ernst und verweisend, „ich weiß, was Dich beseelt.“

„Es giebt Leute, deren Begriffe zu Zeiten so verwirrt sind, daß kein Gewicht auf das zu legen ist was sie zu wissen glauben,“ entgegnete sie hochfahrend und verließ das Zimmer.

Johann kennt seine Verhältnisse und Verpflichtungen zu gut, weiß zu genau, zu welchen Erwartungen er in Zukunft berechtigt sein mag, um sich durch kokette Wendungen beunruhigen zu lassen, und Großmama würde unzufrieden mit mir werden, wenn ich eine solche Idee noch einmal laut werden ließe,“ dachte die aristokratische Eveline, als sie ihr Zimmer aufsuchte.

Könnten wir in die Stille von Regina's Gemach eintreten und die Zurückgezogenheit durchdringen, in welche sie sich nach diesem ereignißvollsten vierundzwanzigsten Dezember ihres Lebens geflüchtet hatte, — wir würden den Schlüssel zu ihrem künftigen Geschicke finden. Kurz aber ernst überdachte sie die letzten Stunden. Mit dem ihr innewohnenden Scharfsinn überblickte sie die Verhältnisse der beiden ihr nahegetretenen Herren und die Beschaffenheit dieser Annäherung. Johann van Forster, eine vermögenslose Waise, in abhängigen, wenn auch angenehmeren Verhältnissen wie sie selbst, mußte seine Zukunft durch eine reiche Heirath zu sichern suchen. Am besten war es für ihn, wenn er wie Frida ganz richtig gesagt hatte, unter dem Schutze der gewaltigen Firma: „van Forster, Forster und Comp.“, innerhalb der mächtigen Familie, der er als Seitensprößling angehörte, selbst wählte. That er das nicht, so, das konnte das einsame Mädchen sich nicht verhehlen, würden Firma und Familie, vereint seinem Geschick für immer das schwarze Siegel aufdrücken. Was Herrn van Liste betraf — aber wer oder was war denn eigentlich Herr van Liste?

Herr van Liste war ein Mann, der als Sohn eines ellenlangen Stammbaum, als Träger des vornehmen, aristokratischen Namens „van Liste“ schon früh zu leben angefangen und den das Schicksal zur Zeit seiner Majorennität durch den Tod eines Bruders seiner Mutter zum Erben großer Reichthümer gemacht hatte. Die Grundbesitze, welche die unverückbare Unterlage des flüssigen Vermögens bildeten, hatten dem alten Namen neue Titel und Würden beigefügt und die väter- und vor- vor- väterliche Silbe vor seinem Namen in einen gehaltvollen Plural verwandelt; sie hatten ihn, der mit seinem verdoppelten „Liste van Liste“ sich gleichsam hinter seine Vornehmheit zu verschanzen wußte, zu einer gewichtigen Persönlichkeit im Lande erhoben, deren Stimme bei jeder Gelegenheit wohl zu berücksichtigen war, einerlei, wie hohl sie auch klingen mochte. Aber das Gefühl dieser Wichtigkeit hatte ihm im Laufe der Jahre eine unzweifelhafte Würde gegeben, die mit der runden, wohlbeleibten Figur und dem glänzenden Vollmondsgesichte recht gut harmonirte. Der kleine umfangreiche Körper war in einen blauen Ueberrock gehüllt und von dem Duft einer gewissen zierlichen Sauberkeit umgeben, und unter der schneeweißen Weste schlug ein recht menschenfreundliches Herz im gemüthlichen Ticktack des alltäglichen Lebens. Er wirkte unter der Firma „van Forster Forster und Comp.“ in Amsterdam als Factor. Reichhaltige Kohlengruben und gypshaltige Grundflächen waren in seinem Besitz. Einige Wintermonate verbrachte er alljährig in der großen Handelsmetropole seines Vaterlandes um sich der Geschäfte zu entledigen, die nicht all zu schwer auf ihm ruhten. Hagestolz, Millionär und durch und durch ein Gentlemann von edelstem Vollblute, — das Alles war Herr van Liste seit dreißig Jahren schon gewesen, und eine glänzende Partie für die ersten Damen des Landes obendrein, so wenigstens hatte Eveline van Forster, die aristokratisch gesinnte junge Braut, der Musiklehrerin ausdrücklich versichert.

„Der angebornen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkelt,“ — das hätte der große brittische Dichter in Bezug auf Regina Ruler, die arme Musiklehrerin, die allein stand in der Welt und für Geld arbeiten mußte, nicht sagen können, wenn sie zu seiner Zeit gelebt und er die Ehre ihrer Bekanntschaft gehabt hätte. Sie gelangte immer bald an das Ziel ihrer Betrachtungen.

Nachdem sie ihr Zimmer betreten, hatte sie ihre Toilette für die Nacht begonnen. Als sie das einzige Gesellschaftskleid von respectabler schwarzer Seide, das sie besaß, abgestreift und an den Garderobehalter gehängt hatte, damit es in nächtlicher Vergessenheit seine morgende Wiedererweckung erwarten könne, als sie die braunen Flechten zurückgestrichen und unter der Nachthaube verborgen hatte, — war ihr Entschluß gereift. Die köstliche Lotosblume, die den goldigen Kelch so plötzlich über Nacht geöffnet hatte, wurde entwurzelt und zur Seite gelegt. Ein Seufzer, eine Thräne, ein Griff nach dem Herzen — und der Kampf war vorüber. Sie stand allein und mußte für ihren Unterhalt sorgen. Sie wollte ihre Stellung in dem Hause der Frau van Forster nicht gefährden. Für jetzt war sie zufrieden als Gouvernante — aber wenn die Kinder herangewachsen sein würden? Was dann? Sie hoffte und wünschte, Herr van Liste werde sich nicht nähern. — Aber wenn er es thäte, wenn er sich bewürbe, bewürbe um ihre Hand — sie wollte ihn annehmen. Als dieser Entschluß gereift war, löschte sie ihre Lampe, schlug den Fenstervorhang zurück, sah hinaus auf die im Mondlicht glänzende Schneefläche, hinauf zu dem Sternenhimmel, sagte sich selbst, daß sie zufrieden

sei, fand, daß sie Ursache habe, dankbar zu sein, barg ihr Gesicht, dessen Ausdruck wenig mit dem Allen im Einklange stand, in die Kissen — und weinte lange und bitterlich. Das Gefühl des Schmerzes kann sich zuweilen so häufen in dem menschlichen Herzen, daß die Thränen, wenn sie endlich kommen, lange und unaufhaltsam, dem Bache gleichen, dessen Ausfluß eine Wohlthat ist; aber — es giebt auch Bäche, die sich in die Wüsten verlieren.

Nach einem gemeinsamen Frühstück am andern Morgen gab es einen gemeinsamen Kirchgang. Die kleine Dorfkirche mit den viereckigen Fenstern, den weißgetünchten Wänden, der kleinen Kanzel, die fast an die Decke stieß, und dem weißbehängten Tisch, der den Altar bildete, unter derselben, sah fast dürftig aus. Das einzige Stück, das sie zierte, war ein Geschenk der Firma „van-Forster, Forster und Comp.," eine Orgel, deren Töne noch nie geweckt worden waren.

Die Familie van Forster nahm die Gallerie ein, die am unteren Theile der Kirche für sie besonders errichtet worden war. Das pomphafte Gepränge, das sie auch bei dieser Gelegenheit entfaltete, war Regina in tiefster Seele zuwider. Ernst und still und abgeschlossen drückte sie sich in die Ecke am unteren Ende, um so wenig wie möglich von dem Geflüster um sich her zu vernehmen.

Der Entschluß, den sie am gestrigen Abend gefaßt, hatte einen Nachklang hinterlassen, der sich nicht beseitigen ließ. Sie fühlte sich eine Andere, als sie bis dahin gewesen. Es war ihr zu Muthe, als habe sie ein ganzes Leben durchlebt, und als sei das, was nun zurückgeblieben, nicht mehr der Mühe werth, sich darum zu kümmern. Sie weinte leise vor sich hin. Da stahl sich ein langer bebender Orgelton durch ihr Gemüth. Voll und weich schwoll er an zu einer wunderbar in die Tiefe des Herzens dringenden Melodie voll reiner Harmonie. Wie in einer Bach'schen Toccata, so erhoben sich die Töne zu höchster Macht und Fülle, um sich dann wieder aufzulösen in weiche bebende Noten, die zuletzt den Uebergang zu der Weihnachtshymne bildeten. Aber die Hymne war ganz mißlungen. Die Ausführung derselben brachte die Seele zu der Erde zurück, von der das mächtige Vorspiel sie entrückt hatte. Die Stimmen schwankten und zitterten und fielen auseinander und verloren sich hülflos in der Irre, — und das junge Mädchen fühlte wieder sich selbst und die Wirklichkeit, in der es lebte.

Der Gottesdienst war vorüber.

„Fand ich den rechten Ton, als ich es wagte, die Betrachtungen zu accompagniren, denen Sie in Ihrer Ecke nachhingen?" fragte Johann van Forster auf dem Heimwege.

„Spielten Sie?"

Er antwortete mit einer andern Frage.

„Gefällt Ihnen die Orgel?"

„Sie weihten sie würdig ein. Sie spielten vorzüglich."

„Wer Ohren hat zu hören, der höre! Er verrichtete das Amt zugleich mit für die, die keine Ohren haben."

„Ja, es ist eine undankbare Bemühung, eine thörichte vielleicht, dieses pomphafte Geschwader von vornehmen Leuten erheben zu wollen," sagte er mit einem Seitenblick zu seiner Begleiterin. „Aber die Orgel in dieser kleinen, unansehnlichen Kapelle könnte eine Versuchung für die heilige Cäcilie selbst werden."

Regina führte kalt und unbefangen das Gespräch mit Johann fort. Sie fragte:

„Das Orgelspiel ist Ihr Privilegium, nicht wahr?"

„Was meinen Sie? — O, er ist nicht hier," setzte er lachend hinzu.

„Wer?" fragte sie verwundert.

„Mein Onkel, der alte Herr van Forster, das Oberhaupt der Familie und der Firma."

„Ich sprach zu Ihnen und von Ihnen."

„Nicht wahr, Sie sind doch nicht vertragsmäßig gebunden, ihm zu berichten, daß ich gethan habe, was seinem Forster'schen Hochmuthe so zuwider ist?" fragte er lachend.

„Ich habe mich vertragsmäßig zu nichts Derartigen verbinden lassen."

„Gut. Sollen wir im Laufe des Winters zusammen üben? Im Orgelspielen und Singen meine ich. Organisten-Finger sind nicht für das Piano gemacht."

„Sie vergessen, daß ich nicht über meine Zeit zu verfügen habe. Die Unterrichtsstunden beginnen wieder in der nächsten Woche, und das Haus ist voll von Gästen."

„O, diese Fluth vertheilt sich nach allen Seiten, sobald die Hochzeitsfeier vorüber ist. In zwölf Tagen wird sie so ziemlich zerronnen sein."

Herr van Liste gesellte sich zu ihnen. Er bot Regina seinen Arm, eine Freiheit, welche Johann, trotz aller ihm innewohnenden Keckheit sich herauszunehmen nicht gewagt hatte. Mißbehagen schloß ihm den Mund. Er schritt schnell voran.

Die verschiedenen Festivitäten fanden endlich ihren Höhepunkt in der viel besprochenen Hochzeitsfeier, der dann wieder eine Reihe von Bällen und Gesellschaften in der nahe gelegenen Stadt und auf den benachbarten Landsitzen folgte. Regina war von den Herrlichkeiten ausgeschlossen, fühlte sich aber trotz dieser Ausschließung am Ende der geräuschvollen vierzehn Tage zu einer wichtigen Persönlichkeit im Hause der Frau van Forster erhoben. Diese Veränderung ihrer Stellung hatte die Achtung, zu der Johann

jeden Einzelnen gegen sie zu zwingen wußte, und die ruhige, aber unausgesetzte Aufmerksamkeit, welche Herr van Liste ihr widmete, hervorgebracht. Herr van Liste leerte ein Glas Wein auf ihr Wohl bei Tische, er saß neben ihr, wenn er bei Frida sitzen sollte, versorgte sie mit den auserlesensten Speisen, welche servirt wurden, öffnete die Thür, wenn sie aus dem Zimmer wollte, gab ihren Befehlen Nachdruck, berücksichtigte ihre Wünsche, unternahm längere Spaziergänge mit den Kindern, um ihr Muße zu geben, die Bücher zu lesen, welche er für sie aus der Stadtbibliothek kommen ließ, brachte ihr die Journale, deren er habhaft werden konnte, und subscribirte auf eine deutsche Zeitschrift, für welche sie sich interessirte; kurz, er that Alles, was er möglicher Weise für sie thun konnte. —

„Die nächste Nummer wird Ihnen eine melancholische Genugthuung verschaffen, Fräulein Regina," sagte Johann van Forster ironisch, als er eines Abends eins ihrer Journale zusammenfaltete und auf den Arbeitstisch legte. „Der letzte Courier, den Liste aussandte, um Ihre Zeitschrift zu holen, wurde von den Wölfen verzehrt, weil er, von Amtseifer beseelt, zu beharrlich seinen Weg verfolgte."

„Die Guten sterben jung," entgegnete sie mit bemerkenswerthem Gleichmuth.

„Einerlei auf welche Weise," sagte er halblaut und bedeutungsvoll.

„Beten Sie, daß Johann nicht stirbt, damit Sie Ihre Weihnachtsgabe nächstes Jahr nicht verlieren, Fräulein Ruler," lachte die boshafte Frida, die eben in einem Kleide durch das Zimmer ging, das die größte Aehnlichkeit mit einer Feuersbrunst hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Das Junggesellenthum und seine Folgen.) Cham, der unerschöpfliche Humorist, kann es nicht unterlassen, im „Charivari" auch die Damen zu hecheln, welche mit der Zeit fortschreitend, über sociale Uebel nachgedacht haben. Eine solche Progressistin spricht mit ihrem Manne in einer Pariser Restauration. Beim Zahlen der Rechnung fragt der Kellner: „Nichts für den Garçon?" Da erhebt sich die Denkerin und mit erhaben abweisender Geberde ruft sie dem dienenden Junggesellen das Donnerwort zu: „Wir sind nicht gesonnen, das Cölibat zu begünstigen!" Allerdings kommen oft im Junggesellenleben allerlei Abenteuer vor, die einem gelegentlich sehr übel aufstoßen können. Dafür ein neues Beispiel aus Berlin! Ein junger hübscher Mann sollte zum ersten Mal als Staatsanwalt plaidiren. Man hatte eine allzu liebenswürdige Schöne arretirt. Ihr Blick, auf den Vertreter des Gesetzes gerichtet, scheint zu verrathen, daß sie viel auf Connexionen gibt. Da trägt der Staatsanwalt auf acht Wochen Gefängniß an. „Acht Wochen?" ruft entsetzt die Dame: „Staatsanwälteken, Du hast mir nie geliebt!"

(Unterirdische Wassersnoth.) Die berühmten Salzbergwerke Wieliczka sind mit dem Untergange bedroht. Seit einer Woche zeigt sich eine Ueberschwemmung der Salinen durch die Freilegung einer unterirdischen Quelle, deren die Technik einstweilen noch nicht Herr werden kann. Das Wasser, das unaufhaltsam in die Stollen dringt, steigt in jeder Minute um 160 Cubikfuß und hat bereits die Dämme durchbrochen und große Massen Salz aufgelöst.

(Ein seltsames Inserat) bringen Hannover'sche Blätter. Ein Tischlermeister in Melle erläßt nämlich an junge Männer eine öffentliche Warnung, sich mit einem namhaft gemachten jungen Mädchen in ein Liebesverhältniß einzulassen, da dieselbe seine verlobte Braut sei.

(Kraft-Definitionen eines modernen Philosophen. **Coquettiren** heißt: durch ein kommödiel fingirtes Retirirungs-System den effectuell dominirenden Avancirungs-Appetitus pfiffilogisch maskirend, die summarische Gesammtheit des sexualcontraponirten Nicht-Ichs an das erotisch inspizirte Ich zu alliciren und die Fesseln dieser unfreien Ergebung mit Glanz und Würde zu tragen. — **Katzenjammer** (lamentation des chats) heißt: der durch superlative Absorbirung abundirender Fluidumsquantitäten procreirte abnormal provisorische Uebergangszustand eines durch generelle Corporalmiserabilitätsschwäche afficirten Individuums, während dessen die nach Normal-Behaglichkeit aspirirende Naturalconstitutionsfähigkeit sich von der Stomochal-Cerebralpatientialität zu delibriren sucht.

Ein junger Fant glaubte sich von einem braven deutschen General beleidigt und forderte diesen. „Junger Mann" versetzte der General, „seit länger als 200 Jahren lachte man über Don Quixote's Kampf mit den Windmühlen: man würde wahrlich, erführe man es nicht weniger über meinen Kampf mit einem Windbeutel lachen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 99. Donnerstag den 10. Dezember. 1868.

Liebchens Name.

Schöne Mädchen nennt man Sterne,
Doch Du sollst mein Stern nicht sein:
Sterne sind für alle Menschen,
Du gehörest mir allein!

Nenn' Dich lieber meine Blume,
Der ich Wärme bin und Licht,
Die nur blühet, die nur duftet,
Schau ich ihr in's Angesicht.

Mädchen, ohne Licht und Wärme
Sterben Blumen rasch dahin!
Laß zu viele Wolken, Mädchen,
Zwischen mir und Dir nicht ziehn!

W.

Eine Weihnachtsgabe.

Von Marie Morgenstern.

(Fortsetzung.)

Die stillen Aufmerksamkeiten, deren Gegenstand die Musiklehrerin war, fanden einen scharfen Beobachter an Johann, der dieselben gelegentlich zu vereiteln suchte. Ging sie mit den Kindern spazieren, so war er ihr Cavalier; blieb sie zu Hause, so stand er auf der Wache; unterhielt sie sich mit ihrem Bewunderer, dann hatte er das Ansehen eines Kriegshelden, der nur auf die Gelegenheit wartet, um auf den Feind loszuschlagen. Seine Leichtigkeit, sich in die verschiedenartigen Rollen zu finden, wurde durch die Hartnäckigkeit seines Gegners immerwährend auf die Probe gestellt. Offen und wahr von Natur, wie er war, fühlte er sich dennoch zu stündlich kleinen Abweichungen vom geraden Wege veranlaßt und zu beständigem Manövriren gezwungen. Seine angeborene Heiterkeit verließ ihn nicht in diesen Prüfungen, denn er glaubte an die Zukunft, er hoffte mit Zuversicht auf ein günstiges Resultat. Sein Lachen tönte durch das Haus; und wenn es ihm geglückt war, einen lächelnden Blick von Regina zu erhalten, dann hatte er Licht genug für einen Tag. Und gerade, daß er es wußte, daß das Lächeln ihr gegen ihren Willen entschlüpft war, erhöhte den Reiz und gab ihm neue Freudigkeit.

Und alle liebten den harmlosen jungen Mann, der so viel Gutherzigkeit für alle hatte. Herr van Liste selbst konnte es nicht über sich bringen, ihn zu hassen, wie unendlich lästig er auch oft sein Dazwischenkommen fühlte. Denn, las er ihr vor, so konnte er im Voraus versichert sein, daß Johann kommen werde, um sie zu bitten, eine kleine Fehlstelle in seinem Handschuh zu bessern. Und wenn das geschah, dann konnte das Journal nur zur Seite gelegt werden, denn er hatte es so eilig, den Handschuh gebessert zu sehen, war so sehr darüber aus, ihr ganz genau zu zeigen, in welcher Weise er die Ausbesserung wünsche und selbst die passende Seide dazu auszuwählen und richtete, immer unter dem Anschein, die Stille zu wahren, und das Lesen nicht zu unterbrechen, so große Unordnung an, daß sie fast gezwungen war, einzuschreiten. Und hatte er das erreicht, so endigte die Scene gewöhnlich damit daß er in der Hast, die ihn beseelte, den ganzen Arbeitskorb umwarf, und dessen Inhalt am Boden zerstreute. Unter zahllosen Entschuldigungen bemühte er sich dann, ihr bei dem Zusammensuchen der Sachen zu helfen und sie zu ordnen; und wenn dann nicht vielleicht Besuch kam oder Frau van Forster das junge Mädchen nicht abrief, so hatte er sicherlich eine neue List in Bereitschaft, oder verstand es zuletzt sogar, das strafwürdige Blatt zu entfernen. Die Liebe, die Jupiter in einen Kukuk verwandelt hatte, verwandelte Johann van Forster nicht selten in einen Dieb. Die Kinder waren seine Hülfstruppen. Unter den verschiedensten Vorwänden wurden sie unaufhörlich in ihre Nähe gesandt; täglich bot sich Gelegenheit, das eine oder das andere derselben von der Schule zurückzubehalten und über die bestimmte Schlafenszeit hinaus im Wohnzimmer zu haben. Kein Zuchtmeister konnte die ihm untergebenen Sclaven mehr tyrannisiren, als er Die tyrannisirte, deren Lächeln seine Freude war, sein Glück. Er hatte natürlich nicht die Absicht, sie zu Tode zu quälen, aber er zog es vor, ihr das Leben zu trüben, weil er es nicht ertragen konnte, daß ein Anderer sich bestrebte, es ihr leicht zu machen.

Es war am Tage des Heiligen-Drei-Königs-Festes, als etwa eine Stunde vor dem Untergange der kurzen Wintersonne das Schlittengeläute des Herrn van Liste durch die Allee heraufönte. Nach einigen Augenblicken fuhr das

prächtige Gespann vor. Herr van Liste trat in die Halle, warf den kostbaren Pelz ab, gab seinem Diener den Befehl, seine Ankunft Fräulein Ruler zu melden, und schritt wohlgefällig dem Gesellschaftszimmer zu. Johann stand auf dem oberen Treppenabsatze.

„Fräulein Ruler?" fragte er den vorübergehenden Diener. „Sie ist in die Stadt gegangen, um einen Brief zur Post zu bringen."

Ihr Gesang tönte in diesem Augenblick von dem Seitenflügel her. Johann wußte recht gut, daß sie in ihrem Zimmer am Piano saß, und daß sie keinen Menschen in der weiten Welt hatte, mit dem sie correspondirte, aber er sagte seine Lüge so ernsthaft und mit soviel Schein von Wahrheit, daß er ein: „Dank ihnen Herr!" erntete. Seine freundliche Gemüthsart hatte ihm die Zuneigung der Dienerschaft in so hohem Grade gewonnen, daß jedes einzelne Glied derselben sich beeiferte, ihm gefällig zu sein, während das kalte, stolze Wesen der Musiklehrerin nicht geeignet war, Anhänglichkeit hervorzurufen.

Herr van Liste eilte wie auf Windesflügeln davon. Sein Feind lachte vor Vergnügen über das Gelingen seiner List, und ging dann fröhlich in die Küche, wo er alljährlich an diesem Tage Verwirrung unter den Dienstboten und Unordnung in dem Gewürzschranke stiftete, und es sich durchaus nicht nehmen ließ, der Zubereitung des prophetischen Kuchens, der alljährlich an diesem Abende verzehrt wurde, einen Blick zu schenken und wohl gar, ganz im Verborgenen, mitzuwirken.

Je näher der Abend kam, desto lebhafter wurde es im Hause. Thüren klappten auf und zu, fröhliche Stimmen klangen dazwischen, Lichter wurden angezündet, die Kaminfeuer geschürt, und das für diesen Abend errichtete Zimmertheater erhielt die letzten verschönernden Zierrathen. Frida war in ihrem Elemente. Sie flatterte hin und her, gab Befehle und wiederrief dieselben, plagte die Dienerschaft, neckte ihre Cousinen und ließ die Gouvernante zu sich bitten, um die Stelle eines Kammermädchens zu übernehmen, als es endlich an die Toilette ging. Es war eine bunte Scene, diese Scene hinter den Coulissen. Regina bemühte sich eben, die breiten, mit purpurnen Schnüren durchschossenen Flechten der jungen Schönen in Schleifen aufzustecken, als Johann in vollem Costüme seiner Rolle zu ihnen trat und mit vetterlicher Freiheit die schönen Flechten emporhob. Die Berührung machte Frida aufspringen. Ungestüm entwand sie Regina's Hand die Bürste.

„Wenn zwei Personen zu gleicher Zeit mit dem Ordnen des Haares einer dritten beschäftigt sind," rief sie mit komischen Pathos, „so bedeutet es den Tod der einen binnen Jahresfrist. Wißt ihr das nicht?"

„Giebt es keinen Gegenzauber?" fragte Johann lachend.

„Hochzeit!" entgegnete Frida.

Die Glocke des Souffleurs schnitt ihre Rede glücklich ab. Sie begnügte sich mit boshaftem Gelächter und eilte auf die Bühne.

Das kleine Lustspiel wurde gut durchgeführt. Spieler und Zuschauer fühlten sich befriedigt. Alles wirbelte bunt durcheinander. Die Gäste waren zahlreich, die Toiletten glanzvoll. Das schwarze Seidenkleid ohne Ausputz, Spitze und Schmuck ließ Regina noch ernster als gewöhnwöhnlich erscheinen. Aber wenn der Zauber der Schönheit einmal ein Gesicht für ein anderes Auge anziehend gemacht hat, so bleibt ein Schimmer zurück für alle Zeit. Johann van Forster würde sie nicht lieblicher gefunden haben, wäre sie Hebe selbst gewesen.

Die Gesellschaft vertheilte sich. Es summte und brummte und schwirrte von Zimmer zu Zimmer. Alle sahen erwartungsvoll dem Kuchen entgegen, um den sich die Gedanken und Wünsche und Hoffnungen des jüngeren Theiles der Gesellschaft drehten, denn er trug den Ring verborgen, der die erste Braut des nächsten Jahres im Voraus offenbaren sollte.

Der Kuchen kam. Die junge Welt drängte sich erwartungsvoll um den Tisch. Eveline, die Braut des letzten Jahres, mußte der Sitte gemäß das Backwerk zerlegen. Sie warf den kostbaren Hermelinumhang der ihr zunächst stehenden Musiklehrerin um die Schultern, und Frida vollendete den augenblicklichen Schmuck durch einen vollen Blumenkranz, den sie eben in der Hand hielt, und der sich auf dem dunklen, welligen Scheitel vortheilhaft abzeichnete. Verwundert und lächelnd blickte die unfreiwillig Geschmückte auf. Ihr Blick traf Johann, ein dunkles Erglühen überzog ihr Gesicht. Sie freute sich des unverhofften Glanzes, zog die kostbare Pelerine fester um ihre Figur und nahm eine duftende Rose aus der nahestehenden Vase. Unwillkürlich dachte sie dabei an Petrarka und seine Laura, und wie treu er sich ihrer erinnert hatte von dem Augenblick an, wo sie in dem grünen Sammetmantel und dem Veilchenbouquet in den Haaren vor ihm gestanden. Aber es war ein schnell vorübergehendes Wohlgefallen. Wieder blickte sie auf, und dieses Mal sah sie Herrn van Liste. Sie schüttelte den Kranz von ihrem Haupte, legte die Blume zur Seite, warf den Umhang über den Arm des nächsten Dieners, und die glänzende Metamorphose voll Farbenschmuck und Anmuth löste sich wieder auf in die farblose, stolze, in schwarze Seide gekleidete Regina Ruler.

Eveline überwachte das Serviren des verhängnißvollen Kuchens, und als sie sich überzeugt hatte, daß Jedermann versorgt sei, ging sie

mit einer Schüssel voll Nebengebäck zu den Kindern. Die Herren gingen auf die Entdeckung des prophetischen Ringes aus. Die Damen flüsterten und kicherten und thaten heimlich, aber die Finderin meldete sich nicht. Es lief eine unbegründete Anklage durch den ganzen Kreis. Der Nachbar beschuldigte die Nachbarin. Kleine Wetten wurden geflüstert. Gelächter und Geheimnißthuerei war überall, und in der Mitte des Gesummes und Geschwirres und Gesundheittrinken rauschte das schwere Seidenkleid der überglücklichen Frau van Forster, die sich in fröhlicher Selbstgefälligkeit die Hände rieb und mehr als einmal wiederholte, daß es eine köstliche Feier sei in diesem Jahre.

Johann näherte sich der Gouvernante.

„Warum essen Sie Ihren Kuchen nicht?" fragte er.

„Ich kann ihn nicht essen und aufbewahren zu gleicher Zeit," entgegnete sie.

„Beabsichtigen Sie, ihn aufzuheben, um über ihn zu träumen und zu schwärmen, wie Frida sagen würde?"

„Nein, ich wünsche vielmehr, mich seiner so heimlich wie möglich zu entledigen."

„Wollen Sie tauschen, Fräulein Ruler?"

„Behüte. Ich könnte ja den Ring haben. Die Möglichkeit liegt vor, wie Sie wissen."

„Ja, Sie könnten ihn haben, wenn — wenn zwei Exemplare in dem Kuchen wären; aber die Möglichkeit ist für Sie abgeschnitten, weil nur einer da ist. Den einen — habe ich. Aber still!"

„Sie haben ihn? Ist es ein hübscher?"

„Der hübscheste, den es geben kann, es ist — ein Trauring."

Er schlug die Augen nieder, während er langsam und bedeutungsvoll das Wort sprach. Dann erhob er sich wieder und ein schelmisches Lächeln umzog seinen Mund.

„Weil es der hübscheste Ring ist, den es geben kann, so muß er auch an der hübschesten Hand getragen werden, die es gibt," sagte er nach einer Pause. „Für einen holländischen Männerfinger ist er zu eng. Haben Amerikanerinnen hübsche Hände, Fräulein Regina?"

„Selten."

„Wie so?"

„O, Sie entsinnen sich des Mährchens von dem Mädchen, das Gold spann. Das Spinnen machte ihre Daumen breit."

„Nun, dann freue ich mich, daß Sie nicht spinnen. Wollen Sie den Ring von mir annehmen, Fräulein Regina? Wollen Sie den Teller mit mir tauschen?"

Sie zuckte zusammen vor dem tiefen Blick des ernsten, fragenden Auges. Sie trat einen Schritt zurück.

„Lassen Sie Ihre Neckerei, Herr van Forster," sagte sie stolz. „Da kommt Fräulein Frida, sie wird ihn nehmen."

Er schlüpfte durch die Menge. Herr van Liste hatte seinen Teller auf einen Nebentisch gesetzt, um mit der kleinen Ella zusammen Naschpfennige schwimmen zu lassen. Johann nahm den Teller und setzte den seinigen an die Stelle. Die kleine Ella beendigte das Spiel durch einen Zusammenstoß der schwimmenden Münzen.

„Sie haben sich, sie haben sich, sie sind Braut und Bräutigam! Ich weiß, wen ich mir gedacht habe!" rief sie.

Herr van Liste lachte und nahm seinen Teller. Er brach ein Stückchen von dem Kuchen, fühlte einen Gegenstand, der zu hart war für eine Rosine und zu glänzend für ein Stückchen Marmelade, und lächelte vergnügt.

Er überblickte das Zimmer. Im nächsten Augenblick stand er neben der Musiklehrerin.

„Darf ich Fräulein Ruler's Hand mit dem Ringe des Heiligen-Drei-Königs-Abends schmücken?" fragte er mit seiner zierlichen Verbeugung.

„Sie? Herr van Liste, haben Sie den Ring? Herr van Forster sagte noch eben, er habe ihn," entgegnete sie im höchsten Erstaunen.

„Ich fürchte, Herr van Forster ist ein Hasenfuß," sagte er. „Wollen Sie erlauben?"

Er neigte sich vorwärts und ließ den Ring an ihren Finger gleiten. „Sie machen mich sehr glücklich, mein Fräulein. Ich danke Ihnen," flüsterte er.

Die Bewegung in der Gesellschaft wurde lauter. —

„Du kannst es glauben, ich selbst habe den Ring in den Kuchenteig gesteckt," sagte Eveline betheuernd.

„Ich kann es bekräftigen, denn ich habe es gesehen," sagte Frau van Forster.

„Aber es hat ihn Niemand gefunden," schmollte Frida. „Vor fünf Minuten fragte ich Fräulein Ruler, als sie mit Vetter Johann sprach, dann Herrn van Liste, als er Ella's Pfennige setzte, Niemand hatte ihn, und als ich eben meine Frage an Johann wiederholte, blickte er fast grimmig auf und verwünschte den Ring. Ich kann nicht begreifen, wo er ist. Vielleicht hat ihn Jemand übergeschluckt, Jemand, der mit dem goldenen Löffel im Munde geboren wurde. Wer, meinst Du, kann es sein? Sollte sich der Ring vielleicht in eine der vergoldeten Pillen verwandelt haben, die täglich angekündigt werden?"

Die Musiklehrerin nahm keinen Theil an der allgemeinen Aufregung. Unabsichtlich hob sie die Hand, um die Flechten aus dem Gesicht zu streichen, als Johann van Forster's Auge sie traf. Ihre Wangen färbten sich dunkler, die Hand fiel schwer an den Körper hinab; das

Gewicht des Diamantringes drückte sie Sie entfernte denselben und ließ ihn zurückgleiten in die noch offene Hand des Gebers.

„Sie sind gar zu gütig, Herr van Liste," sagte sie, „aber ich kann ihn hier nicht tragen. Bewahren Sie ihn für mich."

Sie rief die Kinder zusammen und trieb sie vor sich zum Zimmer hinaus. Johann stand neben der Thür.

„Es ist mein Ring, den Sie tragen, nicht der seinige. Er hat keinen Theil an demselben," sagte er mit Schärfe.

Sie streckte ihm die Hand entgegen, um ihm zu zeigen, daß sie ihn nicht habe. Er zog sie heftig an seine Lippen, Regina fuhr zusammen und stürzte aus dem Zimmer.

Die fremden Gäste reisten nach und nach ab. Der Kreis wurde kleiner, die Hausbewohner fingen wieder an, nach der eignen Neigung oder ihrem Berufe gemäß zu leben, die Feiertage waren vorüber, die Kinder gingen in die Schule, und Regina war wieder in Thätigkeit. Nach und nach kam Alles wieder ins alte Geleise. Einmal wöchentlich speiste Eleonore mit ihrem Gatten bei der Großmutter, und einmal wöchentlich erwiederte sie die genossene Gastlichkeit. Johann van Forster fügte sich mit Wiederstreben in den Austausch dieser Höflichkeiten. Frida amüsirte sich, so gut das eben möglich war, und Herr van Liste verfehlte keine Gelegenheit, in Regina's Nähe zu kommen.

Eines Abends trat Johann zu Regina, als sie eben am Piano saß und eine Beethoven'sche Sonate spielte, und sagte fast barsch:

„Warum warten Sie nicht, bis man sie drängt, Fräulein Ruler? Wissen sie nicht, daß dergleichen Leistungen dankbarer anerkannt werden müssen?"

„Frau van Foster hat mich ausdrücklich verpflichtet, so oft zu spielen, wie die Kinder es wünschen. Ich thue daher nur einfach meine Pflicht, wenn ich am Instrumente sitze."

„So! Es ist also keine Freundlichkeit von Ihrer Seite, Sie werden dafür bezahlt. Das ist etwas Anderes Ich dachte — ich meinte — aber da hält Liste's Schlitten schon wieder vor der Thür. Der Mann verfolgt seinen Sieg mit Ausdauer. Wissen Sie, Regina, daß sein Sieg meine Niederlage sein wird?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(**Warnung vor Betrug.**) Nach einer Anzeige, welche dieser Tage ein in der Umgegend von Dresden wohnender Gutsbesitzer der Polizei gemacht hat, scheint es, daß der in früheren Jahren auf Messen und größeren Märkten besonders schwunghaft betriebene **betrügerische Leinwandhandel**, dem der betreffende Gutsbesitzer zum Opfer gefallen, neuerdings wieder aufgetaucht ist. Es dürfte daher an der Zeit sein, auf die Praxis der Händler, die diesen Handel früher betrieben haben, hinzuweisen. Zunächst ist zu erwähnen, daß chemische und mikroskopische Untersuchungen ergeben haben, daß die Leinwand, die sie verkaufen, zwar reines Leinen, ohne den geringsten Zusatz von Baumwolle, aber dennoch von sehr geringem Werthe ist. Der dazu verwandte Flachs wird, ohne vorher gehechelt zu sein, mit seinen Holztheilen fein zerhackt und mit einem Klebstoffe vermischt, durch Maschinen gesponnen. Das aus diesem Gespinnste angefertigte Gewebe wird auf besonders kunstvolle Weise appretirt, so daß es der besten Leinwand täuschend ähnlich sieht, jedoch nach mehrmaligem Waschen, entweder ganz unscheinbar wird, oder sich gänzlich auflöst. Die Taktik der mit solchen Waaren handelnden Leute besteht darin, daß sie meist zu Zweien in eleganter Kleidung zu ihren Opfern kommen, die sie sich mit großer Vorsicht aus den bemittelten, weniger geschäftskundigen Personen des Bürger-, Gutsbesitzer- und des geistlichen Standes auswählen. Sie machen die vertrauliche Mittheilung, daß sie im Begriffe seien Bankerott zu machen, oder nach Amerika auszuwandern ꝛc., und packen darauf ihre Leinenwaaren aus, welche insgesammt ein sehr verlockendes Aeußere haben, welche sie aber nur im Ganzen verkaufen wollen. Sie zeigen einzelne Stücke vor, welche in der That einen wirklichen Werth haben, lassen sie prüfen und geben einen ungemein billigen Preis dafür an. In der Regel gelingt es den Betrügern, ein Geschäft zum Abschlusse zu bringen, wodurch der Käufer für große Summen, mit Ausnahme der gedachten wenigen guten Stücke, eine fast nutzlose Waare bekommt. Ein solches Geschäft wird von den Verkäufern eine „Prise" genannt und Letztere nennen sich selbst untereinander „Prisenhändler."

„O wie glücklich bin ich mit meiner Frau!" rief ein Ehemann aus, „in meinem Hause ist alles in der schönsten Ordnung, wenn ich um Mitternacht aufstehe, so finde ich jedes Stück meiner Wäsche im Dunkeln." — und bei diesen Worten zog er statt des Schnupftuches eine Schlafhaube aus Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 100. Sonntag den 13. Dezember. 1868.

Der Schuldige.

V. Trottmann.

Ha! wer schleicht dort durch die Straßen,
Scheuen Blicks und tiefgebückt?
Sucht die engsten, stillsten Gassen,
Zitternd, daß man ihn erblickt?

Späht nach vorne, späht nach hinten,
Drückt den Mauern sich entlang,
Daß er mag den Ausweg finden
Durch der Straßen Winkelgang.

Horch! da tönet Säbelklirren, —
Rasch in's dunkle Haus hinein!
Hat er Angst wohl vor den Sbirren,
Mag es ein Verbrecher sein?

Leise, mit bedächt'gem Tritte
Schleicht er dann sich aus dem Haus,
Und in raschem Doppelschritte
Eilet er zum Thor hinaus.

Wer doch war der Angstbedrohte,
Der durchschlich die Stadt so still?
Gewiß von einer Mörderrotte?
's war — ein Lieutenant in Civil. —

Eine Weihnachtsgabe.

Von Marie Morgenstern.

(Fortsetzung.)

Hätte sie ihrem Herzen folgen wollen, sie könnte geantwortet haben, daß derselbe Fall bei ihr vorliege, aber bevor sie überhaupt etwas sagen konnte, trat Herr van Liste schon in das Zimmer. Johann befahl das Anzünden der Lampe, ging fort, um seine Großmutter zu suchen und die Kinder herbeizuschaffen. Aber Herr van Liste konnte nicht bleiben, er war auf einer kleinen Geschäftstour begriffen und war nur vorgekommen, um den Damen Theaterbillets für den nächsten Abend zu bringen. Er dehnte seine Freundlichkeit auch auf die Kinder aus, da er wohl wußte, daß Reginas Gegenwart durch das Mitgehen der Kinder bedingt sein würde. Eveline war mit ihm gekommen, um einige Tage zu verweilen. Johann van Forster saß behaglich in dem Lehnstuhl seiner Großmutter, schloß die Augen in hochherziger Gleichgültigkeit und mißhandelte die unschuldigen Einlaßmarken der Kinder, während sein Nebenbuhler eine neu aufgenommene Karte seines alten Stammsitzes im Süden des Landes vor den Damen entfaltete, über den Umfang und die Cultur des Besitzthumes sprach und seine Rede hauptsächlich an die junge Lehrerin richtete. Endlich durfte er nicht mehr zögern, wiederstrebend faltete er die Karte zusammen und empfahl sich.

„Johann," bat die kleine Ella, „komm her und spiele mit uns. Fräulein Ruler kann die Zukunft aus den Karten lesen. Sie soll uns wahrsagen.

„Verstehen sie die Kunst, Fräulein, so legen Sie mir die Karten „,sagte er, indem er näher kam. —

„Und mir," sagte Frida.

Auch Eveline war so herablassend, die gleiche Bitte auszusprechen.

Regina trat an den Tisch, nahm die Karten mischte sie hastig und sagte lächelnd:

Ich kann nicht gerade die Zukunft verkündigen, sondern nur einen Schlüssel geben, sie zu verstehen.

Sie sah ernst zu dem jungen Manne empor, warf die Karten auf den Tisch, ordnete sie wieder in einer besonderen Folge, ließ sie dann so fallen, daß jeder Einzelne ein Blatt erhielt, studirte die Blätter und murmelte halb verständlich:

„Veilchen, Petersilie und Nesselkraut. Mit Veilchen wurden die Griechen gekrönt in den Festspielen; aber das andere. — Was kommt auf Ihr Blatt?"

„Nesselkraut?"

„Nesselkraut? Sie? Nesselkraut ist dürr und bitter wie eine Orange, farb- und geruchlos."

„Wie abgeschmackt," sagte Eveline gelangweilt. „Lassen Sie den Unsinn und kommen Sie, Fräulein Ruler. Ich will ein Duett singen mit Frida, und Sie müssen die Begleitung spielen. Kommen Sie."

Und die Damen sangen ein Duett, das sie dreist als eigene Composition hätten herausgeben können, so unähnlich war es dem des Componisten.

Sie ruhten aus von der Anstrengung.

„So oft ich dieses Duett singe, muß ich wider Willen an Herrn van Liste denken," sagte Frida. „Und vornehmlich heute Abend, wo mein Kopf von seiner Karte angefüllt ist, oder vielmehr von seinem Stammsitz. Was muß das für ein Gebäude sein!"

„Ein Prachtgebäude," sagte Johann nachlässig. „Ich war dort und komme vielleicht bald wieder hin. Herrn van Liste's Besitzthum ist großartig Das Haus ist von Granit erbaut, Fräuler Ruler', dauerhaft und solide; man könnte es eine Festung nennen, wenn es kein Palast wäre — ein Palast, angefüllt mit Allem, was das Auge blenden und das Herz erfreuen kann. Teppiche, fest und dick und angenehm wie Moos; Gemälde, die einer Bildergallerie zur Ehre gereichen würden; Statuen antik und schön und bezaubernd, wie die alten Götter selbst. Das Schloß steht auf einem Felsen, der den Höhepunkt einer Klippenkette bildet, die weit hinaus in das Meer vorspringt, und die Wellen schäumen lustig empor an dem Gemäuer der vorragenden kleinen Thürme mit den Bogenfenstern."

„Das wäre etwas für Dich, Frau Eveline," sagte Frida mit einem Gesicht, als ob es auch etwas für sie selbst sein könnte. „Wie würdest Du durch die Flügelthüren rauschen! Wie würdest —"

„Sei still, Frida!" war die ärgerliche Antwort.

„Hm," sagte Frida selbstgefällig, „was meinst Du, wenn es mir gefiele, die Königin dort spielen zu wollen?"

Frau Eveline warf die Lippe auf und blickte hochmüthig um sich.

„Was ist Ihnen nur urplötzlich in den Sinn gefahren, Fräulein Ruler," fragte sie mit vornehmer Herablassung, „daß Sie es nicht verschmähen, dem Eigendünkel des Herrn van Liste so viel Nahrung zu geben? Ich glaubte früher, aus Ihrem Benehmen schließen zu dürfen, daß Sie sich nichts aus ihm machten."

Herr van Forster übernahm die Antwort.

„Meine liebe Eveline," sagte er gereizt, „ich ließ mir nie träumen, daß Du so schwer von Begriffen sein könntest. Kommt denn der Mann in Betracht, wenn das Haus, das er bewohnt, ein Palast ist, von dessen Zinne herab er das Ende seines Grundbesitzes nicht überschauen kann? Weißt du denn nicht, daß unser würdiger und gewichtiger Freund sich bescheiden mit dem Sitz am unteren Ende seiner beladenen Tafel begnügen und den obersten Platz willig Der einräumen wird, die sich herabläßt, ihn einzunehmen? Daß dieselben Mauern, welche den kleinen gutmüthigen Baron Liste van Liste einschließen, zugleich so viel Pracht, so viel Glanz und Herrlichkeit bergen?"

„Schäme dich Vetter!"

Er ist ganz und gar nicht so erbärmlich, wie Du ihn malst," fuhr Frida ganz entrüstet auf.

„Ich halte ihn für erbärmlich genug," war die Antwort.

„Aber, Vetter, er ist verschwenderisch in seiner Generosität," demonstrirte Frau Eveline, „er ist ehrenwerth, er ist —"

„Ehrenwerth! Ich traue ihm nur, so lange ich ihn unter meinen Augen habe."

„Aber ich traue ihm — und ich könnte ihm trauen bis an das Ende der Welt, bis Grönland, bis Australien, ja, wie ich schon sagte, bis an das Ende der Welt."

„Natürlich! Bis tief in die Goldgruben von Californien hinein, Cousine Eveline. Das Nämliche würde ich auch thun, wenn — wenn er den Weg unter polizeilicher Aufsicht machte."

„Vetter Johann, ich muß Dir offen und freimüthig erklären, daß ich eine so kleinliche Gesinnung, wie Du sie jetzt offenbarst, nie in Dir vermuthet hätte. Es thut mir leid, diese Erkenntniß errungen zu haben."

Und Eveline wandte dem jungen Mann den Rücken, trat an das Fenster und blickte erregt auf die Winterlandschaft draußen.

Regina ließ die Finger über die Tasten gleiten, fast unbewußt spielte sie die Melodie:

„Schweigen und entsagen lernen,
Das ist unser Lebenslauf."

Als die Töne verklungen waren, erinnerte sie sich erst der Worte, und ihr Gesicht färbte sich purpurn. Johann hielt in seinem Gange durch das Zimmer an, blieb hinter ihrem Stuhle stehen und sang leise:

„Mein dunkles Herz liebt Dich,
Es liebt Dich und es bricht;
Es bricht und zuckt und verblutet,
Aber Du siehst es nicht."

Und nun, Eveline," sagte er nach einigen Augenblicken, will ich gerecht sein und gestehen, daß ich mich übereilt habe. Liste ist Alles, was Du von ihm sagtest, und ich weiß nichts, was gegen ihn sprechen könnte. Aber es stachelt mich auf, daß, weil er der reichste Mensch in unserer Provinz ist, — er — er — das heißt, ich meine, ich sah es eben nicht ein, daß sein Reichthum ihn gewissermaßen berechtigen könnte, sich um das hübscheste Mädchen —"

„Wer spricht davon, daß ich ihn erhört haben würde?" fiel Frau Eveline etwas eifersüchtig ein.

Der junge Mann hatte seine frohe Laune wieder. Sie freilich hatte er nicht gemeint.

„Die Menschen können gleichgültig werden gegen hübsche Häuser, selbst gegen Paläste, welche auf Felsen thronen, die den Ocean überragen", sagte er dann ernst und mit Nachdruck.

„Wenn die Herrlichkeiten dieser Welt zur Gewohnheit geworden sind, dann schwindet der Zauber, der ihnen anhaftete, als sie aus unerreichbarer Ferne winkten, dann gehen die Menschen kalt und gleichgültig an der Pracht vorüber, weil — weil die Leere des Herzens nicht ausgefüllt werden kann durch Glanz und Reichthum. Und es ist nun einmal ein wunderliches, unergründliches Factum, daß — daß die Menschen nicht leben können ohne Liebe — selbst in Palästen nicht. Oder glauben Sie, Fräulein Ruler, daß Sie es können?"

„Es kann hierbei gar nicht in Frage kommen was Fräulein Ruler denken oder glauben mag," fiel Eveline mit schneidender Schärfe ein.

„Nicht?" fragte Johann gedehnt. „Bist Du dessen so gewiß, junge Frau?"

Es handelt sich hier meinem Erachten nach, nur um eine Wahl zwischen Liebe und Nichts, und Reichthum und nichts," fuhr sie gemäßigter fort. —

„Eine köstliche, eine ruhmwürdige Wahl! Und Du? Was würdest Du wählen, Elfride? Eveline's Antwort kenne ich im Voraus, deshalb kann ich sie übergehen mit dieser Frage."

Ich?" fragte Elfrida zurück. Ich schlage mich auf Evelin'es Seite, und da ich viel Verwandtes mit ihr habe, so möchte vielleicht auch meine Antwort überflüssig sein. Gewiß aber wäre es erbaulich zu hören, was Fräulein Ruler zu antworten hat. Fragte sie!"

Und sie lachte boshaft. Johann würdigte sie keiner Beobachtung. Mit unerschütterlichem Ernst blickte er zu der armen Musiklehrerin hinüber.

„Sie, Fräulein Regina?" fragte er mit einer gewissen Erregung.

„Ich?" fragte sie so ruhig, als ob die ausgesprochene Geringschätzung der beiden Damen nichts mit ihr zu schaffen habe, „ich? O, ich möchte in damastnen Kleidern durch hohe Flügelthüren rauschen, möchte über purpurne Teppiche gleiten, möchte zwischen sammtenen Vorhängen durch spiegelglatte Bogenfenster schauen, möchte meine Blicke schweifen lassen über Berg und Thal und über das rauschende Meer. Ich möchte den Vorsitz an einer Tafel führen, in deren Reichthum von Silber und Krystall sich die Lichtstrahlen von tausend wohlriechenden Kerzen brächen, ich möchte mich umgeben mit orientalischer Pracht, möchte Luxus und Schönheit um mich häufen, möchte —".

Aber ich will aufhören in der Aufzählung dessen, was ich möchte. Sie meinen vielleicht, Herr van Forster, das bekunde eben keinen Ueberfluß an edlen Gesinnungen, nicht wahr? Aber das ist ganz einfach Geschmackssache, gar nichts, als eine Wahl zwischen zwei Genugthuungen. „Uebrigens", fuhr sie ihren eigenen Redefluß belächelnd fort, „wenn die eine der zwei betheiligten Personen nicht gerade große Liebe empfindet, so thut es vielleicht die andere, und jene ist dann sicher, in Liebe behütet, von Liebe bewacht zu werden. Und was nun meine eigene Wenigkeit betrifft, so kann ich nicht umhin, der Wahrheit gemäß zu gestehen, daß ich mich von Liebe behüten, tragen lassen möchte. Es hat den Reiz der Neuheit für mich. Ich war mir immer selbst überlassen, seit ich denken kann; fühlte mich nie geliebt, nie behütet."

Der junge Mann sah seitwärts zu der Sprecherin hin und seufzte kaum merklich.

„Und sind Sie versichert, daß es Ihr Herz nicht aus dem Gleichgewicht bringen würde, wenn Sie das Experiment versuchten?" fragte er.

„Zu welcher Thörin Johann das arme Mädchen macht!" flüsterte Eveline ihrer Cousine zu. „Es ist unerträglich!"

„Er selbst ist ein Thor," entgegnete diese ebenso. —

„Es ist ein Glück, fuhr der, dem dieses Geflüster galt, fort, „daß nicht alle Damen dieses Landes Ihre Meinung theilen, Fräulein Regina sonst sollte es dem armen kleinen Crösus, Baron van Liste genannt, schwer, ja vielleicht unmöglich werden, sich aus dem Gedränge herauszuwinden, das ihn einengen würde, ehe er sich dessen versähe."

„Wie abgeschmackt!" riefen seine Cousinen.

„Nun," sagte er, „wenn ich nicht gerade für ihn schwärme, dann thun es Andere, und das braucht mich nicht weiter zu beunruhigen, ich gehe bald genug nach Amsterdam zurück."

„Amsterdam ist Deine stehende Drohung, Herr Vetter," lachte Frida spöttisch. „Gut denn, gehe Du nach Amsterdam, wann es Dir gefällt — ich gehe zu Bett, und zwar sogleich. Gute Nacht!" —

Frau van Forster trat in das Zimmer. Johann zog ihren Lehnstuhl in die Nähe des Kamins, setzte sich zu ihren Füßen auf einen Fußschemel nieder und zeigte sich so lebhaft, so unterhaltend, wie die alte Dame ihn noch nie gesehen. Und als Alle gegangen waren, da legte die Großmutter die Hände auf das Haupt des Enkels und hob dasselbe zu sich empor, blickte zärtlich in das männlich schöne Gesicht und auf die hartnäckig verschleierten Augen und fragte liebevoll:

„Bist Du so glücklich, mein lieber, lieber Junge?"

„Das Glück ist launisch, liebe Großmutter," entgegnete er.

„In Deinem Glücke ruht das meinige, Johann, deshalb suche es zu bewahren."

Sie zog seinen Kopf an ihre Brust, schlang ihre Arme um seinen Nacken und versuchte es, mit ihren alterstrüben Augen die Schriftzüge

seines Gesichts zu lesen. Ihr Haupt sank auf das seinige hinab und wortlose Segenswünsche kamen aus der Fülle ihres mütterlichen Herzens. Das Herz, dessen Schlag sie unter ihrer Hand fühlte, war, das wußte sie, weicher, gefühlsfähiger wie das manches Mädchens. Weil sie das wußte deshalb hütete sie es und hielt es werth, viel, viel werther, als sie die Herzen ihrer Söhne gehalten; und weil es so weich, so offen und empfänglich für jeden Eindruck war, deshalb hätte sie sich zwischen es und die Welt stellen, deshalb hätte ihre großmütterliche Treue jeden Pfeil von ihm abwenden mögen. Ja, sie kannte dies Herz, sie wußte auch, daß es tapfer, muthig, opferfähig war, und sie glaute, daß es sich durchkämpfen werde durch Mühe und Beschwerden, durchkämpfen zu Glück und Frieden.

Die Glocken verkündeten die Mitternachtsstunde, die Kerzen waren tief herabgebrannt, das Feuer im Kamin erloschen, und immer noch saß die Großmutter herabgelegt über den Enkel, dessen Haupt an ihrer Brust ruhte.

Es war Ruhe und Frieden außerhalb des Hauses und innerhalb desselben. Der Frieden der Nacht außerhalb, gebadet in dem milden Scheine des Mondlichts; innerhalb die Ruhe des Schlafes, das Ausruhen von dem Gewirre des Tages, — Ruhe und Frieden überall. Der letzte Brand fiel zusammen in der angehäuften Asche, und die große Hauskatze kam geräuschlos näher und legte sich mit gekrümmten Rücken dem Paare gegenüber. In diesem Augenblick öffnete sich leise die Thür, und die Musiklehrerin, in ein langes, weißes Nachtgewand gehüllt, trat mit gedämpften Schrittten in das Zimmer, um eine vergessene Essenzviole zu holen. Einen Augenblick blieb sie stehen, um die Gruppen zu betrachten, dann schlich sie leise hinweg. Ein schwerer Seufzer unterbrach die Stille, als sie über die Schwelle schritt. Die Schläfer fuhren empor. Der junge Mann strich sich das Haar aus dem Gesicht und lächelte. Seine Großmutter zog ihre Arme zurück. Sie standen auf und traten an den Kamin. Sie schob die matt glimmenden Kohlen zusammen und er zündete ein Schwefelholz an und holte eine Kerze von dem Nebentisch. Frau van Forster brachte ein Glas Wein, und sie tranken gegenseitig ihre Gesundheiten.

„Verwandtenliebe ist ein Opiat," sagte Johann. „Ich werde es dem künftigen Geschlechte der van Forster erzählen, daß ich und meine liebe Großmutter bis tief in den grauenden Morgen hinein über unsern Weingläsern gesessen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Giftmord.) Vor den Assisen zu Marseille wurde dieser Tage ein Giftmordprozeß verhandelt, der noch tiefere Einblicke in die Abgründe des menschlichen Gemüthes thun läßt, als der neulich berichtete Prozeß Jeannert. Drei Frauen (Madame Ville, Madame Gabriel und Madame Salvago) haben ihre Männer ermordet, weil ihnen dieselben bei ihren Liebschaften unbequem waren. Eine dieser Frauen, die Ville, eine Vierzigerin, vergiftete, um kein Aufsehen zu erregen, ihren Mann langsam, während die Salvago, in der Absicht, ihren Gatten schnell zu tödten, diesem eine bedeutende Dosis Arsenik eingab. Zweimal mußte sie indessen ihre Schandthat wiederholen, ehe der Unglückliche unter gräßlichen Qualen verstarb. Die Dritte im Bunde, Madame Gabriel, wurde Schritt vor Schritt zu dem Verbrechen hingedrängt, und zwar von der eigenen Mutter! Den Unterhändler, bezw. Lieferanten des Giftes machte ein Winkel-Apotheker Namens François Joye, während eine Kartenschlägerin, eine gewisse Lambert, durch ihre dunklen Prophezeiungen in den Gemüthern der drei Frauen den Boden lockerte, auf welchem jene Gräuelthaten emporwuchern sollten. Die Gabriel, die Jüngste der Verderbten, bebte vor dem Bubenstück zurück, und nicht eher war sie dazu zu bewegen, als bis sie durch das Anzünden einer geweihten Kerze, welche sie der Mutter Maria opferte, gleichsam den himmlischen Segen auf ihr Vorhaben herabgerufen, und sich versichert, daß nun ihr Verbrechen nicht an den Tag kommen würde! Dennoch geschah dieß, und zwar durch die eigene Schwatzhaftigkeit der Mörderinnen. Sie alle Drei nebst dem Apotheker, der aus dem Verkauf von Gift zum Behuf des Gattenmordes ein schändliches Gewerbe machte, sowie der Kartenschlägerin und der Verführerin von Mutter sind verhaftet und harren jetzt der Strafe.

(Seltener Fall.) In Heuchelheim starb vor einigen Tagen ein Ehepaar, wovon der Mann 88 und die Frau 83 Jahre alt war und das 62 Jahre in glücklicher Ehe bei fast ununterbrocheuer Gesundheit gelebt, an einem und demselben Tage, der Gatte Vormittags um 9 und die Gattin Nachmittags um 4 Uhr.

(Ein frommer Wunsch.) Der „Dresdener Anzeiger" vom 3. Juli 1868 enthält folgende Todesanzeige: „Verwandten und Freunden die traurige Nachricht, daß mein theurer Mann, der Schuhmachermeister August Madig, am 1. Juli, 7 Uhr nach kurzem Krankenlager sanft entschlafen ist. Gott bewahre Jeden vor solchem Schicksal. Die trauernde Wittwe.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drexler'schen Hause.)

Francònia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 101. Donnerstag den 17. Dezember. 1868.

Schreibers Liebesklage.

Von V. Trottmann.

Ich denke Dein, wenn ich copire
Die Bogen endlos, ohne Wahl;
Ich denke Dein, wenn ich mundire,
Und wenn ich greife zum Journal.

Ein jeder Blick weckt die Gedanken
An Dich, so süß und doch voll Schmerz;
Wie dort die Akten, so in Schranken
Gefesselt auch hast Du mein Herz!

Dein Augenpaar von tiefster Schwärze,
Es übertrifft Alizarin;
Dein Wuchs so schlank, wie dort die Kerze,
Die Stirne weißer, als Stearin!

Greif' ich zur Presse, möcht' ich weinen,
Daß mir's mißgönnt allein bei Dir,
Die doch wie Stempel ist in meinen
Sinn gedrücket für und für!

Wie liegen wirr und kraus die Bücher,
So schmuck zuvor, nun im Regal;
O wär' ich Deiner Liebe sicher,
Dann wär' mir Alles tout égal!

Drum lasse doch Dein Herz erweichen,
Denn wird einst unser Bund verbrieft,
Dann im Kalender unterstreichen
Will ich den Tag mit rothem Stift! —

Eine Weihnachtsgabe.

Von Marie Morgenstern.

(Fortsetzung.)

Die Großmutter legte ihre Hand noch einmal auf seinen Scheitel. „Gott segne Dich, mein lieber, lieber Junge,“ sagte sie, und ein herzlicher Kuß schien das Segenswort besiegeln zu wollen. Dann ging sie hinauf in ihr Schlafgemach.

Johann folgte ihrem Beispiel nicht. Er blieb und schob einen Tisch vor den Sessel, den die Großmutter verlassen, und schrieb einen Brief. Dann, als die Glocken des Postschlitten durch die frostige, klare Morgenluft tönten, die Sterne am Himmel funkelten und die Stille der Nacht noch über der Erde lag, stand er schon als reisefertiger Passagier vor dem Parkthore, gerüstet zu einer Reise für die Firma, und geschäftliche Vergessenheit legte sich kühl und bedächtig über Gedanken und Gefühle des Herzens.

Fünf lange Wochen in dem nun vereinsamten Hause lehrten Regina Ruler, was die jüngste Vergangenheit gewesen war. Diejenigen, die einmal ausgerüstet sind mit der Kraft, im Stillen zu dulden, finden selten Mangel an Gelegenheit zur Ausübung. Regina's Entschluß war gefaßt, er konnte durch nichts erschüttert werden. Herr van Liste erregte keinen Widerwillen in ihr; er war so gutmüthig, daß es unmöglich war, unfreundliche Gefühle gegen ihn zu hegen. Er schien allgegenwärtig zu sein und allbeschützend. Seine rücksichtsvolle Freundlichkeit schaffte ihr eine ganz andere Stellung in der Familie. Nun war er seit Wochen schon fern, denn sein Aufenthalt auf dem alten Stammgute der Familie erhielt eine unfreiwillige Ausdehnung. Er hatte das Unglück gehabt, ein Bein zu brechen.

Der Winter ging langsam und ziemlich langweilig vorüber. Die Märzsonne thaute das Eis auf und schmolz es hinweg, der April weckte das schlummernde Leben in den kahlen Zweigen der Bäume und Sträucher. Der junge Frühling kam früh mit befruchtendem Gruß über Flur und Feld, und mit dem Frühling kam die stille Woche, die Vorläuferin des freundlichen bewegten Osterfestes.

Es war Charfreitag. Der Gottesdienst war vorüber, und Frau van Forster, welche an diesem Tage in die Hütten der Armen hülfespendend einzutreten pflegte, sandte dieses Mal Regina als Stellvertreterin. Der Tag war mild und weich. Sie wählte den Weg, der am Meeresufer entlang zu dem etwas entfernten Dorfe führte. Sie war selten auf diesem Wege gegangen, ihre Spaziergänge hatten immer andere Richtungen verfolgt. Ihre melancholischen Betrachtungen hatten das weite, freie Meer geflohen. Auch heute ging sie nachdenklich an den fluthenden Wellen vorüber. Sie durfte sich nicht auf dem Wege verweilen, wenn sie ihre Besuche im Dorfe nicht beschränken wollte, denn sie mußte vor dem Eintreten der Fluthzeit zurück

sein. Bald hatte sie das Ziel ihrer Wanderung erreicht, und mit Muße und großer Freudigkeit des Herzens entledigte sie sich der Liebesarbeit.

In dem Wohnzimmer des Landhauses gab es unterdessen eine erfreuliche Aufregung. Johann van Forster kam von seiner Geschäftsreise zurück. Wie sehr der junge Mann von Allen vermißt worden war, das zeigte die Herzlichkeit der Begrüßung. Bald saßen sämmtliche Bewohner im traulichen Gespräche um den Zurückgekehrten.

„Großmutter," sagte er, „ich muß nächste Woche schon nach England aufbrechen."

„Nach England? Du wirst doch nicht direct von da nach Amsterdam gehen?"

„Es hängt von der Erledigung meiner Geschäfte in London ab, ob ich noch einmal nach hier zurückkommen kann oder nicht. Im letzten Falle wirst Du mich vor nächstem Winter nicht wiedersehen. Wo ist Fräulein Ruler?"

„Nach dem Dorfe gegangen."

„Sie wird doch die Fluthzeit beachten?"

„Vermuthlich."

„Wie geht es Liste?"

„So gut wie möglich. Er hofft bald wohl genug zu sein, um wieder hier sein zu können. Seine Villa wird schon zu seinem Empfang in Bereitschaft gesetzt."

„Gut! Keine Neuigkeiten?"

„Nein. Wie geht es Dir eigentlich, mein Lieber? Du hast Deine frische Farbe verloren und bliebst so lange fort."

„Etwas ermattet, sonst gut. Ich sehne mich nach Thätigkeit."

„Du mußt besser für Deine Gesundheit sorgen, Johann."

„O, ich laufe keine Gefahr, Großmütterchen, und wenn ich wiederkomme am nächsten Christabend, dann stelle ich mich wieder unter Deine zärtliche Obhut."

Sein mattes Aussehen strafte seine Worte Lügen und sprach eben nicht ermuthigend zu dem sorgenden Herzen der Großmutter. Er war dünner geworden während der kurzen Abwesenheit, und sein Gesicht trug denselben unruhigen, wachsamen Ausdruck, den es in den letzten Wochen vor seiner Reise angenommen hatte. Er schlenderte durch das Zimmer, schaute zum Fenster hinaus und plauderte mit seiner Großmutter. Nach einer halben Stunde suchte er das eigene Gemach auf, um die übernächtliche Reiseermüdung ein wenig zu verschlafen.

Nach etwa zwei Stunden kam er erfrischt in das Wohnzimmer zurück. Frau van Forster saß in ihrem Sessel am Kamin, die Brille war unvermerkt von ihrer Nase gefallen und lag auf dem Gebetbuch, das in ihrem Schoße ruhte. Sie schlummerte. Die Aprilsonne vergoldete den vergilbten Schnitt des alten Folianten.

„Großmutter," rief Johann etwas unsanft, ohne Rücksicht auf den Schlummer der alten Dame. „Großmutter, wo ist Fräulein Ruler?"

„Was meinst Du, mein Lieber?" fragte sie, indem sie sich emporrüttelte.

„Ist Fräulein Ruler zurück?"

„Nicht daß ich wüßte. Was willst Du von ihr?"

„Um welche Zeit pflegt die Fluth zu kommen?"

„Gegen 4 Uhr etwa."

„Es fehlt eine Viertelstunde bis dahin. Mein Gott, das Wasser wird sie überholen!"

Und er rannte in den Hof. Frau van Forster folgte ihm auf dem Fuße.

„Was hast Du vor?" fragte sie, als er eben das Reitpferd aus dem Stalle führte und den Sattel auf den Rücken des Thieres warf. „Du wirst doch den Ritt über die Sandbank jetzt nicht wagen? Johann, Johann, es ist zu spät, Du wirst ertrinken! Sie wird gewiß den andern Weg gewählt haben, Johann!"

Sie hielt ängstlich seinen Rockschoß. Er machte eine ungeduldige Bewegung und schüttelte die Hand der alten Dame von sich, als sei es ein Regentropfen, schwang sich in den Sattel und sprengte dahin wie auf Windesflügeln.

Es war eine bekannte Sache, daß die Bucht nicht mehr zu passiren war, sobald das Getöse der eindringenden Fluth durch die Ferne drang. Das Wasser wälzte sich mit solcher Macht und Schnelligkeit heran, daß der schnellste Renner nicht früh genug enteilen konnte. Als Forster's Pferd den Hügel hinab schoß und im sausenden Galopp um die Ecke jagte, welchen die Bucht an dieser Stelle bildete, erhob sich ein Flüstern, das dem fernen Rauschen des Windes glich, der durch die Baumwipfel fährt. Die Augen des Reiters glühten dunkel, er stieß die Sporren in die Seiten des Renners und flog vorwärts. Das Geflüster fiel dumpf in sein Ohr; es nahm zu an Umfang und Kraft. Einzelne kleine Stöße häuften sich zu schnell auf einander folgenden in einander verklingenden Seufzern. Es schwoll, es tobte, es glich dem dumpfenden Gebrüll des Löwen, der die sich sträubende Mähne schüttelt und zum Angriff bereit ist. Der Reiter sprengte fort. Das Thier zeigte Furcht, es ahnte die Nähe der Gefahr; seine Glieder bebten, seine Ohren streckten sich in die Höhe, es schnaubte. Johann erhob sich in den Steigbügeln, so hoch er vermochte, und blickte aufmerksam an dem Ufer entlang. Der Wind, der die andringende Fluth ihm entgegentrieb, wehte kühl über seinen unbedeckten Scheitel.

Und wieder ging es um eine Ecke — dann hielt das Thier an, schnaubend und bebend wie angewurzelt. Wenige Schritte entfernt stand das junge Mädchen, den Hut in der Hand, bleich und kraftlos. Sie war ge-

laufen, so lange sie es vermocht hatte. Nun schien sie einige Minuten so gestanden, sie schien die Unmöglichkeit des Entkommens eingesehen, schien mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Ja, sie hatte ihre Seele der Gnade ihres Heilandes empfohlen. Jene tiefe, tiefe ahnungsvolle Blässe, die nichts mehr zu thun hatte mit dem Leben, die das Gesicht derer zu überziehen pflegt, die dem Tod in das kalte Auge schauen, lag auf ihrem Gesichte.

Regina hatte die Augen geschlossen. Da jagte das Schnauben des Thieres, wenige Schritte nur von ihr entfernt, neues Leben durch ihre erstarrten Glieder. Sie blickte auf, erkannte den Reiter, und das Blut strömte in ihre Wangen zurück. Er streckte ihr Hand und Fuß entgegen, ohne ein Wort zu sagen. Sie ergriff seine Hand, benutzte den ausgestreckten Fuß als Steigbügel; er hob sie zu sich empor, drehte das Pferd um und sprengte zurück. Seine Augen ruhten auf ihrem Gesichte. Sie sah hinaus und bewachte die Bucht.

Kein Wort wurde gesprochen. Es war ein Wettlauf, dessen Preis das Leben war. Das Thier schien das zu fühlen; es machte gewaltige Sprünge, immer vor der Fluth her, die sich hinter ihm drein wälzte. Der kalte Hauch des Wassers erschwerte das Athmen, ein feuchter Nebel durchschüttelte die Glieder, der weiße Schaum der Wellen fiel wie ein Staubregen auf ihre Häupter. Die Klippen und Felsen zur Rechten des Weges streckten sich kampfgerüstet und kahl der Fluth entgegen. Eine schmale Linie niedriger Wellen bahnten sich schlangenähnlich den Weg zu der Bucht; ihre schäumenden Kämme schienen herausfordern zu wollen, wer oder was ihnen entgegen zu treten wagen würde. Das edle Roß fühlte die Höhe der Gefahr und bedurfte der Sporen nicht.

Mit der doppelten Last auf dem Rücken verdoppelte es seine Schritte und ließ tiefe Fußspuren hinter sich zurück. Es stürzte vorwärts; das entfesselte Element folgte ihm auf dem Fuße. Das eintönige, gedämpfte Rauschen wurde voll und stark; die einzelnen Stöße drangen lauter und vernehmlicher hindurch. Als ob sie begierig seien nach der Beute, so stürzten die Wellen näher und näher heran mit reißender Schnelligkeit. Sie schäumten und dampften und thürmten sich auf zu einer Mauer von krystallener Durchsichtigkeit, die wie eine Grenzscheide sich erhob und an dem westlichen Himmel abzeichnete. Und die Lichtstrahlen brachen sich in der unergründlichen Fluth; der Wind, der sich inzwischen zu ungewöhnlicher Stärke erhoben, peitschte die Wellen und wirbelte in dem Schaummantel, der sich auf dem Rücken derselben gebildet hatte, der zerstob und sich immer wieder bildete. Das Roß hielt sich tapfer. Nun war das Ende der sandigen Landzunge erreicht. Ein Sprung — und der Felsen erdröhnte unter den Hufen des Renners.

Die Aprilsonne war bereits tief gesunken; ihre untergehenden Strahlen färbten den westlichen Himmel und spiegelten sich wider in den wogenden Fluthen. Ein weicher, purpurner Hauch überzog die Höhen des Klippenkammes. Die blaßgelbe Mondscheibe hing im Osten, in all' dem milden, nur ihr eigenthümlichen Glanze. Freundlich und melancholisch zugleich blickte sie nieder auf das Gewässer, als sie höher und höher schwebte in ihrer Wolkenbahn. Ein Windstoß peitschte die Wellen empor. Eine Schaumwolke überfluthete für einen Augenblick Roß und Reiter. Ein Sprung — ein kühner, weiter Sprung — der Wellenkamm kräuselte sich hoch empor auf dem Rücken einer Welle, die sich gegen das Thier wälzte und die glühenden Hufe kühlte, deren starker Eisenschlag Funken sprühte. — Die Fluth hatte den Höhepunkt überschritten. —

Alles, was in dem Landhause lebte, war in dem Hofraume versammelt, um von einem erhöhten Platze aus den Ausgang der Katastrophe zu bewachen. Regina glitt wortlos aus dem Sattel. Sie fühlte wieder festen Boden unter den Füßen, doch ihre Gedanken und Gefühle flutheten durch einander, wie vorhin die Gewässer, denen sie nun glücklich entronnen war. Ihr Retter schwang sich vom Pferde, beantwortete die Fragen, die von allen Seiten auf ihn einstürmten, mit kurzen Worten, warf einem Diener die Zügel über den Arm und ging in das Haus. Ob er das Leben, das er mit Gefahr seines eigenen gerettet hatte, als ihm gehörend betrachtete? — Vielleicht, vielleicht auch nicht! Jedenfalls war er nicht der Mann dazu, den ersten Impuls des Dankes in ihr zu seinem Vortheil auszubeuten.

Nach einer Stunde war Alles in dem Hause wieder in gewohnter Ordnung.

Der Thee war früher getrunken als gewöhnlich. Die Kinder schliefen, und die Erwachsenen bereiteten sich zu einer Fahrt nach der Stadt vor, um dem Abendgottesdienste in der dortigen Cathedrale beizuwohnen. — Alle, außer Regina. Der Wagen stand vor der Thür. — Johann fehlte noch. Endlich kam er. Sein Gesicht war bleich, sein dunkles Auge glühte, das Haar hing feucht um seine Schläfe. Er hatte Kopfweh und mußte zu Hause bleiben. Die rothen Lippen zeichneten sich seltsam ab von der Blässe der Wangen, und das Glühen der Augen sprach dem vorgeschützten Kopfweh Hohn.

Der Wagen rollte fort und Johann van Forster trat in das Wohnzimmer. Regina saß am Instrument und spielte einen Theil von Pergolese's „Stabat Mater". Er trat an das

andere Ende des Piano's und fiel ein in den Gesang. Voll und klar strömte die Musik durch das vom Mondlicht erhellte Zimmer. Die Töne hoben sich und fielen, schwollen an und starben hinweg.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Das „Neue Wiener Tgbl." erzählt folgendes Zwiegespräch zwischen dem Grafen Beust und der Schauspielerin und famosesten aller Cancanistinnen Gallmeyer, welches im Wiener Schriftstellerverein „Concordia" jüngst gehalten wurde: „Na, Excellenz, wissen ja — sagte Fräulein Gallmeyer — was die Welt von mir denkt und redt. Neulich erst hab i ein ganz curioses Compliment kriegt. Da sagt mir ein Herr: „Fräulein, vor ein par Tagen bin ich erschrocken, weil ich geglaubt hab', daß Sie krank sind. Ich hab' nämlich in einer Zeitung gelesen, daß Sie sich auf der Bühne auffallend anständig benommen haben und das hat mich beunruhigt."— „Sehen's, Excellenz so schauen manchesmal die Complimente aus, die mir g'macht werd'n. Was soll man aber thun? Man muß sich's gefallen lassen. Wenn nit mehr gegen mich losgezogen wird, existir ich ja nit mehr." Worauf Graf Beust lächelnd erwiedert: Da geht es Ihnen gerade so wie mir." Und die schonungslose Satyrikerin replicirt schlagfertig darauf: I sag's ja, Excellenz, es is alles Theater und es wird überall Theater gespielt." „Sie haben wohl Recht", stimmte der Reichskanzler zu: Aber i tausch mit Ihrer Roll', Excellenz", fügte mit ihrem verbindlichsten Lächeln die dramatische Leidensgefährtin Seiner Excellenz bei. „Ich glaube nicht, Sie würden es wenigstens oft bereuen", giebt der Graf scherzend zurück. So ist denn Frl. Gallmeyer in die directeste Concurrenz mit dem Grafen Andrassy um den Posten des Grafen Beust getreten.

Das Militär-Wochenblatt berichtet: Ein Herr Gahn in Upsala hat in diesem Sommer eine wichtige Erfindung gemacht, die in der Zukunft namentlich für die Kriegs- und Handels-Marine von großer Wichtigkeit werden dürfte. Er hat nämlich einen Stoff erfunden, der, obgleich derselbe die Eßwaaren am Verderben hindert, dennoch dem Conservirten keinen Beigeschmack giebt, oder Bestandtheile enthält, die der Gesundheit schädlich sind. Mehrere Personen, darunter Professoren der Chemie, waren kürzlich zu einem Diner eingeladen, wobei Herr Gahn seinen Gästen Fleisch, das auf seine eigenthümliche Weise seit lange conservirt worden war, vorsetzte. Es soll nach den Berichten der Geladenen so frisch und saftig gewesen sein, als ob das Fleisch direct aus dem Schlachthause gekommen wäre. Das Fleisch war während dreißig Tage in einem Zimmer aufbewahrt worden, wo die Wärme beständig über 24 Grade (Celsius) gehalten wurde. Diese Versuche sollen weiter fortgesetzt und mit größeren Partien angestellt werden.

(Mutter und Kind.) Der Gaulois erzählt folgende hübsche Geschichte: Herr von Z. heirathete aus Liebe seine Cousine, eine Taubstumme. Sie ist fabelhaft schön, Milch und Blut, mit schönen, großen Augen, die träumerisch in in die Welt schauen, als käme sie aus jenem „Hain in der Nähe von Athen", in dem Shakspeare seine „Titania" versetzt hat. Die junge Frau brachte ein kleines Töchterchen zur Welt. Nach der Entbindung wird der Arzt unruhig. „Achten sie wohl auf die Kranke," sagte er, „sie hat etwas Fremdes im Blick, etwas Unruhiges in ihrem Wesen, eine fixe Idee scheint sie zu quälen, vielleicht eine vorübergehende Seelenstörung — sie könnte, wenn man sie allein ließe, irgend eine Sinnlosigkeit begehen" Man bewacht also die junge Mutter sorgfältig. Eines Morgens aber springt sie plötzlich auf, eilt zur Thür hinaus und in den Garten, sie rafft mit aller Kraft ihrer kleinen Hände einen mächtigen Stein auf. Sie stürzt damit auf die Wiege ihres Kindes los und läßt ihn dort zur Erde fallen. Die Kleine fährt aus dem Schlafe und die Mutter fällt auf die Knie — Gott sei Dank, ihr Kind kann hören! Die taubstumme Mutter hatte nur eine Probe machen wollen.

(Probates Mittel gegen Eisenbahn-Unfälle.) Einer meiner Bekannten — so erzählt der Feuilletonist eines ungarischen Blattes — weilt schon seit zwei Wochen in Pest, ohne daß er sich getraute, in das Eisenbahncoupé zu steigen, um die Rückfahrt anzutreten. „Sie werden sehen" — sagte er immer — über kurz oder lang geschieht ein Malheur!" Gestern endlich bestieg er den Zug. „Aber Freund" — rief ich ihm zu — „wie können Sie sich gerade jetzt aufsetzen, da erst vor zwei Tagen ein Eisenbahnunglück passirte?" — „Eben darum" — erwiederte er — ich passe immer einen solchen Moment ab und trete unmittelbar darauf die Reise an. Nach jedem Eisenbahn-Zusammenstoß pflegt man nämlich eine Woche lang sehr Acht zu geben, und in solchen Tagen reist man am sichersten.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 103. Donnerstag den 24. Dezember. 1868.

Weihnachten.

Von B. Trottmann.

Mit leisen Schwingen ist die Nacht,
Die heilige, herabgekommen;
Am Himmel sind in lichter Pracht
Die gold'nen Sterne leis entglommen,
Und Friede zieht zur selben Stund'
Besel'gend durch das Erdenrund.

Und wie die Sterne lichterhellt
So traulich glüh'n am Himmelsbogen,
Ist eine kleine, lichte Welt
In jede Hütte eingezogen;
Drin prangt trotz Winters Schnee und Eis
Ein traulich grünend Tannenreis.

Und Jubelschall allüberall
Und froher Kinder glücklich Lallen!
Wem da nicht jauchzt das Herz zumal,
Ist mit sich selbst, mit Gott zerfallen!
Macht heute doch Erinnerung
Das starrste Herz noch einmal jung!

Eine Weihnachtsgabe.

Von Marie Morgenstern.

(Fortsetzung.)

Regina näherte sich der Gruppe. Frau van Forster räusperte sich, athmete tief auf und sagte endlich:

„Sie haben einen Brief bekommen, Fräulein Ruler?"

„Ja, gnädige Frau."

„Darf ich ihn lesen?"

„Ich habe ihn nicht bei mir."

„Hm! tönte es aus dem Hintergrunde.

„Wollen sie so gut sein, ihn zu holen?" fuhr Frau van Forster fort.

Das ist nicht gut möglich."

Ziehen Sie vielleicht vor, mich mündlich mit seinem Inhalt bekannt zu machen?"

„Der Inhalt des Briefes kann Sie nicht interessiren, gnädige Frau."

„Sind Sie dessen so gewiß? Wenn Sie mir die Kenntniß des Inhaltes so hartnäckig verweigern, so muß ich annehmen, daß er enthält, was möglicher Weise mein Mißfallen erregen könnte."

Eine Pause — Frau van Forster hustete und die Musiklehrerin schwieg.

„Fräulein Ruler, sie zwingen mich zu einer offenen Erklärung. Ich — würde sehr bedauern, wenn — ich ihre ferneren Dienste würde entbehren müssen; aber wenn Sie an eine Verbindung mit meinem Großsohn denken, dann —"

„Mit ihrem Großsohne, gnädige Frau?" fragte Regina so stolz, als ihr nur möglich war. „Ich habe mich soeben dem Herrn van Liste verlobt und war im Begriff, es Ihnen anzuzeigen."

Hätte sich ein Gewitterschlag zu ihren Füßen entladen, die würdigen Damen hätten nicht bestürzter sein können. Die hochmüthige Eveline machte einen Strich querüber in den Stramin. Es gab ein Räuspern, ein Husten, ein Bewegen her und hin. Die Aufregung war außerordentlich. Frida's Coiffüre von scharzem Sammetband und goldigen Kornähren kam in die größte Gefahr, verknittert zu werden, aber sie faßte sich zuerst, tanzte durch das Zimmer, ergriff die Hand der Braut und sagte:

„Ich will mir das Verdienst erwerben, Ihnen zuerst gratulirt zu haben, Fräulein Ruler."

„Ich danke Ihnen," antwortete Regina mit Eiseskälte.

Frau van Forster folgte ihr, als sie den Salon verließ.

„Mein liebes Kind," sagte sie, als sie die Thür des Zimmers hinter sich geschlossen hatte, „vergeben Sie, was ich zu Ihnen sagte — ich hielt es für meine Pflicht, so zu sprechen. Aber ist es wirklich wahr, daß Sie ein solches Glück gemacht haben?"

„Ja."

„Waren Sie unzufrieden mit ihrer Stellung in meinem Hause?"

„Nein."

„Dann heirathen Sie Herrn van Liste nicht, um derselben zu entrinnen? Sie haben sich wirklich glücklich gefühlt unter meinem Dache?"

„Sehr".

„Und denken Sie in der Verbindung mit dem Baron glücklich zu werden?"

„So glücklich als ich werden kann."

Die alte Dame blickte lange und aufmerk-

Schlitten und zog den kostbaren Zobelpelz eng um ihren Körper. Die weißen Felder schienen zurückzuweichen. Pfeilschnell strich das elegante Wintergespann über die glatte Fläche, um die Neuvermählten nach dem prächtigen Stammsitze der Familie van Liste zu führen.

Am Abend des driten Tages erreichten sie das Felsenschloß. Stolz und prächtig schaute das imposante Gebäude von dem Felsen herab, über die weite Ebene, die sich nach drei Seiten hin zu seinen Füßen erstreckte, in der Ferne von köstlichen Buchenwäldern begrenzt war und ein Zeugniß ablegte von dem Reichthume des Grundherrn. Die Südseite war vom Meere umrauscht. Ruhig und geglättet lag die blaue Fläche desselben, ein unendlicher Spiegel für den Himmel.

Mit sichtbarem Wohlgefallen führte der Besitzer so vieler Erdengüter seine junge Gattin in die Halle seiner Väter. Stolz schritt sie durch die Reihe der Diener Ihr Mund war verschlossen. Sie fühlte sich ermüdet und sehnte sich nach Ruhe.

Am andern Morgen empfing sie die Gäste, die Herr van Liste gebeten hatte, ihren Einzug feiern zu helfen. Die geöffneten Flügelthüren zeigten eine Reihe glänzender Räume, in denen der Orient seine Schätze entladen zu haben schien. Das Lichtmeer strahlte in den Farben des Regenbogens. Die elegante Gesellschaft lehnte in behaglicher Ruhe in den schwellenden Damastpolstern oder rauschte auf und ab und durch einander. Statuen schimmerten durch die künstlichen Lauben, die aus den Gewächsen des Tropenlandes in den Ecken der Zimmer gebildet waren. Bunte Vögel schwirrten und zwitscherten in goldenen Käfigen zu der Musik, die wie in einem Zaubermärchen unsichtbar von oben herab ertönte.

Der glückliche Besitzer so vieler Herrlichkeiten sonnte sich in seinem Selbstgefühl. Seine Gattin schritt ernst und zurückhaltend durch die Gäste, als wolle sie durch Stolz ersetzen, was ihr in den Augen der meisten fehlte, — Stand und Vermögen. Sie trug auf den besonderen Wunsch ihres Gatten den Brautanzug. Die weiße Seide fiel in schweren Falten bis auf den Boden hinab. Das kostbare, echte Spitzengewebe des langen Schleiers breitete sich Wolkenartig darüber hin. Es war ein Ueberfluß von Spitzen und Juwelen, aber ein graziös geordneter. Die Orangenblüthen hoben sich weiß und glänzend ab von dem dunkeln Haar, das in reichen Locken ein Gesicht umrahmte, dem der Ausdruck von befriedigtem Stolz recht gut stand. Die dunkeln Augen sprühten, und die feinen Lippen milderten den fast an Härte streifenden Ausdruck derselben. Wie eine Königin, so stand die bis dahin arme Musiklehrerin unter der Elite der Gesellschaft — ihren Gästen. Nicht sie strebte um Gunst, sondern sie verlieh dieselbe mit einer Sicherheit, als sei sie es gewohnt zu herrschen. Sie schien dem Gatten, der sie auf diese Stufe erhoben hatte, Bedeutung zu geben. Sie selbst schien die Spenderin zu sein, nicht die Empfängerin.

Sonne Dich in Deinem Glanze, Du stolze Braut! Verdunkle Alles um Dich her, Du glänzende Vision — denn eine Vision bist Du! Nütze den Abend, um der hochmüthigen Nachbarschaft, die über die Verheirathung mit einer Gouvernante geschwatzt, die Achsel gezuckt und die Nase gerümpft hat, zu zeigen, daß Du dem Vogel Phönix gleichst, daß Du Dich emporgeschwungen hast aus dem Staube Deines Lebens! Erhebe Dich zu Deiner ganzen Höhe, damit sie erkennen lernen, wessen Du fähig bist — denn die Zeit Deines Triumphes ist Dir kurz gemessen. Heute Abend — und nie wieder!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Tüchtige Geschäftsmänner.) In Dalmatien wird gegenwärtig eine neue Bahnstrecke tracirt. Da die Unsicherheit in der betreffenden Gegend eine notorische ist, so ließ man Anfangs die verschiedenen Ingenieur-Sectionen unter Gendarmerie-Bedeckung arbeiten, ein Vorgang, der sich allerdings als höchst störend und schleppend herausstellte. Da blieb denn schließlich nichts übrig, als das dort landesübliche cordiale Einvernehmen mit den Herren Räubern einzuleiten und durch eine bestimmte Quote, für welche ausnahmsweise nicht allzuhohe Forderungen geltend gemacht wurden, sich monatlich mit den P. T. Strolchen abzufinden. Nun wurde das Verhältniß ein weit freundlicheres, und die Räuber behelligten keinen einzigen Ingenieur, die ihnen durch militärische Dienstkappen kenntlich waren. Später trat sogar der Oberingenieur mit dem Räuberchef in persönliche Beziehungen und wurde von Letzterem einmal zu Mittag geladen. Es wurde gar nicht wie bei „armen Burschen," sondern ganz comfortabel gespeist, und sogar Champagner gab es dabei. Scherzend fragte der Oberingenieur seinen Gastgeber, ob dieser denn nicht den Preis der Sauvegarde bald hinaufschrauben werde, worauf ihm ganz geschäftsmännisch erwidert wurde, daß dieß sehr incorrect handeln hieße, da durch die Tracirung der neuen Bahn doch mehr Leben und Verkehr, und somit auch lucrative Ausbeutung desselben in die Gegend käme!

(Nur keine Uebereilung). Nach St. Imer in der Schweiz kommen Abends zwei

arme Italiener mit einem Affen und übernachten im Wirthshaus. Andern Morgens fehlten ihnen ein paar Kreuzer zur Berichtigung der Zeche, sie bitten, ihren Affen im Orte tanzen lassen zu dürfen, dann würden sie bezahlen. Nichts da, sagt der Wirth, der Affe bleibt da! Er sperrt ihn in den Keller, als er aber nach einigen Stunden nachsieht, hat der Affe aus Langeweile an 6 Weinfässern den Hahn umgedreht und der Wirth steht knietief in seinem eigenen Wein; vor Wuth schlägt er den Affen todt. Es kommt zum Prozeß und das Ende ist, daß der Wirth den Italienern für den Affen 500 Francs zahlen muß.

(Die Bräune). In der eben erschienenen humorreichen Broschüre von Fr. Stoltze: „Schwarz-Weiß und Braun“ läßt der Verfasser seinen Großvater erzählen, daß er im Nassauischen gewesen, dort aber die alte rheinländische Fröhlichkeit nicht mehr gefunden habe; hierauf entspinnt sich folgendes Gespräch:

Ja, Großvatter, das Land is krank.
„Was fehlt em denn?“
Es leidet an der Bräune.
„Da muß es Blutigel hawwe.“
Die hat's.

Ein Dorfschulmeister erzählte seinen Schülern, wie einstens Venus im Meere aus Schaum entstanden und emporgestiegen sei. „Wie hat sie denn ausgesehen?“ fragten die neugierigen Zuhörer. „I nu — Ihr dummen Jungen,“ erwiederte der Erzähler, den die Frage ganz verblüfft machte, „wie — wie halt ein meerschaumener Pfeifenkopf.“

(Das Alter der Spielkarten.) Man hat bekanntlich lange über das Alter der Spielkarten gestritten. Niemand aber hat sie für so alt gehalten, als der gelehrte Herzog von Sussex, der einst behauptete, schon die alten Aegypter hätten die Spielkarten gekannt. Er gab manche Gründe für seine Meinung an, nach welchen die Zahl und Eintheilung der Karten mit der Wissenschaft der Astronomie in Verbindung gestanden haben sollen. Die 52 Karten entsprächen hiernach den Wochen des Jahres, die 13 einer Farbe dem Viertel des Jahres, in Wochen getheilt, so daß die vier Farben die vier Jahreszeiten vorstellten. Zählt man vom As an bis zehn, den Buben als eilf, die Dame als zwölf und den König als dreizehn, so erhält man 91, und vier Mal 91 beträgt 364, die Zahl der Tage, die nach einigen Berechnungen das Jahr hat.

Einem Frauenzimmer, welches gegen den Willen der Familie einem kleinem, häßlichen, beschränkten Menschen ihre Hand geben wollte, wurde hierüber von den Vettern und Basen die lebhaftesten Gegenvorstellungen gemacht. „Es ist eine Mißgeburt,“ hieß es, „ein Dummkopf, ein Zerrbild von einem Menschen! — „Ihr habt vollkommen Recht,“ erwiderte die Braut, und ich habe nicht das Mindeste gegen Eure Behauptungen einzuwenden; aber — verschafft mir nur einen Besseren!“

Es klagte Jemand seinem Beichtvater, er habe den Fehler, daß er zu viel von sich halte. „Das thut nichts,“ erwiderte der Beichtvater, „andere Leute halten desto weniger von Ihnen.“

(Messingblech zu durchschneiden.) Wenn man mit einer Lösung von Quecksilbersalz einen Strich über ein Messingblech macht, so wird dieses sofort an der Stelle zerbrechlich wie Glas sein. Das Salz wird zersetzt, indem mit großer Schnelligkeit die Säure das Kupfer auflöst und sich das Quecksilber mit dem Zink zu einem Amalgam verbindet.

(Silber zu reinigen.) Wenn silbernes Geschirr röthlich geworden ist, muß man es in einer verdünnten Lösung von Weinsäure kochen. Hierdurch wird Kupfer aufgelöst und eine dünne Schicht chemisch reines Silber (das von dieser Säure nicht angegriffen wird) bleibt auf der Oberfläche des Gegenstandes zurück.

Napoleon sagte eines Tages mit maliciösem Lächeln zu einem berühmten Pariser Arzte: „Bitte, sagen Sie mir doch einmal aufrichtig, wie viel Menschen Sie in Ihrer Praxis getödtet haben?“ „Sire,“ entgegnete ruhig der Arzt, „etwa 50,000 weniger, als Ihre Majestät!“

Zwei Handwerksburschen reisten zusammen in der Schweiz. „Es ist doch wunderbar,“ sagte der Eine, „daß Gott die Welt in 6 Tagen erschaffen hat!“ „Ja wohl, aber die Arbeit ist auch darnach,“ erwiderte der Andere, ein Maurer, indem er auf eine zum Theil eingestürzte Felswand zeigte.

Räthsel.

Sprich, was ist größer, als Gott?
Schlimmer als Satan, der Vater der Sünden?
Todte speisen's und Lebende finden
Wenn sie es speisen, — den Todt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Drehler'schen Hause.

Francomia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 105. Donnerstag den 31. Dezember. 1868.

Das einzige Buch.

Ich weiß ein Buch, gar wunderschön; —
Soll ich das Buch Dir schildern?
Du kannst es alle Tage seh'n
Mit hundert tausend Bildern.

Geschrieben ist's für Jedermann,
Für Kinder und für Greise;
Hier liest, wer sonst nicht lesen kann,
Der Laie, wie der Weise.

Viel tausendmal ist's aufgelegt
Zur Freude aller Wesen,
Und täglich kannst Du tiefbewegt
In diesem Buche lesen.

Der sinnige Verfasser spricht
Zwar oft in dunkeln Stellen;
Doch thät er sie durch Mondenlicht
Und Sterne Dir erhellen.

Ein jedes Blatt lehrt eine Welt
Von Creaturen kennen,
Und den, der sie erschuf, erhält,
Mit heil'ger Ehrfurcht nennen.

Ob Jude, Türke, Heide, Christ, —
Er ahnt des Schöpfers Walten: —
Denn aller Weisen Weisheit ist
In diesem Buch enthalten.

Zu dem, was längst geschrieben war
Und was man je wird schreiben,
Ist es der treu'ste Commentar,
Und wird es ewig bleiben.

Es ist das reichste Wörterbuch:
Was Du auch magst empfinden,
Blick nur hinein, Du wirst genug
Der schönsten Worte finden.

Der Dichter liest darin, und sieh',
Er stärkt die matten Schwingen;
Und ohne dieses Buch wird nie
Des Malers Werk gelingen.

Und tauft's einmal ein Recensent
Mit seinem Gallenwasser,
Da lächelt, der den Schwachen kennt,
Mitleidig der Verfasser. —

Sieh oft in dieses Buch hinein,
Begeistert d'rin zu lesen!
Es ist der Trost für Groß und klein
Zu jeder Zeit gewesen.

Es hebt Dich über Raum und Zeit;
Und wenn Dich Zweifel quälen,
Wird es mit Glaubensfreudigkeit
Die bange Seele stählen.

Ob arm Du, oder reich und groß
Durch's Pilgerleben gehest:
Beneidenswerth ist stets Dein Loos,
Wenn Du dieß Buch verstehest.

Der Titel? — fragst Du überklug,
Du Bücherwurm und Hasser?
Natür ist dieses heil'ge Buch
Und Gott ist der Verfasser!

Stockfisch mit Sauerkraut.

Erzählung aus dem Leben,
von
J. F. Castelli.

In den letzten Tagen des letzten Carnevals saßen Herr Aubert, ein reicher Mann, der sich von allen Geschäften zurückgezogen hatte, und sein Freund Marfeld in dem Hause des Ersteren beim warmen Ofen beisammen. Es war schon beinahe Mitternacht. Die Frauen und der Sohn des Hauses hatten sich entfernt, und Aubert meinte, sie seien noch auf die Redoute gegangen. Die beiden Alten wurden bei einer Flasche alten Gumpoldskirchner zutraulicher.

„Mein lieber Freund Aubert," sagte Marfeld, „ich begreife nicht, warum Du Dich mit solcher Hartnäckigkeit der Heirath Deines Sohnes mit Fräulein Moris widersetzest? Das Mädchen ist wohlerzogen, hübsch, reich und von guter Familie. Die beiden jungen Leute lieben sich —"

„Ich widersetze mich dieser Vereinigung gar nicht, wohl aber meine Frau"

„Und warum?"

„Ja, warum? Du weißt wohl, die Frauen geben nicht gerne Ursachen an."

„Höre mich Aubert, Du warst immer ein vernünftiger Mann. Ich kenne nur einen Feh-

Augenblicke, und wenn sie ihn nicht erhöre, so wolle, so müsse er seinem verhaßten Leben ein Ende machen.

„Nun, das war freilich ein wenig stark — und deine Frau?"

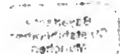
„Meine Frau brach in Thränen aus, erwiderte mit erstickter Stimme, sie könne, sie dürfe nicht sagen, was sie in diesem Augenblicke fühle, aber er möge überzeugt sein, daß er nicht der einzige Unglückliche sei; kurz sie gab ihm zu verstehen, daß ich das einzige Hinderniß auf der Welt sei, welches dem hohen Glücke entgegenstehe, so viele Liebe und Aufopferung anzuerkennen und zu belohnen."

„So verstanden es wenigstens Moris und ich. Darauf rannte Moris wie toll im Zimmer herum, schrie laut, daß ich zu seinem Unglück geboren sei, er strömte seinen ganzen Haß gegen mich aus, und hielt sogar eine Apostrophe an den Tod, worin er ihn anflehte, entweder mich oder ihn in's Schattenreich zu führen; denn Beide könnten wir fürder nicht leben. Ja er ging so weit, daß ihm meine Frau Stillschweigen gebot, indem er Ausdrücke gebrauchte und Wünsche äußerte, welche sie als meine Gattin nicht anhören dürfe. Sie trennten sich endlich und ich verließ mein Versteck. Was sollte ich nun thun? Mein Nebenbuhler war geliebt oder wenigstens auf dem Punkte es zu werden. Nie befand sich ein Eifersüchtiger in einer so fürchterlichen Lage, als ich. Ich wußte Alles, allein bei der Art, wie ich dazu gekommen war, durfte ich nicht sprechen. Ich verwünschte mein geheimes Cabinet, ich wollte im ersten Augenblick den Schlüssel ins Wasser werfen, aber ach! ich kannte mich selbst zu gut, um nicht versichert zu sein, ich werde mir am nächstfolgenden Tage einen neuen machen lassen. Ich wollte mich mit Moris schlagen, allein bald darauf verwarf ich diese Idee wieder, und beschloß endlich die Hauptstadt zu verlassen und meine Frau meinem Nebenbuhler zu entführen, bevor er sie mir entführte. Ich befand mich den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht in einem bedauernswerthen Zustande, entwarf tausend Pläne, ohne mich an einem festhalten zu können. Endlich suchte ich mit anscheinender Ruhe und mit einem Lächeln, das ich nur mit äußerster Mühe erzwingen konnte, meine Frau auf."

„Und Du sagtest ihr?"

„Nicht ein Wort. Du wirst gleich hören, was sich weiter ereignete. Mein Bedienter trat ein, und meldete mir, die Köchin bitte, mich auf der Stelle sprechen zu dürfen. Die Köchin, sagte ich, was kann die von mir wollen, die gehört nicht in mein Departement. — Vielleicht hat sie Dich um etwas zu bitten. Es ist ein gar braves Mädchen, geh' auf Dein Zimmer und laß sie vor, bat meine Frau. — Ich habe keine Geheimnisse vor Dir, antwortete ich und befahl dem Bedienten sie eintreten zu lassen. Die Köchin trat ganz blaß und verstört ein. — Was ist Dir denn, Anne? rief ihr meine Frau entgegen. — Ach gnädige Frau, erwiederte sie, wenn sie wüßten, ach du mein Gott, du mein Gott! — Ich befahl ihr zu reden: Anne hatte soeben einen Brief ohne Namensunterschrift erhalten, in welchem sich eine Banknote von hundert Gulden und das Versprechen auf Nachtrag derselben Summe befand, wenn sie in den Stockfisch, den sie für mich allein jeden Fasttag bereitete, die Tropfen schütten wolle, welche das dem Briefe beiliegende Fläschchen enthalte. Der Schreiber versicherte, es sei sogenannte englische Soya, ganz unschädlich, und diene nur dazu, um die Speise um Vieles schmackhafter zu machen. Die brave Köchin übergab mir sammt dem Briefe das Fläschchen; denn sie sah wohl ein, daß man von ihr etwas begehre, was nicht ganz in der Ordnung sei, da man dies so geheimnißvoll that und eine so große Belohnung gab. Ich nahm das Fläschchen, schüttete einige Tropfen des Inhalts auf Zucker, und gab diesen dem kleinen Hündchen meiner Frau, das diese ganz außerordentlich liebte, zu essen. — Alsogleich war das arme Thier von Convulsionen ergriffen, und binnen zehn Minuten lag es todt zu unsern Füßen. Gerechter Gott! das war also Gift? schrie meine Frau, und warf sich in Thränen ausbrechend an meine Brust. Die Köchin stand Anfangs starr, dann bat sie mich zum Polizeikommissär gehen und ihm die Sache anzeigen zu dürfen.

Ich blieb ganz kaltblütig, belobte ihre Treue und Redlichkeit, erkannte, daß ich ihr mein Leben danke, ersetzte ihr die versprochene 100 Gulden-Banknote mit einer gleichen aus meinem Sack, empfahl ihr mir meinen Stockfisch recht gut zu kochen, da ich ihn dießmal mit noch größerem Vergnügen verzehren wolle, und sagte ihr, sie möge die Anzeige bei der Polizei für's Erste noch verschieben, da ich erst im Verborgenen Erkundigung einziehen wolle. Als ich sodann mit meiner Frau allein war, schluchzte diese laut und gab mir Versicherungen ihrer Liebe und Zärtlichkeit, wie ich sie lange nicht gehört hatte. Ich bemerkte ihr ganz einfach, es scheine, daß mich Jemand tödtlich hasse, daß ich aber, von einer liebenden Frau und treuen Dienerin umgeben, nichts fürchte; dann ging ich, um sie ihren eigenen Betrachtungen zu überlassen. Ich fühlte mich um Vieles leichter, ich kannte meine Frau so gut, ich sah so deutlich den Abscheu, den ihr das Verbrechen einflößte, welches man an mir begehen wollte, daß ich darauf rechnen zu können glaubte, sie werde mit Moris ferner kein Wort mehr wechseln. Wirklich ließ sie ihn nicht mehr vor, und er, nach einigen fruchtlosen



Versuchen, einer so schweren Eroberung endlich überdrüssig verheirathete sich bald darauf."

„Du hast mir da eine abscheuliche Geschichte erzählt," rief Marfeld, „der Moris ist ja ein niederträchtiger Mensch. Nun begreife ich es, warum deine Frau ihre Einwilligung zu einer Vereinigung mit seiner Familie nicht geben will. Im Gegentheile, jetzt wund're ich mich, warum Du den Mann nicht eben so hassest und verachtest wie sie."

Laut lachend fragte Aubert: „Du glaubst also wirklich, daß mich Moris vergiften wollte?"

„Nun wie anders?"

„Ha, ha, ha! Ich selbst war es, der den anonymen Brief schrieb, und das Fläschchen mit Gift sandte."

„Du, du?"

„Ja, ich. Die Eifersucht gab mir diese List ein: ich mußte das Aeußerste wagen, um das Höchste zu gewinnen. Das kleine Hündchen meiner Frau ist gestorben, mich hat die Geschichte 200 Gulden gekostet; dafür ist mir meine Ruhe nicht zu theuer."

„Aber Abscheulicher! Du hast einen braven Mann verläumdet."

„Ich? Hab' ich ein Wort gesprochen? Hab' ich auch nur seinen Namen genannt? Moris selbst hat durch seine unvorsichtig geäußerten Wünsche den Verdacht meiner Frau auf sich gewälzt.

„Aber eben diesen Verdacht hättest Du ihr benehmen sollen."

„Hm! Das hab' ich wohl bleiben lassen. — Zudem, Du weißt ja, ich war damals eifersüchtig und diese Leidenschaft ist so blind wie die Liebe. Jetzt, da seitdem zwanzig Jahre verflossen sind, sehe ich freilich mit anderen Augen, und erröthe über mein damaliges Benehmen, ich klage mich selbst an, allein wiederrufen kann ich nicht."

„So? Und Dein Sohn und Fräulein Moris sind unglücklich —"

In diesem Augenblick öffnete sich die Salonthüre und Madame Aubert trat ein.

„Du hier?" rief Aubert verwundert, indem er auf die Hängeuhr blickte, welche Ein Uhr zeigte, ich glaubte, Du seist auf der Redoute."

„Nein," antwortete sie. „Unser Sohn hat die Damen, welche diesen Abend bei uns zubrachten, dahin begleitet, ich blieb zu Hause und wollte über die projectirte Heirath nachdenken. Ich habe nachgedacht und gebe meine Einwilligung."

„Wie? ist's möglich?"

„Ja — Apropos! Da ist auch ein kleiner Schlüssel, den ich dieser Tage gefunden habe; gehört er nicht Dir?"

Aubert nahm den Schlüssel, warf einen verstohlenen Blick auf die Wand, und steckte ihn dann erröthend in die Tasche.

„Lieber Freund," sprach Marfeld lächelnd, die Ohren des Dionys von Syrakus und des Königs von England haben sich jetzt gegen Dich gewendet."

Aubert schlug die Augen zu Boden, seine Gattin aber sprach: „Lieber Freund! Du hast Dich in derselben Falle gefangen, welche Du mir vor zwanzig Jahren legtest."

Binnen einem Monate war Aubert's Sohn der glückliche Gatte des Fräulein Moris.

Mannigfaltiges.

(Naturwissenschaftliches.) Es kommt zuweilen vor, daß Einzelne etwas von einem Erdbeben gespürt haben wollen und dafür von den Andern belächelt werden. Vielleicht aber haben jene sich nicht immer getäuscht und ihre Wahrnehmungen konnten ebensowohl auf einer besondern Feinfühligkeit beruhen. Man ist nämlich darauf aufmerksam geworden, daß die Erdbeben in ihren äußersten und leisesten Schwingungen sich auf unglaubliche Entfernungen hin noch bemerkbar machen können, und zwar geschieht dies an der Luftblase, der Libelle oder Wasserwage. Schon zu verschiedenen Malen hat man dieselbe auf Sternwarten in Unruhe kommen sehen, ohne eine Erklärung dafür finden zu können, bis bei einem wiederholten Vorkommen auf der Sternwarte zu Pulkowa bei Petersburg, am 20. Sept. v. J, Staatsrath Wagner die Erscheinung auf ein Erdbeben bezog und die Stunde und Minute derselben notirte. In der Folge ergab sich, daß zur selben Zeit in Malta ein Erdbeben gehaust hatte und der letzte und stärkste Stoß in einem Moment erfolgt war, der der Beobachtung in Pulkowa um 7 Minuten vorherging. Später hatte man dort dasselbe Vorkommniß noch einmal und zwar zur selben Zeit, als ein Erdbeben tief in Asien die Stadt Taschkend zerstörte. Aus solchen Fernwirkungen ist wohl zu schließen, daß die Ursache der Erdbeben tief im Innern des Erdballes verborgen liegen müsse, wenn es auch einzelne von mehr localer Beschränkung geben mag, die sich durch Wasserwirkung in der Erdrinde, durch Auflösung, Höhlenbildung und Einstürze erklären lassen.

(Auflösung der Charade in Nr. 104: Bienenkorb.")

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.



